Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theol. an der Universität Straßburg.

---

7. Jahrgang
Januar—Dezember 1902

Göttingen
Vandenhoeck und Ruprecht
1902

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
955871
ASTOR LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1921 L

Inhaltsverzeichnis zum 7. Jahrgang: S. 383—384

Printed in GERMANY

7. Jahrgang Nr. 1. Januar 1902.

Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 80 Pf. Zusammen mit dem Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins „Deutschland" jährl. 1 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.

Inhalt: Zum neuen Jahre. — Smend: Liliencrons Chorordnung. — Seil: Gemeinsames Sprechen im Gottesdienst. — Diehl: Weihrauch. — Spitta: Der Dichter des Liedes: „Ach Gott, wie manches Herzeleid". — Bückner: Berühmte Kapellen. — Beegner: Die Weihnachtskrippe. — Häntein: Eine Neuerung im Orgelbau. — Löw: Der erste schweizerische Kirchengesangstag in Zürich. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — 2 Notenbeigaben. — Zur Notenbeigabe 1.

Zum Neuen Jahre.

Ein Trostgebete / damit ein betrübet Hertze / in allerley Creutze vnd Anfechtung dieser letzten mühseligen zeit / sich gantz lieblich trösten / vnd an dem süssen Namen Jesu Christi / sehnlich ergetzen kan. Aus dem alten Hymno: Jesu dulcis memoria, ꝛc.

1 Ach Gott wie manches hertzeleidt,
Begegnet mir zu dieser Zeit
Der schmale Weg ist Trübsall voll,
Den ich zum Himmel wandeln soll,
Wie schwerlich lest sich Fleisch vnd Blut
Zwingen zu dem ewigen Gutt.

2 Wo sol ich mich denn wenden hin?
Zu Dir HERR Jesu stehl mein Sinn
Bey dir mein Hertz, Trost, Hülff und Rath,
Allzeit gewiß gefunden hat.
Niemandt jemals verlassen ist,
Der getrawt hat auff Jesum Christ.

3 Du bist der grosse wunder Man,
Das zeigt dein Ampt vnd dein Person,
Welch wunder ding hat man erfahen,
Das du mein Gott, bist Mensch geborn,
Vnd führest vns durch deinen Todt,
Gantz wünderlich aus aller Noth.

4 Jesu, mein HERR vnd Gott allein,
Wie süß ist mir der Name dein.
Es kan kein trawren sein so schwer,
Dein süsser Nam erfrewt viel mehr.
Kein Elend mag so bitter sein,
Dein süsser Trost der linderts fein.

5 Ob mir gleich Leib vnd Seel verschmacht,
So weistu HERR, daß ichs nicht acht.
Wenn ich dich hab, so hab ich wahl,
Was mich ewig erfrewen soll.
Dein bin ich ja mit Leib vnd Seel,
Was kan mir thun, Sündt, Todt vnd Hell.

6 Kein besser Trew auff Erden ist,
Denn nur bey dir HERR Jesu Christ.
Ich weiß das du mich nicht verlest,
Dein Wahrheit bleibt mir ewig fest.
Du bist mein rechter trewer Hirt,
Der mich ewig behüten wird.

7. Jesu, mein Frewd, mein Ehr vñ Rhum,
Meins Hertzen Schatz und mein Reichthumb
Ich kans doch ja nicht zeigen an,
Wie hoch dein Nam erfrewen kan
Wer Glaub vnd Lieb im Hertzen hat,
Der wirds erfahren mit der That

8. Drumb hab ichs offt vnd viel geredt
Wenn ich an dir nicht frewde het
So walt ich den Todt wünschen her,
Ja das ich nie geboren wer
Denn wer dich nicht im Hertzen hat,
Der ist gewiß lebendig todt.

9. Jesu, du edler Breutgam werd,
Mein höchste Zier auff dieser Erd
An dir allein ich mich ergetz
Weil vber alle güldene Schatz
So offt ich nur gedenk an dich,
All mein Gemüt erfrewet sich.

10. Wenn ich mein Hoffnung stell zu dir,
So fühl ich Fried vnd Trost in mir,
Wenn ich in Nöthen bet vnd sing,
So wird mein Hertz recht guter ding
Dein Geist bezeugt, das solches frey,
Des ewgen Lebens vorschmack sey

11. Drumb will, weil ich lebe noch,
Das Creutz dir fröhlich tragen nach
Mein Gott, mach mich dazu bereit,
Es dient zum besten allezeit
Hilff mir mein Sach recht greiffen an,
Das ich mein Lauff vollenden kan.

12. Hilff mir auch zwingen Fleisch vnd Blut,
Für Sünd vnd Schanden mich behüt
Erhalt mein Hertz im Glauben rein,
So leb vnd sterb ich dir allein
Jesu, mein Trost, hor mein Begier,
O mein Heyland, wer ich bei dir.
AMEN

Liliencrons Chorordnung

von **Julius Smend**

Wenn die Monatschrift zu einer der bedeutsamsten liturgischen Erscheinungen der letzten Jahre[1]), die doch schon Gegenstand eingehender Besprechung in anderen Organen geworden ist[2]), erst heute Stellung nimmt, so liegt der Grund dafür einerseits in der nicht zu bewältigenden Stoffmenge, die der Redaktion zu schaffen macht, zum andern aber in der Erwägung, daß sich zur Würdigung eines solchen Werkes gerade die Eröffnungsnummer eines neuen Jahrgangs eignen werde. Dies zum Bescheide für alle die, nach deren Meinung wie in dieser Angelegenheit zu lange schon geschwiegen haben. Kann unsre Äußerung zur Sache nicht anders als scharf ablehnend ausfallen, so wird vollends darin Niemand den Ausdruck der Nichtachtung für ein Unternehmen erblicken wollen, das ohne Zweifel noch viel von sich reden machen wird, und dessen hochangesehener, gelehrter und verehrungswürdiger Urheber auch von uns Respekt und guten Willen erwarten darf.

Die „Chorordnung" Liliencrons bedeutet den praktischen Ertrag einer Lebens-

---

[1]) Chorordnung für die Sonn- und Festtage des evangelischen Kirchenjahres. Entworfen und erläutert von R. Freiherr v. Liliencron. Gütersloh, Bertelsmann. 1900.

[2]) Vgl. F. M. Rendtorff, Die neue „Chorordnung" von R. v. Liliencron, Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft II 2 (1901), S. 308—329. — Derselbe, Neuere Beiträge zum Ausbau des evangelischen Hauptgottesdienstes. Deutsch-evangelische Blätter XXVI 7 (1901) S. 485—496. — O. Baumgarten, Kirchliche Chronik. Monatsschrift für die kirchliche Praxis I 8 (1901) S. 291—293.

arbeit, die, auf sehr verschiedenartigen Gebieten sammelnd und schaffend, am Liebsten doch kirchlichen und ins Besondere gottesdienstlichen Studien zugewandt blieb. Sie ist des Verfassers Schoßkind, der Gegenstand seiner zärtlichsten Liebe und seiner stolzesten Hoffnungen. Wenn der mehr als achtzigjährige, aber jugendlich rüstige Mann noch die Stunde erlebte, da er sein Werk zum liturgischen Gesetzbuch der evangelischen Kirche Deutschlands erhoben sähe, so würde er mit seliger Befriedigung sein Nunc dimittis anstimmen. Zu dieser Erwartung aber glaubt er sich berechtigt, weil er in der von ihm aufgestellten Gottesdienstordnung „den richtigen und einzigen Weg" erblickt, den evangelischen Kultus zu seinem „so sehnsüchtig erstrebten Ziele hinzuführen", und weil er zu Sr. Majestät dem Kaiser und König dem seine Arbeit gewidmet ward, das felsenfeste Vertrauen hegt, dessen „berufene und kraftvolle Hand werde sich erheben, um die Gedanken zur That umzusetzen zur Ehre Gottes und unsrer Kirche zum Heil". Wirklich ist denn auch Liliencrons Ordnung für die Berliner Hof- und Domkirche vorläufig probeweise auf ein Jahr befohlen worden. Was weiter folgt, müssen wir als nicht Nächstbeteiligte in Ruhe abwarten, aber mit einem Worte bescheidener und sachlicher Kritik soll nicht länger gewartet werden. Zu dem Ende wollen wir zunächst die treibenden Grundgedanken des Werkes herauszustellen suchen.

Den Ausgangspunkt bildet die harmlose Frage nach einer organischen Eingliederung des Kunstgesanges in den sonntäglichen Hauptgottesdienst, eine Frage, deren Aktualität nicht bestritten werden kann, und zu deren Lösung der Verfasser prüfenswerte Beiträge liefert. Dem Chore wird die Aufgabe zuerteilt, am Eingang einen Introitus, nach der Lektion einen Choralsatz und zur Eröffnung der sogenannten Schlußliturgie einen „Altarspruch" zu singen. Diese Vorschläge sind an sich nicht neu, neu ist dagegen die Forderung, daß behufs Beseitigung jeder Willkür in der Wahl der zu singenden Texte fortan nur noch kirchlich legalisierte Sprüche und Strophen geduldet werden sollen. Der Subjektivismus muß aufhören, hinfort darf nicht mehr musiziert werden, was nicht zur Liturgie gehört. An die Stelle der liturgischen Ungebundenheit tritt ein für alle Mal das Schema, die allein gültige Formel.

Dies Schema ist ja nun für diejenigen Kirchengebiete, die Liliencron im Auge hat, in den landeskirchlich vorgeschriebenen Agenden im Allgemeinen vorhanden. Die neue preußische Agende und die für das deutsche Heer bedürfen nur geringer statutarischer Zusätze, um den geltend gemachten Ansprüchen zu genügen, und im Großen und Ganzen liegt die Sache in Hannover, Sachsen, Bayern, Mecklenburg u. s. w. nicht anders. Allein was allen diesen Kirchenbüchern noch abgeht, das ist ein ausgeführtes Schema für jeden Sonn- und Festtag im Kirchenjahr, und hier setzt nun Liliencrons eigentlichstes Interesse ein. Es genügt nicht, daß Sonntag für Sonntag die gleiche Grundform der Gottesdienstordnung wiederkehrt, es ist notwendig, daß durch ganz bestimmte Einzelvorschriften jedem Gottesdienste, vorab jeder kirchlichen Sonntagsfeier, ein für alle Mal eine scharfgeprägte Physiognomie gegeben werde. Und wie jene Grundform evangelischer Liturgien der römischen Messe entnommen wurde, so ist auch der ganze Apparat dieser auf den Einzelfall berechneten Wechselstücke[3]) das sogenannte De tempore, einfach dem Missale Romanum — für Mette und Vesper dem Rituale[4]) — zu entnehmen.

[3]) Ausgenommen sind natürlich die Choralstrophen.

[4]) Hier bedarf zwar die preußische Agende einer tiefer einschneidenden Reform. Allein Liliencrons Zusätze sind bereits alle „an entscheidender Stelle als zulässig anerkannt" worden (S. 173).

Das gemeinsame Band sind die biblischen Lesestücke, die Perikopen, nach deren Inhalt für jeden Sonn- und Festtag Introitus, Hymnus, Altarspruch — für Mette und Vesper, Antiphon und Responsorien — festzulegen sind, und zwar so, daß aus dem Ganzen gleichsam ein Jahreszyklus liturgischer Gedichte entsteht. Als Vorbilder können das Common Prayer book und das „Kirchenbuch" der evang.-luth. Kirche von Nordamerika (Philadelphia 1894) betrachtet werden.

Freilich behält das Missale vor solcher evangelischen Gottesdienstordnung immer den Vorzug, daß dort auch für jeden Wochentag ein festes Schema vorgesehen ist. Allein einigen Ersatz dafür findet Liliencron in dem Vorschlage, durch die chorgesangliche Eigenart des Sonn- oder Festtags der ganzen zugehörigen Woche die eigentümliche Farbe zu geben. Natürlich läßt der Verfasser auch den Umstand nicht außer Acht, daß seine Ordnung mit ihren durchweg auf den gregorianischen Gesang der römischen Messe zurückgehenden Vorschriften nicht an allen Orten verwirklicht werden kann. Indessen wo kein hinlänglich geschulter Chor zur Verfügung steht, werden die betreffenden Gesangsstücke einstimmig vorgetragen, und wo selbst dies nicht möglich wäre, liest sie der Liturg. Somit wird für Dom und Dorf eine einheitliche, bis ins Einzelne kirchlich legalisierte Gottesdienstordnung erreicht, die sich an jedem Sonn- und Festtag und an jedem Orte Jahr für Jahr erneut. Und da ein Jeder in der Gemeinde selbstverständlich den ganzen Zyklus der sonn- und festtäglichen Schemata in seinem eigens dazu hergestellten „Kirchenbuche" zur Hand hat, so haben wir nun endlich das „was wir brauchen", ein Band gottesdienstlicher Gemeinschaft, das alle Unordnung ausschließt, der Tonkunst durch große Aufgaben vielversprechende Bahnen weist, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit unter den Glaubensgenossen mächtig stärkt, dem kirchlichen Heimatgefühl kräftigen Halt bietet und um Volks- und Gemeindeleben neue, verheißungsvolle Klammern fügt. —

Ich denke, nichts zur Sache Gehöriges vergessen oder Wesentliches in falsches Licht gerückt zu haben. Auf Einzelheiten wird erst später eingegangen werden, vorerst unterziehen wir Liliencrons Grundgedanken einer evangelischen Kritik.

Das wird Niemand bestreiten, die „Chorordnung" bedeutet eine mutige und folgerichtige That. Wer die liturgische Entwickelung in Norddeutschland während der letzten Jahrzehnte aufmerksam verfolgt hat, kann durch dies Büchlein unmöglich überrascht worden sein. Es stellt ja nichts Anderes vor als die entschlossene Durchführung der Gedanken, denen die neue preußische Agende ihr Dasein verdankt.

Dies Buch ließ trotz der rigorosen Strenge[5]) seiner Bestimmungen doch immerhin ein gewisses Quantum von Bewegungsfreiheit übrig, dessen Zulassung man als Inkonsequenz betrachten durfte, und zu dessen Beseitigung sich früher oder später ein kongenialer Geist berufen fühlen mußte. Die definitive Fixierung und Legalisierung eines einzigen Schemas für den öffentlichen Gottesdienst mußte sich einmal in dem Vorschlage eines deutsch-evangelischen Missale und Rituale vollenden. Insofern ist das Werk Liliencrons nichts als ein genuiner Nachtrag zur preußischen Agende.

Die Geistesverwandtschaft zwischen dieser und der „Chorordnung" offenbart sich zunächst in der entschiedenen Nichtachtung des Gedankens der Union. Wie die Agende den Gemeinden reformierten Bekenntnisses die Innehaltung des einen, unverletzlichen Schemas — ohne „Responsorien"! — auferlegt, so gewährt ihnen die „Chorordnung" das Recht, die vorgeschriebenen Sangestexte in Ermanglung

[5]) Vgl. Mische VI Nr. 11, S. 381.

eines Bessern lesen zu lassen. Ein Drittes wird nicht geschehen. Wir wissen so freilich, daß der Anspruch in allmählichen Dingen mitzureden, den reformierten Gebietsteilen Norddeutschlands mit der Aktene der Selbstverständlichkeit abgesprochen wurde und wird. Aber man darf doch gespannt sein, ob man diese Vergewaltigung bis auf die Spitze treiben kann, ohne Widerstand oder Einspruch zu finden, zwar an den Träger der Reichsgewalt können sie sich nicht wenden. Sonst würden sie vielleicht daran zu erinnern wagen, daß das Haus Hohenzollern erst mit dem Übergange zum reformierten Bekenntnis seine geschichtliche Mission übernommen und daß die Union was ja unter Lutheranern sonst feststeht den Bekenntnisstand nicht hat antasten sollen.

Mit sonderbarer Übertreibung setzt sich Ehlencron ferner über die Geschichte und den Geist ganzer deutscher Landeskirchen hinweg, die sich bisher nicht bereit gefunden haben in die liturgischen Bahnen jener anderen einzulenken. Wie mag er sich wohl die weitere Entwickelung des Verhältnisses zwischen ihnen und drüben denken? Ich fürchte von Neidempfindung wird sich bei denen, „die ohne Gesetz sind" so bald nichts einstellen. Oder soll durch die künftigen Militärgottesdienste unter der waffentragenden Jugend eine moralische Eroberung wirksam werden, von der bisher so wenig zu spüren war? Nun, die Kluft wird größer und die innere Entfremdung stärker werden. Haben doch die in Bekracht kommenden Lande und Landeskirchen an selbständiger Kraft evangelischen Geistes und Lebens auch noch ihr Teil.

Wo aber zeigt sich bei den von Ehlencron vertretenen Bestrebungen ein spezifisch evangelischer Geist? Wo jener unsern Reformatoren eigen gewesene Sinn, dem alle Formen und Formeln gottesdienstlicher Art so gleichgültig, gesetzliche Vorschriften jedoch in dieser Richtung ein Gräuel waren? Wo ein feines Verständnis für das Wesen evangelischer Gemeindefeier, zu dessen Entfaltung doch auch einige Freiheit gehört, und dessen Eigenart sich von Anfang an zu den stolularischen Formen des abendländischen wie des orientalischen Kalbolizismus in entschlossenem und unversöhnlichem Gegensatz befand? Wo offenbart sich etwas von dem innigen Einvernehmen mit dem Pulsschlag schlicht evangelischer Frömmigkeit ein Empfinden, dem es Gewissenssache ist jener Arkanenverkalkung vorzubeugen die uns den Tod bringen muß?[6])

Wir vermissen uns nicht dem Verfasser der „Chorordnung" eine Vorlesung über die unäußerlichen Eigenschaften unseres reformatorischen Gottesdienstes zu halten. Aber das Eine bekennt er doch mit uns, daß die Predigt des Evangeliums Herz und Seele unserer Kirchenfeier bleiben soll. Wie kann er dann aber die Verkündigung der Ratschlüsse Gottes zu unserm Heil unter das Joch seiner Perikopen zurückführen wollen ja sogar die Jahr für Jahr zu wiederholende Auslegung und Anwendung dieser paar Bibelbrocken durch gesetzlich vorgeschriebene liturgische Zutat regelrecht und konsequent binden und fesseln?[7]) Und das Alles einer Idee zu Liebe die lediglich dem Hineinschauen auf Kirchengebiet nicht evangelischen Geistes ihr Dasein verdankt!

Es ist zwar lange her, da Dr. Luther „der Papisten Messe eine Abgötterei

[6]) Die ganz Ausdrucksweise Ehlencrons mutet unevangelisch an. So der ständige Ausdruck „heilige Handlung" für unsre abendliche Kommunionfeier. Gottesdienst. Freilich kann man sonntr vor Luzern bis tiefsinnen Gelegenheit einen dogmatischen Gehalt in der Predigt wiederholt von „unserer heiligen Liturgie" reden hören. Theca liturgica! Missa sancta!

[7]) Vgl. die Nachweise in dem nächsten Heft der Monatsschrift.

Digitized by Google

und schändlichen Mißbrauch des heiligen Sakraments" nannte der ähnlich lautenden Anklage des Heidelberger Katechismus zu geschweigen. Aber Liliencron selbst ruft uns solche Worte in Erinnerung, wenn er schreibt: „Wie oft gestaltete sich mir unmerklich und ungewollt der an sich nur zu Zwecken der Prüfung und Belehrung unternommene Besuch der Messe auf diesem Wege (durch die Wahrnehmung der Einheitlichkeit des gesamten De tempore[1]) zu erhebender Erbauung und wahrer Andacht!" Dem gegenüber macht es auf die, die es angeht, am Ende doch wenig Eindruck, wenn ihnen ihr frisches, fröhliches Singen und Musizieren ohne Anschluß an ein allenseligmachendes Meß-Schema durch den Einwand verleidet werden soll: „Vor allem fehlt diesem „Mottetensingen" die feste Form und die kirchliche Legalisierung"[2]). Um Vergebung, aber dieser Kanon erinnert doch gar zu sehr an die unserm Jochen Rührdanz zur fixen Idee gewordenen „Poppiren".

Nein, im Ernst zu reden, ist es denn möglich oder auch nur erlaubt, zu glauben, auf dem Wege ritualistischer Bestimmungen werde man Leben, evangelisch-christliches Leben, schaffen? Der Erfolg wird wohl eher dieser sein, daß man einerseits für das unerreichbare Vorbild, die römische Messe, Propaganda macht, andererseits aber die Landes- und Staatskirchen bei vielen der Besten um den letzten Rest von Sympathie bringt und ihre Glieder vollends den Sekten in die Arme treibt. Daß das kein leeres Gerede ist, zeigt nach beiden Seiten hin das Beispiel Englands, das uns durch Liliencrons eigenen Hinweis auf den Common Prayer so nahe gelegt wird. Wohin sich aber drüben überm Kanal evangelisches Leben und Weben gerettet hat, ist Jedermann bekannt. In unserm Falle und für Deutschland wird sichs zu zeigen, auf welcher Seite neben andern Lebenskräften auch die einer wahrhaft erbauenden Kunst sich künftig regen wird.

Nun ist gewiß zuzugeben, daß die Vorschläge Liliencrons bei den Vertretern modernen Kunst- und Kunstgeschichtsbetriebes, vor allem bei unserm ästhetisierenden Feinschmeckertum Beifall gefunden haben und finden werden[3]). Allein dem gegenüber steht doch das starke Befremden vieler ernsten evangelischen Christen, auch vom lutherischen Bekenntnis und von einer Liliencron verwandten liturgischen Richtung, wir haben Beweise dafür. Und diese zwiefache Beobachtung bestärkt uns in der Annahme, daß die „Chorordnung" des ehrwürdigen Gelehrten von bekannter universeller Bildung und künstlerisch hoher Bedeutung im Grunde und wesentlich aus historisch-ästhetischen Motiven entsprungen ist, nicht aus einem übermächtigen religiös-evangelischen Impulse. So gewiß wir aber sind, daß gerade im Protestantismus die Versöhnung der modernen Kultur mit dem Christentum vorgesehen ist, und daß auch der evangelische Gottesdienst von solcher Versöhnung immerdar ein erhebendes Zeugnis geben wird, so unbedingt fordern wir, daß bei aller Arbeit im Dienste der anbetenden Gemeinde der fromme christliche Kindes- und Brudersinn das erste und das letzte Wort habe.

Wie gern möchte man an der Lebensarbeit eines vielverdienten Mannes auch von unserm Standpunkt aus zu lernen und wenigstens dies und das von dem Dargebotenen praktisch auszunutzen suchen. Ob und wie weit uns das möglich ist, will ich in einem zweiten Aufsatz — „Bibelwort und Kirchenlied in Liliencrons Chorordnung" — darlegen. Indessen wird dem Verfasser mit solcher Prüfung schwerlich gedient sein, kann doch sein De tempore nur dort zur Wirkung kommen, wo es zwangsweise durchgeführt wird per circulum anni et in saecula saeculorum,

[1]) Die Sperrung rührt von Liliencron her!

[2]) Vgl. z. B. die von jeder liturgischen Orientierung verlassenen Äußerungen G. Göhlers im Kunstwart, 14. Jahrg., 1. Oktoberheft 1900, S. 31 ff.

und bal ers doch nicht auf diskutable Einzelvorschläge abgesehen sondern auf ein als Ganzes anzunehmendes oder abzulehnendes kirchliches Gesetzbuch.

Daß wie es ablehnen hat es natürlich erwartet, es fehlen uns ja in unserm Südwesten alle Voraussetzungen für seine Einführung. Daß er die tiefer liegenden Gründe unsrer Ablehnung wiedrige dürfen wir wohl nicht verlangen. Nur das Eine erbitte ich zum Schluß, daß Niemand unsern Widerspruch auf konfessionelle Voreingenommenheit und reformierte Beschränktheit zurückführe. Ich bin gewiß, über das, was hier als Produkt „kirchlicher Legalität" angeboten wird, würde Luther die vollen Schalen seines Hohnes ausgeschüttet oder auch mit Fäusten drein geschlagen haben.

Gemeinsames Sprechen im evangelischen Gottesdienst

von Professor **Dr. Sell** in Bonn

Mit lebhaftem Interesse habe ich gelesen, was einer der Herren Herausgeber in Nr. 8 v. Js. über das Sprechen im Gottesdienst ausgeführt hat und mit Freude darüber, daß diese nicht unwichtige Frage durch ihn zur Diskussion gestellt worden ist. Zu einer Zeit als ich noch selbst in der Lage war in liturgischen Dingen diesen und jenen Versuch zu wagen und dabei meine Erfahrungen zu machen, hat mich lebhaft eine Ausführung Spittas beschäftigt, worin er zeigte, wie wenig singemäß es sei, wenn in dem kirchlichen Wechselgespräch zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde der Pfarrer spricht und die Gemeinde als Antwort singt. Spitta fand damals die Auskunft, daß statt des Pfarrers ein einstimmiger Kirchenchor singt und die Gemeinde ebenso singend antwortet. Nachdem sich mein Geschmack einmal von der Richtigkeit von Spittas Bemerkung überzeugt hatte — ich empfinde seitdem so, wie es mich lehrte — kam ich sofort auf die Lösung, also sollte, wenn der Pfarrer in der Liturgie abwechselnd mit der Gemeinde auftritt, entweder alles gesungen oder alles gesprochen werden! Ich hatte dann in Kindergottesdiensten und sonst Gelegenheit über das gemeinsame Sprechen Erfahrungen zu machen, ich habe auch in katholischen und anglikanischen Gottesdienst die Sache beobachtet und teile gern meine Ergebnisse mit.

Ich fasse sie zusammen in den hypothetischen Satz: die Versuche eines liturgischen Ausbaues unserer Gottesdienste sind vielleicht auch darum nicht zum Ziel gelangt, weil man dabei auf das liturgische Singen der Gemeinde größeren Wert legte als auf die Einführung des liturgischen Sprechens. Man sollte das bei neuen Versuchen berücksichtigen. Dann aber muß man auch beachten, daß erfahrlich Singen und Sprechen als Thätigkeit der Gemeinde jetzt eine verschiedene Bedeutung gewonnen haben.

Alle Belebungsversuche der Liturgie haben den Zweck, die Gemeinde im Gottesdienst thätiger zu machen. Das Ideal derselben besteht darin, daß Geistliche und Gemeinde in einem Gefühle sich vor Gott versammeln und zu ihm und mit ihm redend vereinigen: der Gottesdienst ein wirkliches Wechselgespräch mit Gott. Diesem Gefühl der Gottesnähe dient dann auch der feierliche Schmuck des Kirchenhauses, ihm entspricht die höchste Schwung der Kirchenmusik und der schöne Wohllaut der gesprochenen Rede.

Ich gestehe, daß ich dieses Gefühl der gemeinsamen Thätigkeit am Priester und Gemeinde vom Inneinandergreifen der Einzelakte des Gottesdienstes und der Gesammtfestfeier besonders deutlich in katholischen Gottesdiensten gehabt habe. Der stete Wechsel im Hören und Antworten der Gemeinde, auch von Singen und Sprechen, von Stehen, Sitzen und Knieen trägt dazu bei. Das alles ist viel jener zum Teil unbewußten großen pädagogischen Meisterschaft geordnet, die diese Kirche zu Herrschern über die Massen sonder Gleichen gemacht hat. — Wie könnten wir doch jedem Vergleich in dieser Richtung absehen, da wir viel seltener so große Massen Volks im Gottesdienst zusammeln wie sie dort in Städten zur Messe kommen, und wie können und müssen, da bei uns in jeder Stadt die Gemeinde sich in mehrere Predigtkirchen verteilen wird, unsere Gegausatzen vielmehr berechnen auf kleinere Gemeinschaften von nicht über 1000 Menschen.

Die Frage ist: wie bringen wir es dahin, daß in unsern öffentlichen Gottesdiensten die Gemeinde wenigstens in ihrer Mehrzahl sich wirklich innerlich und äußerlich an allem beteiligt was geschieht?

Ich empfinde es, je älter ich werde um so lebhafter daß das wichtigste Mittel, das Singen von Liedern und Choralweisen, immer noch viel zu wenig benutzt wird. Es herrscht nach allen den geoparteten Bestrebungen und Leistungen unserer Kirchengesangvereine und Kirchenchöre dennoch eine staunenswerte Trägheit in der Massen mitte uns. Man versäumt es, innerhalb der bestehenden Gottesdienstordnungen und mit ihren Mitteln zu reformieren! Man kann eine jede Gemeinde durch richtig geleiteten Gesang, durch Abwechseln und Einfügen von Versen, wo es möglich ist, durch Wechselgesang von Knabern und Erwachsenen, die Gemeinde, die überall gern singt, aber überall an Singen träge wird, wo sie immer dasselbe singen soll und ebenso wenn sie alles in einerlei Stimmung singen soll, innerlich aufrütteln. Und ich meine man kann durch einen schönen Aufbau von Liedern, Schriftsätzen und Gebet ohne jede sonstige sogenannte liturgische Zuthat einen ganz herrlich wirksamen Gottesdienst zu Stande bringen.

Aber nun haben wir den kunstreichen Aufbau der Liturgie, die dazu dienen kann eine Seite des Gottesdienstes besonders wirksam zu machen: das gemeinsame Gebet. Es ist an vielen Orten erst in dem letzten Jahrzehnt gelungen was die preußische Agende schon früher einführte, die Gemeinde an gesungene Responsorien zu gewöhnen, und dazu soll man natürlich vorerst nicht rütteln. Aber was ist der Erfolg? Die Gemeinde hat immer noch nicht das Gefühl auf das was der Geistliche sagt und fragt, zu antworten. Sie beteiligt sich nicht an dem was er thut sondern sie wechselt mit ihm ab. Er sagt seinen Spruch und sie singt ihren Spruch. Sie singt den im Allgemeinen um so lieber und um so besser, je mehr Melodie der liturgische Satz hat. Also sie hat vom gesungenen Ehre sei dem Vater" ꝛc „Halleluja', „Amen, Amen', etwa dasselbe, was sie auch und noch viel mehr am Liedvers oder Lied haben würde. Nichts anderes.

Ganz anders ist es beim Sprechen. Von der von Spitta angefeheten Antwort „Ja!" einer Gemeinde auf die Beichtfrage könnte ich eine längere und nicht uninteressante Geschichte erzählen wie darau einer Gemeinde zum Bewußtsein gekommen ist daß es sich bei dieser Beichte darum handelt daß man etwas Gott zu Ehren sagt.

Das „Sprechen der Gemeinde" in unserem deutschen Gottesdienste beschränkt sich meist auf dieses „Ja". Es hat aber eben darum ein ungeheures Gewicht. Es be-

Digitized by Google

deutet ein ganz plötzliches Hervortreten des Individuums mit seiner Meinung zur Sache. Es regt schon vorher auf, und es zittert lange nach. Es ist eben vielleicht persönliches Leben in dem sonst nur als eine Gemeindefeier sich abspielenden Gang des Gottesdienstes. Und danach wäre meines Erachtens jene weiteste Verwendung, wenn man das ja viel bedeutsamere Sprechen einführen wollte für eine Reihe von liturgischen Formeln ganz allgemeinen Charakters wie das „Ehre sei", Halleluja (was ja ebenfalls ein Sangesruf ist) u. dergl.

Aber an den Schluß eines jeden im Namen der Gemeinde gesprochenen Gebets gehörte es. Das „Amen" sollte gesprochen werden.

Durch Sprechen der ganzen Gemeinde würde das Glaubensbekenntnis einen völlig andern Charakter erhalten. Ich gestehe, daß es auf mich in Bayern einen überwältigenden Eindruck gemacht hat, und daß ich es darum jede angemessen finden könnte. Aber ich weiß ebenso gut, daß am Sprechen des Glaubensbekenntnisses mancher einen großen Anstoß nehmen würden, die es gern mitsingen. Das gesprochene Bekenntnis erscheint ihnen sozusagen wie eine eidliche Betheuerung vor Gott, die sie scheuen, wenn nicht auch jedes kleinste Wörtchen darin ihrer wahren Meinung entspricht. Während ein gesungenes Bekenntnis ein Lied ist, bei dem man nicht nach der Richtigkeit des einzelnen Ausdrucks, sondern nach dem Ton und Charakter des Ganzen fragt. Auch derjenige, der an keinen persönlichen Teufel glaubt, singt voll trotziger Begeisterung mit: „Und wenn die Welt voll Teufel wäre". Das gesungene Lied wie ebenso auch das gesungene Glaubensbekenntnis hat eben seine Heimat in alten Jahrhunderten, es trägt uns in ferne, fremde Zeiten zurück, es läßt uns weder zu dem werden, was unsere Väter waren, und eben in dieser seiner Eigenschaft, die man mit einem anderen Ausdruck „Gebundenheit" genannt hat und die man vielleicht besser als „geschichtliche Zeitlosigkeit" und beschränkte Unempfindlichkeit benennt, wirkt es als ein Moment konzentrierter Geschichte in unserem Gottesdienst.

Darum würde ich so zweckentsprechend ich das gemeinsame Sprechen des Glaubensbekenntnisses halten mag, dessen Sinn völlig ins Gegenteil verkehrt wird, wenn man es zu einem Vortrage macht, der von den Oberen der Gemeinde herzieht, statt daß man es aus der Seele der Gemeinde herausziehet und so vor Gott hinträgt — eben weil ein so großer Unterschied zwischen Singen und Sprechen heute obwaltet, darauf verzichten, es sprechen zu lassen. Nur das „Amen" soll die Gemeinde sprechen. Wer nicht will schweigt.

Die Dorologie des Vaterunsers zu sprechen scheint mir ein Recht der Gemeinde zu sein. Ich habe das Sprechen des Vaterunsers in anglikanischen Gottesdienst, wo man meist ebenso diskret und halblaut singt wie spricht, sehr angemessen gefunden, aber nachdem sich nun einmal — eine unbeabsichtigte Folge unserer liturgischen Plauderhaftigkeit und der Wortfülle unserer offiziellen Gebete — in unserem Volk ziemlich allgemein als Gesetz herausgestellt hat, daß in unserem Gottesdienst das Vaterunser doch das eigentliche ja das einzige wirkliche Gebet ist, das alle wirklich mitbeten, so gehört es sich daß hier die Gemeinde die von ihr selber ausgegangene Schlußversicherung „denn dein ist das Reich" u. s. w. auch selber spreche. Das Gebet selbst ist nur so laut zu sprechen, daß Jedee weiß, welche Bitte eben gebetet wird, und wo möglich sollte die Glocke läuten, die Denen demjenen vom Gebet drinnen Kunde gibt und die in der Kirche die heerschende Stille haedae macht. Wenn die Gemeinde

das dreimal gehört hat, wird ihr das so erbaulich vorkommen, als hätte sie es immer gethan

Erst dadurch, daß die Gemeinde den Gebetsruf „Herr, erbarme dich!“ selbst ausspricht, wird die Litanei ihre volle Wirkung erlangen Darum stimme ich Spitta durchaus bei. Ich wundere mich offengestanden auch immer über den Stumpfsinn unserer Gemeinden in der preußischen Landeskirche, die, wenn ihnen das sogenannte „Gebet des Chrysostomus“ vorgebetet wird, das nur in einer Aufzählung der Personen und Dinge, für die gebetet wird, und dessen, was für sie erbeten wird, besteht, dann wenn das eigentliche Gebet selbst in dem Worte kommt „Herr erbarme dich'“ — nicht laut mitspricht. Ich habe einmal einem Pfarrer, der es so richtig vortrug, daß Jedermann es merken mußte, angedeutet, mit Andern laut in diese Gemeindebitte einzustimmen — aber es wurde kein Gebrauch davon gemacht. Die neue Agende enthält bei diesem Gebet den dreimaligen Ruf „Herr, erbarme dich“ und gestattet es, daß die Gemeinde ihn mitspricht Man wird aber wenn erst einmal das Sprechen der Gemeinde in einzelnen Fällen geübt ist, auch von selbst weiter geführt werden Ich denke nur einen Bittgottesdienst, etwa in großer öffentlicher Not oder Gefahr während eines Krieges bei gefährlicher Erkrankung eines regierenden Hauptes u dergl. Wie richtig wird es dann einer Gemeinde erscheinen, daß sie selbst die ihr vorgesprochenen Bitten bekräftigt mit einem „Herr erbarme dich' oder „Herr, erhöre uns“

Hat man aber einmal derart die Gemeinde prinzipiell zum Sprechen ermächtigt, dann wird sich ein sicheres Gefühl einstellen für den Unterschied von gemeinsamem und ganz individuellem Handeln und Mithandeln im Gottesdienst. Die Gemeinde wird begreifen, warum sie den Ausdruck aller gemeinsamen regelmäßigen Empfindungen und Überzeugungen im Singen findet und warum sie da, wo jeder Einzelne persönlich und sozusagen individuell sein Bekenntnis ausspricht, Mann für Mann jedes in seiner Stimme spricht Damit werden gewisse Formeln, die eben doch nur Formeln sind, im liturgischen Wechselverkehr ihren Wert verlieren, und man könnte sie allmählich fallen lassen Man würde dann schärfer unterscheiden zwischen dem Einzelgebet des Pfarrers und dem Gemeindegebet, es würden auch besondere Fürbitten, die aus dem Bedürfnisse der Gemeinde oder Kirche hervorgehen, also Fürbitte für Gefährdete für das kämpfende Heer für solche die um ihres Glaubens willen verfolgt sind u dergl., so vorzutragen sein, daß die Gemeinde mit einem gesprochenen Worte einstimmt

Nur ein sehr maßvoller und sehr ernsthafter Gebrauch dürfte von dieser neuen Form gemacht werden, denn man bedenke wer die Gemeinde auffordert, laut Ja! zu sagen, der fordert ja auch auf eventuell wenigstens innerlich nein! zu sagen Und wenn das auch nicht laut wird so spürt man es dennoch dieses Nein. Auch könnte rasch das angeordnetlich wirkungsvolle Sprechen entwertet werden, wenn man es mechanisch einführte an möglichst vielen unpassenden Stellen Nur das ist zu verlangen, daß dem Schlendrian ein Ende gemacht werde als müsse es in unserem Gottesdienst immer so langweilig zugehen wie es irgend einmal gewesen ist, und als dürfe man nicht da einmal laut reden, wo man sonst nur laut sang.

In der katholischen Kirche herrscht, wenn ich recht beobachtet habe, große Abwechselung Auf den Altargesang des Priesters antwortet die Gemeinde auf der Chor meist singend Die Litanei aber wird oft (wenn nicht immer?) von der

Kanzel gebetet als eigentliches Volksgebet und dann auch außerordentlich pünktlich von der Gemeinde sprechend erwidert in den einzelnen Bitten. Und das möchte ich doch auch vermuten, daß durchschnittlich die innere und äußerliche Beteiligung am Gebetsakt in dem katholischen Gottesdienst größer ist als bei uns. Das hat eine ganze Reihe von weiteren Gründen. Ich übergehe sie.

Eins aber wäre zu sagen: Soll die Gemeinde auf gewisse Gebete in unserem Gottesdienst mit Lust Amen sprechend antworten können, dann müssen diese Gebete kurz, allgemein verständlich im Inhalt sein und mit vollkommener Natürlichkeit als wirkliche Bitten vom Pfarrer auch vorgebetet werden, nicht wie es so oft geschieht, blos vorgetragen, oder in einer bestimmten angewöhnten Tonfolge, die des Pfarrers höchst persönliche Sprechmelodie ist, so deklamiert werden, daß der Hörer den Eindruck hat, der Mann spricht mir nur sein Eigenes vor, er betet nicht an meiner Statt.

Will man der Gemeinde zum Sprechen den Mund öffnen, dann — müssen unsre Pfarrer auch selbst richtig sprechen und vorsprechen können, und daran fehlt noch sehr viel. Das ist nicht als Vorwurf gemeint und gesagt, sondern als Desiderium.

Hätte man am Anfang der liturgischen Bewegung den Gemeinden das, was man eigentlich von ihnen wollte, deutlich gemacht, indem man sie aufforderte, doch zu dem, was man in ihrem Auftrage ihnen vorsprach, auch Ja und Amen zu sagen — so würde vielleicht manches unzeitige Experiment vermieden worden sein. Darum meine ich, daß man die von Spitta gegebene Anregung weiter verfolgen sollte. Um Gottes willen kein Gesetz daraus machen, oder es irgend Jemand aufdringen aber vorsichtig, vor allem mit Kindern, die Sache einmal probieren. Die Nebengottesdienste gewähren dann weiteren Spielraum, und so könnte auch von dieser Seite her die etwas stockende Bewegung auf zweckmäßigere und mehr erbauliche Gestaltung unserer Gottesdienste eine Auffrischung erhalten.

Anfrage wegen Weihrauch in evangelischen Kirchen

von Pfarrer Lic. Dr. Diehl

Dieser Tage fiel mir wieder einmal eine von mir vor Jahren genommene Kopie einer Stelle aus den Visitationsakten der großen Generalkirchenvisitation von 1628 in die Hand, die schon mehrfach meine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, ohne daß es mir je gelang, über ihre Bedeutung recht ins Klare zu kommen. Sie bezieht sich auf die lutherische Gemeinde Groß-Umstadt in Hessen und besagt ohne Zweifel, daß nach 1628 in dieser Gemeinde bei einem Hauptgottesdienst Weihrauch gebraucht worden ist. Daß dies allemal geschah, läßt sich nicht behaupten, wohl aber, daß es bei dem feierlichen Visitationsgottesdienst von 1628 geschehen ist.

Die Stelle, welche nachher mitgeteilt werden soll, betrifft ein Strafverfahren gegen einen Religionsspötter, der sich im Visitationsgottesdienst allerlei überflüssige und recht wenig angebrachte Bemerkungen zu Schulden kommen ließ und dazu allem Anschein nach durch die allzugroße Länge des Gottesdienstes veranlaßt worden war. Er sagte, als der „Rauch" an ihm vorbeigetragen wurde, ein Stück Brot oder ein Maß Wein wäre ihm (eben) lieber, dann könnte ers aushalten, und machte dann später noch die witzig sein sollende Bemerkung, wann der Pfarrer ihn in dem (nachfolgenden) Katechismusverhör etwas fragen werde, was er nicht wisse, dann wolle er diesem eine Gegenfrage stellen, auf die er auch keine Antwort haben werde, nämlich wie viel Zinken eine Egge hätte. Dies wurde angezeigt und der

Digitized by Google

Kirchenväter vorgeladen. Das Protokoll sagt hierüber in einer von mir genau abgeschriebenen und noch dieser Seite hin unwandfreien Stelle

„Hans Völcker Ein böser mensch, als die vorsteherer Ihr ampt in der Kirchen verrichteten, und der glockner einen Rauch in dieselbigen umbgetragen, hat 1) gesagt, wan er ihm ein stück brot oder den Rauch brechte 2) als sich die sach etliche lang verzogen hat er wider gesagt wan er Ehr mag, Wenn helle lonte es des Dings Ein Ende erwarten 3) Wan man ihn sogte wollt er wider singen wie viel Zinken ein ege helle Vorgesadet und der unordentlichen weell halben will hellen eenß gestraffet. Hat es 4) wollen leugnen sindt ihm auß einem dreyfeiu sieben Zeugen, die solches außsagt vorgelesen worden 2) gesagt man gebe schwere sogen uff, sache ober ein nichtige Außsicht dann ewere dem Catechismo nichts gefraget worden 3) alß wennhalle sodn zu Hindstatt eine mahls dem Pfarere helle deien sollen und nichte gewust helle er zum Pfarrer gesagt. Er woll ihn auch ellwz sagen. Er sailte ihm sagen Wenzel Zinken ist Einer Eyen weiren. Das helle er nue ergehlet Der Man wade bekant alß ein böser mensch, Ist in den Thurn gesetzt, wohl die sach Ihree F G anzudenten gesagt worden."

Ich kann mir wie gesagt dieser Dokumente der „Rauches" nicht erklären, da in der hies Gottesdienstgeschichte keine Spur von Dahmendiesem diese Sitte aufzindbar ist und alle Anzeichen darauf deuten, daß man dem Räuchern gleich in den Anfangen der dess Kirche den Abschied gab Da mir zur Zeit Nachrichten aus anderen Gebieten über das Vorkommen dieser Bräuche in evangelischen Gemeinden nicht zu Gebote stehen, so sauge ich hierdurch an, ob vielleicht da oder dort etwas Genaueres bekannt ist Erwähnen will ich noch daß Umstadt als Sitz auch einer reformierten Pfarrei in seiner Geschichte viele Kämpfe zwischen den zwei Konfessionen aufzuweisen hat, deren Akten ganze Folianten füllen Vielleicht, daß der Gegensatz gegen die Reformierten diesem Brauch aus dem Katholizismus den Fortbestand vermittelt hat!

Der Dichter des Liedes „Ach Gott, wie manches Herzeleid"

von **Friedrich Spitta.**

Einleitung.

Den ersten wie den poetischen Wert des an die Spitze des neuen Jahrganges der M. Sch. gestellten mehrstrophigen Liedes[1]) hat Nelle in seinem ebenerwähnten Artikel „Der Hymnus Jesu dulcis memoria" M. Sche V, S 37—45 gewürdigt Zugleich hat er dort die literargeschichtliche Streitfrage berührt die die heute noch nicht entschieden ist Er bemerkt „Was sind gewagt mit Ph Wackernagel dem Bernhard Clairvaux das Lied dem Konrad Hofer zuzuschreiben, doch ist auch nicht unmöglich daß Martin Moller es übersetzt hat" Ihre diese Alternative ist überhaupt bis heute die hymnologische Forschung nicht hinausgekommen Abschon B J Rambach[2]) Konrad Hofer als englischen Konkurrenten dem Martin Moller entgegengestellt hatte, und nachdem ihm Hymnologen wie Bunsen,[3]) Lauxig.[4]) Slip[5]) zugestallen waren, kam man schon vor einem halben Jahrhundert zu dem Schluß „Die Sache fällt weiterer Untersuchung anheim"[6]) Seitdem ist E E. Koch[7]) mit voller Entschiedenheit aber nicht immer mit glücklicher Begründung für Moller eingetreten Auch bei A F W

---

1) Dasselbe ist dael noch der 4 Ausgabe des 1 Teiles der Meditationes sanctorum patrum von Martin Moller (1595) wieder gegeben, die aus der Hommel'schen Sammlung weltvoller Hymnologica in den Besitz der Straßburger Bibliothek übergegangen ist.

2) Anthologie christlicher Gesänge aus allen Jahrhunderten der Kirche II (1817) S 168

3) Versuch einer allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuches S 862

4) Leben der deutschen Kirchenlieder

5) Um evangelischer Liedesegen

6) So J Mumpell Geistliche Lieder der evangelischen Kirche aus dem 16 Jahrhundert S 768 der indes mehr für Hofer als für Moller entschieden ist

7) Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs. 3 Aufl. II S 215

Fischer[8]) ist die Neigung vorhanden der Tradition des 17. und 18. Jahrhunderts zu folgen;[9]) oder da er im Grunde über eine Zusammenstellung früherer Forschungen nicht hinauskommt, so ist sein Bescheid unbestimmt und schwankend. Sehr wesentlich zu Gunsten von Hoier verschob sich das allgemeine Urteil durch das Vorgehen Ph. Wackernagels,[10]) der unser Lied ohne weiteres unter dem Namen „Conrad Höier" mitteilte. Wie wenig er selbst indeß zu einer entschiedenen Ansicht hindurchgedrungen war, ergiebt sich daraus, daß er den Text nicht in der von Höier, sondern in der von Moller überlieferten Form abdruckte und in den kritischen Anmerkungen ebenso sehr die Bedenken hervorhob, die gegen die Verfasserschaft Höiers, wie die, welche gegen Moller sprechen. Man kann sich denken, wie es bei diesem Stande der Forschung mit den biographischen Notizen in unseren Gesangbüchern aussieht. Die einen[11]) bezeichnen den Verfasser als unbekannt, die andern[12]) nennen Martin Moller, die dritten versehen Moller mit einem Fragezeichen[13]) oder mit einem vorsichtigen „Vermutlich"[14]), die vierten lassen der Gemeinde die Wahl zwischen Moller und Hoier oder zwischen Hoier und Moller und geben einem der Namen oder beiden ein Fragezeichen[15]), die fünften nennen Hoier oder nicht ohne ein Fragezeichen,[16]) die sechsten nennen Hoier mit voller Entschiedenheit[17]).

Aber was kommt darauf an, wird man fragen, daß über eine derartige biographische Notiz keine Übereinstimmung herrscht? Darauf antworte ich: Es handelt sich hier um ein Lied, das der Gemeinde von jeder besonders teuer gewesen ist. Kurze Zeit nachdem es erschienen war, hat es sich seinen Platz in den Gesangbüchern erobert und ist dann im ganzen Gebiete des deutschen Protestantismus in gesegnetem Gebrauch gewesen, von Riga bis nach Amsterdam, von Lindau bis nach Kopenhagen. Nachdem es mit seiner ekstatischen Glut der nüchternen Verständigkeit des Rationalismus hatte weichen müssen, ist es jetzt wieder teurer Besitz der meisten Landeskirchen geworden[18]). Bei einem solchen Liede ist es doch wohl nicht gleichgültig zu wissen, wer der Mann war, der durch seine Verse so vielen den Glauben belebt und das Kreuz leicht gemacht hat. Und da nun die Frage nach der Urheberschaft allerlei Interessantes und wenig Gekanntes zum Vorschein bringt, so darf ich hoffen, für meine Untersuchung auch bei denjenigen Aufmerksamkeit zu finden, die sonst keine besondere Liebhaberei für historisch-kritische Forschungen haben und gelegentlich die Monatschrift tadeln, daß sie davon zu viel bringe. Ich bin gewiß, wenn sie meinen Darlegungen gefolgt sind, werden sie das Lied doppelt lieb gewonnen haben.

I.

Die äußeren Zeugnisse für Moller als Verfasser.

Unser Lied findet sich zum ersten Male in der aus dem Jahre 1587 stammenden 2. Auflage der Schrift: Meditationes sanctorum patrum. Schöne / Andechtige Gebet / Tröstliche Sprüche / Gottselige Gedanken / Treue Bußvermahnungen / Herzliche

[8]) Kirchenlieder-Lexikon I, S. 10 f. Entschiedener für Moller äußert er sich a. a. O. II, S. 186.

[9]) Dergleichen Lincke, Blätter für Hymnologie 1885, S. 143.

[10]) Das deutsche Kirchenlied I, S. 667. V, S. 84.

[11]) Z. B. Altenburg, Großh. Sachsen.

[12]) Z. B. Ägypten, Bayern, Cassel, Rheinland und Westfalen, Prov. Sachsen.

[13]) So Braunschweig (Entw.), Hannover, Pommern, Kgr. Sachsen, Schleswig-Holstein.

[14]) Elsaß-Lothringen.

[15]) Berliner Liederschatz, Straßburg (Augsb. C.), Weimar.

[16]) Halle (Evang. Ges.).

[17]) Basel, Frankfurt, Halberstadt, Halle (Evang. luth. Ges.), Minden, Ravensberg, Tecklenburg, Pfalz (Edrard), auch Vollständiges Marburger Ges. B., neuer Abdruck, Allgemeines Gesang- und Gebetbuch, Hamburg, Randes Haus, das Wittenbergische Kirchengesangbuch, hrsg. von Schapper. So auch R. v. Liliencron, Chorordnung S. 13 u. a.

[18]) In den neueren Gesangbüchern der deutschen Schweiz fehlt das Lied, Basel (1854) hatte es noch. In Württemberg, Baden, Pfalz oder auch in Coburg-Gotha, Posen und Schlesien ist es verschwunden, wie es denn auch keine Aufnahme in die 150 Eisenacher Kernlieder gefunden hat, wo es vor manchen anderen einen Platz verdient hätte. Auch dem Militärgesangbuch fehlt es. Die große Mehrheit der Landeskirchen rechnet es zu dem festen Stock der beliebtesten Lieder.

Danckſagungen / vnd allerley nützliche vbungen des Glaubens. Aus den heyligen Altvätern: Augustino, Bernhardo, Taulero, vnd andern / fleissig vnd vedentlich zusammen getragen vnd verdeutschet. Durch Martinum Mollerum. Der Verfasser, geboren 1547 in Kropstädt bei Wittenberg, gestorben 1606 als Oberpfarrer an St. Peter und Paul in Görlitz, charakterisiert in der Dedikationsepistel seine Arbeit folgendermaßen: „Was aber biß mein Gebete vnd Trostbüchlein belanget, sol . . . ich nicht bergen, daß es kein newes sey. Ja, das auch kein einiges Gebetlin darinnen zu finden ist, welches jetzundt entweder von mir oder einem andern gestelet were. Sondern ich habe es mit allem fleiß aus den schrifften der alten Väter, S. Augustini, S. Bernhardi, Tauleri, vnd andern zusammen gelesen, in eine

Bildnis Mollers aus der Sakristei der Peter- und Paulskirche zu Görlitz.

Ordnung gefasset, für ein jedes einen schönen spruch aus heyliger Schrifft, welcher gleich die Summa desselben Gebetleins anzeiget, gesetzet, für mich, meine Kinder wir Zuhörer verdeutscht vnd gebrauchet, beide daheimen vnd auf der Cantzel, dadurch denn etliche schon lengest von vielen Leuten begeret vnd abgeschrieben worden sind." Neben den Prosaübertragungen finden sich auch vier metrische, die sich als Übersetzungen der lateinischen Hymnen Dies irae, Veni sancte spiritus, Aufer immensam, Jesu dulcis memoria einführen. Ich wüßte keinen Grund zu nennen, warum man diese in den Meditationes zum ersten Male erscheinenden deutschen Bearbeitungen jener lateinischen Dichtungen dem Moller absprechen sollte.[19] Unter den Begriff einer Verdeutschung fallen sie doch gewiß ebensogut wie die Prosastücke. Oder meint man, es habe Moller die dichterische Begabung gefehlt für die

[19] Merkwürdig zaghaft äußert sich J. Mützell, Geistliche Lieder der Evangelischen Kirche III, S. 766: „Moller nennt sich nicht als Übersetzer, aber da er in der Vorrede im Allgemeinen sagt . . . (vgl. das eben im Texte gegebene Zitat) . . . , ist man vielleicht berechtigt, ihm diese Übersetzung beizumessen."

Herstellung dieser Verse, die mehr Umdichtungen als Übersetzungen genannt zu werden verdienen? Wer nur ein paar Seiten von den Werken dieses gottbegnadeten Volksschriftstellers gelesen, sich an der Tiefe seines Gefühles, dem Schwange seiner Phantasie, an seiner gehobenen, oft unwillkürlich in Verse übergehenden Sprache[20]) und dem blühenden Bilderreichtum erfreut hat, weiß das besser.[21])

Dieser ganz klare Sachverhalt wird nun angeblich auf einmal über den Haufen geworfen durch die Angaben der von 1596 stammenden Schrift Mollers: Manuale de praeparatione ad mortem. Heilsame und sehr nützliche Betrachtung, wie ein Mensch Christlich leben und Seliglich sterben soll.[22]) Unser Lied findet sich dort ebenfalls, und zwar als letztes in einer Reihe von Gebeten für Sterbende, von denen er in einer einleitenden Bemerkung heißt, daß sie „von andern Geistreichen Leuten gemacht sind“.[23]) Aus diesen Worten schließt man[24]) Moller wolle damit in Gegensatz zu den in den vorhergehenden Kapiteln mitgeteilten, von ihm selbst verfaßten Gebeten solche einführen, die nicht von ihm herrühren. In Konsequenz dieser merkwürdigen, weiter unten noch zu erwägenden Auslegung wagt Koch, der offenbar das Manuale selbst nicht eingesehen hat[25]) die Behauptung, Moller bezeichne hierdurch die in den vorhergehenden Kapiteln gebrauchten Liedervorse als sein Eigentum. Auf diese Weise kommt er dahin, Moller z. B. ein Lied zuzuschreiben mit den Anfangsworten „Ich lieg im Streit und widerstreb“, das thatsächlich nichts anderes als die Schlußstrophe von dem Agricola'schen „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ“ ist.[26]) Somit hat man schon hier allen Grund, zu fragen, ob denn überhaupt jene Reihe von 11 Gebeten aus dem 8. Kapitel den Gebeten in cap. 1—7 gegenübergestellt sei.

Noch ganz anders stellt sich die Sache, wenn man die von den Hymnologen immer wieder angezogenen, aber an Ort und Stelle wohl meistens nicht eingesehenen Worte in ihrem Zusammenhang ins Auge faßt. Der erste Abschnitt des 8. Kapitels, Fol. 102, enthält nach Angabe des Registers „Etliche Trostsprüche der Schrifft, die man bei Kranken und Sterbenden gebrauchen sol“, der zweite, Fol. 113, „Etliche schöne Gebetlin, die man den Sterbenden vorsprechen sol.“ Der erste wird eröffnet durch die Aufforderung „So erzehle mir nun etliche Sprüche aus heyliger Göttlicher Schrift, daß ich sie mir bekandt mache, mich

---

20) In seine Gebete klingen oft Liederzeilen hinein, bald Reminiszenzen, bald aber auch wohl eigene Dichtung, vgl. z. B. das erste Gebet am 1. Christtage im Thesaurus precationum, S. 30, desgleichen im ersten Gebete auf Cantate, S. 230 f.

21) Unrichtig ist es, wenn Koch, Geschichte des Kirchenliedes und Kirchengesangs 3. Aufl. II, S. 215 den Beweis für die Autorschaft Mollers damit führen will, daß er die Überschrift des 8. Teiles der Meditationes heranzieht (Die Lunam. Sampt etlichen schönen Gesengen und Gebetlin, von andern gelehrten Leuten gestellet. Welche alle in unser Evangelischen Gemeine zur Sprottau in täglichem Brauch sind) und daraus schließt, daß die Gebete und Lieder der ersten sieben Teile sämtlich auf Moller zurückgehen. Aber dieser hat ja in der Vorrede ausdrücklich gesagt, daß in seinem Buche kein Stück zu finden sei, welches jetzt von ihm oder von einem anderen „gestellet wäre.“ Die „anderen gelehrten Leute“ stellt Moller nicht sich selbst gegenüber, sondern denjenigen, die er als die Verfasser der Gebete der ersten 7 Teile ausdrücklich nennt, also Augustin, Bernhard, Tauler.

22) Ein Exemplar der ersten Ausgabe dieser Schrift, nach dem ich zitiere, hat die Straßburger Universitätsbibliothek aus der Hammelschen Sammlung erworben.

23) Fol. 113 b.

24) So schon J. Chr. Olearius, Evangelischer Liederschatz, 4. Teil, Jena, 1707, S. 4; ihm nach Rambach, Mützell, Wackernagel u. a., Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 186 bietet nichts Neues zur Frage.

25) A. a. O. S. 214. Er behauptet, das 8. Kap. habe die Überschrift „Gebetlein, so von andern geistreichen Leuten gemacht sind“, während diese thatsächlich lautet: „Das VIII. Capitel Erzelet viel schöne Sprüche aus heyliger Schrift, so wol etliche andechtige Gebetlein und Seufftzer, die man den Sterbenden vorsprechen soll.“ Er liegt hier eine Verwechselung mit der Überschrift des 8. Teiles der Meditationes vor, die übrigens von Koch, wie oben Not. 21 nachgewiesen ist, ebenfalls eine ganz falsche Deutung erfahren hat.

26) Auch die anderen eingestreuten Lieder sind offenbar nicht von Moller. So wird F. 89 a Str. 12 aus „Es ist das Heil“ von Speratus, F. 91 a die Zusatzstrophe zu N. Hermans „Wenn mein Stündlein“, F. 95 a Str. 3 aus J. Heunes „Ach lieben Christen seid getrost“ zitiert. Woher die Verse auf F. 83 a, 98 b stammen, kann ich im Augenblick nicht bestimmen.

damit an meinem Ende trösten und meine Seele laben möge," der zweite durch die entsprechenden Worte: „Lehre mich auch etliche Gebetlein, damit ich mich auff meinem Siechbette laben und die ich nach anderen Sterbenden vorsprechen möge." Aber während im ersten Abschnitt der Aufforderung sofort Folge geleistet wird, so findet sich im zweiten die Antwort mit den an dieser Stelle sehr merkwürdigen Worten: „Ich habe die bißher viel schöne Gebetlein vorgesprochen, die man mit nutz brauchen kann. Jedoch will ich die auch etliche andere erzehlen, so von anderen Geistreichen Leuten gemacht sind." Die Meinung der auffordernden Worte im ersten und zweiten Abschnitt ist doch offenbar die, daß bisher von dem Verfasser Sprüche und Gebetlein für die Sterbenden noch nicht genannt seien. In cap. 1—7 findet sich unter anderem wohl eine ganze Menge von Sprüchen und Gebeten, aber sie treten dort in den Dienst der Auseinandersetzung über das, was zu einem seligen Sterben nötig ist, wie denn auch im Register über cap. 1—7 nie auf Sprüche und Gebete hingewiesen wird.[27] Hiermit stimmt nun auch überein, daß auf jene unverständlichen Worte nicht eine Ergänzungsreihe von Sterbegebeten anderer geistreicher Männer folgt, sondern daß der Verfasser ganz dem Anfang des ersten Abschnittes entsprechend mit dem ersten und wichtigsten Gebet für die Sterbenden beginnt: „Das erste und vornembste Gebet ist das liebe Vater unser, welches uns der Herr selber gelehret hat." Der Heiland als der erste von den „anderen geistreichen Leuten" ist doch wohl eine der Möller unmögliche Vorstellung! — Aus alle dem ergiebt sich, daß hier offenbar ein Druckversehen vorliegt. Die rätselhaften Worte, welche weder auf die Sprüche in cap. 8 noch auf die Gebete in cap. 1—7 zurückblicken können, setzen vielmehr eine Gebetsreihe voraus, wie sie dort mit dem Vaterunser angefangen hat und sollten eine zweite anreihen, die aus irgend einem nicht mehr nachweisbaren Grunde weggeblieben ist. Vielleicht war sie dem Manuskript nicht beigelegt worden, und wenn nun der Setzer die sie einleitenden Worte an falscher Stelle einschaltete, so wird von ihm gelten, was C. Höier einmal zur Beschönigung von ein paar argen Druckversehen sagt.[28]

In diesm Buch etwas ist versehn
Wie das gar leichtlich kan geschehn
Das wolt der Leser Corrigiren,
Und nicht dem Dichter imputiren,
Auch nicht dem der es emendiert
Sie haben beide nicht geirrt
Der Setzer wirds nicht hodn verstandn

Da nun am Ende des Buches ein Druckfehlerverzeichnis nicht vorhanden ist, so wird man auch keinen Grund haben, anzunehmen, daß Möller eine Revision des Druckes vorgelegen habe, bei der er jenes Versehen müsse bemerkt haben. Gehören nun die störenden Worte keinesfalls zur Einleitung der ersten 11 Gebetlein für die Sterbenden, so fällt nicht bloß der Schein fort, als ob unter diesen keines von Möller stehen dürfe, sondern die Thatsache, daß als Schlußgebet gerade das Lied „Ach Gott, wie manches Herzeleid" steht, bestätigt das Resultat unserer Untersuchung, daß wir es hier mit einer Dichtung des Verfassers zu thun haben, die er bescheidentlich an das Ende gestellt hat.[29]

Dieser Eindruck wird verstärkt durch die dritte Schrift Möllers, in welcher unser Lied auftritt, den aus dem Jahre 1603 stammenden Thesaurus precationum: **Andechtige Gebet / und tröstliche Seufftzen / aus den ordentlichen Sonntages und Fest Evangelien**[30]. Hier hat Möller die Gebete aus seiner Praxis Evangeliorum (1601) gesammelt und zum Teil

---

[27]) Daß von den Gebeten in cap. 1—7 viele gar nicht für den Kranken und Sterbenden passen, auch gar nicht der Art sind, daß ein solcher sie sich einprägen konnte, braucht nach dem Gesagten nicht mehr ausdrücklich betont zu werden.

[28]) Die fünff Haupt Stücke Christlicher Lehre G 4 b.

[29]) Daß dieses die nachstliegende Annahme ist, hat auch Olearius auf den die falsche Deutung unserer Stelle zurückgeht, empfunden, a. a. O. IV S. 5: „Wollte aber jemand sagen: Vielleicht ist das XI. Gebeth als das letzte seine eigene Arbeit, So ists zwar nicht unmöglich, jedoch nicht sattsam bewiesen." Was für Autoritäten Bobemann gefolgt ist, wenn er in seiner Ausgabe des Manuale von den Gebeten Nr. 3. 9. 10 dem Möller, Nr. 11 dagegen C. Höier zuweist, vermag ich nicht zu erkennen.

[30]) Das von mir benutzte Exemplar, ein zweiter Abdruck aus dem Jahre 1612, ist Eigentum der Nürnberger Stadtbibliothek Nr. 2076.

bearbeitet. Anhangsweise bietet er drei Gebete, die für die gräfliche Frau bestimmt sind, der dieser Buch gewidmet ist. Und darauf folgt unter dem Titel „Ein andächtig Trostgebet / von dem allerheiligsten Namen Jesu“ das Lied „Ach Gott wie manches Hertzeleid“ und endlich mit dem Titel „Ein hertzlich Gebet / zur diese letzte böse Zeit“ das Mollersche Lied „Diß ist doch ja die letzte zeit.“ Aus dieser Sachlage ergiebt sich, daß zum mindesten nicht der geringste Grund für die Annahme vorhanden ist, unser Lied stamme nicht von dem Verfasser des Buches. Alles andere darin gehört unbedingt Moller an, die vorangehenden Gebete wie das nachfolgende Lied. Wie sollte nun dazwischen ein Stück aus einer anderen Feder gekommen sein? Daß Moller gerade diese beiden Lieder an den Schluß seiner Gebetssammlung gestellt hat, erklärt sich leicht genug daraus, daß in ihnen kurz der Inhalt aller seiner Gebete zusammengefaßt ist, was sich wieder natürlich nur dann erklärt, wenn Gebete und Lieder aus derselben Feder stammen. In welchem Maße das durch die Verwandtschaft des Inhalts beider bestätigt wird, soll später noch dargethan werden. Vorläufig genügt es, zu konstatieren, daß unser aus den Meditationes und dem Manuale gewonnenes Resultat durch den Thesaurus nur bestätigt wird.

Es wird auch durch keine andere Veröffentlichung Mollers in Frage gestellt. Man behauptet nun freilich,[32]) Moller habe bereits einmal den Hymnus Jesu, dulcis memoria übersetzt, nämlich in dem Liede „O Jesu süß, wer dein gedenkt“, derartige doppelte Versuche seien aber von vornherein unwahrscheinlich. Man könnte sich das gefallen lassen, wenngleich der Hinweis auf Höier nahe liegt, der Dekalog, Apostolikum und Vater unser 4—6 mal metrisch bearbeitet hat. Aber wo liegen denn die Gründe, das Lied „O Jesu süß“ Moller zuzuschreiben? Der älteste von Wackernagel V, S. 449 mitgeteilte Text von 18 Strophen erscheint in Joh. Arndts Paradiß-Gärtlein 1612. Daraus, daß hinter der letzten Zeile des Liedes „ꝛc.“ steht, ergiebt sich, daß Arndt das Lied anderswoher genommen und verkürzt mitgeteilt hat. Welches ist die Quelle? Jedenfalls keine der Mollerschen Schriften. Koch[33]) behauptet, nach des Schamelius Urteil habe Moller 1596 ein Andachtsbuch herausgegeben, in welchem jenes Lied gestanden haben solle. Weder das Andachtsbuch ist zu entdecken, noch die Bemerkung von Schamelius, der einfach wie viele andere, ein „Martinus Mollerus“ über das Lied gesetzt hat.[33]) Dagegen ist wichtig, daß nach Baumkers[34]) Mitteilungen der Jesuit Vetter in seinem „Paradeißvogel“ 1613 jenes Lied nicht in der Abkürzung von 18 Strophen wie bei Joh. Arndt, sondern mit 48 Strophen aufführt. Und zwar bezeichnet er es als ein Lied, das vorher schon „in seiner Melodey und Thon mit beygesetzten Noten getruckt ausgangen“ sei. Mag dieses nun in Vetters älterem Buche dem 1605 erschienenen „Rittersporn“[35]) oder sonstwo geschehen sein, jedenfalls ist die nachstliegende Vermutung, daß der Dichter Conrad Vetter selbst sei, oder wenigstens, daß das Lied aus der katholischen Kirche stamme. Daß man es mit Mollers Verdeutschung von Bernhards Hymnus verwechselt hat, ist nicht viel unbegreiflicher als die oft vorgekommene Verwechselung mit der Übersetzung von Heinrich Müller.[36]) Fehlt somit jedes zureichende Zeugnis für Mollers Verfasserschaft, so beweist die Dichtung selbst in ihrer Gebundenheit an das Original, daß sie unmöglich von Moller stammen kann, der seine lateinischen Texte in dichterischer Freiheit neugestaltet. Nicht ein einziger den Dichtungen Mollers charakteristische Zug ist aufzuweisen, sodaß aus „O Jesu süß“ dem Liede „Ach Gott wie manches Herzeleid“ kein gefahrdrohender Konkurrent erwächst.

Zu dem einhelligen Zeugnis der Mollerschen Schriften tritt nun auch das der Gesangbücher des 17. und 18. Jahrhunderts. Ich habe ihrer etwa 300 geprüft. Dabei hat

31) So u. a. Bunsen a. a. O., der die beiden Lieder auf Heier und Moller verteilt.
32) A. a. O. II S. 215.
33) Evangelischer Lieder-Commentarius. 2. Aufl. I S. 424.
34) Das katholische deutsche Kirchenlied I S. 384.
35) Leider hat bis jetzt, wie mir Herr Pfr. De Baumker unter dem 21. März v. J. gütigst mitgeteilt hat, eine vollständige Ausgabe des „Rittersporn“ nicht ans Licht gezogen werden können. Aber ebenso wenig hat sich eine andere Quelle für das Lied „O Jesu süß“ aufgethan.
36) Vgl. Schamelius a. a. O.

sich herausgestellt, daß, wo ein Vermerk über den Verfasser überhaupt vorhanden war, er immer nur auf Martin Moller lautete. Daß daneben auch andere Namen genannt wurden, erfahren wir vor allem aus einer allerdings etwas späten Quelle, dem oben bereits erwähnten Evangelischen Liederschatz des J. Chr. Olearius vom Jahre 1707. Dieser läßt sich Teil IV, S. 2 ff. über den Verfasser des Liedes so aus: „Etliche meinen, es sei M. Martin Müller, Witteb. der Autor, haben aber keinen Grund. Andere sagen, es habe solches der berühmte Paulus Eberus verfertiget zu der Zeit, da er vom Altenburgischen Colloquio wieder nach Wittenberg gereiset. Wenn diese Nachricht gewiß, so wäre der Lied A. C. 1569 aufgesetzt worden. Allein es fehlet an genugsamem Beweis. Nun haben hingegen gar viele den seligen Herrn M. Mich. Schirmern, welcher ehemals Conrector zu Berlin gewesen und daselbst A. C. 1673 ai. 67 gestorben, als Autorem angeben wollen, wie der Autor Praefat. ad Cant. Northus. der Meynung ist. Allein ehe der gute Mann gebohren worden, ist der Gesang lange vorher, schon A. C. 1693,[37]) im Druck gewesen." Olearius schließt seine Untersuchung mit der Bemerkung: „Übrigens kan man des Herrn Mollers Nahmen, weil er, so viel mir bewust, das Lied zu erst in Druck gegeben, gar wohl so lange drüber setzen, biß ein gewisser dazu gefunden wird." Daß man den Namen einer des Calvinismus Verdächtigten nicht mit besonderer Vorliebe in die lutherischen Gesangbücher aufnahm, bedarf keiner besonderen Versicherung. Schamelius[38]) erzählt: „Als M. Jer. Webern verreget werden wolte, daß er das Lied eines wegen des Calvinismi verdächtigten Autoris in sein Gesang-Buch gebracht habe, antwortete D. Nicol. Hunnius mit dem Lübeckischen Ministerio auf dessen Zuschrift also: Wir halten es für ein recht nützliches und gutes Lied, würdig, daß es offt gesungen wird."

Von besonderer Wichtigkeit ist, daß bis zum Jahre 1614, wo zum ersten Male Hoier als Verfasser genannt wird, unser Lied schon über ganz Deutschland verbreitet war. Es findet sich im Greifswalder Gesangbuch von 1592 und 1597, in einer 1601 erschienenen Leichenpredigt des B. Müller, Superintendent in Altenburg, wo gesagt wird, daß das Lied der 1600 verstorbenen Margaretha Durst in Zwickau bekannt geworden und in Nicodemi Kramers Gebetbüchlein befindlich sei[39]). Im Jahre 1611 finden wir es und zwar mit Angabe von Moller als Verfasser in den zu Nürnberg erschienenen 748 Geistlichen Psalmen, Hymnen, Lieder und Gebete, im Jahre 1612 in dem zu Magdeburg erschienenen Paradeß-Gärtlein Joh. Arndts sowie in den von Michael Pedtorius zu Wolfenbüttel herausgegebenen Geistlichen Liedern und Psalmen, im Jahre 1624 in den zu Leipzig gedruckten Vier und vierzig Außerlösenen schönen Gebetlein[40]). Man sieht also, daß unser Lied am 1614 in der That im Norden und Süden Deutschlands bekannt und in die kirchlichen Liedersammlungen wie in die Privatgebetbücher aufgenommen war, und daß, wo man einen Verfasser nannte, nur der Name Martin Moller in Frage kam, in dessen Schriften es auch von 1587 an erschienen war, und zwar ohne jede Andeutung, daß Moller die Dichtung von einem Fremden übernommen habe.

Angesichts solcher Zeugnisse darf man in der That gespannt sein auf die Gründe derjenigen, welche behaupten, nicht Moller sondern Hoier habe das Lied gedichtet.

(Fortsetzung folgt.)

---

[37]) Thatsächlich schon 1582.

[38]) Evangelischer Lieder-Commentarius I. 2. Aufl., S. 410.

[39]) Blätter für Hymnologie 1885, S. 143. In dem 1566 erschienenen „Trostbüchlein, wie man die Sünde erkennen, Gott umb gnad und vergebung anruffen ... durch Nicodemum Kramer" (ein Exemplar auf der Königl. Bibliothek in Berlin) findet sich das Lied nicht. Ob es in spätere Auflagen aufgenommen ist, vermag ich nicht zu sagen. Möglicherweise liegt hier nur eine der vielen Verwechselungen vor.

[40]) Letztere Angaben verdanke ich einer durch Herrn Archivrat Dr. Jacobs vermittelten Durchsicht der betreffenden Gesangbücher auf der Fürstl. Bibliothek zu Wernigerode.

Berühmte Kapellen

von Superintendent **Alch. Bürkner** in Ostheim (Rhön)

Übermächtig ist in vielen Kreisen seit zwei Jahrzehnten der Drang nach Erweiterung der kunstgeschichtlichen Kenntnisse geworden. Davon legt neben manch anderem deutlichen Kennzeichen die Fülle der gegenwärtig an Erscheinung begriffenen Kunstgeschichten beredtes Zeugnis ab. Ich zähle — nur einigen kleineren Grundrissen, von den unzähligen kunsthistorischen Einzelschriften und von den monumentalen Bildersammlungen abgesehen — zur Zeit sechs größere, mehrbändige und reich illustrierte Werke, die ihrer Vollendung entgegengehen und das Gesamtgebiet der Kunst geschichtlich darstellen. Es sind

Fig. 1

dies die Bücher der katholischen Kunstgelehrten Kraus und Kuhn und die der protestantischen Springer, Knackfuß, Woermann und Lübke*). Von dem letzten soll hier die Rede sein und zwar mit besonderer Wärme, weil es eigentlich das erste ist. Denn schon in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist es zum ersten Male in die Öffentlichkeit ausgegangen. Wilhelm Lübke († 1893 als Professor der Kunstgeschichte am Polytechnikum und an der Kunstschule in Stuttgart) war der Erste der in Deutschland die Ge-

*) Dazu ganz neuerdings die Handbücher der Kunstgeschichte von Rosenberg und Cornelius Gurlitt, die ich nur erst angezeigt gesehen, aber noch nicht in Händen gehabt habe.

gebrüfte der Kunſtwiſſenſchaft einem weiteren Leſepublikum zugänglich machte und allgemein verſtändliche mit Bildſchmuck verſehene Werke herausgab. Seine erſte Schrift handelte von der „mittelalterlichen Kunſt in Weſtphalen“. Darauf folgten einige Monographien und allerlei Beiträge in Fachzeitſchriften. In raſcher Folge gab der ſodann fruchtbare Kunſthiſtoriker ſeine Hauptwerke heraus. „Grundriß der Kunſtgeſchichte.“ „Vorſchule zur Geſchichte der Kirchenbaukunſt des Mittelalters“, „Geſchichte der Architektur“, 2 Bde., „Geſchichte der Plaſtik“, „Abriß die Geſchichte der Baukunſt“, „Geſchichte der Renaiſſance Frankreichs,“ „Geſchichte des deutſchen Renaiſſance“, „Vorſchule zum Studium der chriſtlichen Kunſt des deutſchen Mittelalters“, „Geſchichte der deutſchen Kunſt.“

Fig 2

Heute können uns die Erſtlingsarbeiten Lübkes etwas ſeltſam vor, und von der Höhe unſeres durch eingehende Spezialſtudien vertieften kunſtgeſchichtlichen Wiſſens und unſerer geradezu mit erſtaunlichen Erfolgen arbeitenden Vervielfältigungskunſt aus ſehen wir faſt mitleidig lächelnd auf jene Seiten zurück, da ſühnes Konſtruieren oft die Kenntniſſe erſetzen und ſehr mittelmäßige Holzſchnitte die geſchilderten Kunſtwerke nachbilden mußten. Aber nur um ſo dankbarer müſſen wir dem Altmeiſter für die mutige Art ſein, in der er der Kunſtwiſſenſchaft unter uns die erſte Bahn brach.

Der Erfolg iſt ihm nicht ausgeblieben, denn alle Zeit iſt der Drang lebendig geweſen, das Reich des Schönen in der Menſchheitsgeſchichte an der Hand eines lebendigen und geſchmackvollen Führers kennen zu lernen. Alle ſeine Bücher haben wiederholt, mehrere häufig neu herausgegeben werden müſſen. Auch ſein Grundriß der Kunſtgeſchichte hat bei ſeinen Lebzeiten 11 Auflagen erlebt.

Jetzt liegen die zwei ersten Bände der 12 Auflage vor uns in der Bearbeitung des Breslauer Professors Max Semrau. Der erste Band enthält die Kunst des Altertums, umfaßt 321 Seiten mit 408 Abbildungen und 2 bunten Tafeln und kostet in schönem einfachem dunkelblauem Leinenband 6 Mk. Der zweite dieser auf 434 Seiten 432 Text-

Fig. 3

Abbildungen und 5 bunte Tafeln, schildert die Kunst des Mittelalters und kostet 8 Mark. Die Ausstattung beider Bände ist vortrefflich und legt rühmliches Zeugnis von der opferwilligen Sorgfalt der Verlagsanstalt von Paul Neff in Stuttgart ab. Zwei weitere Bände werden das Werk vollenden.

Ein Vergleich der neuen Auflage mit der Ausgabe letzter Hand zeigt, daß die neue Bearbeitung mit großer Gründlichkeit ausgeführt worden ist und daß sie alle den Fort-

ſchritten Rechnung trägt, die ſeitdem im Betriebe der Kunſtgeſchichte errungen worden ſind. Ihre Unterſuchungen und Ergebniſſe ſtehen durchaus auf der Höhe der Wiſſenſchaft, ihre

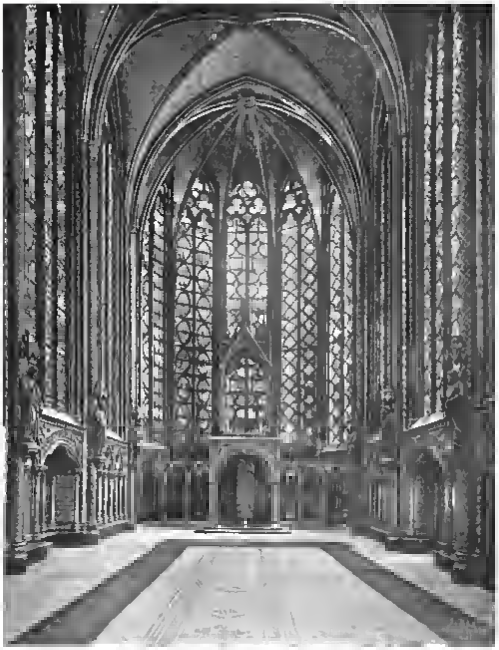


Fig 4

zahlreichen Abbildungen auf der Höhe der Technik. Natürlich hat der neue Bearbeiter ſich nicht mit einer Durchſicht begnügen können, ſondern aus dem Eigenen Vieles hinzuthun müſſen. Er hat es mit ſo liebevollem Eingehen auf den Grundplan Lübkes gethan, daß er die Vorzüge des alten Werkes erhalten, ja noch reichlich vermehrt hat, und ſomit das Buch

in all seiner Frische und Kürze noch immer das Beste bleibt, was wir auf dem Gebiete der populären Archäologie besitzen.

Um unseren Lesern einen Einblick wenigstens in die illustrative Seite des Lübke-Seckendorfschen Werkes bieten zu können, erbat ich mir von der Verlagsbuchhandlung einige Bildstöcke, die mir freundlich gewährt wurden und nun hier Platz finden. Sie sind mir nach meiner Wahl zugeteilt worden und zeigen das Innere von Kapellen verschiedener Stilepochen. Gerade in kleinen gottesdienstlichen Räumen pflegen sich die Einzelheiten des allgemeinen Zeitstils besonders charakteristisch und liebevoll ausgeprägt zu zeigen, weil hier nicht lange Zeiträume mit Unterbrechungen an dem Bauwerke arbeiten, wie das bei großen Kirchen geschehen ist, sondern weil alles wie aus einem Guße gearbeitet und von einem Künstler in der Sprache seiner Zeit und seiner Kunst sorgfältig durchgebildet wird. Freilich entgehen auch solche Kapellen nicht immer der verändernden Zutat späterer Geschlechter, wie gleich das erste Beispiel erweist. Aber im Ganzen können wir bei der flüchtigen Betrachtung dieser vier Kapellen doch auch zugleich einen lehrreichen Gang durch die bedeutsamsten Zeiten der kirchlich-mittelalterlichen Kunstgeschichte machen.

Fig. 1 zeigt das Innere des Baptisteriums des Lateran in Rom. Es ist ein Zentralbau, d. h. das Bauwerk ist in gleichmäßiger Ausbreitung um einen Mittelpunkt und mit straffer Beziehung aller Teile auf die Vertikalachse angelegt. Das ewig mustergültige Beispiel dieser Bauform ist das Pantheon in Rom. Für den christlichen Gottesdienst hat man sie namentlich im Abendlande nicht eben häufig angewendet, da sich der durch die Liturgie geforderte Chorraum mit dem Altar nicht recht organisch in solchen Rundbau einfügen ließ. Nur für Grab- und Taufkapellen hat man sie gern und oft benutzt. Das hier abgebildete Baptisterium ist die älteste und lange Zeit einzige Taufkapelle Roms. Auf achteckigem Grundriß errichtet, zeigte das seit der Erbauung vielfach veränderte Innere einen schlanken, zweigeschossigen Mittelbau auf acht antiken, durch zierliche Architrave verbundenen Porphyrsäulen, über denen sich eine zweite niedrigere Säulenstellung erhebt. Die römische Sage behauptet, daß Konstantin der Große im Jahre 324 durch Papst Sylvester I. hierselbst die Taufe empfangen haben soll. Als der eigentliche Erbauer wird aber mit besserem Grunde Sixtus III. (um 432) angesehen. Also jedenfalls ist es ein Bau aus jener ersten christlichen Zeit, in welcher die gottesdienstliche Kunst noch vielfach in engster Verbindung mit antiken Elementen in die Erscheinung trat.

In das romanische Stilzeitalter führt uns Fig. 2, das Innere der Doppelkirche zu Schwarz-Rheindorf bei Bonn darstellend. Sie gehört zur spätromanischen Kölner Architektur und ist 1149—1151 als Grabkirche des Kölner Erzbischofs Arnold II. in Form eines griechischen Kreuzes mit hohem Vierungsturm errichtet, später durch den Ansatz eines Langhauses erweitert. Sie bietet ein anschauliches Beispiel für die in dieser Zeit häufiger auftretende Form der zweigeschossigen Grab- und Schloßkapellen, in denen eine Öffnung im Fußboden die beiden Stockwerke mit einander verbindet. Angeblich diente das untere der Dienerschaft, das obere der Herrschaft beim Gottesdienst zum Aufenthalt, jetzt ist die Oberkirche für die Nonnen bestimmt. Vielleicht hat der Erzbischof Arnold die Anregung zu dieser zentralen Anlage aus Konstantinopel oder Italien mitgebracht, wo er mehrere Male war. Die kleine Kirche ist auch wegen ihrer alten Wandmalereien und wegen einer augen zum ersten Male in den Rheinlanden angebrachten Zwerggallerie berühmt, sie hat auf die Bauten der dortigen Gegend vielfach anregend gewirkt.

Ebenfalls in romanischen Stilformen, aber nicht in germanischen, sondern in italienischen, genauer sizilianischen errichtet ist die Capella Palatina im königlichen Schlosse zu Palermo, deren Inneres uns Fig. 3 veranschaulicht. Sie ist ein Juwel jener Architektur, die eine eigentümliche Formenmischung von byzantinischen und muhamedanischen Motiven zeigt, entsprechend jener Mischkultur, die diese Kunst damals in Sizilien bildete, das erst unter byzantinischer Botmäßigkeit stand, darauf eine hohe Kulturblüte unter der Herrschaft der Muhamedaner erlebte und dann von den Normannen unterjocht wurde.

Die Plananlage der Kirche schloß sich dem Schema der altchristlichen lateinischen Basiliken an, die Kuppel über der Vierung, die Mosaiken und manche Ornamente nahm

man von den Byzantinern, die überhöhten Spitzbogen und das Stalaktitengewölbe von den Arabern. Gleichwohl erwuchs aus dieser Mischung von fremdartigen Elementen ein Ganzes, das den Mangel höherer organischer Entwickelung durch feierliche Wirkung reiche Pracht und Fülle der Phantasie vergessen macht. Der Kirche ist nur ein Innenbau, da sie, 1129 bis 1140 von König Roger II. erbaut, dem königlichen Palaste fest eingefügt ist. Der Haupteingang ist im rechten Seitenschiff, während innen an der Fassadenwand der herrlich musivisch verzierte königliche Thron steht mit dem großen Christusbild in Mosaik darüber. Nur langsam gewöhnt sich das Auge an das dämmerige Licht der Kapelle und nimmt den ganzen Reichtum der inneren Ausstattung wahr, zu deren Hauptstücken auch eine musivisch verzierte Kanzel und ein marmorner Osterleuchter gehören. Wer aber einmal in der wundersamen Pracht dieses golddämmernden Raumes geweilt hat, zählt diese Stunde zu den schönsten Kunstgenüssen seines Lebens.

Stellt die Capella palatina, die schönste Schloßkapelle der Welt, ein Juwel der romanisch-sizilianischen Kunst dar, so ist die Ste. Chapelle in Paris ein gleichwertiges Juwel des gotischen Stils. Ihr Inneres zeigt Figur 4. Sie steht in einem Hofe innerhalb des Justizpalastes, der die Stelle des ursprünglichen Palastes der französischen Könige einnimmt. Es ist die alte Schloßkapelle, unter Ludwig dem Heiligen 1245—1248 von Peter von Montereau für die Reliquien aufgeführt, welche der König von dem Könige von Jerusalem und dem Kaiser von Byzanz für 3 Millionen Franken gekauft haben soll. Früher wurde in der Kapelle einmal im Jahre bei der Wiedereröffnung der Gerichtssitzungen nach den Ferien, Gottesdienst gehalten. Der Bau ist trotz seiner Kleinheit eine der köstlichsten Schöpfungen der Gotik, ein wahres Schmuckkästlein. Es ist eine Doppelkapelle wie die von Schwarzenbendorf. Unser Bild stellt die Oberkirche dar, ein einschiffiger Raum von schlanken edlen Verhältnissen. Die Wandflächen sind fast ganz in weite Fenster aufgelöst, deren Farbenlieje von edlem Maßwerk eingerahmte Glasgemälde, die sonst übermäßige Helle des Raumes auf das Glücklichste dämpfen. Eine prachtvolle Vielfarbigkeit, welche den Gedanken an die klug berechnete kühne Konstruktion des Bauwerks gar nicht aufkommen läßt, bedeckt alle Pfeiler und Flächen und vermehrt noch ihrerseits die bezaubernde Wirkung, die der schöne Kapelle bei dem Besucher hervorruft.

Die Weihnachtskrippen

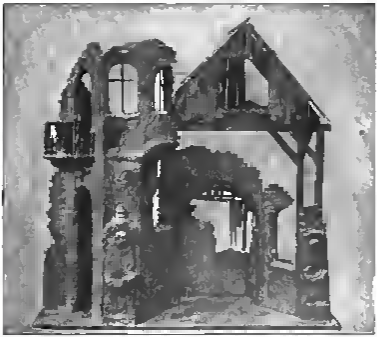
von H. Bergner

Die Weihnachtskrippe[1]) ist in ihrer gegenwärtigen Erscheinung von den Jesuiten eingebürgert. Zwar enthalten alte liturgische Weihnachtsbräuche, das kirchliche Schauspiel und die Holzplastik der Altarschreine gewisse Vorbildungen und Keime, aber die Aufstellung wechselnder Gruppen, beginnend mit der Geburt Christi und schließend mit der Flucht nach Ägypten, haben zuerst die Jesuiten in der Michaelskirche in München 1603 mit entschiedenem Erfolg ausgeführt. Denn bald folgten darin die Kloster- und Pfarrkirchen namentlich der Alpenländer nach. Die Krippe zog sogar in die Bauernhöfe und Burgerhäuser und war im 18. Jahrhundert der beliebteste Gegenstand der Volkskunst und Andacht. In der Aufklärungszeit als albernes Kinderspiel verachtet und von den Oberen sogar verboten, lebte sie doch im Anfang des 19. Jahrhunderts noch einmal prächtig auf und ist heute noch vielfach in Kirchen und Privathäusern anzutreffen. Und so sehr die zersetzenden Einflüsse der Gegenwart einem naiven Gebilde der religiösen Phantasie zuwider sind, wer aus eigener Anschauung die sinnlich schaulustige und bilderfrohe Natur der Volksreligion nicht nur der katholischen, kennt, wird über die Zukunft der Weihnachtskrippe nicht besorgt sein. Sehen wir doch, daß in der evangelischen Kirche sich das Weihnachtstransparent mit liturgischer

[1]) Die Weihnachtskrippe. Ein Beitrag zur Volkskunde und Kunstgeschichte aus dem bayerischen Nationalmuseum von Dr. Georg Hager. München 1912. Ges. für Christl. Kunst. Karlstr. 6. 145 S. gr. 4 mit 63 Abb. fein geb. Mk. 9, brosch. Mk. 7.

Andacht einen geachteten, hoffentlich unverlierbaren Platz im kirchlichen Leben erobert hat. Ein Blick auf die so viel anschaulichere und reichere Weihnachtskrippe, die übrigens in weiten evangelischen Kreisen längst heimisch ist, kann alle Freunde der Sache ermutigen und belehren, um ein Stück volkstümlicher Weihnachtsfeier zu bewahren und weiter auszubauen.

Betrachten wir zunächst die Krippe. Es ist in einem Gebirgsdorfe. Blendender Sonnenschein liegt auf den verschneiten Wäldern, Häusern, Wegen und Zäunen. Aus der winterlichen Kälte treten wir in den hellen, festlichen Kirchenraum. In einer Ecke ist eine Sommerlandschaft aufgebaut, ein im zarten Moosgrün schimmernder Grund, auf 3 Seiten von Bergen mit Felsen und Wachholdergebüsch umschlossen. Auf einem kleinen Hügel steht eine verfallene Hütte, ein offener Stall mit Ochs und Esel, darin sitzt Maria, das neugeborne Kind vor sich. Joseph schaut, auf seinen Stab gestützt, besorgt auf die Gruppe herab. Hirten knieen verehrend



vor dem Kinde und haben fromme Gaben zu seinen Füßen gelegt, ein Lamm, Eier und Brot. Andere eilen voll Erwartung herbei. Auf den Wiesen weiden Schafe und Ziegen in großer Zahl. Da und dort wachen Hirten zerstreut, manche lagern am Bach und an einem Brunnen in trautem Gespräch. Ganz seitlich betet ein Einsiedler in seiner Klause und nickt dankend mit dem Kopfe, wenn da ein Geldstück in die Opferbüchse wirft. Auch auf den Bergen geht es lebendig zu. Leute mit Kärben und Schablarren steigen auf und ab. Denn oben auf der Höhe erhebt sich ein Städtchen mit Mauern, Türmen und Thoren — Bethlehem. Am Dreikönigstag finden wir an Stelle der Hirten die Anbetung der Weisen aus dem Morgenlande mit allem Prunk des Orients, später die Flucht nach Ägypten und gegen Lichtmeß die hl. Familie im „Haus Nazareth".

Das gelobte Land der Krippe ist Tirol. Ein phantasievoller, naiver Volksstamm, wo jeder Geisbub ein geborener Plastiker ist, erzeugt sich die Freude an der Krippe immer wieder neu durch die eigene Schöpfung und Gestaltung der Figuren und Gruppen. Die Krippe ist nicht Produkt des Handwerks oder der Fabrik, sondern der Volkskunst. Und selbst wer die Personen „Krippenmanni" und Tiere nicht selbst zu schnitzen oder zu kneten vermag, hat die Freude, Berg und Thal, Häuser, Kirchen und Türme aufzubauen und kunstvolle Gruppen zu stellen. Sobald der Sinte Klas umgeht und der Klaubauf seine Ketten und Schellen

hören läßt, wird es lebendig und geschäftig im stillen Alpdorf. Die Figuren und der alte Bestand kommt aus den Kästen und Schachteln hervor. Fehlendes wird ergänzt oder Neues hinzugeschnitzelt. Verblaßtes frisch gestrichen. Abgetragenes neu gekleidet. Man geht in den Wald, um Moos, Rinden und Tannenzapfen zu holen. Man bettelt Flicken und buntfarbige Läppchen vom Schneider, um den hl. Dreikönigen prächtigeres Gewand fertigen zu können. So ist durch Geschlechter hindurch an einer Familienkrippe gearbeitet und gesammelt worden, die denn oft aus vielen Hunderten von Personen und Tieren besteht und bedeutenden Wert hat. Und so entstehen auch die rechten Krippenmarren, die schon im Frühjahr durch kein Holz gehen können, ohne fleißig zu spähen, wo sie dann vor dem ersten Schneefall ein seltenes Moos oder eine wunderliche Baumrinde holen können. Die laufen auch ein Paar Bauernschuhsohlen durch, um eine andere Krippe zu sehen, zu vergleichen und etwas abzugucken. Die ruhen auch nicht, bis sie alles selbst machen können, den Berg und die Stadt, den Stall und den Tempel, die Schafe, Hunde, Lanzen, Hirtenstäbe, Hände und Füße zu gekauften Wachsköpfen. Da bosseln und schnitzen, hämmern und hobeln, pappen und leimen, malen und nähen sie gar manchen Feierabend bis in der späte Nacht hinein. Um zum

„Kleiden" muß man die Hilfe der Nähterin suchen. Die Ochsen, Gäule, Kamele und Elephanten holt man gescheiter in Ammergau, die Köpfe beim „Krippenmann" in der Stadt oder beim Wachszieher. Regisseur muß er sein und Dichter der Krippenbauer, denn Alles was ihm auf und außer der Welt gefällt, das kommt in die Krippe hinein, und Bibelkundiger, daß er keinen Fehler gegen das Evangelium macht, und Geduld muß erhaben, Geduld, wenn der Berg einstürzt oder die Stadt und schier alle Schafe zerschlägt. Geduld, wenn die Figuren nicht stehen wollen, denn der Pfarrer hat es ihm schon verwiesen, daß er den Engel einen Tropfen genannt und unsern Heiland einen Juden. In München giebt's noch heut den Krippenmarkt, früher nur für die Requisiten, Moos, Felsen, Rinden und Gesträuch, später auch für Figuren, die oft von bedeutenden Künstlern gearbeitet waren. Die Jugend verbringt davor frohe Stunden, und seit Monaten haben die Buben zusammengespart, um zu laufen, was ihrer Krippe fehlt, vor allen Dingen frisches gepreßtes Moos, duftende Wachholderbusche und biegsame Weidenruten zum Umfriedigungszaun. Von den Münchner Krippenschnitzern haben sich Niklas durch kunstvolle Tiere und Ludwig durch Volkstypen, Hirten und Bauern in derber Naturkraft, Wendelin Reiner und Andreas Barsam ausgezeichnet. Für die Kirchenkrippen sorgen der Gemeinden auch durch Schenkungen und Legate. Die Anziehungskraft ist ganz erstaunlich. Selbst private Krippen werden in der Weihnachtszeit von Tausenden besucht.

Der Wechsel der Szenerie bringt es mit sich, daß der Krippenmacher sich mit allen Ständen und Geschlechtern und mit mancherlei Bauwerken befaßt. Und eine reichliche Dosis Volkshumor ist sehr von Nutzen und Nöten. Außer den Hirten schweifen auf dem Berge Jäger mit Stutzen, Karrenzieher fahren herab, Händler mit „Kraxeln" steigen auf Saumpfaden nieder, ein Fleischer führt ein Kalb daher, eine Bäuerin bringt Eier und Butter,

ein Förster steigt mit einem Hasen herab. Vor einem Bauernhause wird Holz gehackt, Knappen arbeiten in den Schachten. Ein Vettler hält den leeren Hut auf. Hirsche tummeln sich im Walde, und auf der Wiese kämpfen zornige Stiere. Ist das Alles heimatlich, bäuerlich und naturgetreu, so geht es bei den Dreikönigen ins Fürstliche und Exotische. Da wird alle erdenkliche Pracht, vor allem glänzende Gold- und Silberstickerei aufgewandt, ohne ängstliche Trachtenkunde. Die Könige in Wallensteintracht, die hl. Frauen mit gewaltigen Reifröcken, selbst Engel in Spitzenmäntelchen, mit Lackstiefeln und riesigen Federhüten — das ist nichts Ungewöhnliches. Und so ist auch die Architektur der Krippe. Bezeichnend ist die Schilderung, die Stend 1844 von dem Bozener Krippennarren Moser machte. Zuerst hatte er lauter moskowitische Ideen im Kopfe, Tempel und Burgen wie im Kreml, Türme mit Kuppeln und Halbmond wie an den Moscheen Konstantinopels. Dann schuf er im Geiste Palladios herrliche Paläste, endlich gotische Gebäude von unübertrefflicher Großartigkeit des Entwurfs mit Uhren, Springbrunnen und öffentlichen Denkmälern.

In Österreich ist damit das Krippelspiel verbunden. Da sind alle Berufsklassen in kleinen Figuren dargestellt, die nacheinander unter begleitendem Gesang ihre Arbeit treiben, der Schmied hämmert, der Schreiner hobelt, der Zimmermann schlichtet den Balken, in der Spinnstube schnurren die Rädchen, auf der Tenne klingen die Flegel. Und der Schuster singt:

I di da Schuasta Nazl
dä Arwat is mein Greul,
i öffal liadar u Brodl
und schmierat ma mein Mäul.

Dann kommt der verschlafene Müller, darsch das „Bamkareln" und ein Abenteuer des Pfannenflickers.

Die Weihnachtskrippe ist auch dem protestantischen Norden wohl bekannt, doch ist sie anscheinend nur in der Kirche, sondern unter dem Weihnachtsbaume aufgestellt worden. In meiner Heimat Thüringen habe ich sie mehrfach in christlichen Familien und zwar mit bekleideten Porzellanfiguren, gesehen, neuerdings auch in Buntfarbendruck auf Pappe. Und ebenso kam noch vor kurzem die tragbare Dreikönigskrippe vor. Diese wurde von 3 verkleideten Jungen oder Burschen getragen, ein Stern auf einer Stange mit einem wagerechten Brett. Darauf im Hintergrund ein Schloß, mit Gold und Buchsbaum verziert, auf der einen Seite eine Laube von Buchsbaum oder Wachholder, in der die Dreikönige verborgen sind, bis das Lied ihr Erscheinen verlangt, auf der andern der Stall mit der hl. Familie, Ochs und Esel. Aus dem Fenster des Schlosses schaut Herodes mit braunrotem, furchtbarem Gesicht und großer schwarzer Perücke. Alle Figuren sind mit Schnüren etwas beweglich, der Stern ist drehbar und die Gruppe wird von 3 oder 4 Lichtchen erleuchtet. Nach dem Texte des bekannten Dreikönigsliedes bewegen sich die Puppen.

Barlesker ist die Schopa in Posen, eine tragbare Strohhütte mit Figuren, welche die huldigenden Völker und Nationen darstellen sollen. Es erscheint zuerst der reiche Bojar in pelzverbrämter Tracht, verneigt sich vor der Krippe, ruft sein Weib und tanzt mit ihr zu Ehren des Kindes. Nach ergebenster Verabschiedung springt der kreuzfidele Madziar mit seinem bassa remtentem sporenklirrend herein, verbeugt sich, ruft sein Weib, tanzt, huldigt und empfiehlt sich. So folgen alle Arten von Schlachzizen bis zum Juden, zuletzt der König,

der stolz und beschwingt wedet huldigt noch tanzt aber vom Teufel gepeitscht und vom Tod erschlagen wird — Du wandernde Bühne hältst in Österreich „Christschau“ und ist ein kleiner Kasten mit einem lebenden Bilde, dem Stall in Bethlehem, der von 2 Chorknaben am Christabend herumgetragen und so besungen wird

Da Christ da is kama,
Hoi Sinden uns gnamo,
Hoi vom Daifl befreid
Dö Kinda und Leit

Der Ruf nach „Volkskunst“ beginnt allmählich jede Farbe zu werden Die Weihnachtskrippe ist ein Gegenstand, wo meines Erachtens die Kirche einem wächtigen Triebe nachzugeben braucht, um Volkskunst zu fördern und da in alle Verbindung von Gottesdienst und Kunst wieder herzustellen Vor allem aber bietet sie ein Feld der Kunstbetätigung Wie viele sinn und zulässe Spiele Tändeleien und Handarbeiten würden unsern Kindern zugewandt Wie ganz anderes bildet die Liebe an einer Krippe Hand Auge und Phantasie Und den besten Gewinn wird dich das kindliche Gemüt und der religiöse Sinn davontragen Ernsthaften Eltern und Lehrern sei die Sache und zugleich das köstliche Buch Hagers bestens empfohlen Vor burlesken Auswüchsen würde uns der nachsinnig evangelisch Sinn wohl bewahren Und wenn nicht so sind sie wenigstens ebenso leicht zu tragen als unsre jetzigen fleischlichen Kirchen Feste und Predigten und die tote Gleichgültigkeit, die sie erzeugen

---

Eine Neuerung im Orgelbau

von **A. Hänlein**, Musikdirektor in Mannheim

In der kathol Garnisenkirche in Straßburg i E hat Orgelbaumeister Carl G. Weigle von Stuttgart-Echterdingen vor 2 Jahren eine neue Orgel mit 45 klingenden Stimmen aufgestellt und dabei meines Erachtens eine sogenannte hochdruckstimmen zum ersten Male patentierte Erfindung zum eigentlich künstlerischen „Pfeifen für erhöhten Winddruck“ in musterhafter Weise zur Anwendung gebracht In keinem bisher mit Hochdruckstimmen gebauten Weigle schen Orgel ist das Verhältnis zwischen den Normaldruck- und den Hochdruckstimmen ein so ausgeglichenes, als in der genannten Straßburger Garnisenkirchenorgel Der Klang der Hochdruckstimmen bildet da nicht eine über alle anderen Stimmen dominierende plumpe Tongeuppe — wie von Gegnern der Hochdruckregister gewöhnlich behauptet wurde, — sondern ordnet sich in harmonischer Abwendung schonstens mit dem Gesamtklang der Orgel Von wenigen Wochen hat nun Orgelbaumeister Weigle in dieser Straßburger Orgel noch eine Neuerung angebracht, die besondere Erwähnung und Beachtung verdient

Bekanntlich ist es für jeden Organist, der eine eingermaßen gutere Orgel hat, immer eine ärgerliche Sache, daß die an sich stets schönen und unentbehrlichen Zungenstimmen einer Orgel bei jeder Temperatur Schwankungen sich merklich und meistens bis zur Unbrauchbarkeit verstimmen Diesem Übelstande abzuhelfen ist es nun nach langen Versuchen Herrn Weigle gelungen den charakteristischen Zungenstimmenklang durch Labial-Pfeifen herzustellen und damit unhaltende Stimmungshaltung zu erreichen Im Stelle einer rinschlagenden Zungen Oboe 8' hat Weigle in seiner Straßburger Orgel eine Labial-Oboe 8' eingesetzt die dem Zungenstimmenklang täuschend ähnlich klingt Diese Ähnlichkeit hat sich noch dadurch erwiesen als eigens ein dortiger Oboenbläser bestellt wurde der im Innern der Orgel — neben dem betreffenden Orgelregister — sein Instrument angeblasen hat während sachverständige Zuhörer in der Kirche waren die dann den Ton des Oboenbläsers von dem Labialton der Orgel-Oboe nicht unterscheiden konnten und manchmal sogar umgekehrt geraten hatten

Schreiber dieses hat sich von der thatsächlichen täuschenden Ähnlichkeit dieser gleichklingenden Oboenlaute in Straßburg selbst überzeugt und kann daher auf diese beachtenswerte bereits gesetzlich geschützte Neuerung in empfehlendstem Sinne aufmerksam machen Sollte es Herrn Weigle gelingen auch noch andere entsprechende Zungenstimmen, wie Klarinette,

Digitized by Google

Engl. Horn, Fagott oder dergl., durch Labial-Pfeifen tonlich ebenso täuschend zu ersetzen, dann würde er sich wegen der damit erreichten Stabilität in der Stimmungshaltung dieser Register zweifellos den Dank der Organistenwelt erwerben.

Der erste schweizerische Kirchengesangstag in Zürich

von **Hans Löw.**

Fast nur noch wie eine alte Erinnerung klingt die Kunde von dem Fest, das am 30. Juni dieses Jahres die Mitglieder des „schweizerischen Kirchengesangsbundes" in Zürich feierten. Wie eine alte Erinnerung bloß — aber, was thut's? Solche Erinnerungen sind ja doch mit die freundlichsten Zierden des Menschenlebens und vermögen oft auf Jahre hinaus die Herzen warm und jung zu erhalten.

Und heller, ungetrübter kann keine Erinnerung aufleuchten, als die an unser Züricher Fest. Daß die Monatschrift bisher zu diesem freudigen Ereignis auf dem benachbarten Schweizerboden geschwiegen, könnte da und dort der Meinung Raum geben, als hätte irgend etwas am Gelingen gefehlt, als hätte die Veranstaltung allzusehr das Gepräge eines Erstlingswerkes, so wohl gerade den Stempel besonderer Unvollkommenheit an sich getragen. Der Grund lag anderswo. Denn gelungener, harmonischer, begeisterter ist seit Jahren kein derartiges Fest in Zürich begangen worden. Noch thut es Hunderten in tiefster Seele wohl, daß sie sich dort ins Auge geschaut und Hand in Hand gelegt für eine gute und heilige Sache.

Wohl wäre es am Platze, den Lesern der Monatschrift Genaueres über die Entstehungsgeschichte unseres Bundes zu sagen — allein das ist eine Arbeit für sich, die hoffentlich bald einmal hier oder anderswo von berufener Seite geboten wird. Für heute ist ein gedrängter Festbericht alleinige Aufgabe des Referenten.

In aller Stille, aber mit zielbewußter Genauigkeit wurden von den Herren des Vorstandes die vielen und schwierigen Vorarbeiten bewältigt. Nicht von der Hauptstadt, sondern von den Dorfgemeinden draußen auf dem Lande gingen die Anregungen und Vorschläge aus, und im stillen Arbeitszimmer eines abgelegenen Landpfarrhauses wurde das schöne Fest bis in die kleinsten Details ausgedacht. Nur wenige Sitzungen konnten infolge der Entfernung zwischen den Wohnorten der Vorstandsmitglieder stattfinden, aber wo man sich traf, da war man in der Begeisterung für die gute Sache eins und fand kaum Differenzpunkte. Längst hatten ja zu Stadt und Land Kirchenchöre bestanden, die je nach Umständen gut oder weniger gut die Gemeindegottesdienste an den Festtagen verschönerten, aber das empfand man allgemein, es fehlte doch größtenteils die Liebe und das Verständnis der Gemeinde, die die Bestrebungen tragen und fördern sollte. Zugleich aber bedurften die Vereine selbst einen außergewöhnlichen Ansporn. Alle diese Wünsche erfüllte am ehesten ein Festtag, dessen Mittelpunkt ein Festgottesdienst sein sollte, bei dem sich eine große Zahl von Sängern würde beteiligen können. An ermutigenden Stimmen aus der Gemeinde fehlte es auch nicht. So wuchs Mut und Freude am Plan.

Im Mai erfolgte die Einladung des Vereinspräsidenten, Pfarrer Goldschmid in Dattlikon, im offiziellen Vereinsorgan. Einfach und klar, für Hoch und Nieder verständlich, that derselbe noch einmal Zweck und Ziel einer solchen Veranstaltung kund. „Unser Kirchengesangstag" — so hieß es da — „soll nicht den Charakter eines „Sängerfestes" tragen. Wir wollen keinen Wettgesang und kein Preisgericht, weder Fahnen noch Festzeichen. Nicht um uns Lorbeerkränze und Ehrenmeldungen zu holen, kommen wir zusammen, sondern um uns für die hohe und ernste Aufgabe zu begeistern, welche darin besteht, das gottesdienstliche Leben der christlichen Gemeinde zu pflegen und zu schmücken." So bescheiden das klang, so fühlte doch jeder, daß diesem schlichten Dienst am Tempel und seiner Gemeinde eine große Wichtigkeit beizumessen sei. Still und ernst, von der hohen Aufgabe wie geweiht, suchten nun unsere Chöre ihren Aufträgen gerecht zu werden. Es ließe sich da wohl mancher liebliche Zug schweizerischen Gemeindelebens erzählen, wie das nahende Fest die Herzen zusammenband und die Geister aus den täglichen Brotsorgen in die Höhe und in die Freiheit zog.

Daß in der Verborgenheit gearbeitet worden war, daß ernst und warm jeder Verein seine Aufgabe erfaßt hatte, das offenbarte der 30. Juni. Vorstand und Ehrengäste trafen sich am Vorabend des Festtages auf einer der alten Zunftstuben Zürichs und besprachen noch alles Nötige. Manche brennende Gesangbuchfrage wurde noch diskutiert und mancher Dirigentenseufzer machte sich da Luft.

Der Sonntag kam. Hell leuchteten die Alpen herüber, und ernst luden um ½11 Uhr die Glocken des Frauenmünsters zum Festgottesdienst, nachdem die Chöre mit ihren gegen 600 Sängern schon um 9 Uhr geprobt hatten.

Das ehrwürdige Gebäude, die festliche Gemeinde, die wohl noch eine viel größere Kirche gefüllt hätte, das den an fast kahle Gottesdienste gewohnten Schweizern mannigfaltig

scheinende — in Wahrheit schlichte und keineswegs überladene Programm — alles bereitete auf eine außerordentlich wirkungsvolle Feiererin. Nur das Gregorianische Introitus Pachelbels schöner Doppelchor „Singet dem Herrn ein neues Lied" worauf die Gemeinde mit „Die die Jehova will ich singen" ihre Bereitwilligkeit zum Lob Gottes kund gab. Dem Gebet und der Bibellektion aus Jes 49 und Kol 3 folgte von den Chören gelungen das Zwingliliedt auf das die Gemeinde mit der 2 Strophe des Lutherliedes antwortete. Die Festpredigt hielt der — noch Schwarzenfelser — ebenfalls als Linus fungierende Präsident des Vereins Pfarrer Gottschmid über Ps 22 26—29 indem er mit beredten Worten die Aufgabe der Kirchenchöre kurzgefaßt. Angesichts wirkungsvoll setzte darauf die Gemeinde mit dem „Du meine Seele singe Wohlauf und singe schon" und der Schlußstrophe desselben Liedes ein. „Ach ich bin viel zu wenig Zu rühmen seinen Ruhm". Nach dem Schlußgebet erfreute ein großartiger Doppelchor von Schütz mit Solo und Schlußarie „Lobe den Herrn meine Seele", unübertrefflich ausführend sang die Gemeinde zwei Strophen aus „Lobe den Herren den mächtigen König der Ehren".

Fassen wir noch den Leistungen der Chöre so müssen dieselben als ganz ausgezeichnete bezeichnet werden. In Dorgleich und Benjenigen der elsässischen Kirchenchöre am deutschen Kirchengesangstag in Straßburg 1909 schienen sie nur genau ebenso vorzüglich. Auch wenn man sich zwingen wollte als einsches Gemeindeglied dem Festgottesdienst beizuwohnen, ohne irgendwie an den Chorleistungen Kritik zu üben, so waren dieselben doch jedesmal so erstmunlich gut so klangschön und wuchtig, so reich und edel daß das stille Staunen fast der allgemeinen gottesdienstlichen Stimmung hinderlich in den Weg trat. So hoben die Chorleistungen die Feier auf eine gewaltige Höhe jedoch die Gemeinde, die zum ersten Mal so etwas erlebte, sittlich tief ergriffen war. Das Zusammenklingen wohl zum ersten Mal im Frauenmünster gelungen, gelang in hervorragendes meisterliche Begeisterung so wundervoll und gliederte sich so trefflich in den Gesamtgottesdienstes ein, daß die Antwort der Gemeinde in der 2 Strophe von Luthers „Ein feste Burg" gesetzt geradezu zum überwältigendsten gehörte was der Schreiber dieser Zeilen je erlebt hat.

Auch die sternde Gemeinde scheint sie zu empfinden, denn sie that auch ihrerseits bei den ihr zugewiesenen Choralstrophen ein Uebriges, als sonst unsere Stadtgemeinden in der Regel zu thun pflegen. Sie legte mit großer Wucht und in heller Begeisterung los — und die mal so gemischt einstimmig!

So gestaltete sich denn der ganze Feier zu einem von Dielen längst für unser Volk gewünschten und für die Sache des schweizerischen Kirchengesangwesens notwendigen Ereignis, wir hoffen daß aus ihnen schöne Blüten und köstliche Früchte heranwachsen werden zum Wohl unserer schweizerischen reangelischen Kirche.

Was neben diesem Festgottesdienst den Teilnehmern und Freunden der Sache geboten wurde ist leichter, gefälliger Format am stolzen gotischen Bau von geringerer Bedeutung, fürs Ganze aber von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit für manchen Einzelnen.

Eine Fahrt auf dem Zürichsee am einem eigens für unsere Teilnehmer bestellten Schiff bot die erwünschte Muße zu gegenseitigem Austausch der Freude über die schöne und gelungene Feier und brachte sowohl die Sänger als hauptsächlich die Leiter der Chöre in notwendigen Kontakt. Angesichts der sonnigen Umgebung Zürichs und der von ferne winkenden Alpenhäupter gelobte man sich Treue in der Verfolgung des heiteren Weges und dürderliche Förderung im Blick auf unser der Erfrischung in dieser Hinsicht so sehr bedürftiges gottesdienstliches Leben.

Dasselbe Ziel verfolgte das Zusammensein beim Festbankette im „Aldisgüetli" wo an die zahlend Teilnehmer sich einfanden und eine edle Begeisterung alles heegen durchzog. Rede folgte auf Rede. Lied auf Lied — standening bis die Abschiedsstunde alle auseinandersprengte nach Osten und Westen, in die nächsten Städte und in die fernsten Bergdörfer. Runz nur Schütz flog noch ein Gruß zu den deutschen Brüdern nach Kassel hinüber dir — wahrlich ein freundliches Zusammentreffen mit will's Gott ein unvergeßliches Pfand deutung! — zur selben Zeit ihren Kirchengesangstag abhielten.

Die freundlichsten Stimmen schwirrten darauf durch's Land und die Tagesblätter öffneten ihren Dankbezeugungen und Glückwünschen gern ihre Spalten. Wie aber denen die Sache des Kirchengesanges nicht erst seit jenen Tagen am Herzen liegt, wallen uns dank nicht zufrieden geben. Erst ein kleiner Anfang ist gemacht und ohne eifrige und treue Arbeit, ohne ernste Zucht und eifernen Fleiß kommt es am gesunden Wachstum fehlen. Neben das erste Fest muß sich in einiger Zeit ein zweites stellen zu dem nicht bloß die praktische Bethätigung unserer Chöre, sondern auch eine theoretische Förderung ihrer Mitglieder oder doch ihrer Leiter in Aussicht genommen wird. Für's erste war ihr blage Abhaltung eines Gottesdienstes zweifellos das Nächstgte, in der Folge aber muß die von einem solchen Feste ausgehende Anregung noch eine mannigfaltigere werden. Hiezu fehlt uns nir das Interesse der Gemeinde, ihre edelgesinnung die Unterstützung in- und ausländischer Freunde und am wenigsten den Segen dessen, dem all unsere Arbeit ehren soll.

— —

Kleine Mitteilungen.

Der auf nicht ganz 400 Seelen angewachsene evangelische Gemeinde des am Eingange des Breuschthales malerisch gelegenen alten Städtchens Molsheim durfte am 15. September die Einweihung ihres Bethauses feiern. Ist diese Benennung des Gotteshauses nach dem Straßburger Reformator zunächst durch den Umstand veranlaßt, daß der am Bethause gelegene Platz seit 1834 in den Akten des Elsasses gesammelte Kollekte den Namen Hilden half so klingt sie eben in Molsheim besonders bedeutungsvoll hatte doch einst die an Molsheim errichtete Jesuitenuniversität das Lebenswerk dieses Mannes vernichten helfen sollen — Das nach den Plänen des kunstsinnigen Architekten Fleßenau in Berlin erbaute kleine Gotteshaus ist ein wahres Schmuckkästchen Der zierliche Turm ist dem dänischen Charakter der Umgebung in glücklichster Weise angepaßt Das Innere entspricht einigermaßen und mit stilvollen Glasfenstern geschmückt macht einen wirklich harmonischen Eindruck Der Bau wird demnächst den Lesern der Monatshefte ausführlich geschildert werden Hier sei nur als besonders beachtenswert und wohlthuend der Thatsache hervorgehoben daß unter Vermeidung jeglichen Nachahmens die moderne dekorative Kunst in den Dienst des evangelischen Kultus gestellt ist — Der Einweihungsfeier begann mit einer langen Abschiedsandacht in dem bisher als Bethaus dienenden evangelischen Schulsaale worauf sich der ganze Gemeinde mit den Ehrengästen in geschlossenem Zuge zum Festgottesdienst nach der Kirche begab, vom Turm, durch seinen Blumenschmuck ausgezeichnet, der Choral „Nun Gott in der Höh sei Ehr" sie begrüßte. Im Altarhause fand im geräumigen Saale des Ortes eine gemeinsame Nachfeier für Jung und Alt statt in der ein gemischter Chor und ein allerliebstes Kinderchor durch Gesänge adelgte daß im Schoße der Gemeinde ernste und heitere Musik mit Liebe gepflegt wird Diese Nachfeier erwies sich gerade an diesem Tage darum als besonders angebracht weil sie gestattete sämtliche Glückwünsche und Begrüßungsreden der Deputation der kirchlichen und der staatlichen Behörden aus deren Gottesdienste auszuscheiden und trotzdem, was bei einem Festmahle nicht möglich gewesen wäre, die ganzen Gemeinde zu Gehöre zu bringen Sie enthielt denn von den langen Ansprachen abgesehen welche eine dem Kirchenpatrone bei überreichung der Schlüssel gehalten wurden, der Festgottesdienst an Reden nur die Weiherede der geistlichen Inspektore und die Festpredigt des Ortsgeistlichen. Es dürfte namentlich in unserm engeren Heimatlande nicht überflüssig sein eine derartige maßregelitze Verteilung zur Nachahmung nachdrücklichst zu empfehlen Anrich Straßburg.

Am 14. und 15. Juli feierte der Kirchengesangverein für Rheinland in Godesberg sein Jahresfest Zur Festgottesdienst predigte Pfarrer Schöttler-Barmen Mit übergesandten Gruß betonte die Predigt den einem großen Teil der evangelischen Gemeinde immer noch geschlossene Wahrheit daß der evangelische Gottesdienst nicht aus Belehrung und Erbauung allein bestehen kann sondern äußerst auch Anbetung sein muß Der Godesberger Kirchenchor unter Leitung des Herrn Hunsheidt sang der große Doxologie aus Beethovens und den 100 Psalm von Stein ein — Am Nachmittag ereignet sich der Chor eine wohlgelungene geistliche Aufführung in der Kirche die den erfreulichen Beweis lieferte was bei ernstem Wollen auch an kleineren Gemeinden geleistet werden kann. Daß Kantor Heer im Freien am schönen durch defendere Freundlichkeit zur Verfügung gestellten Knypaek der Chor nach eine Reihe edler Volkslieder zu gutem Vortrag brachte zeugt gewiß von seinem Fleiß und seiner Leistungsfähigkeit — Der Festrede über Pentekostsinnes und evangelische Kirchenmusik hielt Pfarrer Jnspektor Heerzuch dem sein reiches Wissen und seine ganze Liebe zur Sache es ermöglicht hatte auch in letzter Stunde sie den entsprechenden stimmten Festredner einzunehmen. Den Reichtum unseres Besitzes von Schütz Bach und Händel die auf die neuesten Tonsetzer ließ die Rede an uns vorüberziehen Die lebhaften anregenden Aussührungen finden eine würdige Ergänzung durch ein sachkundiges Wort des Professors Sell Das Fest wäre als ein wohl gelungenes zu bezeichnen zumal die lebhafte Beteiligung der Godesberger es wieder zu einem christlichen Volksfest ausgestaltete wäre nicht ein Hauptmangel zu beklagen gewesen, der sonderlich bei den geschäftlichen Verhandlungen zu Tage trat, das Fernbleiben der Vertreter und Vertrauensmänner unserer Sache in den Synoden und Gemeinden Außere den unmittelbar verpflichteten waren aus ganz Rheinland nur zwei Pfarrer erschienen Es wird der Aufgabe unseres Vertrauensmännner sein die zum nächsten Jahre kräftig zu wecken damit Rheinland seinen alten Ruhm eifrigen Pflege des Kirchengesanges behaupte.

C. Klingemann.

Essen

Ragold Vom 25 August bis 1. September wurde hier mit 12 Teilnehmern zum 1 Male ein Gegellanes abgehalten Die Leitung lag in den deutsche besten Händen Herr Seminar-Oberlehrer E Hegele wollte keine Theorien sondern ausdrücklich praktische Organisten heranbilden Die Theorie umfaßte Geschichte und Bau der Orgel, einschließlich Pneumatik („Membranlade") Harmonie- und Modulationslehre Geschichte des Kirchengesanges besonders des evangelischen Gemeinde-Chorales, auch der Kirchengesangvereinssache wurde dabei sehr warm gedacht. Der praktische Unterricht erstreckte sich auf stufen-

weise geordnete Manual- und Pedalübungen und auf Einführung in das „Orgel-Album“ und „Orgelspielbuch“, wozu nur Gegeln und ebenso viele Akteure zur Verfügung standen. Daß die Zeit trefflich ausgenützt wurde, zeigte die Prüfung der Herr Oberkonsistorialrat Wunderlich anwohnte. Letzterer drückte den Kursisten und besonders dem überaus eifrigen und wohlwollenden Kursleiter herzlich was allgemein befriedigte Mögen die sehr zahlreich gegebenen Anregungen im praktischen Amte reiche Früchte tragen!

Grieb

Von einem unserer Mitarbeiter ging uns folgende Mitteilung zu: Die „Monatschrift für Gottesdienst und kirchl. Kunst“, die es sich eine Hauptaufgabe gemacht hat, die meistenorts auf hinterstrichen Gebiet noch herrschenden Mißstände aufzudecken und Mittel und Wege anzugeben auf welche Weise diesen Mißständen abzuhelfen ist, scheint in den Kreisen der hiesigen wohlthätigen Einfluß vorzugsweise konnten immer noch nicht genügend bekannt zu sein. Von mehreren „Dreikönigen“, die im Laufe dieses Jahres vorgekommen und zu meiner Kenntnis gelangt sind, will ich hier nur die beiden seltsamsten hervorheben. Bei einer gottesdienstlichen Feier wurde Urudeisohns bekannte „Treue“-Arie „Sie getreu“ von einer „Baß“stimme vorgetragen (und dies nicht etwa in einer Landgemeinde!), und bei einem anläßlich stattgefundenen Festgottesdienste oder oder auf einen Werktag fiel erklang jedenfalls nicht gerade zur Erbauung derjenigen, die den Text genau kannten „Schäfer's Sonntagslied“ mit seiner immer heiter wirkenden Strophe „Ich bin allein auf weiter Flur“ (natürlich bei vollbesetzter Kirche aus 50—60 Kehlen gesungen) — Solche sich immer noch wiederholenden Ungeheuerlichkeiten und Verstöße gegen die liturgischen Hauptregeln sollten doch endlich einmal aufhören

Bücherschau.

Carl Pintel, 200 Choralvorspiele für Orgel. (Seiner Majestät dem König Albert von Sachsen gewidmet.) Berlin, H. L. Schreiber. Mk 4.

Eine ganz ausgezeichnete Sammlung aus der Feder des um die Orgelkomposition verdienstvollen Leipziger Thomasorganisten liegt hier vor. Die teils leichten teils mittelschweren Stücke verdienen wirklich den Namen „Choralvorspiele“ (was von manchmal gleichbenannten Erzeugnissen der Neuzeit gerade nicht behauptet werden kann). Fast alle 200 Nummern sind numittelbar hervorgegangen aus dem Choral dessen „Cantus firmus“ ganz ohne stilwidrige ornamente in interessanter und nobler Weise behandelt wird. Leider wird die Sammlung nicht allgemeine Verbreitung finden, da der z. B. in Baden Elsaß Lothringen Bayern u. a. eingeführte „rhythmische“ Choral ohne Berücksichtigung gedrucken ist. Vielleicht entschließt sich Meister Pintel dazu, eine einmal eine Sammlung mit desselbener Berücksichtigung des von uns „Sonderausdruck“ unterstützten „rhythmischen Chorals“ herauszugeben. Man würde es ihm Dank wissen und an der nötigen Empfehlung von Seiten der Oberkirchenbehörden würde es gewiß auch nicht fehlen. Kienstöter Werner-Freiburg.

Hugo Riemann, Geschichte der Musik seit Beethoven (1800—1900) VII, 810 S. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. 1901. Mk. 8,20, geb. Mk. 10.

Seinen bisherigen Werken unter denen das Musik-Lexikon in neunter Auflage (Verlag von Max Hesse, Leipzig) als ein unentbehrlicher Ratgeber allen denen der sich mit Musik zu thun machen warm empfohlen sei hat Riemann jetzt die Geschichte der Musik des neunzehnten Jahrhunderts hinzugefügt und sich damit ein neues großes Verdienst erworben. Sich in der eigenen Gegenwart zu orientieren ist immer besonders schwer und nun gar auf einem Gebiete, wo es die einander kreuzenden Erscheinungen so unendlich viele gibt wie auf dem der Tonkunst. Ist es schon eine Riesenarbeit einen solchen Stoff logisch zu bearbeiten so noch mehr wenn die volle Berücksichtigung der Einzelerscheinungen doch eine klare übersichtliche Gruppierung des Stoffes ergeben und der Entwicklungsprozeß anschaulich und gründlich gemacht werden soll. Beides hat Riemann erreicht. Objektiv ist sein Urteil weitschauend und ruhig abwägend, durchaus den modernen Erscheinungen und der Weiterentwicklung der Kunst wohlwollend, niemals aber völlig fernstehen der praktischen Einseitigkeit die in grenzenloser Verehrung der eigenen Leistung und Richtung für Anderes nur des Urteil der Unfähigkeit hat. So ist es auch für die Beurteilung des Kirchenmusik und Kirchenmusiker ein sicherer Führer wir wirr andere anspruchsvolle Kritiker. Wer eine solche Arbeit auf sich genommen hat, wie sie in diesem Buche steckt wird am wenigsten erstaunt sein, wenn andere bemerken daß sie nicht frei von Lücken und Versehen sei. Und so glaube ich nur in des Verfassers Sinne zu sprechen, wenn ich die Leser des Werkes ersuchen ihm ihre etwaigen Ergänzungen und Korrekturen einzusenden. Vordringlich weiterer Mitteilungen nennt ich setzt nur Einiges was mir in der Erinnerung gebrieben ist. Die Schaffungs des von Riemann doch wohl etwas unterschätzten B. Berlioz' Les nuits d'été, sind geschrieben für Begleitung mit kleinem Orchester. Das bedeutendste Werk aus der letzten Entwickelungsperiode v. Herzogenberg's dem Riemann gerecht zu werden weiß die Trostfeier,

Google

ist neben seinen anderen Kirchencantaten nicht erwähnt worden. Gerade auf dieses Werk wird R.s Urteil passen, daß damit dem Kreise der Berliner Akademie ein ganz neues Gewicht zugewachsen und der Hoffnung eines Ausgleiches zwischen den „alleten Kunstbealen" und dem „Hildesheimerschen Dringen jungee Heissporne" Raum gegeben sei. Neben den Bewegungen auf dem Gebiete der katholischen Kirchenmusik sind die in der evang. Kirche etwas trag weggekommen. Es hätte wohl der allgemeine deutsch-evangelische Kirchengesangsverein in seinem Unterschied von der katholischen Cäcilianern genannt und beschrieben werden können. Demnächst möchte dann auch H. A. Köstlins und meine Thätigkeit etwas anderes charakterisiert worden, als daß wir uns um die Herstellung eines einheitlichen Choralgesanges am Grund historischer Untersuchungen bemüht hätten. Der allem ich der ich nicht einmal an dem „Festbuchlein" mitgearbeitet habe, muß das nur hier zugewiesene Verdienst ablehnen. — Doch genug der Einzelheiten. Keinee unsecee Leser wird des Buch aus der Hand legen, ohne reichen Gewinn davon gehabt zu haben. Fe Spitta

J. Wolf, 180 Präludien zu den gebräuchlichsten Chorälen. Op 42. Komissionsverlag von Eduard von Bautem (A. F. Schmidt's Universitäts-Buchhandlung). Strassburg i. E. 1901

Zum neuen Choralbuch für Elsaß-Lothringen hat sein Bearbeiter Seminarlehrer Wolf, nun auch ein Präludienbuch herausgegeben das sich nach Inhalt und Anordnung eng an dasselbe anschließt, worüber allerdings weder der Titel noch ein Vorwort Aufschluß gibt. Es enthält 147 Choralvorspiele (in alphabetischer Ordnung und in deutschen Lettern, wie die entsprechenden Versen des Choralbuches) und einen Anhang von 33 „Präludien allgemeinen Inhalts" letztere nach Tonarten geordnet. Die Schreibung ist übrigens nicht streng durchgeführt, wenn den zu einzelnen Melodien gegebenen Stücken stehen verschiedene in keinem thematischen Zusammenhang mit dem Choral steegt die identischen Nummern 66 und 141 b), umgekehrt finden sich im Anhang Nachspiele für Karfreitag, Ostern, Pfingsten und Advent, je selbst eine — freilich durch keine Überschrift als solche kenntlich gemachte — Choralfiguration über „Seelenbräutigam", von der man nicht recht einsieht, warum sie nicht auch Nr. 114 einem Vorspiel von Herzog über denselben Choral eingereiht ist. Viel der Auswahl der Stücke scheint uns der Verfasser im Gegen eine glückliche Hand zu haben. Leilend war offenbar das Bestreben, möglichst nur leicht Ausführbares zu geben. Die Anforderungen, die das Werk an die Technik des Spielers stellt sind denn auch — den wenigen Ausnahmen abgesehen — sehr mäßig. In dem an sich löblichen Streben nach Klarheit ist der Herausgebee wohl etwas zu weit gegangen, doch können wir die elsässischen Dreiklänge zu wenig, um darüber ein schweres Urteil zu haben. Den Komponisten sind am stärksten vertreten M. G. Fischer (22 Nummern) Ch. H. Rinck (24) A. Hesse (12) E. F. Gedhardt (19). Die Herausgebee selbst hat 30 Nummern beigesteuert, die zwar melodiös und rhythmisch nicht in allen Einzelheiten ganz einwandfrei sind, aber sonst in Erfindung und Gestaltung ein übriges musikalisches Können verrathen. Die Anschaffung des Buches ist sehr gut. Leidee fehlt es nicht an störenden Druckfehlern (z. B. Nr. 18 Takt 4 und 2 Nr. 39 Takt 3. Nr. 59. Takt 9, Nr. 69. Takt 157, Nr. 102 Takt 6. Nr. 123 Takt 14. Nr. 143, Takt 202. Nr. 151. Takt 3 und 9. Nr. 155 Takt 12). Alles in allem hat sich der Herausgebee den Dank der elsaß-lothringischen Organisten durch seine Arbeit verdient, und auch außerhalb Elsaß-Lothringens kann sein Werk namentlich wenigee geübten Organisten, zumal in Nebengottesdiensten wo man kuee einfache und doch ausdrucksvolle Präludien wünscht, recht gute Dienste thun. A. Beuttee

Wolf Hasse, Die stimmige Choralbuch, mit Vorspielen Übereinleitungen und Schlußsätzen. Im Anschluß an das neue Gesangbuch für Rheinland und Westfalen vollständig umgearbeitet von E. Riemeyer. 279 S. 2 Aufl. Gütersloh Bertelsmann 1899.

Des hier ersterwähnte Choralbuch des Altmeisters Adolf Hesse enthält neueeeffache und liechengemäße Vorspiele, die ohne geerde sordeelich auf Schwierigkeiten zu bieten eine sehr willkommene Handreichung für wenig geübte Organisten sein dürfte. Der Umfang von diesen sowie derjenige der Choräle selbst wird strengen Anspeichen gerecht, ee ist klaee und würdevoll gehalten und enthebet unseeeds eee wünschenswerten Klarheit. Auch die im Anhang aufgezeichneten geistlichen Volkslieder weisen dieselben Vorzüge auf. Die Anzahl der Melodien bietet nicht nur Organisten besonderes Interesse. Da auch die äußere Ausstattung nichts zu wünschen übrig läßt, so können wir dieses Choralbuch warm empfehlen. G. Beckmann

Emil Riemeyer, Der sie Missionsfreie. Neue Folge. Geistliches Liederbuch für gemischten Chee. Bertelsmann, Gütersloh 1899. Broch. 2.50 Mk. geb. 3 Mk.

Dieser zweite Teil der „Grossen Missionsfrage" geht durch die Wahl der Kompositionen, welche mehr Schwierigkeiten bieten, über die Ansprüche des ersten Teiles nicht unerheblich hinaus. Die Tonsätze selbst weisen einen namentlich eeeeeeen Charakter auf, als diejenigen des ersten Teiles. Da das recht nordeeutsche Werk auch weltliche Chore enthält, so dürfte es nicht nur speyrisch kirchlichen Gesangvereinen eine willkommene Gabe sein.

G. Beckmann

Ne 1

Abschreiben ist gesetzlich verboten.

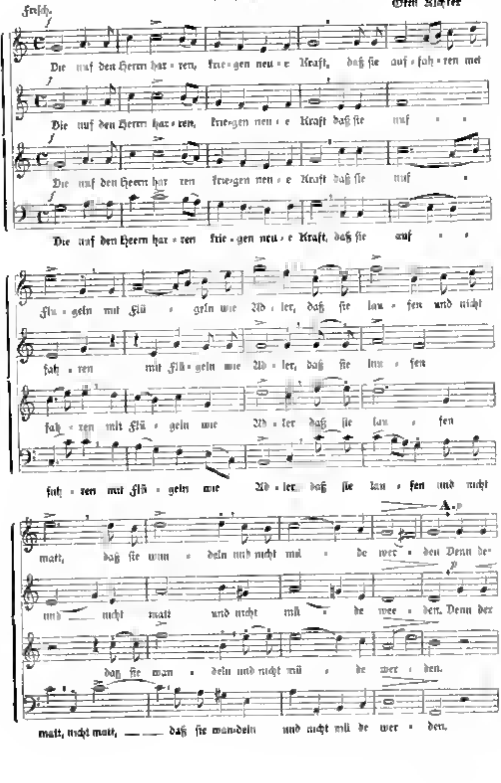
Notenbeigabe I.

Herrn Missionsdirektor Prof. Dr. theol. Pluth.

„Die auf den Herrn harren"

Motette für gemischten Chor

Otto Richter



Frisch.

Die auf den Herrn har - ren, krie - gen neu - e Kraft, daß sie auf - fah - ren mit

Die auf den Herrn har - ren, krie - gen neu - e Kraft daß sie auf - -

Die auf den Herrn har - ren krie - gen neu - e Kraft daß sie auf -

Die auf den Herrn har - ren krie - gen neu - e Kraft, daß sie auf - -

Flü - geln mit Flü - geln wie Ad - ler, daß sie lau - fen und nicht

fah - ren mit Flü - geln wie Ad - ler, daß sie lau - fen

fah - ren mit Flü - geln wie Ad - ler daß sie lau - fen

fah - ren mit Flü - geln wie Ad - ler, daß sie lau - fen und nicht

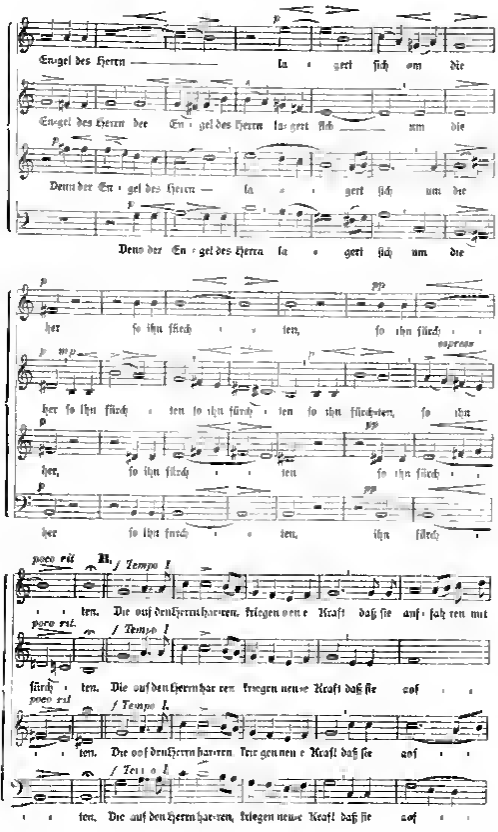
matt, daß sie wan - deln und nicht mü - de wer - den Denn der

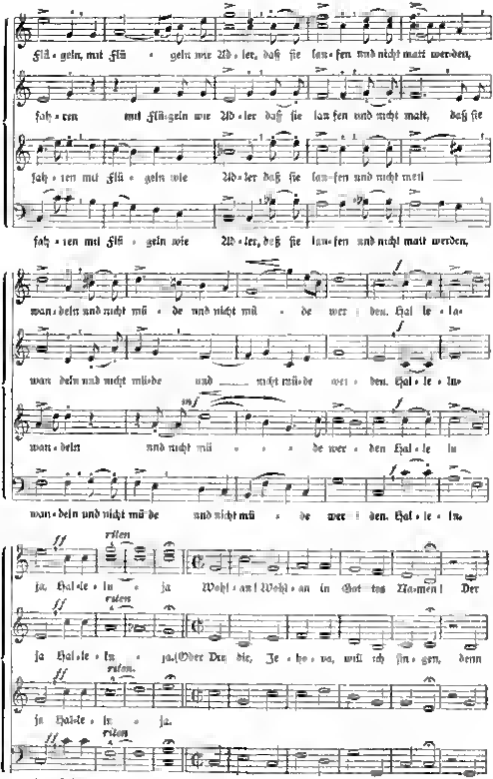
und nicht matt und nicht mü - de wer - den. Denn der

daß sie wan - deln und nicht mü - de wer - den.

matt, nicht matt, daß sie wan - deln und nicht mü - de wer - den.

Google


Engel des Herrn — la - gert ſich um die
Engel des Herrn der En - gel des Herrn la - gert ſich um die
Denn der En - gel des Herren — la - gert ſich um die
Denn der En - gel des Herren la - gert ſich um die
her ſo ihn fürch - ten,
her ſo ihn fürch - ten ſo ihn fürch - ten ſo ihn fürchten, ſo ihn
her, ſo ihn fürch - ten ſo ihn fürch -
her ſo ihn fürch - ten, ihn fürch -
poco rit
B.
f Tempo I
- ten. Die auf den Herrn har-ren, kriegen neue Kraft daß ſie auf-fah-ren mit
poco rit
f Tempo I
fürch - ten. Die auf den Herrn har-ren kriegen neue Kraft daß ſie auf -
poco rit
f Tempo I
- ten. Die auf den Herrn har-ren kriegen neue Kraft daß ſie auf -
f Tempo I
- ten. Die auf den Herrn har-ren, kriegen neue Kraft daß ſie auf -


Flü - geln, mit Flü - geln wie Ad - ler, daß ſie laufen und nicht matt werden,
ſah - ren mit Flü - geln wie Ad - ler daß ſie laufen und nicht matt, daß ſie
ſah - ren mit Flü - geln wie Ad - ler daß ſie lau-fen und nicht matt
ſah - ren mit Flü - geln wie Ad - ler, daß ſie laufen und nicht matt werden,
wan - deln und nicht mü - de und nicht mü - de wer - den. Hal - le - lu -
wan - deln und nicht müde und nicht müde wer - den. Hal - le - lu -
wan - deln und nicht mü - de und nicht mü - de wer - den. Hal - le - lu -
wan - deln und nicht mü de und nicht mü - de wer - den. Hal - le - lu -
ja. Hal - le - lu - ja Wohl - an! Wohl - an in Got - tes Namen! Der
ja Hal - le - lu - ja. (Oder Du die, Je - ho - va, will ich ſin - gen, denn
ja Hal - le - lu - ja.
ja. Hal - le - lu - ja.

ban - et fest der wa - cker ihm ver - bleibt. Wir sin - gen! Un - ser lau - tes

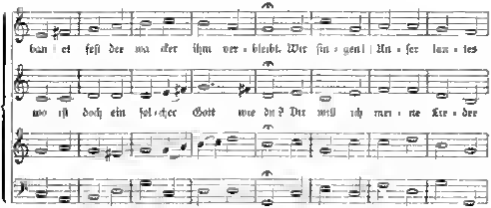
wo ist doch ein sol - cher Gott wie du? Dir will ich mei - ne Lie - der

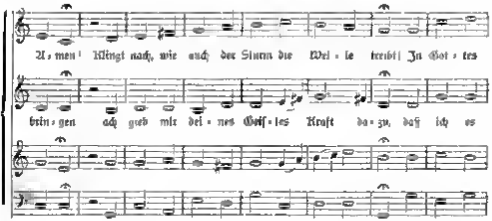
A - men! Klingt nach, wie auch der Sturm die Wel - le treibt! In Got - tes

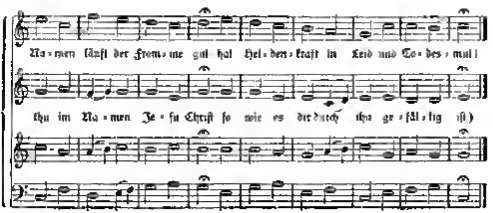
brin - gen ach gieb mir dei - nes Geis - tes Kraft da - zu, daß ich es

Na - men läuft der From - me gut hat Hel - den - kraft in Leid und To - des - mut!

thu im Na - men Je - su Christ so wie es dir durch ihn ge - fäl - lig ist)

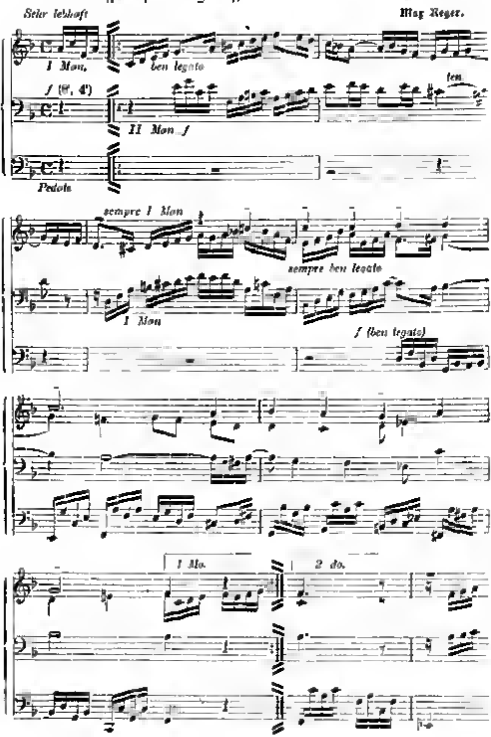


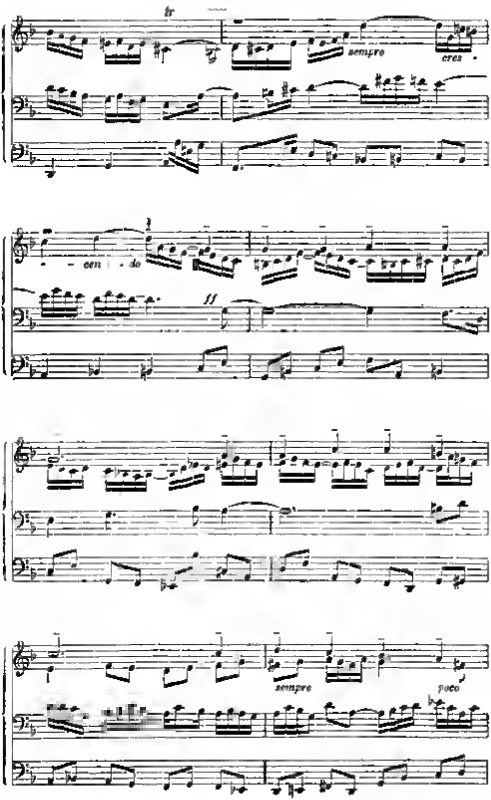


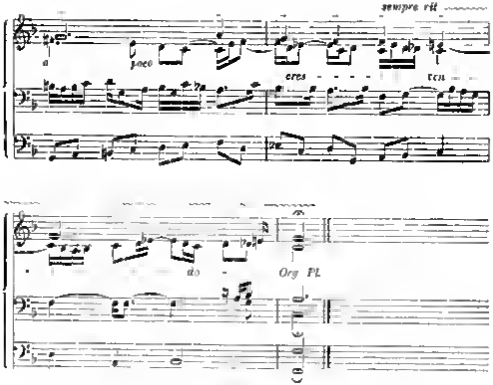


Notenbeigabe 2.

Vorſpiel für Orgel. „Nun danket alle Gott.“




tr
sempre
cresc.
cen - do
ff
sempre
poco



Zur Notenbeigabe I.

Dem unsern Lesern bereits bekannten Komponisten der vorstehend abgedruckten Worte, Otto Richter, danken wir folgende Skizze seines Lebenslaufs.

Ich bin am 2. März 1845 in Ebersbach Kr. Görlitz geboren. Vorarbeiter auf dem Gymnasium zu Zittau besuchte ich zuerst das K. Konservatorium zu Dresden (unter Fr. Wüllner). Mein Spezialfach war anfangs F. Trompete und schon als junger Konservatorist wurde ich auf Empfehlung Wüllners in der K. Hofoper als Trompeter dreißigmal. Wohl über 200 Mal habe ich daselbst in Wagnerschen u. Opern im Kostüm auf den Brettern gestanden, freilich auch hierin keine dauernde Befriedigung gefunden. Mein Wunsch war mich der Musica sacra zuzuwenden. Zu diesem Zwecke ging ich 1885 nach Berlin, obgleich eine Empfehlung an Hans v. Bülow für das Meininger Orchester mir zur Verfügung stand. In Berlin fand ich Aufnahme im K. stad. Institut f. Kirchenmusik (unter A. Haupt) und i. d. K. akad. Meisterschule (bei E. Grell und W. Baetzel), die spezielle Vorbildung hierzu war mir durch R. Fleischer in Goslar zu Teil geworden. Gleichzeitig leitete ich in Berlin den „Verein für geistlichen Chorgesang“ und veranstaltete mit demselben Konzerte. Im Sommer 1890 erfolgte meine Berufung nach Eisleben als Organist und Chordirigent a. d. St. Andreaskirche (Lutherkirche) und meine Wahl zum Dirigenten des städtischen Singevereins (Oratorienvereins) daselbst. Hier richtete ich 1891 auch eine Chorgesangsschule nach Wüllnerschem System ein und gründete 1900 den Bachverein.

In meinem Verlage erschien und ist direkt vom Verlage oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Geschichte der Cantoren und Organisten

von den

Städten im Königreich Sachsen

bearbeitet

von **Reinhard Vollhardt**

424 Seiten in Lex.-Format Preis Mk 8.—

Die fleissige Arbeit des Zwickauer Musikdirektors ist von der Fachpresse äusserst warm empfohlen worden

Berlin SW. 48. Wilhelmstr. 119/120

Wilhelm Issleib, Verlagsbuchhandlung

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Passion – Ostern – Pfingsten
Himmelfahrt etc.

Ein- und mehrstimmige Lieder und Gesänge * * *

*** * * * * * * in grossartiger Auswahl.**

Mein Lager umfaßt alles bessere in dieser Art. Fast sämtliche Cantaten und Oratorien sind vorrätig und kann fast jedes anderweitig angezeigte Werk von mir zur Ansicht bezogen werden. Ich führe jede Art von Musik und musikal. Instrumenten und gewähre beim Einkauf jeden nur irgend möglichen Vorteil

H. Oppenheimer, Hameln.

Spezial-Geschäft für Orgel-, Harmonium- und Kirchenmusik.

Gegründet 1867

Kirchenheizung

(über 1500 Anlagen ausgeführt,
bestes und unbedingt **billigstes, irisches System**)
Schul-, Saal- u. Zimmeröfen gleichen Systems.
Springbrunnen aller Art für Gärten
und Parkanlagen etc.
Christuskörper, Grabkreuze, Altargeländer,
Grabeinfassungen, Cruzifixe etc.

H. v. Böttcher, Hamburg VII.

Joh. Gg. Pfeifer

Kaiserslautern

== liefert Glocken in jeder Größe ==

Lange Garantie — billige Berechnung

*** Prospekte ***

Garantie für reine Grund- u. Nebentöne

Im Verlag von Pöschel & Trepte, Leipzig erschien:

Zwölf kirchliche Männerchöre
nach Worten der Heiligen Schrift
zum Gebrauche beim Gottesdienste
von **Johannes Böttcher.**

Inhalt: 1. Advent. — 2. Weihnachten. — 3. Jahreswechsel. — 4. Passionszeit. — 5. Bußtag. — 6. Ostern. — 7. Himmelfahrt. — 8. Pfingsten. — 9. Erntedankfest. — 10. Reformationsfest. — 11. Totensonntag. — 12. Geburtstag des Königs.

Preis: steifbeschnitt 50 Pfg.

Eine kleine Sammlung in der That kirchlicher, feinempfundener, dabei formgewandter und sehr sangbarer Festgesänge, an denen es für Männerstimmen bisher fehlte.

Bochumer Gußstahl-Glocken.

Bei den heutigen hohen Preisen des Kupfers und Zinns sind unsere Gußstahlglocken um mehr als die Hälfte billiger als Bronzeglocken.

Die von dem Bochumer Verein für unsere neue Kirche gelieferten Gußstahlglocken haben uns und alle, die das Geläute gehört, selbst solche, die uns früher von Gußstahlglocken abgeraten haben, in vollkommenster Weise befriedigt.

Neu Weißensee, den 13. September 1899.

(L. S.) Der katholische Kirchenvorstand
gez. Dr. Stiphan, Vorsitzender.

Bochum in Westfalen.

Bochumer Verein für Bergbau u. Gußstahlfabrikation.

Hierzu eine Beilage der Firma C. Bertelsmann in Gütersloh, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig, Reuther & Reichard in Berlin, Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Ausgegeben am 24. Dezember 1901. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Theaterstr. 10.

Hermann'sche Buchdruckerei, Heiligenstadt.

7. Jahrgang. Nr. 2. Februar 1902.

Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 60 Pf. Zusammen mit dem Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins f. Deutschland jährl. 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes.

Inhalt: Smend, Bibelwort und Kirchenlied in Liliencrons Chorordnung. — Rasch, Theorie und Praxis. — Smend, Johann Cengers Bild. — Biermann, Das gemeinsame Gebet im Gottesdienst. — Kühnen, Die Paulaskirche in Krefeld. — Spitta, Der Dichter des Liedes: „Ach Gott, wie manches Herzeleid" II. — Mendelssohn, Kinghardts Judith. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Zwei Notendelgaben.

Bibelwort und Kirchenlied in Liliencrons Chorordnung

von **Julius Smend.**

Das Werk als Ganzes habe ich im vorigen Heft zu würdigen versucht, und dem kann ich nichts hinzufügen. Wir ließen jedoch die Frage offen, ob nicht die liturgische Sammlung, die Liliencron hier der Öffentlichkeit übergeben hat, im Einzelnen Stoffe darbiete, die man — natürlich mit Vorsicht — benutzen könne. Bei Beantwortung dieser Frage handelt es sich vor allem um Bibel- und Liedertexte, und diesen wollen wir heute unsre Aufmerksamkeit schenken.

Wie die „Chorordnung" mit der Bibel umgeht, muß etwas eingehender dargestellt werden. Der Leser mag dann entscheiden, ob der Vorwurf der Mißhandlung eine ungerechte Anklage ist.

Daß Missale und Rituale Romanum für die Auswahl der zu lesenden und zu singenden Schriftworte die entscheidenden Instanzen sind, versteht sich. Allerdings hat sich Liliencron hier doch einige Beschränkung auferlegt. Nach langen mühevollen Vorarbeiten verzichtete er darauf, in seine Ordnung auch die sonn- und festtäglichen Graduales und Offertorien der römischen Messe aufzunehmen. Er fürchtete, einem „gewissen Archaismus" zu verfallen und den „spezifisch lutherisch-kirchlichen Charakter" zu gefährden (143). Dafür müssen wir ihm ja dankbar sein, aber unser Dank wäre wärmer, wenn er den gleichen Bedenken auch sonst Raum gegeben und mit den Offertorien noch Anderes geopfert hätte! Ihm selbst ist nicht wohl im Blick auf die alten Introiten (225), „die Gefahr der Verknöcherung" droht auch hier (184). Aber er behält sie bei, und vollends die Perikopen werden, im Widerspruch mit dem gesamten Herkommen der lutherischen Kirche, wesentlich nach Maßgabe der römischen Vorlage neu geordnet.

An diesem Punkte scheint Liliencron freilich zum Rückzug gezwungen zu werden. Es ist bekannt, daß die in den evangelischen Kirchen gebräuchliche alte

Evangelien- und Epistelreihe von der römischen in eigentümlicher Weise abweicht. Diese Abweichungen wurden bisher vielfach, und so auch von Lilencron, als spätere Entstellung durch lutherischen Unverstand aufgefaßt. Die Sache liegt jedoch umgekehrt hier ist, wie auch katholische Forscher zugeben das höhere Alter durchgängig auf Seiten der bei uns herkömmlichen Reihe!) so daß die Änderungen an dieser kein anderes Motiv geltend gemacht werden konnte als dies den „heiligen Vätern von Trient" um jeden Preis zu folgen. Lilencron sieht das offenbar auch selber ein und giebt deretwegen Anweisung, wie man seine Chrordnung unterordnen kann, um bei der evangelischen Tradition zu bleiben?)

Für uns hat diese Frage lediglich gelehrtes Interesse, entscheidend ist die pennzipielle Seite der Sache. Ist es wohlgethan oder auch nur erlaubt für unsern Gottesdienst die etwa 60 Epistel- und Evangelien mit den zugehörigen Eingängen, Alleluiaversen, Antiphonen und Responsorien ein für allemal festzulegen so zwar, daß der Gebrauch der heiligen Schrift in Haupt- und Nebengottesdiensten dadurch schlechterdings und für immer gebunden werde? Wir haben zu Vielen, Vielen, die in diesen Dingen mitzureden haben das feste Vertrauen daß sie mit uns antworten werden: Nun und nimmermehr! Schweigen wie von den schweren Bedenken unserer Reformatoren, auch Luthers, gegenüber jedem Perikopensystem. Vergessen wie, wieviel Sorgfalt und Fleiß man in den letzten Jahrzehnten darauf gewendet hat das gottesdienstliche Leben von dem tötlichen Zwange einer Ordnung zu befreien, von deren Verderblichkeit die Geschichte der Predigt wie die des Gottesdienstes gleichermaßen kräftiges Zeugnis ablegen. Sehen wie uns die Andern Alten und Neuen Testamentes an Übee die sortan in der evangelischen Kirche kein Prediger und kein Liturg hinausgreifen das Recht haben soll.

Übee die Mangelhaftigkeit unserer „alten" Perikopen ist ja viel geschrieben worden daß wie uns ganz kurz fassen wollen. Daß Vieles vom Besten in unserer Evangelienreehe fehlt ist ziemlich allgemein anerkannt, daß die verschiedenartigen Versuche diese und die Folge der Episteln in Systeme zu fassen und den innern Zusammenhang jeder einzelnen Epistel mit ihrem zugehörigen Evangelium nach zuweisen, alle gescheitert sind, ist es nicht minder. Niemand kann es heute sinn voll finden, daß die 6 Evangelien der Passionszeit von dem Leiden Christi nichts wissen. Das Alles kommt indessen für Lilencron nicht in Betracht. Im Gegenteil nach diesen ganz Abschnitten der Schrift deren Wahl im Einzelnen vielfach unerklärlich bleibt, soll sich nicht nur jedesmal jedesm der gesamte Inhalt des Hauptgottesdienstes richten sondern ebenso eine Vorvesper am Samstag sowie Mette und Vespee am Sonntag!

Gewiß zu den Perikopen kommen andere Stückchen hinzu, Brocken! Wir wollen anerkennen, daß die „Choreordnung" solche auch in erheblicher Zahl aus den apokryphischen Büchern holt. Aber der Gesamteindruck des verwendeten biblischen Materials ist der einer *traftlosen Vergewaltigung* — um einer litturgischen Maeotte willen!

Zweierlei pflegt man auf diesem Felde als das Verdienst der Reformation zu preisen, daß sie nämlich 1) dem Volk die Bibel gegeben habe und zwar 2) die echt neutestamentliche Bibel! Das ist an Lilencrons Büchlein ein doppelter Makel, daß es dem Volke die Bekanntschaft mit der Schrift erschwert und daß es ihm die Einführung in *das rechte Verständnis der Schrift* versperrt! Was

¹) K. Gieseke-Peters (Sions 1900, Nr. 9—11).
²) Sions 1900 S 285

uns Gott sei den Tagen Luthers an klarerer Erkenntnis, zumal des Alten Testaments, erschlossen hat, wird durch die „Chorordnung“ einfach ignoriert. Dieselben allegorischen Spielereien,[3]) in denen sich die alte Kirche gefiel, und von denen sich die Reformation grundsätzlich losgesagt hat, die nämliche Buchstabenknechtschaft,[4]) die alte Afterkunst gestreift sein sollender, für einfaches Empfinden aber nur rätselhafter Anspielungen und Kombinationen,[5]) dazu der Unfug, ganz unfangbare Stoffe singen zu lassen[6]) — und das Alles um der schönen gregorianischen Melodieen willen! Wer noch irgend als ein Mensch unserer Tage empfindet und urteilt, muß sich dawider auflehnen. Wie Luthers Übersetzung vergewaltigt wird, kann man sich denken.[7]) Daß die Exegese der Perikopen durch die liturgische Fuhrt für immer festgelegt wird, gehört zum Prinzip[8]) Das Ärgste ist doch aber dies, daß Worte der heiligen Schrift geradezu verfälscht werden! Am 3. Advent soll man nach Sach. 14, 5 f. singen „Zu der Zeit wird sein ein großes Licht“, während an der bezeichneten Stelle steht „Zu der Zeit wird kein Licht sein sondern Kälte und Frost.“ Ein ander Mal wird echt katholisch aus „Sie ist ein Glanz des ewigen Lichts“ — nämlich die Weisheit (Kap. 7, 26) — unbefangen gemacht: „Er ist ein Glanz u. s. w.“ Ja, jenes bekannte Paulus-wort (Gal. 4, 4) erscheint als Responsorium in dieser Gestalt: „Siehe, es wird kommen die Fülle der Zeiten, in der Gott seinen Sohn auf Erden gesandt hat geboren von der Jungfrau und unter das Gesetz gethan auf daß u. s. w.“

Dies Gemisch von entstellten und verstümmelten Schriftworten mit teilweis übersetzten Meßstücken, verbunden durch gewaltsame und erkünstelte Beziehungen, ist die für höchst kostbar erachtete Zuthat zu jenen unzulänglichen Perikopen. Und das nennt man wohl noch gar unser Volk zum Bibelmalle machen? Wahrlich, man mag, wo diese „Chorordnung“ Eingang findet, die Gemeinden glücklich preisen, die keinen Chor haben und denen darum unbenommen bleibt, sich die einzelnen Gottesdienste selbständig zu gestalten, wenigstens auf die schönen Chortexte zu verzichten! —

Leider ist der Entwurf, den Eitenerons Werk nach der musikalisch-hymnologischen Seite hin erweckt, nicht günstiger. Wohl berührt es angenehm, in der Beurteilung der kirchlichen Tonkunst als solcher einem bemerkenswerten Freimut zu begegnen. Der Verfasser ist nicht der Meinung, daß der gregorianische Stil der einzig und für immer allein berechtigte im Gottesdienst sei, oder daß die

---

[3]) Die Geburt Christi wird mit Musik (s. Luk. 2, 8 f. (S. 10), Matth. 22, 1a ff. mit Esther 3 und 4 determiniert (S. 28)

[4]) „Und das Wort ward Fleisch“ (S. 6). „Und der Gichtbrüchige stand auf“ (S. 21).

[5]) Was in aller Welt hat Wendt 14, 24–26 mit dem Gottesdienst am 5. nach Epiphanias zu thun? Wer soll bei Bitt- und Erdbeben im 27. Psalm an die Verklärung Christi denken? Wer versteht am Kantertag den Altarspruch aus Hab. 3? Ist der 139. Psalm wirklich geeignet in die Stimmung des Osterfeiertags zu versetzen? Oder ist „das Land da Milch und Honig fließt“ ein gemeinverständlicher Tropus für den Sinn der Ostermontagsfeier? Wer schlägt uns eine Brücke vom 130. Psalm zum Evangelium von den Weinarbeitern? Wie spielerig sind die verschiedenen Auge-Sprüche am Sonntag Oculi!

[6]) 2 Antiphonen am 2. n. Ep.: „Da es an Wein gebrach, hieß Jesus die Krüge mit Wasser füllen, der ward verwandelt zu Wein“ 2 Antiph. am 3. n. Ep. „Sprich nur ein Wort, so wird mein (?) Knecht gesund“. Als Responsorien werden ganze Geschichten gesungen: S. 25. 29. 60 u. s. w. „Und er lehrte täglich im Tempel“ (S. 60)

[7]) „Das Volk der Hebräer aber das vorging und nachfolgte streute die Zweige der Ölbäume“ (S. 71). Der „Friedensfürst“ — in Jes. 9 ist verloren gegangen (S. 8) ein anderes Mal der „Ewigvater“ (S. 13). „Dafür sollt ihr saugen und satt werden an den Brüsten ihres Trostes“ (S. 22) — ist freilich Luthers Sprache, aber warum singt man „Unser Bauch klebt am Erdboden“ (S. 22), was wenigstens die „Anschaulichkeit“ nicht mehr sagt?

[8]) 3 B. S. 72!

Komponisten des 16. und 17. Jahrhunderts als die unbedingten Gesetzgeber auch für die Zukunft zu gelten hätten. Er ist zufrieden, wenn die kirchlichen Tonkünstler unsrer Tage in ihrer Sprache reden, vorausgesetzt, daß ihre Art zu dem gregorianischen Gesange im Kultus keinen unkünstlerischen Kontrast schaffe. Ja, Liliencron glaubt an eine Kirchenmusik künftiger Tage, die vollkommener sein werde als Alles, was der Vergangenheit angehört. Ins Besondere ist er ein viel zu gebildeter Kunstkenner, als daß er die unvergängliche Bedeutung der Bach'schen Musik, namentlich seiner Kantate, für die evangelische Gemeinde verkennte. Er hat es zumal auf die Schlußchoräle der Kantaten abgesehen und will diese — natürlich a capella gesungen! — seiner Gottesdienstordnung gern eingereiht sehen. Es ist besonders wichtig, wie das geschieht.

Rendtorff rühmt, daß Liliencron mit geradezu „prophetischem Blick" im Gange des sonntäglichen Hauptgottesdienstes den Moment erspäht habe, der dessen ersten Höhepunkt bedeute. In der Erlöserkirche zu Moskau erlebte er einst, wie beim Evangelium ein bezaubernder Chorgesang, unter plötzlichem Erstrahlen von 37000 Kerzen (durch Schwefelfäden verbunden), ertönte[9]. Und eben diesen Augenblick zwischen Evangelium und Kredo hat auch Liliencron ersehen, um in ihm dem Chorgesange seine wichtigste Aufgabe zuzuweisen, nämlich das Sonntagslied. Auf diesen Gedanken legt er selbst das größte Gewicht. Dies vom Chor gesungene Sonntagslied soll der Brennpunkt jedes Hauptgottesdienstes sein, in dem sich das De tempore individualisiert. Dies Lied soll den Tag und die ganze Woche beherrschen, es soll in den Häusern gesungen, in den Straßen von der Kurrende vorgetragen, in den Kasernenhöfen von den Trompetern geblasen werden.

Aber wie kann denn bei diesem „Höhepunkt" der Feier das Gros der Gemeinde einfach zur Passivität verurteilt werden? Das ist russisch und römisch, aber doch nicht evangelisch gedacht! Mit welchem Rechte nimmt z. B. am 1. Advent der Chor die beiden ersten Strophen von „Wie soll ich dich empfangen?" der Gemeinde vorweg? Ein Höhepunkt mag solcher Chorgesang immerhin genannt werden gegenüber dem ihm ein für alle Mal (nach Liliencrons Vorschlag) folgenden, gelesenen Apostolikum, aber unter normalen Verhältnissen und für das einfache Empfinden der Gemeinde wird der an das Apostolikum sich schließende Volksgesang mehr bedeuten. Und hier kann man doch in der That nur fragen: Warum wird nicht an dieser Stelle durch organische Verbindung von Volks- und Chorgesang ein wirklicher Höhepunkt geschaffen — und zwar zum Ersatz für das nach Luthers Willen zu singende Glaubenslied?[10]. Die Gemeinde kommt ohnehin zu kurz, wenn ihr, wie ausdrücklich bemerkt wird, nach der Predigt „nur ein Vers" gestattet ist.

Nun sollte man meinen, Liliencron werde für besagten Höhepunkt die Kleinodien aus dem Schatz des evangelischen Kirchenliedes hervorholen. Das ist jedoch nicht der Fall, die gebotenen Texte sind ein im Ganzen schwacher Ausschnitt aus dem Erbe der Väter. Zwar das allmählich zu Todo gemarterte „Wir treten zum Beten" findet gottlob keine Stelle. Allein wirklich unbrauchbare Lieder werden

[9]) Was mit solchen hauptstädtischen Theater-Effekten die behauptete Macht der russischen Kirche über das gesamte „Volk" zu thun hat, ist mir nicht klar.

[10]) Dreimal kommt, so viel ich sehe, Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde zur Verwendung (S. 55 vgl. 169; S. 48 vgl. 161; S. 87 f.). Aber nur einmal (s. Pfingsttag) handelt es sich dabei um das „Sonntagslied" und selbst da scheint L. unentschlossen zu sein.

in Vorschlag gebracht, Lieder, die in unserm Kirchenvolke nach Wort oder Weise nicht mehr leben, auch schwerlich wieder zum Leben kommen werden, so Luthers Übersetzungslieder „Nun komm der Heiden Heiland“, „Christum wir sollen loben schon“ und „Der du bist drei in Einigkeit“, ferner „Dies sind die heilgen zehn Gebot“ und „Es spricht der Unweisen Mund wohl“. Andere Lieder sind viel zu wenig bedeutend, um den ihnen zugedachten Beruf zu erfüllen, so „Jesu frommer Menschenherden“, „O nehmt euch einer Weisheit nicht“, „Der du mich vom Tod erkauft“. Dazu kommt der engherzig lutherische Gesichtspunkt, der sich allermeist auf die Sonntagslieder lutherischer Landeskirchen in vergangenen Jahrhunderten beschränkt und der für kein Lied reformierter Herkunft Raum hat.

Daß Liliencron nicht gerade immer die besten Lesarten bietet,[11]) gelegentlich zwei Strophen zu einer verkoppelt[12]) oder verschiedene Strophen auf Gemeinde und Chor sinnwidrig verteilt,[13]) soll nur nebenbei bemerkt werden. Schlimmer ist, daß er in dem Bestreben, das Sonntagslied aus den Perikopen herzuleiten in Künsteleien verfällt, oder sich auch gänzlich in der Liedwahl vergreift[14]). Daß an den ersten vier Passionssonntagen das Sonntagslied überhaupt fortfällt, erklärt sich aus der Beibehaltung der altkirchlichen Evangelien, die den Herausgeber nötigen, dies Mal auf die Gradualien zurückzugehen.

Nach alledem erscheint mir Rendtorffs Enthusiasmus über den „prophetischen Blick“, das „lösende Wort“, den „einzig möglichen Weg“ als eine ungeheure Übertreibung, zumal wenn ich sehe, daß nach seinen kritischen Bedenken von Liliencrons Verdiensten schlechterdings nur dies eine übrig bleibt, daß er der Verlesung des Evangeliums einen vom Chor zu singenden Chorabsatz folgen läßt. Ich freue mich, daß auch Rendtorff die Einschnürung des evangelischen Hauptgottesdienstes in einen einzigen ständig wiederkehrenden Zyklus von Lektionen und Gesängen energisch ablehnt. Ob die von ihm erwartete begeisterte Thätigkeit unsrer Tonkünstler nunmehr wirklich die Bahnen einschlagen wird, die Liliencron ihr gewiesen hat, müssen wir abwarten. Vor der Hand können wir in der „Chorordnung“ auch in musikalisch-hymnologischer Beziehung eine bahnbrechende That von auserlesener Bedeutung beim besten Willen nicht erkennen.[15])

---

[11]) S. 52 lies „in Deinem Dienst“ und „als Dein Kind“, S. 55 lies „zu Deinen Toren“ und „ins Todes Rachen“, S. 64 ist „Nun leb' mein Seel“ stark entstellt, ebenso S. 79 der Schluß von „O Ewigkeit“.

[12]) S. 4 ist aus Strophe 5 und 6 von „In allen meinen Thaten“ eine Strophe gemacht. — Die hymnologischen Notizen sind nicht immer lücken- und fehlerlos: S. 11 „Joh. Heermann“ (vgl. Mtschr. IV, S. 302), S. 15 „Konr. Hofer“ (vgl. die Ausführungen Spittas in diesem Heft), S. 66 „Hans Sachs“, S. 81/82 „Luther“.

[13]) S. 5 werden Str. 1—4 von „Dem Himmel hoch“ der Gemeinde, 5 („So merket nun“) und 6 („Des läßt uns Alle“) dem Chore gegeben!

[14]) Zu der Verklärung Christi wird als Lied gewählt „Werde licht, du Stadt der Helden“ an Palmarum „Hosianna Davids Sohn“ nach der Melodie „Jesus meine Zuversicht“ (eine geistreiche Gewaltsamkeit, die durch den Hinweis auf Bachs „Wie soll ich dich empfangen?“ nach der Melodie „O Haupt voll Blut und Wunden“ im Weihnachtsoratorium wirklich nicht gedeckt wird), am 2. Ostertag „Ach bleib mit deiner Gnade“, zu Jubilate „Was Gott thut, das ist wohlgethan“, Exaudi „In allen meinen Thaten“, 4. p. Trin. „Zeuch ein zu deinen Thoren“, 22. p. Trin. „In dich hab ich gehofft, Herr“ u. s. w.

[15]) Zu meiner Freude finde ich das nämliche Urteil in E. Chr. Achelis freundlicher, aber entschiedener Rezension, Theol. Literaturztg. 1901, No. 15, Sp. 455 f., sowie in desselben Fachmanns ausführlicherer Erörterung, Theol. Rundschau, 1902, 1. Heft, S. 34—36, auf die noch nachträglich verwiesen sei.

Theorie und Praxis

von Pastor **Rasch** in Gifhorn (Hannover)

Ich hatte einr Mädchenschar vor mir bunt zusammengewürfelt aus verschiedenen deutschen Gauen. Jugendliche Verirrungen, Leichtsinn und Schande hatten sie in Gefängnismauern zusammengeführt.

Ich hatte das 3. Gebot mit ihnen besprochen bei Behandlung des Gottesdienstes auch das gottesdienstliche Gebäude berücksichtigt und versuchte nun, ihnen das Normalbild einer evangelischen Kirche mit ihren 5 Hauptteilen, Turm, Schiff und Chor und ihrer Bedeutung, Ausgestaltung und Verwertung kurz zu zeichnen. Es lag mir vor allem daran, dadurch ein Stück Heimat in ihnen lebendig zu machen, die mannigfaltigen, ernsten und erhebenden, erschütternden und aufrüttelnden Erinnerungen an das heimatliche Gotteshaus, ihr Stattr ihrer Konfirmation u. s. f., in ihnen wachzurufen.

Ich versuchte das aber noch auf andere Weise. Ich ließ mir nun von jedem einzelnen der etwa 40 Mädchen selbst kurz beschreiben, wie es denn in ihrer Heimatkirche im einzelnen aussähe, einige Fragen halfen nach, ich erwann ein ungefähres Bild und nun tauchten die verschiedensten Kirchen vor uns auf: die einfache Stadtkirche eines ostpreußischen Städtchens, der gotische Dom einer westfälischen Industriestadt, die Hofkirche einer kleinen Residenz, modernr und alte Dorfkirchen, kurz, ein buntes Allerlei. Und — o heiliger Theoretikus! — wo blieb das vorher gezeichnete Normalbild? Es zog kläglich in die Brüche, bis auf den gotischen Dom wollte sich aber auch kein einziger Bau vollständig in jenen Rahmen einfügen. Hier gabs 1 Mittelschiff, dort 2 durch einrn Gang getrennte, hier 1 Mittel- und 2 Seitenschiffe, dort überhaupt nur 2 Schiffe. Hier war die Orgelbühne an der Turmwand, dort hinter dem Altar, hier auf der südlichen und dort auf der nördlichen Empore. Hier war die Kanzel übrr dem Altar, dort rechts oder links davon. Und nun kam mir gar noch eine quadratisch gebaute reformierte Pfarrkirche dazwischen mit dem Abendmahlstisch in der Mitte und der Kanzel an der einen Außenwand. Und dazu die mancherlei andern Besonderheiten, die fürstlichen Grabstätte, die Wachsfiguren an der Chorwand, die Sanduhr auf der Kanzel, deren Bedeutung sich das Mädchen nur hatte erklaern können und sich zu ihrer Erbauung von mir erklären ließ. Nachdem erst der Bann gebrochen war, machte den Mädchen das Erzählen offenbar Freude.

Und mir? Ja mir hätte das alles von Rechtswegen das Herz mit heiliger Entrüstung füllen müssen über diese regellose, ulkrr Regulative spottende Kirchbau-Wirtschaft. Ich war ja reinweg der Blamierte. Und dennoch, auch mir machte es Freude, dieses bunte Allerlei, diese charaktervolle Verschiedenheit. Wie lang wenig hätten die Berichte der Mädchen lauten müssen, wenn es nach manchen regulativen Köpfen ginge! Gott sei Dank, daß sich unser liebes deutsches Vaterland mit seiner Mannigfaltigkeit von Stämmen, Dialekten, Landschaften und Sitten diesen Charakterzug auch in seinem Kirchbau noch bewahrt hat! Wie viel leichter konnte ich dieses Stück Heimat nun wo es überall seine besondere Gestalt hatte, den Mädchen lieb und dir besondern Erinnerungen daran in ihnen lebendig machen! Ja Theorie und Praxis!

Johann Crügers Bild

von **Julius Smend.**

Am 23. Februar sind 240 Jahre seit dem Tode eines evangelischen Künstlers vergangen, auf den das Wort paßt: „Als die Unbekannten und doch bekannt". Unser evangelisches Volk weiß wenig oder nichts von jenem Sonntagskinde, das, Palmarum 1598 zu Groß-Breesen bei Guben geboren, seit 1622 als Kantor der Nikolaikirche in Beeskow gewirkt und uns und der protestantischen Welt in dieser Stellung kostbare Güter erworben hat. Es ist der hochbegabte, in viel Kreuz und

Leid gereifte, um unser kirchliches Leben unsterblich verdiente Johann Crüger. Seine größte That ist die Herausgabe von 88 Dichtungen seines Freundes Paul Gerhardt in Volk und Kirche, bewirkt durch vier verschiedene Ausgaben seines Werkes Praxis pietatis melica (1648. 1653. 1656. 1661).

Crüger ist der erste unter den Musikern der evangelischen Kirche, der ihr als Erfinder zahlreicher und künstlerisch hervorragender Choralmelodien gedient hat. Deren 122 hat er erfunden oder stilisiert, darunter 21 auf Gerhardt'sche Texte. Was wir an älteren Weisen noch heute im Kirchengebrauche haben, ist durchweg unbekannter Herkunft: Erbgut aus der alten Kirche, Volkslied oder Bearbeitung dessen, nur selten Gabe eines einzelnen noch bekannten Tonkünstlers. Hier tritt zum ersten Mal ein Einzelner hervor und beschenkt die evangelische Gemeinde mit einer Fülle unvergänglicher Melodien.

Wie uns Gerhardts Poesie durch das ganze Kirchenjahr geleitet, so auch Crügers Tongebilde „Wie soll ich dich empfangen", „Fröhlich soll mein Herze springen", „Jesu, meine Freude", „Schmücke dich, o liebe Seele", „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen", „Auf auf, mein Herz mit Freuden", „Jesus, meine Zuversicht", „Zeuch ein zu deinen Thoren", „Nun danket alle Gott", „Nun danket all und bringet Ehr", „Lobet den Herren, alle die ihn fürchten", „O Ewigkeit, du Donnerwort", „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen".

Es ist uns eine besondere Freude, den Lesern das Bild dieses Mannes darbieten zu können. Es ist in dem großen Sammelwerke „Der Protestantismus am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Wort und Bild"*) entnommen, einer Publikation, auf die wir unsre Freunde heute zum ersten Male nachdrücklich aufmerksam machen und aus der wir noch öfter Proben mitteilen werden. Die 13. Lieferung ist dem Gedächtnis Paul Gerhardts gewidmet von mir verfaßt und wie jedes der Hefte mit reichem Illustrationsschmuck versehen. Hier wurde (S. 523) zum ersten Mal Crügers Bildnis der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Es ist eine Reproduktion des Ölgemäldes, das auf der Orgelbühne der Nikolaikirche, rechts von der Orgel, hängt. Des Meisters Schwiegersohn, der Hofmaler Michael Konrad Hirt, hat es gemalt. Es stellt Crüger dar, wie er im pelzverbrämten Kantorenrock von der Arbeit, Abschrift einer Singstimme aus der Partitur, aufblickt. Bücher und Notenpapier füllen und umgeben den Schreibtisch, vor ihm stehen Sanduhr und Totenkopf, die dem Zeitgeschmack entsprechenden Prediger der Vergänglichkeit, die doch seinen Werken so wenig anhaben sollte. Crügers Melodien sind der Ertrag eines Lebens, das in Gott gegründet war und einer Persönlichkeit, deren Stille und Bescheidenheit der anders gesinnten Umgebung geradezu anstößig gewesen sind. Sein Grab in der Nikolaikirche ist nicht mehr aufzufinden, sein Gedächtnis wird bleiben.

Das gemeinsame Gebet im Gottesdienst

von **Johannes Braumann** in Charlottenburg

Professor Spitta hat in dieser Zeitschrift vor kurzem zu Äußerungen über das gemeinsame Beten im Gottesdienst aufgefordert**). Diese Anregung entspricht einem Bedürfnis. Das gemeinsame gesprochene Gebet fehlt im evangelischen Gottesdienst zur Zeit fast ganz. Es läßt sich freilich manches gegen diese Weise zu beten sagen, aber das gänzliche Fehlen ist ein Mangel.

Das Wesen des evangelischen Gottesdienstes, der ein Gemeindegottesdienst sein soll, erfordert eine rege Mitthätigkeit der Gemeinde. Ein Gemeindegottesdienst, bei dem die Gemeinde sich größtenteils passiv verhalten muß, ist ein Widerspruch in sich selbst. Deshalb ist ein bloßer Predigtgottesdienst durchaus unevangelisch. Das Hervortreten der Predigt in der Reformationszeit war eine große Wohlthat, aber die spätere Überschätzung der Predigt ein Irrtum. Die Gemeinde wurde dadurch auf das Zuhören beschränkt und beständiges Zuhören ist doch nur eine sehr unvollkommene Thätigkeit, deren man schließlich überdrüssig wird. So hat man nicht selten die Gemeinde aus den Kirchen hinausgepredigt. Es kommt hinzu, daß bei reinen Predigtgottesdiensten der Erfolg des Gottesdienstes zu sehr abhängig wird von den homiletischen Fähigkeiten des betreffenden Predigers. Die neuere

*) Verlag Wartburg, Inh. Werner-Verlag, G. m. b. H., Berlin. Erscheint in 50 Lieferungen à 1 Mk. Gesamtpreis 50 Mk.

**) Gemeinsames Sprechen im evang. Gottesdienste. Jahrg. VI, Nr. 9, S. 264 ff. Vgl. auch die Behandlung desselben Gegenstandes von Sell in M. Schr. VII, Nr. 1, S. 7.

Teil zeigt zu nun ein vielseitiges, erfreuliches Bestreben, der Gemeinde durch reichhaltige durchdachte Liturgieen wieder zu der ihr gebührenden gottesdienstlichen Mitthätigkeit zu verhelfen.

Es liegt nun auf der Hand, daß ein gemeinsames Sprechen von Gebeten diese so notwendige Mitthätigkeit der Gemeinde wesentlich fördern würde

Aber wird nicht schon jetzt im Gottesdienst gemeinsam gebetet? Der Geistliche spricht doch die Gebete im Namen der Gemeinde, und die Gemeinde giebt das durch die Responsorien zu erkennen. Das ist richtig, aber man sieht doch auch, daß die Gemeinde nicht selten bei der Liturgie innerlich teilnahmlos bleibt, man hört die Gebete aber betet nicht im Herzen mit. Gewiß liegt in solchen Fällen die Schuld oft beim Liturgen. Wer mechanisch und würdelos die Gebete herunterliest macht eine Andacht der Gemeinde unmöglich. Es liegt aber auch an der Art der Gebete. Nach meinen Beobachtungen ist die innere Beteiligung der Gemeinde am ersten beim Sündenbekenntnis der Kollekte und dem Vater unser, und zwar besonders dann wenn diese Gebete durch eine kurze Einleitung wie „Lasset uns beten" oder „Lasset uns vor dem Herrn unsere Sünden bekennen" angekündigt werden. Die geringste Andacht zeigt die Gemeinde beim allgemeinen Kirchengebet. Man wird nun nicht bestreiten können, daß es ein geringerer Grad von Gemeindethätigkeit ist, wenn ein Einzelner namens der Gemeinde betet als wenn die Gemeinde selbst die Gebete spricht. Je mehr die Gemeinde bei der Liturgie durch Beten und Singen thätig ist, desto größer wird ihre Andacht sein. In der Thätigkeit liegt etwas zur Andacht Nötigendes. Das empfiehlt das gemeinsame Beten.

Aber weshalb soll man die Gebete gemeinsam sprechen? Ist es nicht besser sie zu singen? In den Chorälen haben wir bereits gemeinsame Gebete. Allerdings! Viele Choräle sind in der That Gebetslieder, und es wäre wünschenswert daß die Gemeinde in ihren Gottesdiensten von diesem Schatz von Liedern recht reichlich Gebrauch machte. Doch neben dem gemeinsam gesungenen Gebet soll auch das gemeinsam gesprochene Gebet seine Stätte haben. Denn wie schon Persekte Spitta neulich bemerkte, ist das gesprochene Gebet ein unmittelbarerer Ausdruck der Gebetsstimmung als das gesungene. Zuweilen vergißt man, wie später noch an einem Beispiel gezeigt werden wird, über der künstlerischen Form des Gesanges, daß man eigentlich betet. Das gesungene Gebet kann das gesprochene nur teilweise ersetzen.

Man wird darauf erwidern, ein gemeinsames Sprechen von Gebeten mag wünschenswert sein, aber es ist aus praktischen Gründen nicht durchführbar. Es würde ein chaotisches Durcheinander entstehen, man würde die Gebete wie in der katholischen Kirche mechanisch herunterbeten. Darum sei es besser, davon abzusehen. Diese Bedenken sind in der That schwerwiegend. Es ist klar daß nicht alle Gebete gemeinsam gebetet werden können. Längere Gebete sind ohne weiteres ausgeschlossen. Auch erfordert die aus andern Gründen wünschenswerte Abwechselung in den liturgischen Gebeten, daß sie von Einem gesprochen werden. Gemeinsames Beten ist nur bei kurzen, bekannten Gebeten möglich. Dabei ist das liturgische Beten des Geistlichen im Namen der Gemeinde unentbehrlich. Nur soll es sich der Geistliche zur Pflicht machen durch passende Gebetsaufforderung und würdigen Vortrag die Gemeinde zum innerlichen Mitbeten zu nötigen.

Aber das gemeinsame Sprechen von Gebeten soll trotzdem nicht unterbleiben. Selbst angenommen es würde sich nicht gut anführen so müssen ästhetische Bedenken zurücktreten, wenn eine Sache aus religiösen Gründen wichtig ist. Nur wenn ein Durcheinander entstehen sollte welches die Andacht stört, so muß das gemeinsame Sprechen unterbleiben. Ich glaube aber, daß man der Schwierigkeiten überschätzt. Gemeinsames Beten des Vaterunsers ist sehr wohl möglich. In einzelnen Berliner Kirchen wird das Vaterunser in Nebengottesdiensten gemeinsam gesprochen, z. B. in der Matthäikirche bei der Vespre, ferner werden Konfirmandenstunden, Bibelstunden, Vereinsabende von Jünglingsvereinen an vielen Orten mit gemeinsamem Vaterunser geschlossen. Und nicht nur hier bleiben, sondern auch im großen Kreise kann das Vaterunser gemeinsam gebetet werden. Ich habe Familienabende in großen Sälen und christliche Volksfeste im Walde mitgemacht, die mit gemeinsamem

Vaterunser geschlossen werden, und ich kann nur sagen daß es sehr feierlich war wenn Hunderte von Menschen gemeinsam das heil Gebet des Herrn sprachen. Man braucht sich daher nicht zu scheuen das gemeinsame Vaterunser auch im Gottesdienst anzuwenden. Wer es für wünschenswert hält daß unsere Gemeinden wieder an gemeinsames Beten gewöhnt werden der möge mit dem gemeinsamen Vaterunser beginnen. In Kindergottesdiensten ist es soviel wie bekannt ist bereits vielen Orten üblich. Es giebt aber auch sonst Gelegenheiten wo es sich leicht einführen ließe, in religiösen Versammlungen jeder Art Konfirmandenstunden Kindergottesdiensten auch bei Begräbnisfeiern. Am offenen Grabe wird mancher mitbeten, welcher das Beten schon lange unterlassen hat, und es ist wahrscheinlich daß ein lautes Beten in so ernster Stunde für ihn die Veranlassung wird, das Gebet wieder zu üben.

Das gemeinsame Beten braucht sich aber keineswegs auf das Vaterunser zu beschränken. In Sekten, namentlich bei den Apostolischen, betet die Gemeinde sehr viel gemeinsam teils auswendig, teils aus den Gebetbüchern, welche die umfangreiche Liturgie enthalten. Allerdings besteht das Beten der Gemeinde insofern nur in Litaneien, „Herr, erbarme dich" u. s. w. aber es werden auch ganze Gebete gemeinsam gesprochen, z. B. das Sündenbekenntnis. Den Eindruck mechanischen Abbetens wie beim Rosenkranzbeten in der katholischen Kirche habe ich dabei nicht gehabt, das Beten war vielmehr durchaus würdig und man merkte den Leuten die innere Beteiligung an. Die Angriffslust der Irvingianer für manche Kreise liegt nicht zum mindesten darin, daß in ihren Gottesdiensten die Leute mehr Gelegenheit zu religiöser Thätigkeit finden als in den Gottesdiensten der Landeskirche.

Unsere Kirche besitzt nun eine kultische Form, welche auf gemeinsames Gebet angelegt ist — die Litanei. Sie steht auch im neuen Brandenburgischen Provinzialgesangbuch, aber sie wird ganz gar nicht benutzt. Ich benutze mich nur zweimal die Litanei gehört zu haben und beidemal wurde sie nicht in richtiger Weise verwendet. Das erste Mal hörte ich sie in einer Berliner Kirche, in der am Bußtagsabend ein liturgischer Gottesdienst gehalten wird, welcher außer anderm auch die Litanei enthält. Der Geistliche sprach die Bitten aber die Gemeinde sang die Responsorien anstatt sie zu sprechen. Dadurch wurde die Gemeinde vergessen, daß sie ein ernstes Bußgebet betet, und sich zu jede dem ästhetischen Gefallen an einer festtäglich beeinflußten Liturgie hingeben. Wirkliche Andachtsruhe wurde dadurch nicht hervorgerufen. Hier wurde thatsächlich das Beten durch den Gesang gestört. Das andre Mal hörte ich die Litanei beim Konfirmationsgottesdienst in einer kleineren hannoverschen Stadtkirche. Die hannoversche Kirche hat für den Konfirmationstag eine besondere Liturgie und wenn ich nicht irre, ist die Litanei dafür vorgeschrieben. Aber auch hier hatte man sich um das Beste gedacht. Der Geistliche betete die ganze Litanei mit den Responsorien allein, und die Thätigkeit der Gemeinde bestand lediglich im Zuhören — der alte Fehler! Also in beiden Fällen hatte man die Litanei gebraucht aber nichts Rechtes damit anzufangen gewußt. Das Wechselgebet zwischen dem Geistlichen und der Gemeinde ist uns eben ganz abhanden gekommen. Sehr bezeichnend dafür ist auch daß eins der Kirchengebete der neuen preußischen Agende wohl die Form des Wechselgebetes trägt (das aus der alten Kirche herübergenommene Gebet „Lasset uns in Frieden den Herrn anrufen"), daß es aber nie als Wechselgebet gebraucht wird. In den meisten Kirchen wird dies Gebet vom Geistlichen allein gesprochen, in einigen werden dazu die Responsorien (Herr erbarme dich 3 mal) gesungen, aber wohl in keiner Gemeinde werden sie gesprochen.

Das litaneiartige Wechselgebet ist vorzüglich geeignet, eine Lücke in dem gottesdienstlichen Leben unserer Kirche auszufüllen. Die Kirche hat sehr richtig gefühlt daß die Gemeinde für die großen Feste durch besondere Gottesdienste vorbereitet werden muß. Aber wir hat man diese Gottesdienste gestaltet? Da man die Predigt für das Wesen des evangelischen Gottesdienstes hielt und doch nicht die Form des Sonntagsgottesdienstes wiederholen wollte so ließ man die Liturgie fort und hielt einfach Predigtgottesdienste. Die Vorbereitung auf das Fest bestand demnach lediglich in vermehrten Predigten. Predigten und immer wieder Predigten! Kein Wunder, daß die Gemeinde der ewigen Predigten müde, die

Passions- und Adventspredigten nur spärlich besucht, und daß so durch den ungeschickten und einseitigen Aufbau jener Gottesdienste der Zweck desselben nicht erreicht wurde. Die Adventsgottesdienste sind infolgedessen meistens ganz eingegangen, und auch bei den Passionspredigten war der Besuch nur ein spärlicher. Besser ist es mit dem Besuch erst geworden, als man in neuerer Zeit diese Gottesdienste liturgisch ausgestaltete. Diese liturgische Reform ist zwar noch in den Anfängen, aber diese Anfänge sind sehr verheißungsvoll. Man vergesse nun bei dem Aufbau von Liturgieen für einzelne kirchliche Feiern auch das litaneiartige Gebet nicht. Die beste Vorbereitung auf das Fest bleibt immer das Gebet und darum soll bei litaneiischen Andachten das schlichte Wechselgebet nicht fehlen. Gesang, Gebet, Schriftverlesung, Predigt, eventuell Ansprache, jedes soll zu seinem Recht kommen.

Auch die täglichen Abendandachten, welche in manchen Berliner Kirchen gehalten werden, würden durch Wechselgebete gewinnen. Es wird auch da noch zu viel gepredigt. Die Ansprache sollte kürzer und der Gebetsteil ausgedehnter sein.

Aber wohin nehmen wir die Litaneien? Es wird Aufgabe der Liturgiker sein, vorhandene, aber in Vergessenheit geratene Litaneien den Gemeinden wieder in die Hand zu geben und auch neue Litaneien zusammenzustellen z. B. Litaneien speziell für die Passions- und Adventszeit, für die Osterfestwoche u. s. w. Man benutze sich auch gar nicht zu scheuen, zu den in der katholischen Kirche gebräuchlichen Litaneien zu greifen, wenn sie evangelischen Geist atmen. So enthalten die Litaneien zum süßen Namen Jesu und vom heiligen Geiste fast nichts spezifisch Katholisches, die Grundgedanken sind vielmehr biblisch-evangelisch. Deshalb werden sie in der katholischen Kirche auch verhältnismäßig wenig gebraucht und leeren hinter die echt katholischen Litaneien (die Lauretanische Litanei, die Allerheiligen-Litanei, die Herz Jesu-Litanei u. s. w.) weit zurück. Man könnte jene beiden ersten Litaneien — vielleicht mit Auslassung einzelner Bitten und mit Beschränkung der Zahl der Responsorien, um ermüdende Wiederholungen zu vermeiden — in evangelischen Kirche unbedenklich verwenden. Wie passend wäre es z. B. wenn man in der letzten Zeit vor Pfingsten täglich Gebetsandachten hielte, in denen die Gemeinde um die Gabe der heiligen Geistes bittet! Bittet, so wird euch gegeben, spricht der Herr. Darf allem das hohe Gut der heiligen Geistes will erbeten sein. In solchen Gebetsandachten zur Vorbereitung auf das Pfingstfest wäre dann die Litanei vom heiligen Geiste sehr am Platze.

Es ist ein Vorurteil, wenn man meint, das Beten einer Litanei müsse immer ein mechanisches Beten sein. Selbstverständlich ist kein Gebet vor Mißbrauch sicher, nicht einmal das heilige Vaterunser. Wenn man nur den etwaigen Mißbrauch im Auge hat, kann man überhaupt nichts erreichen. Die Erfahrung in anderen Kirchen zeigt sogar, daß Litaneien die Andacht fördern.

Die Litanei hat zweierlei vor sich im Vergleich zu andern Gebeten: 1. Die Bitten werden durch Responsorien unterbrochen, dadurch wird die Gefahr der Abspannung, welche sich bei längerem ununterbrochenem Gebet so leicht einstellt, vermieden. 2. In den Responsorien beständig sich die Gemeinde selbst laut mitbeteiligen am Gebet. Daher wird sie bei der Litanei mit größerer Andacht dabei sein, als wenn sie einem längeren Gebet äußerlich unthätig zuhören muß.

Professor Spitta erwähnte neulich, daß man unserer Kirche den Vorwurf mache, es werde zu wenig in ihr gebetet. Dieser Vorwurf ist thatsächlich nicht unbegründet. Die Kirche ist oft mehr ein Auditorium als ein Bethaus, und das ist nicht gut. Das Gebet ist und bleibt der Herzpunkt des religiösen Lebens, es ist die Brücke zum Herzen des Christen mit seinem Gott. Und wenn man der Gemeinde im Gottesdienst nur spärliche Gelegenheit zum Gebet giebt, so muß dadurch auch das tägliche Gebetsleben gehemmt werden, weil er im Gottesdienst zu wenig Anregung empfangen hat. Deshalb soll man sich ernstlich mit der Frage beschäftigen, wie der Gebetsteil in unsern Gottesdiensten erweitert und bereichert werden kann. Und ein Weg dazu ist der Einführung der gemeinsamen, lauten Gebete.

Die „Pauluskirche“ in Krefeld

von Pfarrer **Rühnen**-Krefeld

Am 8. November 1903 wurde in Krefeld die nach den Plänen des Architekten E. Hofmann-Herborn erbaute „Pauluskirche“ eingeweiht. Da diese Kirche in ihrer Anordnung von Altar, Sängerbühne, Kanzel, Orgel meines Wissens die erste in ihrer Art ist — in Poppelsdorf bei Bonn wird ähnlich gebaut aber ohne Mitverstellung der Kanzel (!)! — so sind vielleicht einige Worte über die Kirche nicht unwillkommen.

Das Charakteristische der inneren Anordnung ist die niedrige nur 1,06 m hohe Sängerbühne, in deren Hintergrund die Orgel steht[2]). Die Sängerbühne schwingt sich fast

halbkreisförmig um die Kanzel herum und trägt auf beiden Seiten geschwungene Bänke mit im ganzen 66 Klappsitzen. Letztere wurden genommen, um den Sängern möglichst viel und bequemen Raum zu schaffen, und bewähren sich vorzüglich. Von jedem dieser Plätze aus ist der Pfarrer am Altar und auf der Kanzel sehr bequem und gut zu sehen. Da die Kirche nur 350 Sitzplätze hat, so reicht ein Sängerchor von 60 Stimmen aus. Es lassen sich aber wie sich bei der Einweihungsfeier gezeigt hat, bequem 80 Sänger unterbringen. Allerdings können dann ca. 15 den Pfarrer nicht sehen. Der

[2]) Vgl. M. Sche. V, S. 52—63.
[3]) Vgl. Spitta's Ausführungen M. Sche. I, S. 198.

Dirigent ſteht, ſie die Gemeinde anſichtbar, hinter dem Kanzelaufgang und hat ſeinen Chor zu beiden Seiten, halbrechts, halblinks, halbkreisförmig vor ſich. Das hat den Nachteil, daß die Sänger dem Dirigenten nicht voll zugewendet ſind, und daß es für den Dirigenten ſchwierig iſt, die Stimmen der an den äußerſten Enden ſtehenden Sänger bezw. Sängerinnen zu hören. Es zeigte ſich jedoch bei den Proben und bei dem Gottesdienſt, daß unſere Bedenken grundlos waren. Es ging alles tadellos. Alle Sänger auch die entfernteſten kamen eben wegen der halbkreisförmigen Aufſtellung den Dirigenten, ohne ſich direkt zu ihm hin-

werden zu müſſen, hinreichend gut ſehen. Zugegeben iſt aber, daß dieſe Aufſtellung des Chors halbrechts und halblinks von dem Dirigenten ihre Schwierigkeit hat, die ſich bei größeren Verhältniſſen wohl noch etwas verſtärken wird. Sie iſt aber bedingt durch die ganz unerläßliche Forderung, daß alle Mitglieder des Chores voll am Gottesdienſte teilnehmen können, d. h. den Pfarrer am Altar und auf der Kanzel ſehen können. Da müſſen auch einmal kleine Schwierigkeiten in den Kauf genommen werden. Iſt der Chor gut eingeübt, hat er durch mehrere Proben ſich an die Aufſtellung gewöhnt, ſo können die Schwierigkeiten, wie ſich gezeigt hat, leicht überwunden werden. Der Eindruck aber, als der Kirchenchor von dieſer Stelle aus der feiernden Ge-

meinde sein gewaltig erhebendes „Jauchzet dem Herrn alle Welt“ entgegenjung — zum ersten Male hier in Krefeld — mit tief und stark“ Ganz unwiderstehlich durchdrang es uns „So ist es recht, das ist lebendig, wahre naturgemäß!“ Wie viel matter würde der Eindruck gewesen sein, wenn wir auch bei diesem festlichen Augenblick aus irgend einer Höhe hinter uns aufgefiedelt worden wären „Jauchzt dem Herrn!“

Warum aber die „niedrige“ Sängerbühne? Aus zwei Gründen. Der Sängerchor ist durchaus ein Teil der Gemeinde und muß als solcher erscheinen und unmittelbar empfunden werden Dieser Eindruck aber ist m E ganz wesentlich dadurch gestört, daß der Chor nicht auf einer hohen Empore, also wenn auch angesichts der Gemeinde, doch getrennt von ihr aufgestellt ist, sondern nur auf einer Art Podium. Meiner Ansicht nach sollte die Sängerbühne — natürlich unter der Voraussetzung, daß der Chor nicht zu nahe

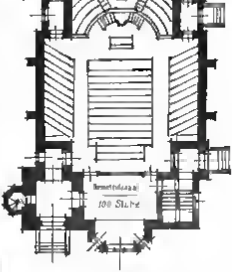
an die Gemeinde herangerückt wird — so niedrig und noch so wenig aufgelegend als nur irgend möglich sein Das gleiche gilt von der Stellung der Orgel Musikalische Sachverständige behaupteten allerdings daß 1 50 m das niedrigste Maß sei, wenn die Klangwirkung des Chors nicht beeinträchtigt werden solle — Die Niedrigstellung des Chores und seine Aufstellung angesichts der Gemeinde bereitet in unserer Gemeinde mit ihren reformierten Traditionen nur so wenige Schwierigkeit als sie von anderswo gewohnt ist, die Gemeindevertretung und bei stark besuchten Gottesdiensten auch die Gemeindeglieder selbst auf Stühlen den ganzen Altarraum ausfüllen zu sehen Das erleichterte es auch die Idee und da aufreizende und sogar noch in unserem „Vorprogramm“ ausgegebene Forderung abzulehnen daß der Chor „verdeckt“ werden müsse Warum denn? Wenn zwei mit einander reden wollen, stellt sich dann der eine hinter einen Wandschirm? Und Chor und Gemeinde haben doch viel mit- und zueinander zu reden!

Aber — „der Anblick des Chors wirkt störend er bringt Unruhe in den Kanzelgedanken, die Sänger sitzen nicht ruhig, gähnen einmal, dann die Federhüte und bunten Kleider der Damen!“ Es liegt etwas sehr Richtiges in diesem Einwurf! Er ist es auch,

Digitized by Google

der uns neben dem ersten Grunde am stärksten bestimmte die Sängerbühne niedrig zu halten. Zwar das mit den Federhüten und bunten Kleidern und dem Gähnen ist nicht so schlimm. Bei unserm Kirchenchor bedurfte es nur einer freundlichen Darlegung, um sofort alle Damen bereit finden zu lassen in einfarbigen schwarzen Kleidern und schwarzen Handschuhen zu erscheinen (für die „Federhüte" ist ohnedies die Garderobe (!) da.) Auch ist während der fast 2½ (!) Stunden dauernden Einweihungsfeier keine störende Bewegung sichtbar gewesen. Jedes Mitglied gab sich Mühe, vollkommene Ruhe zu bewahren. Das läßt sich also alles machen.

Viel wichtiger ist ein Anderes. Ich bin von Anfang an ein Anhänger des sog. „Wiesbadener Programms" gewesen, aber über eines kann ich nicht hinweg, daß nämlich oberhalb der Kanzel und des Pfarrers erst eine mehr oder weniger massive Brüstung, dann eine Gallerie von Frauen- und Männer-Brustbildern, dann mit ihrer ganzen Wucht die Orgel kam! Das Ganze kam mir immer zumal bei einzelnen besonders unglücklichen Ausführungen, vor, wie ein gewaltiger Schlund, in den gleich der arme zappelnde Pfarrer hinuntergeschluckt werden sollte. Ich konnte mir nicht helfen, das Bild kam mir immer wieder. Und dann die von oben auf den Kopf des Pfarrers herunterschauenden Köpfe! Geradezu wie eine Erlösung wirkten da auf mich die von Professor Spitta ausgesprochenen Gedanken, daß Sängerbühne und Orgel möglichst niedrig gestellt werden sollten. Ich zögerte keinen Augenblick, diese Gedanken, die in unserm Programm noch nicht enthalten waren, unserer Baukommission und unserm Architekten vorzuschlagen, und diese waren weitsichtig genug, sogleich darauf einzugehen. Und jetzt, nachdem sie es ausgeführt haben, sind wir fest davon überzeugt, daß hier ein ganz bedeutender Schritt vorwärts geschehen ist, mag auch einzelnes an unserer Ausführung noch verbesserungsbedürftig sein. Der Sängerchor liefer als die Kanzel und der Pfarrer, und auch die Orgel mit ihrer erdrückenden Wucht herunter gesetzt! Wie viel mehr Ruhe und Würde kommt jetzt in die ganze Anordnung hinein. Wie viel leichter läßt sich jetzt künstlerisch das Problem der Verbindung von Altar, Sängerbühne, Orgel, Kanzel! Wie viel leichter läßt sich jetzt auch, wo der Pfarrer höher als die Sänger steht, die Forderung erfüllen, daß alle Sänger den Pfarrer sehen sollen! Wie viel deutlicher kommt so zum Ausdruck, daß sich die ganze Gemeinde um Wort und Sakrament scharen soll!



Der künstlerische Wirkung der Anordnung in unsere „Paulskirche" ist nach einstimmigem Urteil eine ganz vorzügliche. Die Brüstung der Sängerbühne, deren Füllungen aus rotem Marmor bestehen, und die Kanzel sind in hellem Sandstein ausgeführt, die Kanzel, um sie hervortreten zu lassen, ist leicht vergoldet. Dahinter erhebt sich die Orgel, die ebenso wie der sich eingeheimziehende hohe Holzsockel in rot (Mahagoni) gebeiztem Eichenholz dargestellt ist. Das Orgelgehäuse trägt ebenfalls leichte Vergoldung. Höchst interessant waren mir vielfache Äußerungen unsere Gemeindeglieder, die ihr Bedauern darüber aussprachen, daß man nicht die „ganze" schöne Orgel sehe. Wie halten sich die Gegner des Planes aufgeregt, daß bei dieser Anordnung „Die Orgel zu sehr dominiert" und wie ganz anders urteilt das durch keinerlei „Studium" oder — Dogma „geläuterte" Gefühl unsrer Gemeinden! Nebenbei bemerkt, ist die ganz vorzügliche Orgel von der Firma Weigle.

Stuttgart-Echterdingen — Das über dem Sockel befindliche Teppichmuster ist in blaugrün (Pfau) gehalten und wird von einem mit leichten Goldlichtern versehenen Fries abgeschlossen — Nur noch einige Worte über die übrige Anordnung des Kircheninnern. Die Bankstellung ist, soweit die kleinen Raumverhältnisse es erlaubten, konzentrisch. Die konzentrische Bankstellung ist für mich die Kernfrage und der Ausgangspunkt der ganzen Kirchenfrage. Ganz vorzüglich bewährt sich die Angliederung eines Gemeindesaales von über 100 Sitzplätzen (Stühle) dem Altarraum grade gegenüber an der Frontseite der Kirche (seitliche Turmstellung!). Dieser Raum kann je nach Bedarf zur Kirche hingezogen werden. Bemerkenswert ist die Einrichtung der abschließenden sechsteiligen Glaswand. Mittels einer noch neuen, ganz vorzüglichen Einrichtung läßt sich die ganze Wand in zwei Teilen völlig gegen die Mauer legen, sie zieht sich gewissermaßen in sich selbst zusammen. Der Gemeindesaal hat eigene Gasheizung und Beleuchtung.

Ist nun der Versuch gelungen? Ich antworte mit einem freudigen Ja! Das gewichtigste Urteil über eine Kirche hat doch die Gemeinde. Dies Urteil lautet aber nun bei uns ganz verrenzelte prinzipielle Gegner ausgenommen, überaus günstig. Das wirkt um so überraschender und nachdrücklicher als die „Paulaskirche" unserer Gemeinde nicht nur in der Anordnung von Altar, Kanzel, Orgel, sondern auch in der polychromen Behandlung des Kircheninnern etwas völlig Neues darbietet. Unsere Gemeinde fühlt sich schon jetzt in der neuen Kirche ganz besonders heimisch. Immer wieder dürften wir es hören: „wie behaglich!" Kein Wort hätten wir lieber gehört. Aber sind wir Bauherren selbst zufrieden? Wer gebaut hat, hat vieles gelernt! Folgende Punkte wären m. E. für die Zukunft zu beachten. Zunächst eine möglichst kräftige Loslösung der Kanzel von der Sängerbühne! Die Kanzel selbst — nicht die Hinterwand der Kanzel — muß noch ein gut Stück höher sein als es bei uns der Fall ist, vielleicht auch aus anderm Material als die Brüstung der Sängerbühne. Ferner muß die Rückwand der Kanzel möglichst leicht gehalten werden, sowohl um die Orgelansicht möglichst wenig einzuschränken, als auch den Sängern möglichst freien Ausblick auf Kanzel und Altar zu geben. Vielleicht empfiehlt sich auch ein einfacher Schalldeckel mehr als die bei uns angewendete Krönung. Ferner muß die Rückwand über der Orgel irgendwie belebt werden. Das sichtbar bleibende Stück der Wand darf nicht als Rückwand erscheinen, der deren Anblick man unwillkürlich an Spinngewebe denkt. Am stimmungsvollsten wäre wohl ein hübschgeformtes — NB. wegen der Orgel absolut dichtes — Fenster mit dunklem der Farbenstimmung der Orgelprospekt angepaßtem Glas. Doch wäre sehr darauf zu achten, daß die Gemeinde nicht durch Lichtreflexe geblendet würde. Und endlich mein letzter Wunsch. Den Sängerchor haben sie nun von seiner Höhe heruntergeholt und ihn der Gemeinde genähert. Ein Podium **von der Gemeinde aus durch Treppen zugänglich**, dann ist m. E. die völlige Verbindung hergestellt. „Nun fehlt nur noch der Vorhang, und die Bühne ist fertig", hör ich schon rufen. Vielleicht hängt der Vorhang aber ganz wo anders, als wo er gesucht wird —

Ob unsere „Paulaskirche" Nachfolgerinnen finden wird? Jedenfalls, will mich dünken, sind Professor Spittan Gedanken der allerernstesten Prüfung wert! — —

Vorstehendem Bericht fügt der Erbauer der Kirche noch folgende Angaben hinzu:

Dem Architekten mußte es besonders willkommen sein, daß zur Bedingung gemacht war, die Kirche echt in Werksteinverblendung auszuführen. Damit war die beste Handhabe geboten, das Gebäude monumental erscheinen zu lassen, ohne dasselbe von seiner ländlichen Umgebung zu isolieren. Denn gerade die letztere bewog den Architekten, die Baugruppe in der ungezwungensten Form zu modellieren und Linienführungen nicht abzuwehren, die losgelöst vom Ganzen ebenso gut profan genannt werden konnten. Zur Erreichung seines Zwecken schien dem Architekten außerdem die Wahl des frühgotischen Stiles am geeignetsten. Denn während die Hochgotik, besonders diejenige der Kölner Schule, in allen und neuen Beispielen durch eine gewisse Gleichförmigkeit ermüdet, können wir an den herrlichen Bauwerken unseres Vaterlandes, soweit sie jener frühgotischen Epoche angehören, besonderen lernen, daß gerade in den Kontrasten zwischen Fläche und Form ein besonderer Reiz verborgen liegt. Und das nicht nur Verraten nicht die ungezwungenen Linien und die oft an

schwellende Knospen und sich öffnende Blüten erinnernden Einzelformen jener Architekturepoche jungfräuliche Schönheit? Auch der Innengestaltung kommen diese Vorzüge zu gute. Das evangel. Predigthaus kann keine aufgelösten Wände mit aneinander gereihten Fensterachsen gebrauchen. Die der Predigt lauschende Gemeinde will von den Mauern umschlossen sich vereinigt fühlen. Dazu gehören Wandflächen, welche neben den Lichtquellen dem Innenraum die behagliche Ruhe geben und zur inneren Andacht vorbereiten. So wird man auch nicht fehlgreifen, wenn man mit der Höhenentwickelung eines solchen Raumes sparsam verfährt. Das „Himmelansterben" zu verkörpern ist Aufgabe des Turmes, diejenige des Gewölbes der Kirche dagegen, der die Gemeinde überdeckende Mantel zu sein, vergleichbar mit den Flügeln der Henne, die ihre Küchlein schützt.

Das Gebäude ist nach dem Plan zur Ausführung gekommen, welcher aus einem engeren Wettbewerb hervorgegangen ist. Für die Ausführung wurde dieser ursprüngliche Entwurf nur in soweit geändert als die Orgel nun in das Gesichtsfeld der Gemeinde gerückt und daselbst für Aufstellung der Orgel und eines Sängerchores ein um $1^1/_2$ m über dem Kirchenfußboden liegendes Podium angeordnet wurde.

Die Grundrißform der Kirche zeigt eine fast zentrale Anlage. Dem quadratischen Mittelraum legen sich zu beiden Seiten flache Querschiffsausbauten vor, während in der Längsrichtung wie der Grundriß zeigt, nach der Vorderfront zu ein Versammlungssaal dem Kirchenraum organisch angegliedert ist und sich in entgegengesetzter Richtung jene Sängerbühne und dahinter stehend die Orgel befinden. Eine eigentliche Empore ist nur über dem erwähnten Versammlungssaal gelegen, zu welcher die rechtsseitige Treppe führt. Dieser gegenüber an der linken Ecke, also an der Kreuzung von 2 Straßen, liegt der Turm, durch welchen der Hauptzugang zur Kirche führt. Weitere Zugänge sind an den entgegengesetzten Enden angeordnet. Der Lage der Eingangsthüren entsprechend und um auch den Innenraum der Kirche möglichst ausgiebig zu verwerten, wurde auf die Anlage eines Mittelganges verzichtet und 2 Seitengänge angeordnet. Der Versammlungsraum ist nach dem Kirchenlinnern zu nur durch eine Glaswand getrennt, wodurch die Mitbenutzung jenes Raumes bei starkem Kirchenbesuch ermöglicht ist. Die Länge des lichten Kirchenraumes auf Emporenhöhe gemessen beträgt 28,70 m, die Breite zwischen den Querschiffsgiebeln 16,60 m, die Höhe bis zu den Schlußsteinen der massiven Überwölbung 12,20 m, die äußere Höhe des Schiffes 18 m und die des Turmes 50 m. Die Länge der ganzen Kirche beträgt 32 m. Der Sockel, sowie die Treppen sind aus Niedermendiger Basaltlava gearbeitet. Das Ziegelsteinmauerwerk der Umfassungswände ist an den Außenseiten mit Tuffsteinen verblendet, welches Material aus der Eifel auch für die Architekturglieder Verwendung gefunden hat. Nur für die Umrahmungen der äußeren und inneren Eingangsthüren, für die Gewölberippen etc. ist grauer Nahe-Sandstein gewählt. Dächer und Turmspitzen haben deutsche Beschieferung erhalten. Die Gesammtkosten betragen 220,000 Mk. (ausschl. des Platzes).

Der Dichter des Liedes „Ach Gott, wie manches Herzeleid"

von **Friedrich Spitta**

(Fortsetzung.)

II.

Das angebliche Zeugnis für Hölee als Verfasser.

Im Jahre 1614 erschien zu Stadthagen eine Schrift [1]) Die Fünff Haupt Stücke Christlicher Lehre / Abend und Morgen Segen / vor vnd nach dem Tische / Auff zwei vnd dreyerley Art sampt andern Christlichen Gebeten Gesangesweise in kurtze Reimen

[1]) Das von mir benutzte Exemplar besitzt die Hamburger Stadtbibliothek Realcat. PN Vol II p. 71.

verfaſſer[2]) als deren Verfaſſer ſich ein gewiſſer Conradt Höier (Conradus Hyerus, Subprior in Möllendeck[3]) nennt, für deſſen Eigenart es ſchon bezeichnend iſt, daß er auf dem Titelblatt als Poeta Laureatus Caesareus empfohlen wird. Die erſte Hälfte ſeiner Schrift umfaßt eine Dispoſition des kleinen Lutherſchen Katechismus ſamt Morgen- und Abendſegen Benedicite und Gratias, der zu eine „andere chriſtliche Gebete und Geſänge ejusdem Authoris." In dieſer findet ſich nun als Nr 5 unſer Lied, und darauf ulsein deutet die Überzeugung derer, welche Höier als deſſen Dichter anſehen. Die unſicher dieſe Baſis iſt hat nun Wackernagel ſelbſt ſchon gezeigt[4]). „Er (Höier) ſchreibt ſich daſelbſt über nach unſrer Nr 33 das Lied „Ich armer Menſch gar nichts bin" von Jan Henne und unter Nr 56 das von Nic Selnecker „O Herre Gott ein meiner Not" zu, letzteres will mannigfachen Einſtellungen . Seinen Selbſtbehauptungen iſt alſo nicht zu trauen."[5]) Es wird Gegenſtand weiterer Unterſuchungen bleiben feſtzuſtellen, wobei die anderen Lieder ſtammen. Daß hier viele nicht von Höier gedichtet ſind kann man ſofort erkennen. So ſetzt z. B Nr 34 voraus, daß der Dichter am Ende ſeines Lebens alo ein ſchwacher Greis ſteht. Höier aber über deſſen Geburts- und Todesdatum uns nichts überliefert iſt ſtand um 1614 offenbar im beſten Alter, ſeine wichtigeren Publikationen fallen in die Jahre 1595 bis 1625. Auch Nr 7 und 8, Gedichte die ſonſt über Höiers Talent nicht hinausgehen werden wohl nicht von ihm ſtammen, da er in ſeinen Katechismusdichtungen die fünfzeilige jambiſche Strophe („In dich hab ich gehoffet, Herr") immer ſo behandelt, daß die zweite Hälfte Binnenreim und Endreim hat. Auch das mehr Zuſammentreffen von Nr. 2 mit der Schlußſtrophe von P Gerhardts „Hör an, mein Herz, die ſieben Wort" legt es nahe, daß wie es mit einem verbreiteten Gebete zu thun haben, das Höier mit anderem nur geſammelt hat. Das Gleiche gilt von manchen anderen, bei denen man Leon oder Selnecker als Verfaſſer erkennen möchte. Übrigens ſcheint es overlig zu ſein, wenn man mit Wackernagel dem Höier „breite Anregung fremden Verdienſtes" zuſchreibt, wie ſolche z. B bei Bernhard Henholt von Gandelfingen in Beziehung auf die Dichtungen von Leon vorliegt[6]). Vielleicht iſt Höier relativ unſchuldig daran, daß unſer Lied ſowie die von Henne und Selnecker ans ſeine Rechnung gekommen ſind. In der Vorrede ſpricht er ſich über ſein Buch folgendermaßen aus: „Dahero ich urſprünglich ſey / die Hauptſtücke Chriſtlicher Lehre des heiligen und hochwirdigen Catechiſmi hochermelten Herrn Luthere ſeligem ſampt andern Gebeten und Geſengen von mich in Teutſche Reime Geſangsweiſe geſetzet . . . ausgehen zu laſſen." Daß dieſe Worte, ſo wie ſie daſtehen Unſinn ſind, hat Wackernagel richtig erkannt, er bemerkt[7]) „Das es ſprachlich heißen ſoll, er habe andere Geſänge geſangsweiſe geſetzt iſt nicht klar"[8]) Merk-

[2]) F. W. Strieder Grundlage zu einer Heſſiſchen Gelehrten und Schriftſteller Geſchichte Bd 5 S. 95 erwähnt eine Schrift aus dem Jahre 1614 mit folgendem Titel: „Die fünf Hauptſtücke chriſtlicher Lehre nur der Anlegung die drei Symbola Athanaſii Nicaeni Andreas und Augustini Abend- und Morgenſegen." Ob dies ein Verſehen verurſacht und ſpäter durch dieſelbe Schrift gemeint iſt wie die oben genannte oder ob es ſich um eine andere handelt? Letzteres iſt mir wahrſcheinlich da Höier auch ſonſt wiederholt den Katechismus in ſeinen Schriften behandelt hat.

[3]) In Ludenhauſen im Lippiſchen geboren war H. ſeit 1600 als Bruder in dem katholiſchen Stifte in dem zwiſchen Minden und Munden gelegenen Möllendeck. Vgl. den Art. in der Allgem. Deutſchen Biographie, ſowie Strieder a. a. O.

[4]) A. a. O. V. S. 28.

[5]) Ebenſo wenig Mangelt a. a. O. 768. „Die Beweiskraft dieſer Worte (‚geiſtliche und geſenge etwa dem Authoris') iſt nicht eben groß. Denn wenn Höier . . . ſich ein Lied von Gigas zueignen konnte ſo iſt es nicht unmöglich daß er anderen Liedern fremder Verfaſſer denſelben Platz angewieſen habe. Die Sache fällt alſo weiterer Unterſuchung anheim."

[6]) Vgl. Wackernagel a. a. O. I. S. XXII, 597. [7]) A. a. O. I. S. 668.

[8]) Noch A. a. O. S. 213 mit 5 verſucht den Sinn herauszubringen, daß Höier ältere Gebete ſangesmäßiger gemacht durch Verbeſſerung des Reimes a. degl., nicht aber ſelbſt gedichtet habe. Das müßte dann aber auch für die Verſifikation des Katechismus gelten, davon zu geſchweigen daß jenen angenommene Sinn der Worte an ſich nur hören können. Noch unerklärter iſt Fiſchers Deutungsverſuch „Man wird die Worte: man mich in Teutſche Reime Geſangsweiſe geſetzet als Erläuterung des Wortes ‚Geſange nehmen dürfen." Wie abſolut überflüſſig wäre eine derartige Erläuterung die als Überbeſtimmung zu Höilers Ausgabe des Katechismus nicht fehlen dürfte.

würdig, daß keiner so viel kritischen Blick gehabt hat, um zu erkennen, wer die Sache liegt. Die Worte „von mich in Teutsche Reime Gesangesweise gesetzet" passen nur auf Höiers Bearbeitung des Lutherschen Katechismus. Mithin muß „sampt anderen Gebeten und Gesengen" entweder in Parenthese gestellt werden, oder aber — was wahrscheinlicher ist — wir haben es hier mit einem Manuskriptzusatz zu thun, den der offenbar sehr ungeschickte[8]) Setzer an falscher Stelle in den Text gestellt. Hat aber Höier ursprünglich geschrieben, er habe den Katechismus, den er in deutsche Reime gesangesweise gesetzt, samt anderen Gebeten und Gesängen in Druck gegeben, so ist nicht bloß der Ausdruck klar, sondern es ist auch aber die Verfasserschaft der anderen Gebete und Gesänge nichts ausgesagt und der Anspruch von Höier nicht erhoben worden, die drei oben genannten Lieder seien von ihm selbst verfaßt. Mit dieser Annahme scheint nun aber die S. 67 mitgeteilte Form des Titels zu streiten. Die beanstandeten Worte „sampt anderen Gebeten und Gesengen von mich in Teutsche Reime Gesangesweise gesetzt" kehren dort fast ebenso wieder: „sampt anderen Christlichen Gebeten Gesangesweise in kurtze Reimen verfasset." Hier aber ist eine Umstellung der Worte unmöglich, auch ist der Ausdruck unanstößig, weil nur von Gebeten nicht oder von Gesängen die Rede ist, die in Reime gesetzt seien. Dieser Titel läßt keine andere Deutung zu, als daß auch die zweite Hälfte der Schrift auf Höier zurückgehe. Und damit stimmt die Überschrift des zweiten Teiles „Volgen andere Christliche gebete und gesenge, eiusdem Authoris." Aber die Vermutung liegt nahe, daß Titel und Überschrift von einem anderen herrühren als dem, der das Vorwort geschrieben, den Katechismus versifiziert und die Gebete gesammelt hat. In den S. 16 mitgeteilten Versen zur Entschuldigung der Druckfehler wird unterschieden zwischen dem Dichter und demjenigen, der sein Buch emendiert hat, beide werden dem Setzer gegenübergestellt, der ihre Arbeiten mißverstanden. Der Emendator hat wohl dem zum Druck eingesandten Material die buchhändlerische Gestalt gegeben, den Titel und die Hauptüberschriften formuliert u. s. w. Er kann nun aber ebenso gut wie der Setzer die Worte des Verfassers in der Vorrede mißverstanden und so diesen ohne seine Schuld zum Dichter des ganzen zweiten Teiles seines Buches gemacht haben, was sich besonders leicht erklären würde, wenn ein Teil der Gedichte des 2. Teiles (vor allem wohl die lateinischen) wirklich auf Höier zurückginge. Da der Emendator zugleich der Korrektor war, so blieben seine Versehen unkorrigiert. Dagegen sprechen auch nicht die die Errata begleitenden Verse, stammen sie wirklich vom Dichter und nicht vom Emendator, so kann dieser sie von jenem erbeten und erhalten haben, ohne daß er ihm zuvor das Druckfehlerverzeichnis zugeschickt hätte.

Zufällig können wir gerade in Höiers Schriften denselben Fall noch einmal nachweisen, daß unter seinem Namen etwas ausgegangen ist, was nicht von ihm herstammte, ja, was einen dem seinigen entgegengesetzten Standpunkt vertrat. Im Jahre 1595 erschien von ihm eine Schrift folgenden Titels[10]) Quaestiones ac responsiones latino germanicae ex D. Dav. Chytraei Catechesi methodico ordine ita concinnatae, ut quinque Catechismi partes D. Mart. Lutheri iis insertae sint, nec non a studiosa juventute facile deprehendi ac memoriae commendari possint, quibus & Laicorum Catechismus latino-germanicus accessit. Über den höchst verwunderlichen Inhalt dieser Schrift berichtet C. A. Dolle, Vermischte Beyträge zur Geschichte der Grafschaft Schaumburg 2. Stück S. 81[11]) „In dem Catechismo Laicorum hat Höier die Eintheilung der zehen Gebote von den Reformierten angenommen, auch deren Sätze vom heil. Abendmahl vorgetragen, da doch in den vorhergehenden Quaestionibus das Gegentheil geschehen ist; es ist dieses ein unbegreiflicher Umstand, zumal da Höier, wie aus einer anderen seiner Schriften deutlich zu sehen, gar kein Freund der Reformierten Kirche gewesen." Dieses lustige Sic et non wird sich doch wohl

---

[8]) Vgl. das große Druckfehlerverzeichnis auf den letzten Seiten und die entschuldigenden deutschen und lateinischen Verse, hinter denen das Buch dann doch noch mit einem Druckfehler abschließt: Anno M. DC. IVX. statt XIV.

[10]) Ich zitiere nach F. W. Strieder, Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten und Schriftsteller Geschichte Bd. VI S. 94.

[11]) Abgedruckt bei Strieder a. a. O.

ganz einfach so erklären, daß Höier selbst seinem Manuskript den Catechismus Laicorum nicht beigegeben hat, daß dieser vielmehr von dem Emendator der Druckerei dem reformierten Lemgo hinzugefügt worden ist und zwar in reformierter Form. Ob das eine aus Versehen oder nicht ganz ohne Absicht geschehen, kann ich ebenso wenig entscheiden wie den andern Punkt, ob überhaupt die Hinzufügung des Laien-Katechismus der Anordnung Höiers oder nur dem Belieben der Druckerei zufolge geschehen ist. Jedenfalls sieht man auch hier, daß Höier selbst eine Korrektur seines Buches nicht gelesen haben kann. Er mag große Augen gemacht haben, als er im zweiten Teile seiner Schrift getreulich das abgedruckt fand, wogegen er im ersten tapfer zu Felde gezogen war.

Erwägt man das Gesagte, so wird man urteilen müssen, daß zunächst irgend ein zureichender Grund, Höier und nicht Müller als den Verfasser des Liedes „Ach Gott, wie manches Herzeleid" anzusehen, überhaupt nicht vorhanden ist.

III.

Die inneren Gründe gegen die Verfasserschaft Höiers

Alle die bisherigen Erwägungen sind mehr äußerlicher Art gewesen. Entschieden kann die Frage nur werden, wenn wir die Eigentümlichkeit unsers Gedichtes mit der schriftstellerischen Eigenart der beiden Personen vergleichen, die als Verfasser in Frage kommen.

Was Höier betrifft, so bedarf es nach dem Gesagten keiner weiteren Begründung dafür, daß wir uns zur Darstellung seiner dichterischen Eigentümlichkeit zunächst nur auf die erste Hälfte seines Büchleins, die Versifizierung des Katechismus, berufen. Auch Wackernagel[12]) urteilt, daß er keineswegs sicher sei, ob die von ihm aus der zweiten Hälfte abgedruckten Lieder wirklich von Höier stammen. Übrigens erhält man aus den Katechismusgedichten ein Bild, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt und jedenfalls für unsre Zwecke völlig ausreicht. Danach ist der Poeta laureatus Caesareus ein Reimschmied von jener rein formalen Begabung, die man nicht selten bei etwas beschränkten Naturen findet. Schon die Motivierung seiner Dichtungen ist hierfür charakteristisch. Er erzählt dem Grafen zu Gleichen und seiner Frau: „mit besondern grossen Freuden / lust und liebe habe ich nicht alleine gehöret / sondern auch selbst gesehen vnnd erfahren / das E E G G dero reinen vnverfelschten Lehre Anaspurgischer und Evangelischer Confession sonderlich zugethan sein / vnnd den heiligen vnnd hochwürdigen Catechismum des theweren Mannes D Martini Lutheri gottseliger gedechtnisse / so jetzo von vielen sehr verachtet / vnd gantz verworffen wird / hochachten vnd lieb haben / wie das von E E G G hin und wieder löblich gerumet wird." Deshalb sieht er sich also veranlaßt, den Katechismus zu reimen; er wird dadurch seinen gepriesenen Gedanken eine poetische Fassung geben, durch die der Inhalt nachdrücklicher eingeprägt werden kann. Welchen Wert Höier selbst auf seine Verse, deren Poesie etwa auf der Höhe der bekannten Gemüsregeln in den lateinischen Grammatiken steht, gelegt hat, sieht man am besten aus den lateinischen Distichen, mit denen er seine Arbeit einleitet und aus denen bei aller gemachten Bescheidenheit des Tones kein geringes Maß von Selbstschätzung hervorgeht[13]). Ein paar Beispiele aus der Katechismusdichtung, mit denen ich dem Leser eine Freude zu machen hoffe, werden das Gesagte beweisen.

Die vierte Bitte des Vaterunsers mit Luthers Erklärung wird folgendermaßen in Reime gesetzt[14]):

Gib uns heut unser täglich Brodt,
Das wir nicht leyden dungers noth.
Gott gibet, theilet auch wohl mit
Das täglich Brodt ohn unser Bitt,
Den Menschen alle in gemein
Ob gleich zum theil sie böse seyn.

---

12) A. a. O. V, S. 85.

13) Vgl. z. B. In Zoilum: Zoile, quid rides? mea scripta quid invide spernis? — Non tibi sed Christi sunt ea scripta Gregi. — Cui vale consultum, cui fructus et una salutis. — Quaeritur hic ratio, gloria nulla mihi. — Displiceant sancti licet haec tibi scripta libelli, — Spero tamen doctis complacitura viris.

14) Vgl. F. C.

Wie aber dirren gern dene HErren
Wen wir den täglich Brodt begern
Das es uns woll erkennen lan.
Und dancklichlich von ihm erkennen
Das nun geschehn durch seinen Geist,
Der uns darein sein hülffe leist

Es heisset nder täglich Brodt
Alls was gehört zur Leibesnoth,
Als essen, trincken, Kleidee, Schuh
Hauß, Hoff, Vieh, Acker und darzu
Geldt, Gut was dessen an der zohl,
Wir auch ein frommes Ehgemahl

Fromm Kinder, from Gesind das gern
Ist willig, fromme Oberherrn,
Fried Regiment und weitter gut
Zu Leid gesundheit, zuschro Kinth
Gut Freund treu Nachbarn Zucht vnnd Ehr
Und was da ist dergleichen mehr

Das Hauptstück von der Tauf[18]) wird so gereimt

Da Christus wold gen himel farn
Von dieser erden sichtlich,
Mit allen heligen Engell scharn,
Der vmb ihn waren unsichtlich,
Sprach er zu all den Jüngern sein,
Die er hat außerkoren
Gehet in die gantze Welt hinein
Die gentzlich vnnr verloren
Und lehret alle Heiden
Und tauffet sie mit wesser schlecht
Wie ich dessels zusamen
In des Vatters vnd Sohnes recht,
Und heligen Gestes nahmen,
Wer dn gelenbt und wirt getenfft,
Der Mensch soll selig werden
Wer nicht gelenbt der wird vorsenfft
Well er noch lebt auff Erden
Verdammet in die Helle

Man kann sich noch diesen Proben vorstellen, wie die „gerne Wasserfrage“ ausfällt Besonders empfehlenswert ist auch folgende Darstellung der lutherischen Abendmahlslehre die der Lutheschen Erklärung des 5. Hauptstückes noch hinzugefügt wird[19])

Im Abendmahl des Herren gnlt
Ist Christi wahres Leib und Blut.
Wiewol doch das gesegnten Brodts substanz
Und des Weins vnuarendert gantz
Wo messens Brod und unterm Brodt,
Sein wahren Leid, und sein Blut rott
Alle aus vergassen unterm wein,
Laß seine Wort die Nichtschuni sein
Brodt und Wein kampt zu gleicher weiß
Vordimt nen uns wie under Speis
Darzeu Chelsti Leid und Blut
Dnrchdemt Leib und Blut bleibn thut
Hört nicht auff Leid und Blut zu sein
Nach der messung wie Brodt und wein
Durch dieß genossen Leid des Herrn
Und Bluth wie Christi gliedee werdn
Ang und Zung sicht und schmeckt nicht, das
Der Mund den Leid des Heern aß,
Und doch geschichts den Christus sprechto
Wie? frag weiters nichts sein schrift berichl
Es ist nicht sicher erforschen wollt
Dan wir einzollen glauben sollen
Hian greiff Gott nicht in seinen rath
Den er wean seinee werckr hal
Weißlich beschlossn ein zeder Christ
Gotts wort zu glauben sebeidig ist
Darnn nicht er sein Leben an
So hat es sein Anpt gnng gethan

Man denke sich nun auf diese Weise den ganzen Lutherschen Katechismus durchgekant und zwar nicht bloß, wie der Text ungenau berichtet „auf zwei- und dreierlei Art“[20]) sondern zum Teil auf vier- und sechserlei. Den den ersten drei Hauptstücken giebt es zuerst eine Übersetzung des bloßen Textes, sodann eine solche wie Luthers Erklärung, sodann zwei des Textes beim Morgen- und Abendsegen und endlich vom Vaterunser noch zwei beim Benedicite und Gratias. Wer diese sechs verschiedenen Vaterunser hintereinander gelesen hat der weiß, was den Hölle zu hallen ist jedenfalls so viel, daß er mit seiner Reimschmiedeee, die eine wahre Fundgrube für seinen speziellen Laudemon Wilhelm Busch wäre Luthers nicht genug zu preisende Bildlein zur geistlosesten Prosa herabgedrückt hat

[18]) F G 6b. C 8a.
[19]) Fol D 7b Bei dieser dogmatischen Stellung kann man sich denken wie unangenehm es Hoier berühren mußte, als in die S 59 genannte Schrift aus dem Jahre 1593 auf einmal die reformierte Abendmahlslehre hineingerietl.
[20]) Auch dieses dürfte dafür sprechen daß der Text nicht aus Hölees Feder stammt; vgl S 59.

Dieses Urteil über Hüter als Dichter wird schwerlich durch die Berücksichtigung seiner anderen Schriften umgestoßen werden, der — wenn sie überhaupt alle noch erhalten sein sollten — jedenfalls sehr selten gewesen sind. Strieder a. a. O. S. 94 ff. hat ein wohl vollständig nicht vollständiges Verzeichnis derselben gegeben. Das zur Feststellung unseres Urteils ausreicht. Zunächst ergiebt sich daraus, daß außer dem hauptsächlich für uns in Frage kommenden Buche deutsche Dichtungen von ihm überhaupt nicht vorhanden sind[18]. An lateinischen sind dort aufgeführt: Carmen ex obitum Joh. Hoteri patris (1583). Triumphus Jesu Christi ascendentis ex coelum, carmen heroicum (1585). Scala coeli, carmmince (1590). Daß diese Dichtungen sich weit aus dem Gebiete ernsterer hielten, das in dem Liede „Ach Gott wie manches Herzeleid“ betreten ist, kann man bekennen, auch ohne jene Schriften eingesehen zu haben. Noch mehr gilt das von den lateinischen Distichen zu den Episteln und Evangelien des Kirchenjahres, den versus biblici, dem speculum virtutum ac vitiorum, dem Memoriale biblicum, dem ausführlichen lateinischen Katechismus. Es sind das alles Dichtungen rein formaler Art. Darüber werden auch die anderen lateinischen Katechismusschriften, der Libellus de institutione eorum, qui ad sacram synaxin accessuri sint und die Disciplina morum puerilium nicht hinwegtäuschen, sowie die kurze Geschichte des Klosters Mülleneck. Schon an den von Hüter gewählten Stoffen erkennt man deutlich den Ideenkreis des Mannes, seine Neigung und Fähigkeit für Anschauungsformen formaler Art, seine Kraftarmut in der Produktion deutscher und lateinischer Verse, seine mit einem Worte schulmeisterliche, aus Geist unberührte Haltung, wie allem die Abwesenheit jedes mystischen Hauchs und jedes stark und warm hervorquellenden Gemütstones wie ein Bild, das deutlich genug durchaus gleicht. Und dieser Mann soll ein so seelenvolles, inbrünstiges aus der Tiefe geholtes Mystik geworben und dazu auch noch in der Sprache so formvollendete Lied gedichtet haben wie „Ach Gott wie manches Herzeleid“, dem die Zeit von dreihundert Jahren nichts von seinem Schmelz und der Kunstvollendetheit seiner Wirkung genommen hat? Ich halte das für unmöglich. Hat sich eine genügende äußere Bezeugung für Hüter nicht beibringen lassen, so muß das Lied aus inneren Gründen erst recht einem andern zugewiesen werden. (Schluß folgt.)

Klughardts Judith

von **Arnold Mendelssohn.**

August Klughardt dessen Verherrlichung Jerusalems vielleicht des am meisten ausgebreiteten Erfolges unter den neueren Oratorien sich zu erfreuen hat, erschien stets neues dichterisches Oratorium Judith. Wie die Verherrlichung Jerusalems wirkt auch Judith weniger durch Tiefe und Originalität der Erfindung als durch das entschiedene dekorative Talent des Komponisten. Eine gewisse Plastik der Motive geschickte satirische übersichtliche Gruppierung, und Wirkung durch Kontraste das sind Klughardts Stärken, und die seinen nicht unerheblich werden. Handelt es sich doch hier um kein Kirchenoratorium, sondern um eine Konzertmusik bei der es nicht so sehr auf tiefe seelische Wirkung als auf im guten Sinne gefällige, nette und gediegene musikalische Unterhaltung abgesehen ist. Als ich das Textbuch des neuen Oratoriums las, und der sachliche Text des religiösen und politischen Fanatismus, die durch den Namen Judith bezeichnet wird, mir vergegenwärtigte, war ich nicht ohne Bedenken, ob das deutsche Konzertpublikum ein auf diesem Stoff gebautes Oratorium genießbar finden werde. Die orientalisch barbarische Heimatde des Vorgangs, wie ihn das Buch Judith erzählt, steht unserm Empfinden wenig nahe, und eine Umgestaltung zum Zweck psychologischer Motivierung, wie sie Friedrich Hebbel gelang, hatte ein musikalisches Vermögen herausgefordert, das nur Heroen sich zutrauen mögen. Ich las den

---

[18] An deutschen Schriften hat er außer den beiden S. 87 erwähnten zwei Predigten herausgegeben (1620) und einen kurzen Unterricht wie sich die Kinder in Sitten und Gebärden erzeigen sollen (1625).

Text, und fand, daß die Dichtung das Abstoßende von Judiths verräterischer That noch erhöht, indem sie dem Holofernes, der in der Bibel lediglich als roher Genießer und Gewaltmensch charakterisiert ist, zartere Züge verleiht. Aber nachdem ich die Musik durchgespielt und daraus erkannt habe, daß die Autoren keinen aus der Tiefe der Personen und Weltanschauungen geborenen Konflikt darstellen, sondern nur eine im Konzertsaal dekorativ wirksame Musik haben schaffen wollen, komme ich von meinem Bedenken zurück. Der Stoff bietet eine Menge effektvoller, unter sich kontrastierender Situationen und Charaktere, und die im Wesentlichen dekorative Zwecke verfolgende Gestaltung der Dichtung kommt dem Talent Klughardts glücklich entgegen. Die sentimentale Liebesszene zwischen Judith und Holofernes z. B. die ernst genommen der heuchelnden Helden jede Sympathie rauben würde, dient hier nur als Anlaß zu einer kantablen Musik, die in wirksamem Gegensatze zu der vorhergehenden und folgenden Partie steht. Klughardt hat zu dem für seine musikalischen Zwecke so passend arrangierten Text eine Musik geschrieben, die ihm zur Ehre gereicht. Alte und neue Formen sind ihm gleich geläufig; alles klingt und wirkt, erschüttert nicht, aber unterhält meist. Der Tonsetzer weiß, was er will, und das ist, was das Publikum auch wellgebildete anregende Unterhaltung. Und der weiß er meist zu schaffen. Die häufigen Instrumentalsätze sind charakteristisch und effektvoll, allerliebst z. B. ist die hübsche kanonische Schmuckmusik S. 115 ff. des Klavierauszuges. Vor den — übrigens sang- und dankbaren — Solopartien treten die famos gearbeiteten Chöre, wie mir scheint, beträchtlich hervor; in ihnen leistet der Komponist m. E. sein Bestes. Brillant ist z. B. der fanatische Triumphgesang der Bethulier, als ihnen die Judith den Kopf des Holofernes zeigt, desgleichen der Chor der Feigharte, S. 77 ff. und vieles Andere. Das in seiner Art meisterliche Werk wird gewiß, wie die Zerstörung Jerusalems, die Runde durch die Konzertsäle machen.

Kleine Mitteilungen.

Man schreibt uns aus Gießen: „Vorige Woche hörte ich hier das Walsrumsche Mysterium mit Bildern. Es war, wie gesagt wurde, die erste Aufführung mit dieser Ausstattung. Doch ist mir ohne Bilder die Musik lieber. Die Darstellung bleibt ein Zwitterding zwischen lebenden Bildern und Pantomimen. Hinsichtlich der Musik kann ich den früheren Eindruck nur bestätigen, daß tiefere religiöse Empfindung fehlt, dagegen die Technik vollendet erscheint. Das schönste ein Werk sind die alten Melodien, die sich wie Sternenglanz von dem Übrigen abheben." — Sehr viel günstiger, ja geradezu begeistert lautet ein der uns eingegangenes Urteil über die vor einem Jahre in Köln stattgefundene Aufführung, bezüglich deren sich der Referent nur über die wahrhafte Haltung eines oberflächlichen Konzertpublikums beschwert. Sm.

Am 15. Dezember starb Dr. Gerhard Uhlhorn, Abt von Loccum, lange Zeit der einflußreichste Geistliche der hannoverschen Landeskirche. Auch in liturgischen Dingen hat der begabte Mann maßgebend gewirkt. Die soeben erschienene neue hannoversche Agende konnte nur unter Uhlhorns Zustimmung zu Stande kommen. Wir werden dem Werke bald unsere Aufmerksamkeit widmen. Sm.

In Zweibrücken wurde am 24. November, dem Totensonntag, über dem Grabe Heinrich Lützels ein Denkmal enthüllt, das unterstützt von Verehrern und Freunden des Entschlafenen, die Stadt ihrem Ehrenbürger errichtet hat. Manchen außerpfälzischen Freunden Lützels wird das in klassischen Formen gehaltene, christlichen Schmuckes entbehrende Monument vielleicht nicht ganz der Eigenart des Heimgegangenen entsprechend erscheinen. Aber die würdige Ehrung des allverehrten Mannes, von der die betreffende Feier ein erhebendes Zeugnis ablegte (vgl. Zweibrücker Zeitung Nr. 549 u. 551), wird ohne Zweifel auch außerhalb seiner engeren Heimat dankbar begrüßt. Sm.

Der deutsche Kirchengesangstag wird dies Jahr am 8. und 9. Juni in Hamm tagen, also zum ersten Mal auf westfälischem Boden. Wie wir hören, wird mit den Festlichkeiten auch ein Besuch der Bodelschwingh'schen Anstalten in der Nachbarstadt verbunden werden. Vielleicht nehmen die Berlefelder aus diesem Besuch Veranlassung zu einer gemeinsamen kirchenmusikalischen Aktion. Zu den drei älteren dortigen Kirchenchören (Altstädter, Marcini- und Pauluskirche) sind 1901 drei neue (reformierte, Neustädter und Johannisgemeinde) hinzugetreten, so daß nunmehr jede der evangelischen Kirchen ihren eigenen

Chor hat gewiß ein Zeichen erfreulichen Aufschwungs. Während sich Organist Meyer an der neuen Paulusorgel der Pflege des Wechselgesangs annimmt, erfreuen sich die seit Winter 1902—1903 von dem Organisten der Altstädter Kirche, Nacken, veranstalteten musikalischen Kirchenkonzerte, in denen die Kirchenchöre durch gemeinsame Gesänge beteiligt wird großer Beliebtheit.

Sm.

Ein Freund aus Westfalen schreibt uns: „Eben lese ich in der Monatsschrift den Aufsatz über Weihrauch in evangelischen Kirchen. Da fällt mir ein, daß ich zu Himmelfahrt 1903 auf einem Pfarrfest von Göttingen nach Hause a. S. über in der Morgenkirche den Philosophen Erdmann predigen hörte. Ich meine, daß in dieser Kirche zwischen Liturgie und Predigt ein Räuchfaß geschwungen wurde. Oder sollte ich mich darin irren? Vielleicht ließe es sich durch eine Anfrage in Halle schnell feststellen." — In Straßburg wird bei kirchlichen Leichenfeiern Weihrauch verbrannt. — Kanzelaltar Aldelis-Mordorf schreibt uns: „In beiden lutherischen Kirchen Mordorfs, der Marien- und Elisabethkirche, schwingt der Küster zum Beginn jedes Hauptgottesdienstes das Räuchfaß durch die ganze Kirche hin. Von Pfarrern der Gemeinde wurde nur bestätigt, die Räucherung sei durch Pfarrer Wilmar in den siebziger Jahren des 19. Jahrh. eingeführt worden. Schon gegen diese altertümlichen Form des geschwungenen Räuchfasses ist es jedoch wahrscheinlich, daß Wilmar damit eine eine alt gewordene Sitte wieder belebt hat, trotz seiner entschieden romanisierenden Tendenzen würde er es auch kaum gewagt haben, ein absolutes Neuum einzuführen. Aus meiner Jugend erinnere ich mich, daß in Bremen in U. L. Fr. und in St. Pauli-Kirche die „Deakonen", welche unter und neben der Kanzel ihren Sitz hatten, während des Predigtliedes auf ihren Fenerlichen Weihrauch anzündeten. Sie machten es oft so gewaltig, daß die Gemeinde den die Kanzel besteigenden Pastor nicht recht sehen konnte und daß dieser die Gemeinde stets mit 2 Acht. 13 mit einem heftigen Husten-anfall begrüßte. Da nun übrigens in jener guten alten Zeit, da die Kirchen noch nicht geheizt waren, daher die Fenerlichen, und daß das Räuchern der Heeren Deakonen wohl eine unbeerbrigte Spielerei gewesen sei dürfte wahrscheinlicher sein als daß darin eine römische Meßreaktion zu erblicken wäre." Oberpfarrer Bunde-Rams meldet daß in thüringischen Kirchen (Arnstadt oder Muhlhausen) noch geräuchert werde. Im Dom zu Braunschweig geschah es jedenfalls in den 90er Jahren noch desgleichen in dem Chor Altfeld zwischen Gattingen und Hannover. An letzterem Ort wurde das Räuchfaß allerdings nur im Winter geschwungen und sein Gebrauch mit der Kälte der Räumlichkeiten begründet.

Sm

Missionsdirektor a. D. Guido Buchheide, unsern Lesern bekannt durch seine Aufsätze über die Feier des Abendmahles und des Gründonnerstags in der Brüdergemeine sowie über die vom Seajen Zinzendorf ausgegangenen Anregungen auf liturgischem Gebiete (M. Schr. I, 104 f. und f. VI, 138 ff.) hat im Auftrag der Unitäts-Aeltesten-Konferenz ein Buch „Die Brüdergemeine" herausgegeben (Gnadau, Verlag der Unitäts-Buchhandlung) dessen erster Teil Entstehung und geschichtliche Entwicklung der Gemeine bespricht, wobei denn auch unsere von ihrer gegenwärtigen Gestalt handelt. Hier finden wir im 2. Kapitel (S. 43—56) eine kurze Liturgik der Brüdergemeine die allen denen sehr zu empfehlen ist, die sich mit gottesdienstlichen Fragen beschäftigen und von denen man oft weniger sollte, sie hätten nie von der Brüdergemeine und deren Gottesdienst etwas gehört. Als Einleitung zu seiner brüderischen Liturgik bietet Buchheide folgende Ausführung.

Die Brüdergemeine hat von Alters her einen hohen Wert gelegt auf die Formen des Gottesdienstes. Denn die Schönheit und die Weihe desselben, die eben in der Form sich ausspricht, wirkt erhebend und baurend auf das innere Leben der Gemeine. Leben aus Gott als Gesamtcharakter der Gemeine ist aber das Ziel aller gottesdienstlichen Entrichtungen. Darum ist es nicht die Form an sich so schon und ansprechend sie auch immer sein möge, sondern immer nur deren Bedeutung für die Erbauung, was den in christlichen Versammlungen Wert giebt. — Die gottesdienstlichen Formen in der Brüdergemeine stehen niemals in nahem Zusammenhang mit deren Geschichte. Sie sind nicht deshalb entstanden, sondern sie sind meist aus irgend einer bestimmten gegebenen Veranlassung hervorgewachsen. Und gerade dieser geschichtliche Hintergrund giebt ihnen eine besondere Weihe. Denn sie sind nicht nur durch Alter und Herkommen ehrwürdig, sondern wer an ihnen teilnimmt hat sofort den unmittelbaren Eindruck, etwas zu erleben das recht eigentlich dem Wesen und Charakter der Brüdergemeine entspricht und die eigentumlich ist. Darin liegt der Notwendigkeit solche Formen zu erhalten. Auf der anderen Seite aber ist ein unbedingtes und strenges Festhalten hergebrachter Formen vom Übel. Freies Charakter und Auffassungen würden sich. Hält man streng an alten Formen und wären sie urspeünglich die schönsten gewesen so welkt das nicht Leben, sondern führt nur gar zu leicht den Tod herbei. Deshalb muß auch in den Formen Leben und Bewegung, Freiheit und Mannigfaltigkeit sein. Es muß dem Bedürfnis der Zeit Rechnung getragen werden. Die heutige Brüdergemeine demnach sich dahee das, was durch die Geschichte geweiht ist, in den großen Hauptzügen und in seinem Grundcharakter festzuhalten aus dieser Grundlage aber das einzelne fortwährend frei zu gestalten. Jeder Prediger hat auch das Recht literarischer Freiheit im einzelnen nur muß er

bei einzelnen neuen Schriften mit dem Geiſt der Gemeine Fühlung behalten. Auch beſtehen thatſächlich zwiſchen den einzelnen Gemeinden nicht unerhebliche Verſchiedenheiten in den Formen und Ordnungen des Gottesdienſtes. Geſtörte Umgeſtaltungen oder auf dieſem Gebiete unterliegen den Beſtimmungen der Synoden. So durchdringen ſich alſo Gebundenheit und Freiheit, und gerade darin liegt es, daß die liturgiſchen Formen der Bruͤdergemeine immer wieder alſo neue erhoben auf Herz und Gemüt wirken.“

In einer Zeit unſäglicher Reſtaurationen, in der die von Amend gewaltige Erneuerung von A. von Arnim bei Thrasolgen und Künſtlern begeiſterte Aufnahme finden konnte, müſſen die Buchhardt'ſchen Äußerungen mit ihrer ſchlichten Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit befreiend und — hoffentlich auch — beſchämend wirken. Wohin werden wir geraten, wenn wir uns von dieſen Grundſätzen entfernen? Sp

Der Dichter K. J. Ph. Spitta (geb. 18. Febr. VI. S. 254, 234, 421) war als Kandidat Hauslehrer bei dem Oberamtmann Jochmus in Lüne bei Lüneburg. Über der Eingangsthüre des von Spitta mehrbewohnten Herrenhauſes der Lüner Domäne iſt vor kurzem eine Gedenktafel mit folgender Inſchrift angebracht worden: „In dieſem Hauſe hat der Sänger von Pſalter und Harfe, Karl Johann Philipp Spitta vom 4. Mai 1824 bis zum 6. Dezember 1828 gewohnt und gedichtet.“ Sp

Am 17. Januar 1802 wurde Karl Grüneiſen in Stuttgart geboren. Die hundertjährige Wiederkehr ſeines Geburtstage veranlaßt auch in dieſen Blättern Erwähnung. Dem Grüneiſen gehört zu den eifrigſten Vorkämpfern einer würdigen Ausgeſtaltung des evangeliſchen Gottesdienſtes, welche der deutſche Südweſten aufzuweiſen hat.

So iſt ihm beſchieden geweſen, an der Anordnung des Kirchenbuchs und des Geſangbuchs, welches der württembergiſche Landeskirche 1842 erhielt, ſowie an dem Zuſtandekommen des gleichzeitigen Choralbuchs hervorragenden Anteil zu nehmen. Namentlich das erſtere Buch hat weit über die Grenzpfähle ſeiner Heimatkirche hinaus Anerkennung gefunden und ſteht heute noch in einer Reihe von außerwürttembergiſchen Kirchengebieten in Gebrauch. Das neue Geſangbuch hatte Grüneiſen durch eine beſondere Skala über Geſangbuchreform vorbereitet, zwei ſeiner eigenen geiſtlichen Lieder, ein Abendmahlslied („Jeder Tag hat ſeine Plage“) und ein Lied auf Königs Geburtstag („Preis Ehr und Lob ſei die“) ſind demſelben einverleibt. An der Wiederbelebung der älteren proteſtantiſchen Kirchenmuſik in ſeinem engeren Vaterlande gebührt ihm ein Verdienſt, der „Verein für klaſſiſche Kirchenmuſik“ in Stuttgart, die Gründung mit Immanuel Faiſt 1847 begründete und dreizehn Jahre hindurch leitete, iſt für Württemberg ein muſterhaftes Vorbild geworden. Grüneiſen iſt auch der Begründer des „Vereins für chriſtliche Kunſt in der evangeliſchen Kirche Württembergs“ (1857), deſſen Beſtrebungen insbeſondere auf dem Gebiet des Kirchenbaus für unſere Land folgenreich geworden ſind. Mit dem Kunſthiſtoriker Karl Schnaſe und dem Maler J. Schnorr von Carolsfeld ſtiftet mit C. G. Pfannſchmidt gab er das „Chriſtliche Kunſtblatt für Kirche, Schule und Haus“ (1858) heraus, deſſen Einfluß erheblich über Württemberg hinausreicht. Die Kunſtvereine, das von dieſem Blatte unter ſeiner Leitung geübt wurde, iſt, wenn auch nicht ausſchließlich durch die Namen der Herausgeber gekennzeichnet. Auch um die Herſtellung einer neuen Gottesdienſtordnung bemühte ſich Grüneiſen durch Wort und Schrift; hatte aber damit nur geringen Erfolg, indem er ſich mit ſeinen Forderungen durchaus in den geltenden Schranken hielt. Seine Vorſchläge ſollten nur dazu dienen, den zurückgebliebenen Gemeindeſitten der Gebete und des Geſange wieder zu ihrem Recht im Gottesdienſt zu verhelfen. Er fand keinen günſtigen Boden vor. Die Unterſchätzung der äußeren Form, welche dem ſchwäbiſchen Stamme eignet hatte unter den Erneuerungen des Rationalismus noch tiefere Wurzeln gefaßt. Immerhin iſt Grüneiſens liturgiſche Schrift „Die evangeliſche Gottesdienſtordnung in den oberdeutſchen Landen, vornehmlich den jetzigen Württemberg“ (1856) noch heute beachtenswert. In der hofkapelle zu Stuttgart, an der er von 1825—68 unausgeſetzt wirkte hat er in ſeinen letzten Amtsjahren einen Altargottesdienſt eingerichtet. Seine weitreichende Thätigkeit im Kirchenregiment, welche namentlich auf die Geſtaltung perſonalien und ſynodaler Ordnungen gerichtet war, ſeine Mitwirkung bei der Gründung des Guſtav Adolf-Vereins und der Eiſenacher Kirchenkonferenz, welch letztere von 1852—1868 ihn regelmäßig zu ihrem Vorſitzenden wählte, gehört nicht hierher. Wohl aber iſt noch zu erwähnen daß Grüneiſen eine Reihe kunſtgeſchichtlicher Schriften veröffentlicht hat, welche ihm bereits 1845 die Ehrenmitgliedſchaft der Akademie der bildenden Künſte in Berlin eintrugen und zum Teil den ſelbſtändigen Kunſtformen und Kunſtgeſetzen erkennen laſſen. Er hat ſeine äſthetiſche Begabung ſo viel an ihm war, in den Dienſt der Kirche geſtellt. Die proteſtantismo ortibus haud inferno lautet der bezeichnende Titel einer Abhandlung von 1839. Der harmoniſche Verbindung von Chriſtentum und Kunſt war einer der Grundgedanken ſeines Lebens. Dieſer Gedanke leuchtet auch aus ſeinen Predigten hervor, in welchen ein an Schleiermacher geſchulter, von milder Schriftgläubigkeit beſeelter Theologe zu gebildeter Gemeindemitgliedern redet. Er hat ſchon den jungen Prediger am Grabe Wilhelm Hauffs das rechte Wort finden laſſen. Die Liebe zur Kunſt hat dem ſtattlichen

Manne die Maße des Alters verkürzt, nachdem unverhohlene Äußerungen seiner deutschen Gesinnung und die persönliche Abneigung des Königs Karl seines ehemaligen Schülers, ihn zur Niederlegung seiner Kirchenämter genöthigt hatten. Er war glücklicherweise mehr als nur Hofprediger, hat Richard Rothe einmal von ihm gesagt. Gelmeisen starb am 28. Februar 1878. Günther.

Bücherschau.

A. Philippi. Die Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts in Deutschland und den Niederlanden. Leipzig, E. A. Seemann. 480 S. 192 Abb. Mk. 8.

Der Titel ist insofern irreführend, als von der Baukunst gar nicht, von der Bildnerei nur beiläufig die Rede ist. Des Verfassers Bemühen ist nur darauf gerichtet, uns die Malerei dieser Zeit und zwar auch nur die gestern und Tafelgemälden innerlich nahe zu bringen. Das ist ihm teilweise vortrefflich gelungen. Seine liebevolle jedes Phrase entbehrende Beschreibung hat kleine Kunstwerke geschaffen und der Vortrag wird durch musterhaft ausgewählte und ganz vorzüglich reproduzierte Abbildungen trefflich unterstützt. Ich wüßte kein Buch zu nennen, das sich zum Selbstunterricht über diese schwierige und verwirrende Epoche unserer Kunst oder auch zur Vorlesung im häuslichen Kreise besser eignete. Grade das der Ausgangspunkt von den Niederländern genommen und die Einsicht auf jede Landschaft und jeden einzelnen Künstler sein abgewogen wird, macht dem Laien erst manches Rätsel klar. Und ebenso richtig ist der stete Hinweis auf die Störung und Entlernung, welche die Berührung mit der italienischen Malerei unserer heimischen Entwicklung gebracht hat. In dieser Beziehung wäre es recht deutlich gewesen, vorerst den Grundzug der germanischen Kunstweise, das Typische, die plastische Gebundenheit, Stimmung und Hintergrund eingehend zu zeigen. Die Tugenden der Greben und was wie als Härten und Schwächen empfunden würden dadurch in ein ganz anderes Licht treten. Einige recht auffallende Gedankenspähne werden hoffentlich in der 2. Auflage gebessert. Dr. Wegner.

Gesangbuch für die evangelisch-lutherische Kirche in Schwarzburg-Rudolstadt. N. 472 Rudolstadt, F. Mylius, 1901. Mk. 1,50.

Dem 1900 erschienenen Gesangbuch für Sachsen-Altenburg folgt das für Schwarzburg-Rudolstadt auf dem Fuße nach und ist ihm ähnlich wie ein Bruder dem andern. Da über ersteres bereits früher (M. Schr. IV, 319 ff.) eingehend berichtet worden ist, so ist nicht viel mehr zu sagen, höchstens daß man sich in Rudolstadt wohl noch weniger als in Altenburg meine Ausstellungen zu Nutze gemacht hat. Der Entstehung des Ganzen wie die Anordnung der einzelnen Teile ist die bekannte unlogische und unübersichtliche. Der Hauptverfasser des Altenburgischen, der sehr verdiente Hymnologe Pfr. Tümpel in Unterneubendorf, rühmt freilich die Rudolstädter, daß der ihnen „die chronologische Reihenfolge" gewählt wurde anstatt der hier und da angewendeten völlig sinnlosen alphabetischen (vgl. Siona XXVI, 96). Wenn man erfährt, daß die und die 3 B. von Sachsen-Weimar-Eisenach-Gotha, Preußen, Sachsen-Königreich, Sachsen-Altenburg, Schleswig-Holstein, Oldenburg, Mecklenburg-Schwerin-Strelitz, Waldeck, Lippe, Schaumburg-Lippe, Hessen-Nassau, Reuß ältere Linie, Reuß jüngere Linie, Schwarzburg-Sondershausen, Anhalt, Bremen, Hamburg, Lübeck, Elsaß-Lothringen, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Bayern, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Coburg-Gotha, Braunschweig, Reuß jüngere Linie, Schwarzburg-Rudolstadt, Lippe, Waldeck, Hessen-Nassau, Schaumburg-Lippe, Schleswig-Holstein, Oldenburg, Mecklenburg-Strelitz, Mecklenburg-Schwerin, Hamburg, Lübeck, Bremen, Preußen, Sachsen-Königreich, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Weimar-Eisenach, Sachsen-Meiningen, Sachsen-Coburg-Gotha, Anhalt, Schwarzburg-Sondershausen, Reuß ältere Linie, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Elsaß-Lothringen, Bayern, Braunschweig, Rußland und Ägypten gilt, so wird man wohl noch das „völlig sinnlos" nicht ganz ernst nehmen dürfen, sondern sich nur darüber wundern, daß es einem so gelehrten Manne nicht gegeben wäre, den dort aufgezeigten Sinn zu erfassen. Es wird doch wohl dabei bleiben, daß für das Gesangbuch des Volkes nicht der für die Historiker so recht interessante chronologische Reihenzug die natürlichste ist, sondern die, bei der man sich am schnellsten im Buche zurecht findet. — Im einzelnen wäre noch manches zu meiner Besprechung von vor zwei Jahren hinzuzufügen. Ich beschränke mich auf einen oft sich störenden geographischen Fehler. Das Lied „Gottes Sohn ist kommen" stammt nicht von Joh. Heyn, sondern von M. Weiße, vgl. B. Wolkan, das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder im 15. Jahrhundert. Bei den Verschiedenheiten des Rudolstädter Gesangbuches vom Altenburger sind erstere hier und da im Vorteil, so wenn sie das schöne Kauffmannslied von Rambach „Mein Schöpfer steh mir bei" haben, das an Wärme und Innigkeit der Empfindung viele der bekanntesten Produkte dieses Dichters weit übertreffe und nicht minder Zwingli's Kyrpelee Lied in der Verdeutschung des M. Schr. Tümpel möchte freilich gar bald diese Lieder gestrichen wissen. Das Vorkommen des Zwingli Liedes in einem lutherischen Gesangbuche Mitteldeutschlands ist in der That etwas, das nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Sehr anerkennenswert ist, daß sich im Anhang des Gesangbuches eine Reihe von liturgischen Andachten findet, die sich durch- und durch Einfachheit des Entwurfs auszeichnen, freilich sehr es dabei nicht an merkwürdiger Vergreifungen, so wenn zu der Weihnachtsfeier die Passion mit einer Adventsintonation beginnt und die Gemeinde mit der Schlußstrophe von „Mit Ernst, o Menschenkinder" schließt. Näher ins Detail einzugehen verbietet der Raum. Schade daß das Gesangbuch nicht Gottes so wenig charakteristische Züge auf-

Digitized by Google

weiß, und daß der schöne Reichtum seiner allerdings ein wenig einseitig ausgewählten Lieder in den liturgischen Andachten nicht kraftvoller zur Verwendung gekommen ist.

Fr Spitta.

Berühmte Kunststätten. Nr. 1. Nürnberg von Paul Johannes Rée. 221 S. 165 Abb. Leipzig u. Berlin, E. A. Seemann 1906. Mk. 4.— Nr. 8. Prag von Joseph Neuwirth. 151 S. 149 Abb. ebd. Mk. 4.

Den hübschen, schnell beliebt gewordenen „Künstlermonographien" von Velhagen und Klasing, die mit ihrem Bilderreichtum den Text fast erdrücken, hat Seemann ein gediegenes Unternehmen zur Seite gestellt „Berühmte Kunststätten", welche dem Reisenden zur Führung und weiterlesenden Erinnerung, aber auch dem Forscher vielfach als Nachschlagewerke an Stelle mehrbändiger Inventare gute Dienste leisten werden. Denn die beiden Bändchen, welche vorerst über deutsche Städte berichten, sind nicht nur elegant und im besten Sinn populär geschrieben, sie sind auch wissenschaftlich aufs beste fundamentiert. Jedermann, handle es sich um Nürnberg, die Stadt unserer großen Meister der bildenden Künste, und der gemütlichen Motive. Aber was Rée aus ihnen, dem engen Winkeln, Gassen und Kabinetten bedeutet, fehlt uns doch in Erstaunen. Er versteht es meisterlich, das Weltbekannte in neuer Beleuchtung erstehen zu machen, daneben auch das Intime und Verborgene die künstlerischen Architekturbilder der Höfe, Tore und Befestigungen, die Werke der Kleinmeister und Kunsthandwerker unserer Liebe einzuprägen. Dreifach gefeuert, wer diese Büchlein auswendig kennt und dann nach Nürnberg geht. — Prag droht uns immer fremder zu werden. Man meint sofort durch die wilde Geschichte der Böhmaken beleidigt zu werden. Und doch zeigt Neuwirth der glücklichste Forscher und Entdecker auf diesem lockern Gebiet wie kenntnisreich die Kunst dieser Stadt Aufgaben, besonders in den beiden Glanzperioden, der karolinischen und der Barockzeit gewesen ist. Die Schrift ist eine Art Wiederverzauberung ihr Stil voll Leidenschaft und Glut, ihr Inhalt über jede Erwartung reichhaltig und fesselnd. Und die beste Lohn wurde es sein, wenn sie den Strom der deutschen Kunstbummler auf die schöne Moldaustadt lenken könnte. Ihr Schaden würde es nicht sein. Und die Teilnahme würde unsere schwer bedrängten Landsleute in der Fremdheit stärken, daß sie eine wohlverbriefte historische Stellung um jeden Preis halten müssen.

Dr Beegner

Gustav Jenger, Choralbuch zu den Melodien der evang. Militär-Gesang- und Gebetbuche sowie der evang. Gesangbuche der Provinz Brandenburg. Op. 43. Bestätsch, Frankfurt a. d. O. 5 Mk.

Dieser Choralbuch eignet sich wegen der praktischen Anordnung, die vorzugsweise dem wenigen geübten Klavierspieler entgegenkommt, besonders zum Gebrauch beim Unterricht und im Hause. Auch sonst hat er insbesondere auf Sangwerte auf Wiedergabe der verschiedenen Lesarten der Chorale und auf äußere Ausstattung so viele Vorteile aufzuweisen, daß wir nicht versäumen möchten, mit besonderer Empfehlung auf dieses Werk hinzuweisen.

Gustav Beckmann, Essen (Ruhr)

Dr Johann Georg Herzog, Vorspiele zu 192 Choralmelodien. Op. 25. Essen, Baedeker. 1906. Geh. 8 Mk.

Dies in seiner Art wohlbekannte klassische Werk welches eine Fülle ausgezeichneter Gegelmusik darbietet, sollte nun den Predigtseminaren jedem Organisten zum sonntäglichen Gebrauch zugänglich gemacht werden. Dem gediegenen Inhalt entspricht die vornehme äußere Ausstattung durch die Verlagshandlung.

G. Beckmann.

Chr. H. Rinck, Choralvorspiele im Anschluß an das neue evangelische Gesangbuch für Rheinland und Westfalen, bearb. von H. Rinck. 134 S. 8. Aufl. Essen, Baedeker. 1899. 8 Mk.

Auch diese 167 Choralvorspiele, welche den berühmten ehemaligen Darmstädter Hoforganisten zum Komponisten haben, sind von ausnehmbarem Werte für kirchlicher Orgelspiel, weshalb ihnen die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Ebenfalls elegant ausgestattet.

G. Beckmann.

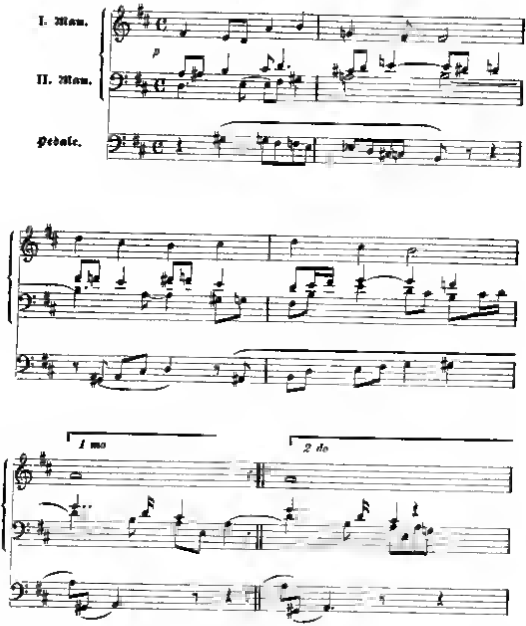
Abdruck
ist gesetzlich verboten

1. Notenbeigabe.

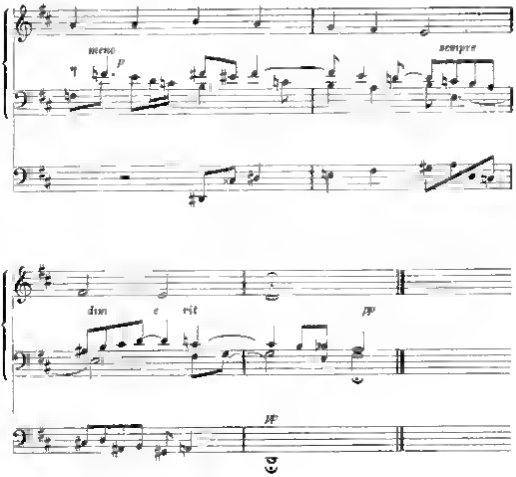
Zwei Vorspiele für die Orgel von Max Reger.

1. „Morgenglanz der Ewigkeit".

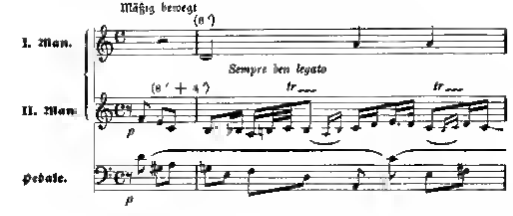
Poco adagio (ma con moto).

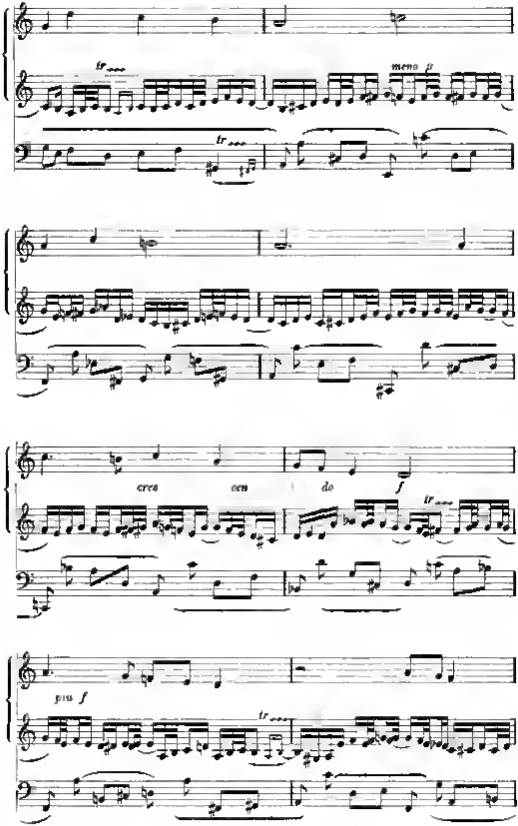


Digitized by Google

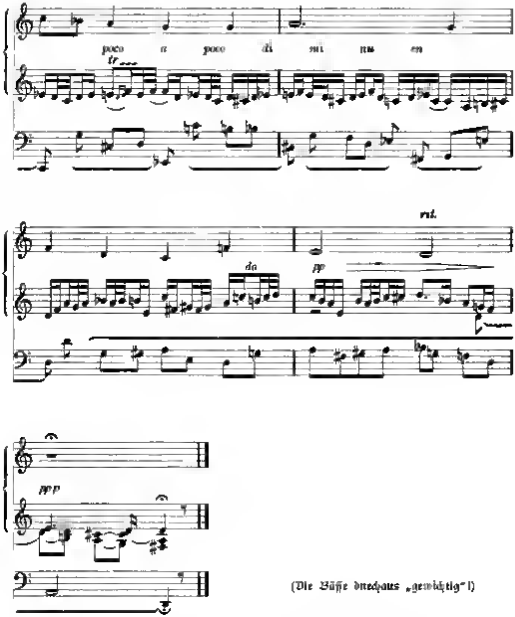


2. „Mit Fried und Freud ich fahr dahin".





gitized by Google



(Die Büße durchaus „gewichtig“!)

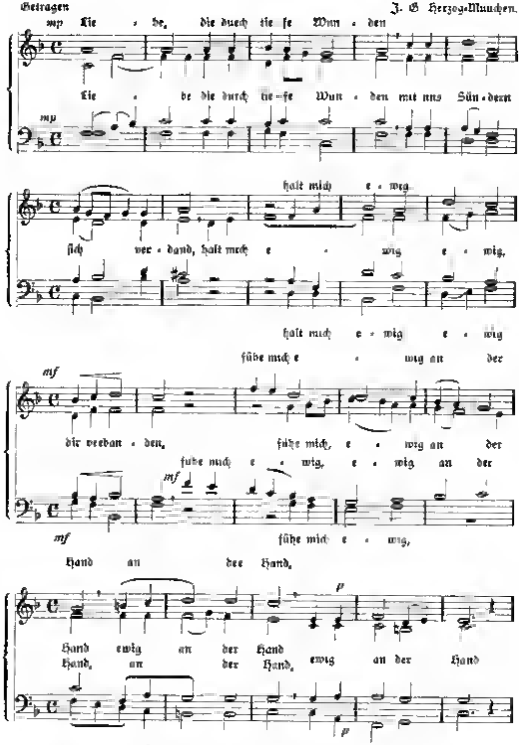
Zu Notenbeigabe I.

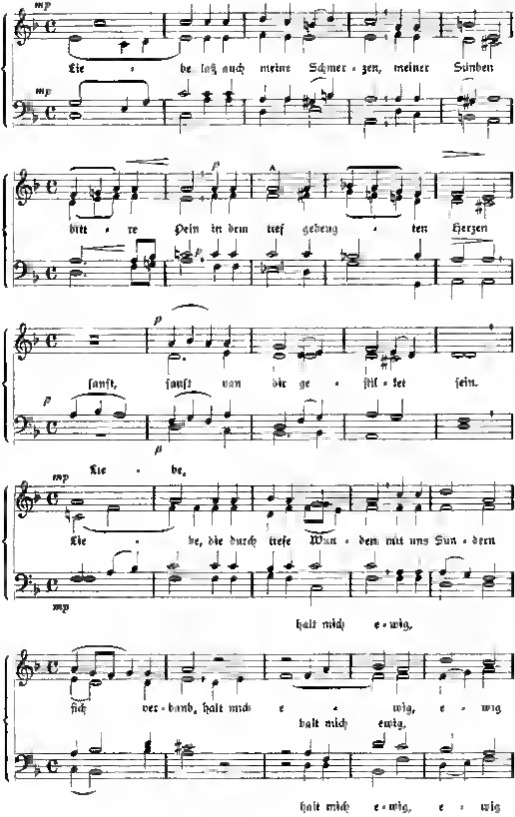
Unſere verehrte Mitarbeiterin Herr Max Reger, bietet hier den Orgelſpielern zwei ergänzende wirkungsvoll ergänzende Choralpräludien. Das erſte giebt in ſeiner die Morgendämmerung kennzeichnenden Chromatik ein Stimmungsbild, das den Gehalt des ſehnſuchtserfüllten Liedes vom „Morgenglanz“ vortrefflich widerſpiegelt. Das andere, dem Ringen der Melodie entſprechend bedeutendere atmet den Frieden der Abendzeit und gemahnt ſo manchen in den krauſen Begleitungsmotiven, zu denen der cantus firmus einen herrlichen Gegenſatz bildet, an Bachſche Myſtik. In beiden Stücken intereſſiert die allezeit gewählte, aber nicht geſuchte Harmoniſierung und die maunhaft energiſche Führung des Pedals. Sm.

2. Notenbeigabe.

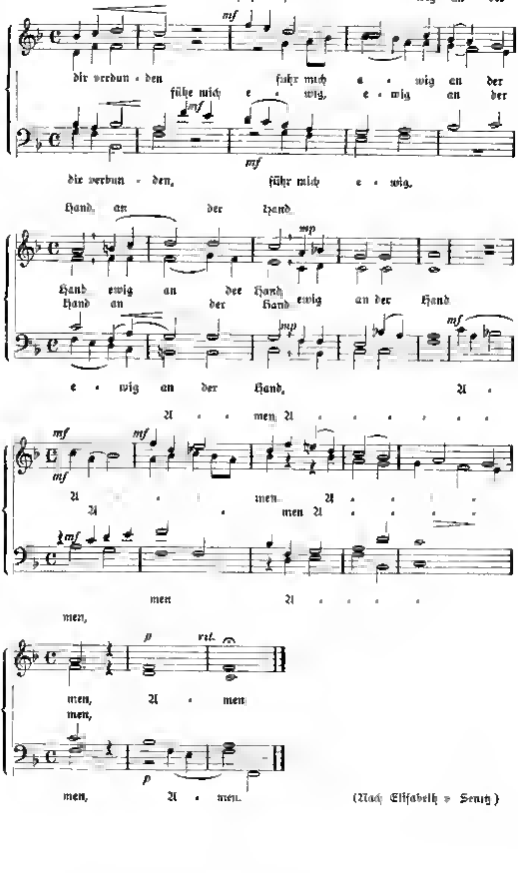
Passionsgesang: Liebe, die durch tiefe Wunden.

Getragen J. G. Herzog-München.




mp
Lie - be laß auch meine Schmer - zen, meiner Sünden
mp
bit - re Pein in dem tief gebeug - ten Herzen
p
sanft, sanft wan die ge - fil - let sein.
p
mp Lie - be,
Lie - be, die durch treue Wun - den mit uns Sun - dern
mp
halt mich e - wig,
sich ver - band, halt mich e - wig, e - wig
halt mich ewig,
halt mich e - wig, e - wig

führ mich e - - - wig an der



dir verbun - den führ mich e - wig an der

führ mich e - wig, e - wig an der

dir verbun - den, führ mich e - wig,

Hand, an der Hand

Hand ewig an der Hand ewig an der Hand

Hand an der Hand ewig an der Hand

e - wig an der Hand, A -

A - - men, A - - - - - - -

A - - men A - - - -

A - - men A - - - -

men A - - - -

men,

men, A - men

men,

men, A - men.

(Nach Elisabeth v. Senitz)

Die Firma **F. W. Rincker** in **Sinn** erhielt kürzlich eine Glocke zum Umguß, welche aus der Rincker'schen Gießerei im Jahre 1692 hervorgegangen ist. Damals befand sich die Glockengießerei Rincker noch in Aßlar. Die alte Glocke welche der Gemeinde Anghausen (Kreis Siegen) gehört, ist in ihrem Äußeren recht schön ausgeführt und liefert den Beweis, daß die altbewährte Firma schon vor Jahrhunderten im Glockenguß Meisterhaftes zu leisten verstand. Wie wir mitteilen können, wird der Glockengießerei in der Rincker'schen Familie schon nahezu 200 Jahre gepflegt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von J. RIETER-BIEDERMANN in LEIPZIG.

Die Passion.

Kirchen-Oratorium für Gründonnerstag und Charfreitag.

Für Solostimmen, Chor, Streichorchester, Harmonium, Gemeindegesang und Orgel

Op. 93. von Op. 93

Heinrich von Herzogenberg.

Teil I: **Gründonnerstag.**

Part. Cl.-Ausz. Chorst. Orchstst. Text.
n. 10 M. n. 3 M. je n. 2.50 M. n. 25 M. n. 10 Pf.

Teil II: **Charfreitag.**

Part. Cl.-Ausz. Chorst. Orchstst. Text.
n. 15 M. n. 4.50 M. je n. 4 M. n. 15.15 M. n. 10 Pf.

Liturgische Gesänge
für Chor a capella.
Op. 87
Von
Heinrich von Herzogenberg.
Nr. 3. **Zur Passionszeit.** Part. 3 M. Sopran 1/0 50 Pf. Alt 1/0 30 Pf. Tenor 1/0 50 Pf. Baß 1/0 50 Pf.

Das Leiden des Herrn
Nach einem altdeutschen Volkslied
für vierstimmigen Chor
Soli ad lib. Orgel und kleiner Orchester
von
Arnold Mendelssohn
Part. m. ausgez. Cl.-Ausz. Chorst. Orch.-St.
n. 4 M. je 40 Pf. je 1 M.

Warnung.

Nachdem festgestellt worden ist, daß die Gesangvereine, Musikvereine und Kapellen besonders Partituren, Chor- und Orchesterstimmen vielfach abgeschrieben werden, sieht sich der unterzeichnete Verein veranlaßt, dagegen hinzuweisen, daß nach dem allen, wie auch dem neuen Reichs-Gesetze betreffend das Urheberrecht an Werken der Literatur und Tonkunst vom 19. Juni 1901 jede Vervielfältigung eines solchen Werkes ohne Einwilligung des Berechtigten unzulässig ist, gleichviel durch welches Verfahren sie bewirkt und ob das Werk in einem oder mehreren Exemplaren vervielfältigt wird, dasselbe wenn sie zum persönlichen Gebrauche bestimmt ist oder auch nur dann, wenn sie nicht den Zweck hat eine Einnahme daraus zu erzielen.

Nach § 36 des genannten Gesetzes ist, wer vorsätzlich oder fahrlässig unter Verletzung der ausschließlichen Befugnis des Urhebers ein Werk vervielfältigt, dem Berechtigten zum Ersatze des daraus entstehenden Schadens verpflichtet. Bei vorsätzlicher Vervielfältigung ohne Einwilligung des Berechtigten wird er mit Geldstrafe bis zu dreitausend Mark bestraft (§ 39). Die Rechtsverletzung liegt schon dann vor, wenn das Werk nur zu einem Teile vervielfältigt wird (§ 41).

Gestützt auf diese gesetzlichen Bestimmungen richtet der unterzeichnete Verein an die Gesangvereine, Musikvereine und Kapellen hierdurch das Ersuchen,

alles etwa widerrechtlich vervielfältigte Notenmaterial zur Vernichtung an die Geschäftsstelle des Vereins der deutschen Musikalienhändler (Geschäftsführer Karl Hesse) zu Leipzig, Buchgewerbehaus, abzuliefern und sich jeder weiteren Vervielfältigung solcher zu enthalten. In diesem Falle wird von einem Strafantrag abgesehen.

Jeder weitere zur Kenntnis des Vereins gelangende Fall widerrechtlicher Vervielfältigung wird gerichtlich verfolgt, womit die Einziehung der widerrechtlich vervielfältigten Exemplare verbunden ist. Strafverschärfend wurde, nach Belanntgabe dieser Warnung, in Betracht kommen, daß die Gesetzesübertretung vorsätzlich erfolgte.

Leipzig, den 2. Januar 1902.

Der Verein der deutschen Musikalienhändler.

(zur Person.)

J. A. Justizrat Dr. Rönisch, Rechtsanwalt des Vereins.

In meinem Verlage erschien und ist direkt vom Verlage oder durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte der Cantoren und Organisten

von den

Städten im Königreich Sachsen

dargestellt

von **Reinhard Vollhardt**

424 Seiten in Lex.-Format. Preis Mk. 8.—

Die fleissige Arbeit des Zwickauer Musikdirektors ist von der Fachpresse äusserst warm empfohlen worden.

Berlin SW. 48.
Wilhelmstr. 119/120.

Wilhelm Issleib,
Verlagsbuchhandlung.

Am 1 Januar 1902 hat begonnen das 2 Vierteljahr des 1 Jahrgangs der

Kirchlichen Gegenwart

Gemeindeblatt für Hannover.

In Verbindung mit Chappuzeau, Döring und Mahn, Pastoren in Hannover, herausgegeben von Pastor Greiffen in Schmalförden.

Monatlich 2 Nummern. Preis vierteljährlich 1 Mark

Durch jede Buchhandlung und Postanstalt zu beziehen (Postzeitungsliste Nr. 3076).

Das Blatt wendet sich an die kirchlich Gebildeten, will also lesbar sein nicht nur für Gelehrte und Studierte, sondern vor alle Gemeindeglieder, die ein gewisses Maß von Bildung besitzen mit kirchlichem Interesse besitzen.

Der gute Erfolg hat bereits eine Umfangserweiterung ermöglicht.

Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht

F. W. Rincker, Sinn, Nassau

Glockengiesserei u. Maschinenfabrik

empfiehlt sich zur **Lieferung sowohl einzelner Glocken als ganzer Geläute** unter langjähriger Garantie zu billigsten Preisen

Ebenso Lieferung **schmiedeeiserner Glockenstühle.** Kostenanschläge und Zeichnungen sowie Zeugnisse kostenlos

Die heilige Passion
in
sieben liturgisch. Andachten

von

Ludwig Schoeberlein.

2 Auflage

herausgegeben von M. Arnold Pfarrer

1895. Preis 2 Mk 40 Pf

Das dazu gehörige **Passionsbüchlein für die Gemeinde** (2 Aufl. 42—50 Tausend Einzelpreis 20 Pf) wird in Partien von mindestens 50 Exempl. zu 10 Pf geliefert

Das Bedürfnis nach Gemeindeandachten, in denen die freie Rede ganz fehlt oder doch hinter die in den Formen des Gottesdienstes gebotene und der biblischen Lesordnung zurückgetreten ist in der christlichen Zeit mit ihrer Sehnsucht nach lebendiger Gemeinschaft, sowie für Geistliche und Gemeinden gleichermaßen vorhanden. Aus unmittelbarstem Bedürfnis sind die liturgischen Andachten bei den Sonntags- und Festtagen des **Charfreitages** entstanden. Vorzüglich für solche feiern hierzu nötiges Wort

Göttingen Vandenhoeck & Ruprecht

Mancinus,

Die Passion Christi.

Zum Gebrauche

für liturg. Andachten am Charfreitag

hsg. v. Prof. D. Knoke

Inhalt: Zur Geschichte der Passion des M. — Worte über letzte Dinge. Auslegung. — Text und Melodieen der „Passion".

Preis 20 Pfg., Text und Melodieen allein 10 Pf

18 Exempl. an je 20 Pfg

Bisher nur nach dem Manuskript am Schluß jeden Jahrganges den Mitgliedern des hiesigen Seminars der Universität Göttingen zugänglich, hat sich die Nachfrage nach den Texten von Jahr zu Jahr so gesteigert, daß ich mich entschlossen, sie durch Vervielfältigung weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Verlag der Anstalts-Buchhandlung in Gnadau.

Die Brüdergemeine.

Im Auftrage der Unitäts-Aeltesten-Konferenz bearb. v. **G. Burkhardt.**

Teil I Entstehung u. geschichtl. Entwickl. d. Brüdergemeine Geb. Mk 2.—

Teil II Die Brüdergemeine in ihrer gegenwärtigen Gestalt Geb. Mk 1,20

Beide Teile zusammen gebunden Mk 3.50.

Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf.

Sein Leben und Wirken dargestellt von **Hermann Römer.** Zum Gedächtnis des Todes des Grafen am 25. Mai 1760 herausgegeben im Auftrag der Direktion der Brüder-Unität. Mit 5 Bildern. Eleg. geb. Mk 2.80

Der Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeine seiner Zeit.

Dargestellt durch **C. E. Freiherrn von Schrautenbach.** 2 Auflage. Mk 5.— geb. Mk 4.—

Für den Gebildeten wie für jeden gebildeten und nachdenkenden Leser ist das Werk sehr zu empfehlen.

Konfirmations-Geschenke.

Feierstunden Neue Folge.

Beiträge zum Verständnis der h. Schrift für denkende Leser und Ausleger in Betrachtungen für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres

von **Prof. Dr. Julius Smend.**

1901. In geschenkem Einband 4 Mk; in Goldschnitt 4 Mk 50 Pf.

I. Band 1898. II. Auflage. Preis der ersten 4 Mk. In Goldschnitt 4 Mk 50 Pf.

„Es gibt Predigten welche man gar nicht lesen kann. Das sind durchaus nicht immer die schlechtesten. Nur diesen sie nicht gedacht werden. Es giebt andere welche man wohl einmal liest um sie dann als abgelaufen auf die Seite zu legen. Und es giebt — gottlob — auch solche zu welchen beständig Lust und Liebe sich immer aufs neue verleihen, zu den letzteren gehören die Predigten von Prof. Smend. Wenn seine „Feierstunden" zu einem Andachts- und Erbauungsbuch gewogen sind dem wird vielen vielleicht das meiste in der heutigen unerschwinglichen Erbauungsliteratur gar unangenehme

(Die Hilfe 1901, Nr 34)

Dorfpredigten von Gustav Frenssen.

Verfasser des Romans „Die drei Getreuen."

1 Bd 1900 (Nach 6 Monaten in 2 Aufl.) eleganter geb. 3.20 Mk.

II Bd 1901 Ebenso gebunden 3 Mk.

„Predigten von ungemeiner Kraft! Nicht schreibt uns hoch solche Stadtpredigten" (Reichsbote 1899, Nr 294)

Keineswegs neue Dorfpredigten.

Christus unser Leben. Predigten

Von Past. D. **Paul Deems**

2 Bände (I. Bd. 2. Aufl.) 1901. Preis je 3.60 Mk. In Leinenbände je 4.20 Mk.

Bad. Pfarrverein. „Das wahre Christentum gegen gedrückte Predigten, welchen die Wärme des gesprochenen Wortes mangelt, hat diese Anbetracht gegenüber kein Recht."

Gebete aus Liedern für die Jugend von Johannes Zwick.

Herausgegeben zum Gebrauch im Haus, Schule und Kirche

von Prof. Dr. **Friedr. Spitta.**

1891. Preis geheftet 2.40 Mk; gut 3 Mk.

Vgl. „Ein bisher unbekanntes Liederbuch von „Johann Zwick" von Ferd. Cohrs in II Zahn. sowie „Die Lieder der Konstanzer Reformatoren" III Jahrg. Nr 11/12

Wenige dieser Bücher dürften zum Anlaß kommen, daß dies Buch Eingang in die christlichen Häuser findet. Gelegenheit dazu bietet die bevorstehende Konfirmation.

(N. 1891 Kirchenblatt.)

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht**

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

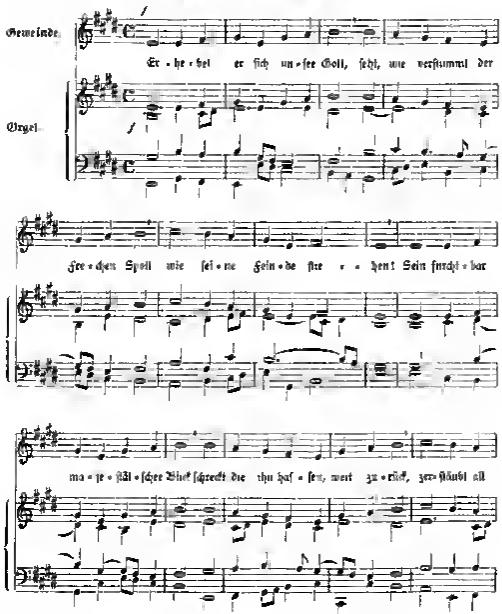
Notenbeigabe

Psalm 68 als Wechselgesang. (Gemeinde u. gemischter Chor.)

(Dichtung von Matthias Jorissen 1730—1823.) Mel. Straßb. 1525

Mäßig schnell. Tonsatz von Elias Gechsler-Erlangen

Vers 1. Gemeinde mit Orgel



Gemeinde

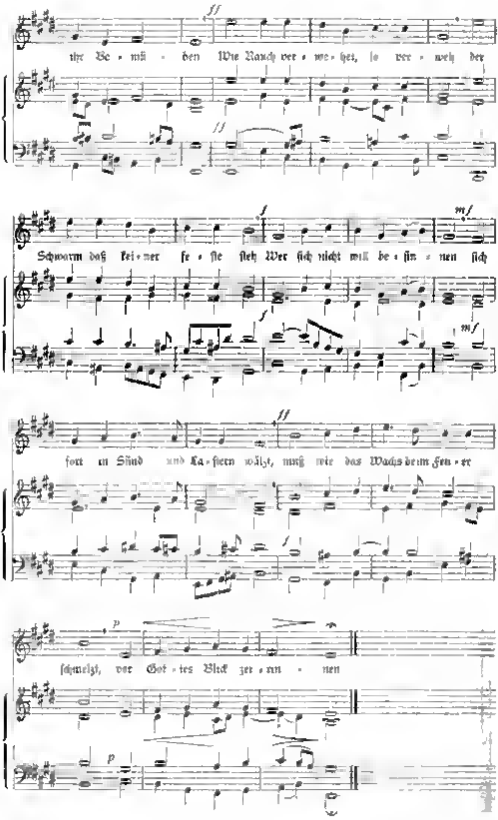
Orgel

Er - he - bet er sich un - ser Gott, seht, wie verstummt der Fre - chen Spott wie sei - ne Fein - de stie - - hen! Sein furcht - bar ma - je - stät - scher Blick schreckt die ihn has - sen, weit zu - rück, zer - stäubt all

Verlag v. Baudenhoeck & Ruprecht, Göttingen.

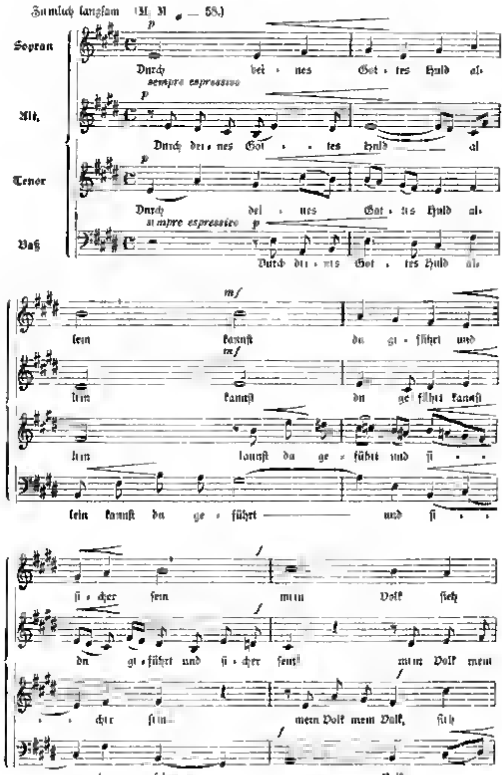
Musikbeigabe z. Monatschrift f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst VII 6.—Einzelpreis 18 Pf. Partiepreis v. 15 Expl. an je 12 Pf.

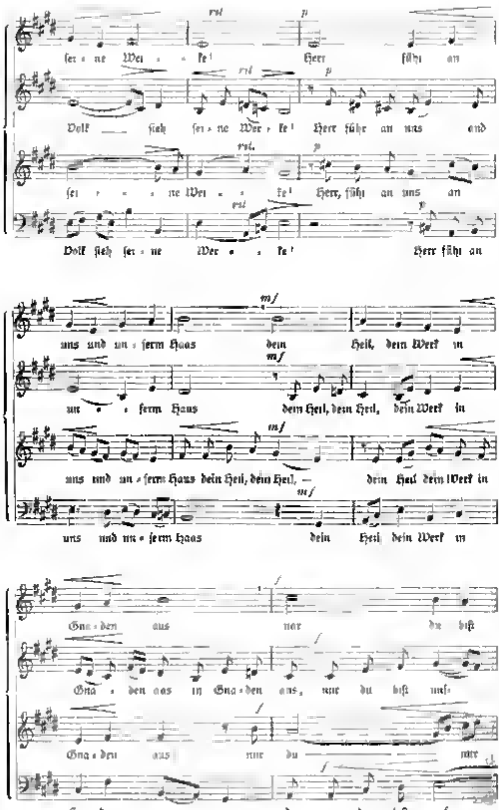
Digitized by Google



gitzed by Google

Vers 2 für gemischten Chor.




ser = ne Wer = ke! Herr führ an
Volk sieh ser = ne Wer = ke! Herr führ an uns und
ser = = ne Wer = = ke! Herr, führ an uns an
Volk sieh ser = ne Wer = = ke! Herr führ an
uns und un = serm Haus dein Heil, dein Werk in
un = serm Haus dein Heil, dein Heil, dein Werk in
uns und un = serm Haus dein Heil, dein Heil, — dein Heil dein Werk in
uns und un = serm Haus dein Heil dein Werk in
Gna = den aus nur du bist
Gna = den aus in Gna = den aus, nur du bist uns
Gna = den aus nur du nur
Gna = den aus, nur du nur du bist uns

p e rit ff

unſ - re Stär - - ke. Dann ſe - hen

p e rit. ff

re unſ - - re Stär - ke Dann ſe - - hen

p e rit ff

du biſt unſ - re Stär - - ke Dann ſe - hen Herr - ſcher

p e rit ff

- re unſ - re Stär - - ke Dann dann ſe - hen

ff

Herr - ſcher dei - nen Ruhm und wer - den in dein

ff

Herr - ſcher dei - nen Ruhm und wer - den in dem Hei - -

ff

dei - - nen Ruhm und wer - den in dein Hei -

ff

Herr - ſcher dei - nen Ruhm und wer - den in dem Hei - -

mf

Hei - lig - tum die ih - re Ga - ben brin-

mf

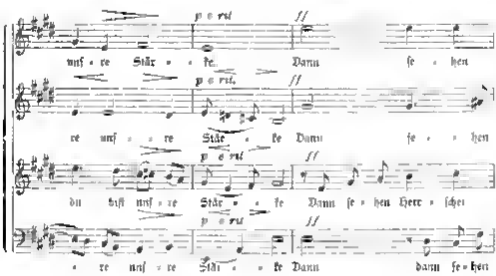
- - lig - tum die ih - re Ga - - - ben brin - -

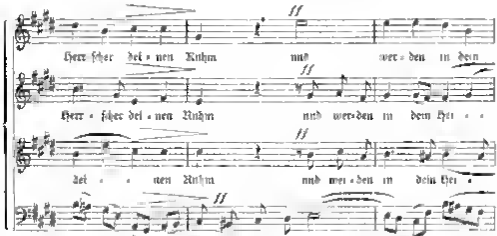
mf

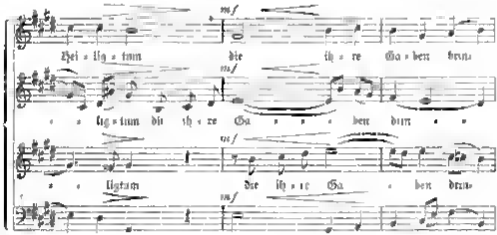
- - ligtum die ih - re Ga - ben brin-

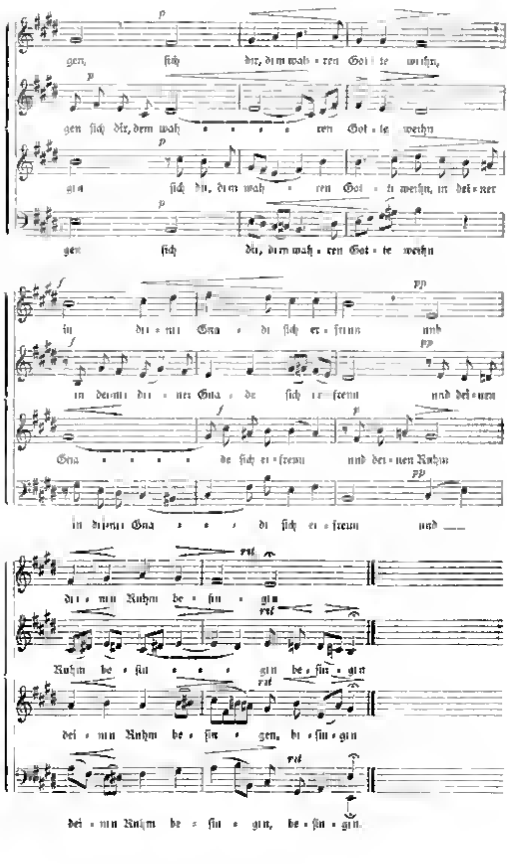
mf

- - lig - tum die ih - re Ga - ben brin-

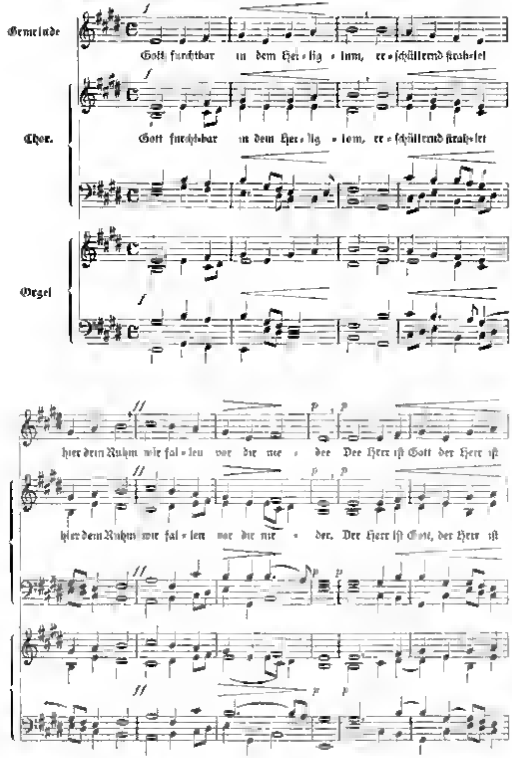




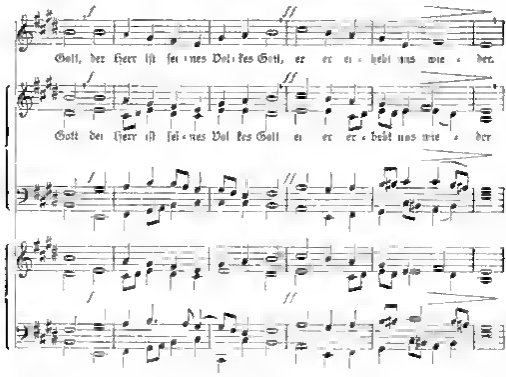


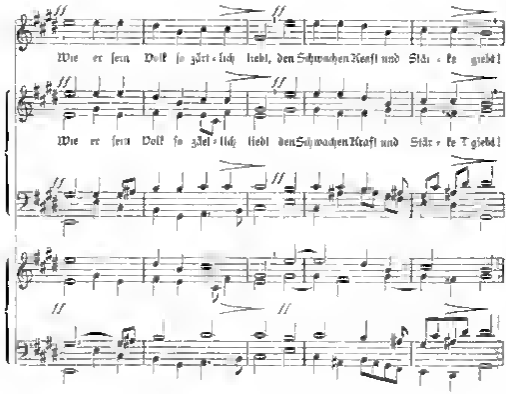

gen, sich dir, dem wah • ren Got • te weihn,
gen sich dir, dem wah • ren Got • te weihn
gen sich dir, dem wah • ren Got • te weihn, in der • ner
gen sich dir, dem wah • ren Got • te weihn
in dei • nem Gna • de sich er • freun und
in dei • nem dei • nen Gna • de sich er • freun und dei • nem
Gna • de sich er • freun und dei • nen Ruhm
in dei • nem Gna • de sich er • freun und
dei • nen Ruhm be • sin • gen
Ruhm be • sin • gen be • sin • gen
dei • nen Ruhm be • sin • gen, be • sin • gen
dei • nen Ruhm be • sin • gen, be • sin • gen.

Vers 3. Gemeinde, gemiſchter Chor und Orgel *)

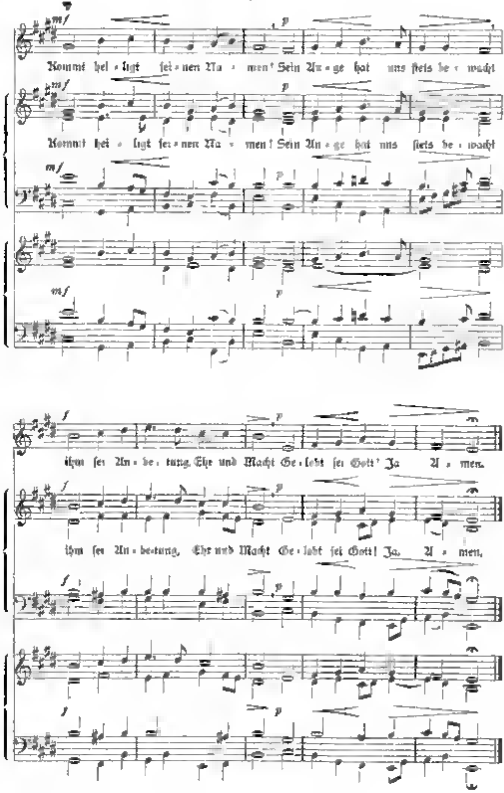


*) ev. auch mit Begleitung von Poſaunen im Orgelſatze





Digitized by Google


Kommt bei - ligt sei - nen Na - men! Sein An - ge - bot uns stets be - wacht
Kommt bei - ligt sei - nen Na - men! Sein An - ge - bot uns stets be - wacht
ihm sei An - be - tung, Ehr und Macht Ge - lobt sei Gott! Ja, A - men.
ihm sei An - be - tung, Ehr und Macht Ge - lobt sei Gott! Ja, A - men.

Früher sind erschienen

Perlen geistlichen Volksgesanges aus dem Skandinavischen Norden. Auswahl der schönsten Originalmelodien der dänischen Volkskirche für Orgel oder Harmonium, Piano und ein- oder mehrstimmigen Gesang in mäßig hoher Stimmlage. Mit deutschem Text herausgegeben von Pastor **E. Schumacher** in Hohnstein. 3 Bogen hoch 4°. Preis 1 Mk.

Es ist ein Verdienst des Herausgebers diese wunderbar schönen Melodien dem deutschen Volke zugänglich gemacht zu haben.

Händels Samson und **Bachs Matthäus Passion.** Ein Vortrag, gehalten von Prof. **Dr. W. Voigt.** Preis 80 Pfg.

Der Vortrag giebt eine ausgezeichnete, geistvolle Charakteristik der beiden Meisterwerke und ihrer Urheber.

Hilfsbuch für den Chorgesang-Unterricht an höheren Schulen, bearbeitet von **Karl Zuschneid.** Musikdirektor in Erfurt. VI, 59 S. Lex.-8. kart. 1 Mk. 20 Pfg.

Bei der dem Gesangunterricht an höheren Schulen so gering bemessenen Zeit kommt es darauf an, eine Form des Unterrichts zu finden, durch welche mit möglichst wenig Zeitaufwand dennoch ein befriedigendes Resultat im Singen nach Noten erzielt wird. Der Verf. sucht mit obigem Werkchen diesem Bedürfnisse möglichst zu entsprechen, ohne es an gründlicher Verarbeitung des Stoffes fehlen zu lassen.

Die Arbeit ist von der Kritik durchweg günstig beurteilt worden.

Sehr anerkennende Besprechungen erschienen in: „Deutsche Liederhalle" 1886, Nr. 37, „Tonkunst" 1885, Nr. 4, „Rheinischer Schulmann" 1886, Heft 8, „Der Klavierlehrer" 1886, Nr. 13, „Der Chorgesang" 1886, Nr. 21.

Die Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

(herausgegeben von **Fr. Spitta** und **J. Smend,** jährlich 6 Mk.)

veröffentlicht fortgesetzt Notenbeigaben, welche Chorgesänge, Wechselgesänge und Orgelvorspiele enthalten. Ein Verzeichnis der Sonderdrucke dieser Notenbeigaben, welche zu billigen Preisen den Kirchenchören zur Verfügung gestellt werden, sowie **Probenummern** der „Monatschrift" sendet der Verlag auf Wunsch postfrei zu.

Für Leiter wie Mitglieder von Kirchenchören ist diese **glänzend empfohlene** Zeitschrift eine anregende Lektüre, da ihr vornehmstes Ziel ist, das gottesdienstliche Leben in den Gemeinden zu heben und zu beleben.

Gebete und Lieder für die Jugend

von **Johannes Zwick.**

Zum Gebrauch in Haus, Schule und Kirche hrsg. von **Fr. Spitta.**

1901. Geh. 2,40, geb. 3 Mk.

Hess. K. Blatt 1901 Nr. 3: „... Reiche Schätze, aus denen wir für Haus, Schule, Kirche, Kindergottesdienst fort und fort schöpfen können."

Superint. Nelle schreibt im Evang. Gemeindeboten für Hamm 1900, Nr. 48: „Eins der merkwürdigsten und schönsten Bücher für die Jugend. Zwicks „Gebetbuch für junge Leute", ist erst vor einigen Jahren wieder aufgefunden worden. Aus diesem und den andern Kinderbüchern Zwicks hat Fr. Spitta die schönen Lieder und Gebete des alten Konstanzer Kinderfreundes zusammengestellt und aus dem „Schwyzertütsch" in unser heutiges Hochdeutsch fein übertragen. Alles in dem lieben Büchlein, das, was Zwick gesungen und gebetet und das, was Spitta hinzugethan hat, ist so innig und schön, daß man sich nur von ganzem Herzen an der wertvollen Gabe freuen kann. Möchten sich viele an dem köstlichen Büchlein erfreuen und erbauen!"

Kunstgeschichte im Grundriss.

Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von **M. v. Broecker.**

4. vermehrte Auflage 1900, mit 104 Abbild. Fein geb. 4 Mk.

Berücksichtigt besonders auch die religiöse Kunst.

„Es ist ganz erstaunlich, wie dieser Grundriß das weite Gebiet der bildenden Kunst aller Zeiten bis in die Gegenwart hinein auf nur 244 Seiten behandelt, ohne vor lauter Knappheit in den Depeschenstil zu verfallen oder irgendwie Bedeutsameres zu vergessen. Dabei fußt Verfasser auf den Ergebnissen der neuesten Forschung, ist in der Behandlung des Stoffes klar und übersichtlich und regt überall zu selbständigem Studium und Kunstgenießen an."

„Die Gegenwart."

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst
herausgegeben von
Dr Friedrich Spitta und Dr Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzelh. 60 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten der In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr. 3079 Ausgabe mit „Correspondenzblatt“ 2. Nachtrag Nr 3079a.)

Inhalt: Smend, Wann ich einmal soll scheiden. — Günther, Carlyle über Luthers Liebe zur Musik. — Spitta, Der Dichter des Liedes „Ach Gott wie manches Herzeleid“ III. — Hunnius, Liturgisch-musikalische Bestrebungen in den Ostseeprovinzen Rußlands I (Schluß.) — Spitta, Kritiken und praktische Winke für Passion und Ostern. — Bode, Wilhelm Stenhammer. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Notenbeilage.

Wann ich einmal soll scheiden.

Unzählige evangelische Kinder lernen und lernen es schon am Morgen ihres Lebens, zahllosen Müden spricht und spricht man die Worte vor in letzter Not. In der Passionszeit und vor allem am Karfreitag singt man sie allenthalben in Kirche und Haus, und Solchen, die an beiden Orten nicht einstimmen, geht die Strophe nach, weht gar bis in den Konzertsaal hinein: Wann ich einmal soll scheiden!

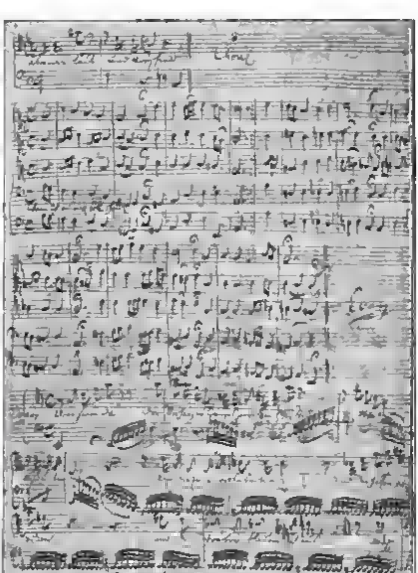
Der Text ist, wie jedermann weiß, Übersetzung einiger Verse aus jenem siebenteiligen „rhythmischen Gebet“ des hl. Bernhard, dem später die Überschrift gegeben wurde „An sämtliche Gliedmaßen des leidenden und am Kreuze hangenden Christus“, und das von Paul Gerhardt ganz ins Deutsche übertragen wurde. Das letzte dieser sieben Stücke, dem Haupte des Erlösers gewidmet, ist auch in der lateinischen Dichtung die Krone. Unsere Strophe ist die Wiedergabe der Worte

Dum me mori est necesse,
noli mihi tunc deesse
in tremenda mortis hora,
veni Jesu absque mora,
tuere me et libera.

Vergleicht man mit diesen Zeilen unser deutsches „Wann ich einmal soll scheiden“, so verschwindet jeder Eindruck der Übersetzung, und Gerhardts Dichtung erscheint nicht nur als freies poetisches Ergnß, sondern auch als dem berühmten Original vollkommen ebenbürtig.

Es wurde schon häufig die Frage erwogen, ob unser Strophe wie das ganze „O Haupt voll Blut und Wunden“ den Namen des klassischen Karfreitagsliedes verdiene, den ihm bisher kein anderes streitig gemacht hat. Gewiß kennt die evangelische Christenheit auch solche Karfreitagsempfindungen, die in diesem Liede keinen Ausdruck gefunden haben. Und andererseits ist die Erinnerung an das eigene Stündlein nicht ganz auf der Höhe des Tages, der nur dem Gedächtnis

des Todes Chriſti gehört. Aber Theorie und Praxis gehen hier wieder einmal auseinander, und ein ſchroffes Geltendmachen jener würde den Verzicht auf enge Fühlung mit der Seele des evangeliſchen Volks bedeuten.[1])



Bachs Matthäus-Paſſion: „Wann ich einmal ſoll ſcheiden" und „Das Erdbeben" Verkleinerung nach der Originalhandſchrift (Kgl. Bibliothek, Berlin).

1) „O Haupt voll Blut und Wunden" iſt natürlich mannigfach in fremde Sprachen übertragen worden, ſo ins Schwediſche von J. Sam. Ohmann, Prof. d. Theol. in Upſala, † 1829, ins Norwegiſche von Fl. Roſenvold, † 1845. In engliſcher Sprache giebt es wenigſtens fünf verſchiedene, in Amerika gebrauchte gekommene Übertragungen, die meiſt gebrauchte iſt die von Dr. J. W. Alexander (New York, 1830). — In ſeiner Geſchichte des

Es ist gewiß kein Zufall, daß die heute allgemein bräuchliche Melodie zu unserm Liede, ursprünglich dem Text des Liedesliedes „Mein G'müt ist mir verwirret" zugehörig, erst dann zu der Weise „O Haupt voll Blut und Wunden" wurde, nachdem man schon lange zu diesen Tönen gesungen hatte: „Herzlich thut mich verlangen nach einem seligen End". Die Melodie danken wir dem großen Hans Leo Haßler († 1612), den man vielfach, aber mit Unrecht, für die katholische Konfession in Anspruch genommen hat. Die phrygische Tonart, für unser Ohr der ungewöhnlichste und geheimnisvollste der alten Töne, in unserm heutigen Kirchengebrauch durchgängig selten geworden, eignet sich vor anderen dem Liede als musikalische Grundlage zu dienen, das vor allen Gesängen unsrer Kirche einen so hohen Rang behauptet. Unsre Weise ist übrigens in viele katholische Gesangbücher aufgenommen worden. Man hört sie in diesen Wochen, mit etwas verändertem Text, im Kölner Dom wie im Straßburger Münster.

Gemeingut der gebildeten Welt wurden Wort und Weise des Liedes durch die Bach'sche Matthäus-Passion. Hier begegnet uns die Melodie nicht weniger als fünf Mal. An bekannten Stellen kommen „Erkenne mich, mein Hüter" und „Ich will hier bei dir stehen" sowie die beiden ersten Strophen zur Verwendung, zwischendurch mit gleicher Melodie „Befiehl du deine Wege". Aber so ausdrucksvoll und schön geziert die Weise auch in allen jenen Fällen vor den Hörer tritt, das Auserlesenste, das Unvergleichliche hat der Meister für den Augenblick aufgespart, da die Worte des Evangelisten verklungen sind: „Aber Jesus schrie abermals laut und verschied". Mojewius hat den nun folgenden Choral „das erschütterndste und dabei ermutigendste Tonstück des ganzen Kunstwerkes" genannt.[2]) Jeder wird es wieder auf einen anderen Ausdruck bringen, was ihm diese wenigen Takte sind. Mit ihrer Einordnung an dieser Stelle hat jedenfalls Bach selbst dem Text und der Weise den höchsten Wert für sein Leben zuerkannt.

Man kann auch hier zweifeln, ob die evangelische Gemeinde der Botschaft vom Tode Christi nicht mit einem noch passenderen Echo zu antworten vermöchte. Aber unter dem Eindruck dessen, was dieser Satz zu empfinden und zu erleben giebt, schweigt jeder denkbare Einwand. Wie herrlich sind alle Zeilen der Dichtung musikalisch ausgelegt und nachgeschaffen worden! Man achte auf die Bitterkeit des Klanges bei den Worten „scheiden", „leiden", „Ängsten", auf den flehenden Ausdruck in der Verzierung der Melodie an den Stellen „so scheide nicht" und „so tritt du dann herfür", auf die Ausmalung der Todesnot („wann mir am allerbängsten") durch unerhörte harmonische Gänge, auf die vom Tenor so nachdrücklich gesprochene Bitte in der vorletzten Zeile, auf den Frieden am Eingang der letzten und die Glorie, mit der in den Schlußakkorden das Todesleiden Christi

---

Materialismus (Wedtz. Ausg. Iserlohn 1881, S. 811) erzählt F. A. Lange: „Ich erinnere mich noch sehr genau, wie einmal die Rede davon war, daß man unsre besten Kirchenlieder in den neuen Kultus mit hinüber nehmen müsse, wie etwa die Psalmen in den christlichen Kultus. Ueberweg fragte mich, was ich denn etwa für ein Lied aus dem protestantischen Liederbache nehmen möchte, und ich antwortete im vollen Bewußtsein unserer Differenz gleich: O Haupt voll Blut und Wunden! Ueberweg wandte sich ab und verzichtete darauf, sich mit mir über die religiöse Poesie der Kirche der Zukunft zu verständigen."

2) Vgl. Reimann, Händel und Bach im Lichte evangelischer Kirchenmusik. Lieferung 14 des Werkes „Der Protestantismus am Ende des 19. Jahrhunderts in Wort und Bild". Berlin, Verlag Wartburg. Wir machen wiederholt auf diese bis zur 34. von 50 Lieferungen gediehene vorzügliche litterarische Gabe aufmerksam. Die oben stehende Illustration ist dem reich ausgestatteten Werke entnommen.

verherrlicht wird. Das Alles und noch mehr zu unlöslicher Einheit verschmolzen, — was für eine Fülle von Stimmungsgehalt auf so engem Raum!

Es ist wohl begreiflich, daß unsre Chöre und ihre Leiter alle Jahre aufs Neue wetteifern in möglichst eindringlicher und feierlicher Wiedergabe des einzigartigen Choralsatzes. Aber der Umstand, daß Bachs Passionen erst allmählich aus den Konzertsälen in die Kirchen Eingang fanden, hat es wohl mit veranlaßt, daß hierbei manches Unerbauliche aufgekommen ist und wo heute sachverständige Kritik Einhalt gebot, Gewohnheitsrecht erlangt hat. Wer lange dürfen noch an diesem Orte Raffinement und Theatereffekt das Heilige verderben und das Evangelium einer abendfüllenden ganz weltlichen und fragwürdigen Ästhetik unter die Füße legen? Wenn irgendwo, so bergt es hier je einfacher, desto besser!

J. Smend

Thomas Carlyle über Luthers Liebe zur Musik

von Lic. theol. **Rudolf Günther** Vikar in Langenburg

Von allen Künsten hat Carlyle der Poesie das tiefste Verständnis entgegengebracht, er ist Goethes großer Interpret für das deutsche Volk geworden. Wenn er das Wesen des Künstlers beschreibt, so schwebt ihm vor vollem der Dichter vor. Seine Anschauung von der Kunst ist diejenige Goethes, nur ohne die außer erdenkliche Vielseitigkeit und ohne den Wechsel der Stimmungen, welcher in einzelnen Lebensperioden des Meisters einsetzig sich auszuleben scheinen. Mit dem deutschen Idealismus hat Carlyle die religiöse Verklärung des Ästhetischen gemein, doch wahrt die sittliche Bestimmtheit seines Denkens die Idee des Schönen strenger vor dem Erschlaffen in pantheistische Naturmystik. Ihm ist der Dichter der von Gott inspirierte Denker der Seher, dessen Auge begabt worden ist, das göttliche Mysterium des Universums zu schauen und eine neue Seite der himmlischen Offenbarung zu entziffern. Es hängt mit Carlyles eigentümlicher Stärke zusammen, daß er zu den bildenden Künsten kein näheres Verhältnis gewonnen hat. Sein mächtiges sittliches Pathos, das ihm eine bloß litterarisch-ästhetische Existenz zur Unmöglichkeit machte, sein sozialpolitischer Eifer der ihn in dem Ringen der gesellschaftlichen Mächte seiner Tage Stellung zu nehmen zwang, seine aggressive Natur die es zu stiller Beschauung nur schwer kommen läßt, sein elementarer Zug zum Wirklichen und Wahrhaftigen haben ihm für das Recht der schönen Illusion, des holden Scheins nur geringere Empfänglichkeit gelassen. Bloß das Porträt ist das Kunstwerk, das dem Seelenkundigen und Persönlichkeitshungrigen ganz erschlossen ist, was allem schon seine Ausführungen über die Cranachschen Lutherporträts bewiesen. Der Musik dagegen war ihm wenigstens in ihrer volkstümlichen Gestalt vertraut, wie er in seinem Hause mit Vorliebe Burns Lieder von seiner Frau sich vorsingen ließ, so hat er namentlich in seinen Bemerkungen über Luthers Liebe zur Musik seine Schätzung der Tonkunst zum Ausdruck gebracht.

Was Carlyle über Luthers Musikübung sagt, läßt sich besser würdigen, wenn man sich sein Urteil über die weltliche Musik vergegenwärtigt wie sie in den ersten Dezennien des neunzehnten Jahrhunderts auch in London herrschte. Es ist die italienische Genußoper, gegen welche sein Essay The Opera gerichtet ist. Die

Muſik, ſagt er da, „bringt uns dem Unendlichen nahe, wir ſchauen für Augenblicke . . . in das ewige Lichtmeer, wenn Geſang unſere Herzen ſenkt und begeiſtert. Die ernſthaften Völker, alle Völker, die auf die Stimme der Natur ſtill lauſchen können, haben Geſang und Muſik als das Höchſte gepriesen . . . Ihr Sänger war ein vates, eingeweiht in den Sinn des Weltalls, Freund der Götter und der auserleſenſte Wohlthäter der Menſchen. Leſer ſo war es wirklich in Griechenland und Rom, unter Muſulmas und Chriſten am allermeiſten in den Zeiten des alten Israel, und wenn ihr ſehet, wie es heute ſteht, ihr nehmt einen Wandel der Dinge wahr der euch beſtürzt macht! Güttger Himmel von einem Pſalm Aſſaphs bis zu einem Satz in der Londoner Oper in Haymarket, was für einen Weg hat die Menſchheit zurückgelegt! . . . hier ſchaue ich nicht hinauf zu dem gottlichen Auge, ſondern hinunter in bodenloſen Abgrund, nicht aufwärts zu Gott, dem Himmel und dem Thron der Wahrheit, ſondern allzu deutlich hinab in Falſchheit, Hohlheit und den Ort der ewigen Verzweiflung.' (Critical and Miscellaneous Essays Vol VII London 1872, S 125, 172)

„David, König von Juda die Seele erfüllt von göttlicher Muſik und ſonſt auch Heldenſinn, war gewohnt, ſich ſelbſt auszuſchütten im Geſang. Sein Seheraug und Prophetengeiſt entdeckte das Göttliche in den menſchlichen Dingen, er ſchlug Töne an, in denen man den Widerhall der Sphärenharmonien vernahm und nach vernimmt. Leſer, biſt du einer unter Tauſend, nach im Stande, einen Pſalm Davids zu leſen und einen Nachhall davon durch die allen dunkeln Jahrhunderte auszukangen, kannſt du trotz aller Zeitenferne empfinden was dies einſt andern Herzen war, Herzen wie das deine? Zu ſingen vermocht das Herz nicht es iſt ihm unmöglich in dieſer ſpäten Zeit, es weiß allein, daß man einſt ſo ſang. Dann geh in die Oper und höre, mit Empfindungen, für die du keine Worte haſt, was die Leute jetzt ſingen' (ebenda S 124)

Wer erkennt nicht au dieſem einfeitigen, aber aus wahrem Gefühl ſtammenden Urteil den Abkömmling der alten Cosenanler deſſen Seele einſt in der unvergeßlichen kleinen Kirche von Ecclefechan von den rauhen und einlönigen Klängen des Pſalmengeſangs berührt worden war? Und an dieſem Punkte tritt nun auch in das rechte Licht, was Carlyle über Luthers Verhältnis zur Muſik ausſpricht In dem proteſtantiſchen Kirchengeſang deſſen Vater Luther geworden iſt war ihm der Geiſt der Pſalmiſten wieder lebendig, der verſchüttete Quell der Frommigkeit brach hier mit urſprünglicher Gewalt wieder hervor ‚Als Teilhaber und Verwalter göttlicher Kräfte erweiſt ſich Luther inmitten der menſchlichen Angelegenheiten, als wahrhaftigen Vermittler und ſichtbaren Bolen zwiſchen Himmel und Erde, als einen Mann darum, der nicht nur Zutritt hat zur Sphäre der Poeſie ſondern in ihrem innerſten Mittelpunkt zu Hauſe iſt vielleicht der am vollkommenſten inſpirierte aller Prediger ſeit den erſten Apoſteln ſeines Glaubens, und alſo nicht ein Dichter allein, ſondern ein Prophet und von Gott verordneter Prieſter, — die höchſte Form dieſer Würde und aller Würden" Zu dieſem Sinne betrachtet Carlyle die dichteriſche und muſikaliſche Wirkſamkeit Luthers als eine beſonders charakteriſtiſche Offenbarung ſeines religiöſen Genius Nirgends hat er dies mit mehr Nachdruck und Wärme bezeugt als in dem Aufſatz über „Luthers Pſalm" der 1851 in Fraſer's Magazine erſchienen und dem bereits die eben gegebene allgemeine Beurteilung des Reformators entnommen iſt (Essays, Vol III S 61—64) Was Carlyle hier über Text und Melodie von „Ein feſte Burg" zu ſagen weiß, enthält ſelbſtverſtändlich nichts Neues oder Unerhörtes, für ſeine Ge

samtauffassung des deutschen Reformators bleibt es doch beachtenswert. Und da ihm dieses Lied, wie es ja nicht anders sein kann, untrennbar mit seiner Melodie verbunden vor der Seele steht, so ist es gerechtfertigt, wenn wir hier die Hauptsätze jener Abhandlung folgen lassen.

„Unglücklicherweise oder glücklicherweise war es Luther weniger verliehen, seinem poetischen Empfinden in gefälligen Worten die jedes Ohr gefangen nehmen, Ausdruck zu geben als in angemessenen Thalen die — eine noch eindringlichere Kundgebung — von einem Hauch der Sphärenmelodie durchzogen sind, der vernehmlich bis zu uns dringt. In seinen eigentlichen Liedern finden wir wenig außer jener Kraft eines Mannes dessen Worte man mit Recht halbe Schlachten genannt hat, wenig von jener stillen Harmonie und jenem weichen Zuge in deren Vereinigung die Kraft erst zu höchster Vollendung gelangt, weniger als sein Verhalten uns davon erkennen läßt. Die vollkommene Musik des Wortes war ihm versagt, in Thaten der Liebe oder heroischer Kraft brach sein Gemüt ungebremmt hervor. In Tönen, in seinem Flötenspiel, unter Thränen wurde das Seufzen dieser machtvollen Seele laut.

Dessenungeachtet obschon in unvollkommenen Lauten können wir dieselbe Stimme wenn wir nur genau aufhorchen auch in seinen Schriften seinen Liedern vernehmen. Das folgende z. B. mag nicht ohne Mißklang sein für unser Ohr, doch ist darin etwas von dem Tosen der Gebirgslawine von dem ersten Rollen des Erdbebens, und in den ungeheuren Dissonanzen offenbart sich uns ein höherer Einklang. Luther sang dies Lied in einer Zeit der finstersten Schreckniße, die in dessen mensch zur Verzweiflung führen durfte." „In diesen Tönen rauh wie sie sind," erkennt Carlyle die Sprache des Mannes der zur Verantwortung von Kaiser und Reich „vorgeladen ward, vorgeladen nicht durch Karl V., sondern durch den allmächtigen Gott." Und wenn er sich Luthers Auftreten in Worms vergegenwärtigt, kommt er zu dem Schlusse „Es liegt am Tage, daß gegenüber diesem Manne der Papst mit seinen Kardinälen, der Kaiser mit seinen Edikten alle Feinde, ganze Völker machtlos waren, machtlos wie der Wald mit all seinen Baumriesen gegenüber den kleinsten Funken des elektrischen Feuers." Am Schlusse des Essays giebt Carlyle neben dem deutschen Text eine englische Übersetzung von „Ein feste Burg", das nach seinem Zeugnis in den britischen Kirchen täglich zu hören ist, wie denn nicht weniger als 18 in den öffentlichen Gebrauch übergegangen und 45 andere englische Übersetzungen bekannt sind.

Noch einmal namentlich kommt Carlyle auf Luthers Liebe zur Musik zurück, in On Heroes, hero worship and the heroic in history (London 1840) und zwar in der vierten Vorlesung, in welcher er unter dem Titel The hero as priest Luthers Persönlichkeit und weltgeschichtliche Bedeutung bespricht. In der Charakteristik der zarteren menschlichen Züge, welche Luther bei aller elementaren Größe seiner Natur eignen, heißt es da: „Auch an fröhlichen Veranlassungen fehlt es nicht, ein großes, freies, menschliches Herz wohnt in diesem Manne. Seine alltägliche Sprache besitzt eine rauhe Würde, sie hat etwas Eigenartiges, Ausdrucksvolles, Ursprüngliches an sich, sie leuchtet hier und dort in schönen dichterischen Farbenglanz. Man fühlt in ihm den großen Menschenbruder. In der That ist seine Liebe zur Musik nicht gleichsam der Inbegriff all dieser Empfindungen in ihm? Manches stürmisch Unaussprechliche seines Innern drückt er in den Tönen seiner Flöte aus. Die Teufel fliehen vor seiner Flöte, sagt er. Todesstoß auf der einen Seite und solche Musikliebe auf der andern — ich möchte diese die zwei entgegengesetzten Pole

einer großen Seele nennen, zwischen diesen beiden war Raum für alles Große" (a. a. O. S. 167).

Carlyle hat sich zeitweise mit dem Gedanken getragen, ein Leben Luthers zu schreiben. Mit Ehrfurcht betrat er die Wartburg, wo einer der besten Helden des menschlichen Geschlechts gelebt und authentisch mit dem Teufel gekämpft hatte. Die Quellpunkte der Religion sind ihm aufgeschlossen. In seiner Jugend hat er die Luft echter Religion geatmet, und auch, nachdem er sich von allen überlieferten Formen des Christentums gelöst hatte, hat er seinen Ursprung aus dem Mutterschoße puritanischer Frömmigkeit niemals verleugnet. Und zu der Verehrung des religiösen Heros gesellt sich noch die tiefe Sympathie, mit welcher bei allem Abstand der Zeit und der humanen Bildung der Bauernsohn von Eccleschan die volksmäßigen Züge in Luthers Bilde betrachtet. Jeder Kenner des Carlyleschen Stiles weiß, in welch impressionistischer Weise dieser Schriftsteller bei der Beschreibung geschichtlicher Persönlichkeiten und Erscheinungen scheinbar untergeordnete Einzelheiten hervorhebt, und wie derartige Merkmale bei ihm geradewegs zu stereotypen Bezeichnungen werden können. Wenn aber Carlyle wiederholt auf Luthers Liebe zur Musik zu reden kommt, so liegt es ihm ferne, hier einen einzelnen Charakterzug seines Helden zu antizipieren; vielmehr handelt es sich ihm um eine wirkliche Lebensäußerung, die mit der Gesamtpersönlichkeit desselben in innerem Zusammenhange steht. Dabei fließt ihm Luthers poetischer Sinn mit der Musikliebe zusammen, wie ihm ja überhaupt Poesie musikalisches Denken ist. Poesie und Musik haben ihm aber nur Wert als Offenbarungen eines durch tiefsten Affekt hindurchgegangenen und zu höchster Kraftäußerung gespannten Innern. Als Aussprache eines wahren und unvergänglichen inneren Erlebnisses ist ihm Luthers Psalm nach immer lebendig, während er für die ritualistischen Bemühungen seiner Zeit, besonders für die Galvanisierung längst als tot verurteilter Symbole und zu geschichtlichen Dokumenten gewordener Liturgien nur den heftigsten Abscheu übrig hatte (Latter Day Pamphlets bei Hensel, Soyalpolitische Schriften II, 386). Um ihrer Unmittelbarkeit und ihrer Fähigkeit willen, auch das Unsagbare zu sagen, ist ihm die Musik ein Klang aus jener Welt, aus welcher solches Erleben hervorgeht. In diesem Sinn ist sie etwas Überirdisches, Göttliches. Luthers dichterische und musikalische Ausrüstung ist ein Siegel seiner göttlichen Berufung. Die Liebe zur Musik kennzeichnet aber zugleich wie weniges den Menschen Luther, daraus kommt die Einfalt und Schlichtheit, die Kraft und Tiefe, der Ernst und Frohmut seiner Seele gleichermaßen zum Ausdruck. Das Treffendste, was Carlyle über Musik geäußert hat, findet sich eben in diesen Sätzen über Luthers Liebe zur Musik.

Manche sind geneigt, das religiöse Element in der Weltanschauung Carlyles zu überschätzen. Der häufige Gebrauch, den er von religiösen Vorstellungen macht, und die altertümlich-biblische Färbung seiner Sprache scheinen dazu einzuladen. Indessen geht sein religiöser Gedankengehalt nicht wesentlich über die Grenzen eines sittlichen Idealismus hinaus. Aber vor anderen Vertretern eines solchen zeichnet er sich durch ein gewisses Verständnis wirklicher Religion aus, das sich selbst in mehr peripherischen Gedankengängen noch bemerklich macht. Auch die mitgeteilten Proben bestätigen dieses Urteil.

Der Dichter des Liedes „Ach Gott, wie manches Herzeleid"

von **Friedrich Spitta.**

(Schluß.)

IV

Die inneren Gründe für die Verfasserschaft Mollers.

Bei Höier hatten wir es mit einem geistlosen Reimschmied zu thun, den es kitzelte, seine Gedichte als die eines poëta laureatus herauszugeben, der auch vielleicht durch die Gedächtniskrücken, die er der Schuljugend gezimmert, hier und da ganz nützlich gewirkt haben mag, dem es aber wohl selbst nie in den Sinn gekommen ist, seinem Volke an die Seele zu dringen. Er fiel deshalb auch der Vergessenheit anheim. Moller dagegen ist eine von jenen gottbegnadeten, urwüchsig religiösen Naturen, die sich mühselig aus der Tiefe des Volkes emporringen, um Zeugnis ablegen zu können von dem, was ihr Herz erfüllt, und die dann ohne offizielle wissenschaftliche und künstlerische Beglaubigung (M. hat nur Mangel an Mitteln nie eine Universität besucht) in geradezu wunderbarer Weise den Weg zum Herzen ihres Volkes finden. Schon die Titel seiner Werke zeigen, daß wir uns hier auf einem ganz anderen Boden als bei Höier bewegen, neben den Schulmeister tritt der Prophet oder besser der begeisterte Sänger, der auch in seiner Prosa hymnische Art hat. Seine Betrachtungen über die Evangelien der Sonn- und Festtage sind in mehr als 44 Ausgaben erschienen, von seiner „Heilsamen Betrachtung des Leidens und Sterbens Jesu Christi" lassen sich 25, von dem Manuale de praeparatione ad mortem sogar 46 ältere Ausgaben mit Sicherheit nachweisen [1]). Nichts lag ihm ferner als ein äußerliches Spiel mit der poetischen Form; die Zahl der von ihm überlieferten Lieder ist nicht größer als die der Vaterunser, welche Höier fabriziert hat. Besonders tief ist der Unterschied beider als Bearbeiter fremder Vorlagen. Während Höier sich damit begnügt, die ihm vorliegenden Worte möglichst genau in seine Verse hinein zu schieben, ist es bei Moller jedesmal eine Umschaffung, bei der sein Geist und Gemüt unverkennbare Spuren hinterläßt. Man vergleiche seine seelenvollen Umdichtungen des Dies irae und des Veni sancte spiritus [2]) mit den korrekten Übersetzungen neuerer Dichter [3]). Der Geist und die Sprache nun, die wir in Mollers Schriften finden, sind genau dieselben wie in unserem Liede [4]). Das kann man schon erkennen, wenn man die anderen unter Mollers Namen überlieferten Lieder zum Vergleich heranzieht. Aus dem Dies irae-Liede „Der letzte Tag nu kommen wird" [5]) vergleiche man folgende Stellen mit unserm Liede, von dem ich der Kürze wegen nur die Strophen nenne, die Angabe der Worte des lateinischen Originales wird besonders deutlich machen, daß es sich hier nicht um zufällige Zusammenklänge handelt: „Was sol ich thun, wo sol ich bin" Str. 7 (Quem patronum rogaturus) vgl. mit Str. 2; [6]) „O Jesu, trewer Heilandt mein, deweiß mir da die Treue dein" Str. 8 (Rex tremendae majestatis, qui salvandos salvas gratis, salva me, fons pietatis!) vgl. mit Str. 6; „Ich bitt, ich schrey, o Gott, mein Herr" Str. 11 (Iustae judex

---

1) Ich entnehme diese Notizen dem Vorwort zu „Martin Mollers Handbüchlein zur rechten Todesbereitung ... aufs neue herausgegeben von Fr. W. Bodemann."

2) Wackernagel V, S. 547.

3) Vgl. F. Bäßler, Auswahl altchristlicher Lieder, S. 94. 120. K. Simrock, Lauda Sion, Auswahl der schönsten lateinischen Kirchenhymnen S. 200. 332.

4) Hierüber urteilt richtig Reinhard Zöllner, Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz, in: Neues Lausitzisches Magazin Bd. 48, S. 57: „Wärme und Innigkeit des Gefühls durchdringt diese Dichtungen, mögen sie nun vollständiges Eigentum Mollers oder neue Übersetzungen alter Hymnen sein. Die Sprache ist kernig, nicht selten an Luther erinnernd, manchmal versetzt mit Provinzialismen, aber immer geboden und schwungvoll; die Strophen auffallend richtig, oft künstlich im Bau, die Reime nicht immer rein, aber doch, wenn man von dem Einflusse des Dialekts absieht, den besseren Kirchenliedern des 16. Jahrhunderts an die Seite zu stellen."

5) Wackernagel V, S. 54.

6) Vgl. auch Manuale de praeparatione ad mortem f. 12a: „Was sol ich thun, wo sol ich bin? Mein Gott, wiltu mit mir ins Gerichte gehen, so muß ich ewig von deinem Angesichte verstoßen sein."

ultimus) vgl mit Str 4, „Herr Jesu Christ mein Trost und Freud" Str 17 (ohne jede Parallele im Original) vgl mit Str 7 und 12 — Bei der Übersetzung des Veni sancte spiritus?) sowie bei dem Liede „Lob, Ehr und Preiß dem wahren Gott" beruht die Ähnlichkeit mehr auf der Stimmung des Ganzen als auf einzelnen Wendungen. Das gilt auch von „Nimm von uns, Herr, du treuer Gott" besonders, wenn man das so ganz anders gestimmte lateinische Original[8]) heranzieht, aber hier klingt auch der Wortlaut an, z B „Ach Herr Gott durch die Treue dein mit Trost und Rettung uns erscheln" Str. 5 vgl. mit Str 6, „Die Welt und unser Fleisch und Blut — uns allezeit verführen thut — solch Elend kennst du Herr allein" Str 5 vgl mit Str 1, die Schlußworte „auf das wir ewig bey dir sein" (ohne jede Parallele im Original) verglichen mit den Schlußworten in Str. 12.

Peterskirche in Görlitz

Am innigsten ist unser Lied verwandt mit dem letzten der von Wackernagel[9]) abgedruckten Lieder Mollers „Diß ist doch ja die letzte Zeit". Schon von bloßen Wortberührungen ist eine Unzahl da, ich hebe nur einiges heraus Str 1 „Der Glaub verlischt die Lieb erkalt" vgl mit Str 7, 5 f, Str 5 „Wie leichtlich kündt es gehen an — das ich auch tieff die breyte Bahn" und Str 4 „Mein schwaches Fleisch ist bald gefelt — es hat sonst fast zum lauff der Welt" vgl mit Str 1, 5 ff, Str 5, 2 „halt mich allzeit im Glauben fest" vgl. mit Str 12, 3, Str 5 5 „Mein Herr und Gott" vgl mit Str 4 1, Str 8 „Kömpt nu Creutz Trübsall, Hertzeleyd" vgl. mit Str 1, 1 f, Str 5 vgl mit Str 4 und 5, Str 9, 5 f „Es mag zagen ein heuchel Christ — und wer ohn Glaub und Hoffnung ist" vgl

7) Wackernagel V, S 55. 56.
8) Wackernagel I, S. 271.
9) A a. O V, S 87.

mit Str 7, 5 f., Str 10 als Schlußstrophe vgl. mit Str 10 14. Mehr als solche einzelne Zusammenklänge beweist die Gleichheit der Stimmung in beiden Liedern: die Innigkeit der Jesusliebe und der Ausdruck des himmlischen Heimwehs. Nicht minder findet sich hier die Neigung zu sprichwörtlichen Wendungen auf den Ulli bei „Ich Gott, wie manches Herzeleid" aufmerksam gemacht hat z. B. Str 4. Der Teuffel reitzt zur Sünden lust — und spricht, ein Sünd sey leicht gebust, Str 6 „Herre Jesu Christe, thu du das best," „Bin ich dich, Herr, dein Fleisch und Blut," Str 6 „Die Welt lauft laufft nur zu der Hell," Str 8 „Und ich zu Pulfer wird verdornt" Eine liebevolle Durchdringung ist kaum denkbar. So stehen beide Lieder recht als ein Zwillingspaar am Schluß von Mollers Thesaurus precationum piarum einander.

Wie nun aber das Lied „Dis ist ja doch die letzte Zeit" mit Mollers Prosaschriften auf das nächste zusammenhängt[10]) so erst recht „Ach Gott, wie manches Herzeleid", wie aus dem Manuale de praeparatione ad mortem kaum man nicht klag sie jeden Gedanken desselben zusammen auch für alle Ausdrücke Parallelen verdrängen. Einiges will ich um keinen Beweisgrund mangenauer zu lassen, hier anführen und zwar nach der Reihenfolge der Strophen des Liedes. Ich hoffe auf diese Weise auch am besten dem Leser einen Eindruck zu verschaffen von der Eigentümlichkeit des Moller'schen Stiles und Geistes. Wesentlich derselbe Eindruck ist auch aus dem Thesaurus praecationum zu gewinnen, in dessen Gebeten Moller nicht blos gelegentlich sein Lied gredezu zitiert,[11]) sondern sich in seine Ausdrucksweise bewegt, der schon der oberflächlicher Betrachtung sofort als die unsres Liedes anerkannt werden muß. Um meine Ausführungen nicht zu sehr anschwellen zu lassen, will ich Mitteilungen von Parallelen aus dieser Schrift im Text meiner Abhandlung ganz unterlassen und nur gelegentlich in den Fußnoten auf den Thesaurus verweisen. Ich kann das um so eher thun, als das von Moller selbst verfertigte sorgfältige Real-Register das Auffinden von Parallelen sehr erleichtert[12])

Str 1. f. 24a „Wenn ich denn nu auff dem schmalen Steyge viel Widerwertigkeit haben möchte, wie sol ich mich denn verhalten?" Der Welt will jeem schönen Lauff gibt drei böse Exempel das gefeit denn unsrem verdrießlen Fleisch und Blut wohl, springet mit gleichen Füssen frisch und freydig hinnach, und bedencken nicht das solches sei die dreyte Bahn" f. 28a „O hüte dich liebe Seele, du kennest ja dein Fleisch und Blut wol, wie gar es weltlich gesinnet ist. Zwinge dich mit der ernsten Summa des Gesetzes"[13]) (vgl. auch f. 24a) — Str 2 f. 14a „Wo sol ich aber nu Trost suchen für meine betrübte Seele? Wo sol ich Friede und Ruhe finden für mein geschlagenes Hertze?[14]) Ei bey dir, mein allerliebster allersüssester Heylande allene" (vgl. auch f. 12a) f. 41a: „Herr Jesu mein Heylandt ich klage die daß mich meine Sol deuchet. Ich bitte dich — du hellsamer Trostsprecher sprich mir diesen Trost tieff in mein Hertz hinein, das ich allzeit auch mitten in den höchsten schwachheit ja in höchsten schmertzen und Todes angsten, dein liebes Kindt sey, die in deinen Armen und auff deiner Schoß liege und dein gnediges Angesichte alle Augenblick auff mich gerichtet sey" f. 92a „Stehe auff mein Gott und bedencke das ungestumme Ungewitter meines Hertzens, das es stille werde, und die süssigkeit deines Worts und heyligen Trost be-

---

[10]) Vgl. z. B. aus dem Manuale de praeparatione ad mortem folgende Stellen: sol 22b „Kömpt aber der Satan [illegible] zuwmel der ein Sünde sey leicht gebüsset," f. 33b „Ich hange dir mitten Erlosin so sitze ich wie ein lebendiges Glidmaß an seinem lebendigen Leibe [illegible] und bin also Fleisch von deinem Fleisch und Bein von deinem Bein" f. 36a 39b 83b finden sich derselben Wendungen, f. 12b „gedencke daß der Welt Lauff in die Helle leuffet", ebenso f. 20a.

[11]) Das zweyte Gebet am 18. Sonntage nach Trinitatis (S. 381) beschließt es „Das allen Dingen aber Schaft mein Hertz im Glowben rein / so werde und Sterbe ich ihn allein Amen."

[12]) Obwohl sich für Bestimmung der Herkunft unsres Liedes um Dunkelsen des Gedichte schon gleichen hätte so ist das es dem von Wackernagel angegebenen Exemplar auf der Nürnberger Stadtbibliothek das jetzt überhaupt noch nicht geschrieben. Da jetzt die Seiten von wie aufgeschnitten sind so ist wenigstens Ein Hindernis für die Lektüre beseitigt.

[13]) Fleisch und Blut zwingen, vgl. Thesaurus S. 222 f., auch S. 52.

[14]) Vgl. Thesaureus S. 404.

finde, und dir aus gantzer Macht vertrawen lerne." — Ste 3 [15]) f (62 „O wunder oder wunder, Wer kann das ermessen? Ergetze dich meine Seele, und gedencke jhm ein wenig

Inneres der Peterskirche in Görlitz.

[15]) Vgl die immer wiederkehrenden Ausführungen über Christi Person und Amt im Thesaurus S 3 17 S. 25 „Es zeuget aber S Johannes von der Person des Herrn Christi / daß er Gott und Mensch sey / und spricht Er ist vor mir gewesen und wird auch nach mir kommen. Von seinem Ampte / und spricht Sihe / das ist Gottes Lamb / das der Welt Sünde treget." S. 23 43

nach Schawe was du verlaeen und meecke was du dagegen empfangen hast, f 16b „Das du Gottes Blutfreundt worden bist weil er dein Fleisch und Blut an sich genommen hat Du kündest ja zu keinem geöffneten Eheen kommen es wee deine das du seidee Gott worden werest (vgl auch f 85).[16] — Ste 4[17] f 93a „Wee den fassen Teost Jesu Christi im Hertzen hat und feewet sich des ewigen dee hell den Tadt nee für eine Heymsuelt ins ewige Vaterlandt", f 98a „Deme dee Teost Jesu Cdeisti ist so genß das es stehet für alles und widee alles schrecken Und dee Name JESVS ist so süsse das es allee Bitterkeit vorgehet und den Gleubigen auch mitten im Tode einen voeschmack machet dee ewigen Wonnen und Seligkeet" (vgl auch f 99b)[18] — Ste 5 f 43a „Heee Jesu wenn ich nur dich habe so frage ich nichts nach Himmel und Eden Jo, wenn mir gleich Leib und Seele veeschmachtet so bist du doch Heee meines Hertzen Teost und mein Theyl Amen" (Vgl auch f 84b) f 84 „Was achte ich das vergenglliche? Wenn ich dich habe so habe ich alles was mich sie zeellich und doet ewiglich esfeemen mag", f 84a „Ich bin mit die an Leib und Seele deemassen veeeyniget duech wahren Glauben, und veebunden durch den Heyligen Geist, das mich und dich ewiglich keine Nath noch Todt scheyden sol"[19] (vgl auch f 87b) — Ste 6 f 27b „Widersetzche dem Satan fest im Glauben, so weechet ee von die Denn diese Trostspeiche (des heyligen Evangelij) sind dee gewiß, und stehen die viel fester, denn Himmel und Eeden Denn sein Wort ist die Wahrheet", f 29b, 30a „Herr Jesu Cheistie, du König dee ewegen Weesheit hilff das ich deen wares heyleges Wort allezeit sue Augen habe Ich weiß und glaube, O Gott du ewige Weesheit, das du deen Wort haltest Darum werde ich ja auch eeballen weeden", f 88b „Hütee dich meine Seele, Wie holdselig und leedlich ensset die dee Heee Wee lockt ee dich wee ein teewee Heete seene veeleeele Schäfflein", f 82a „O du allmechtigee Hirte, wee will mich aus deinee hand eeyssen"[20] — Ste 7 „Heee Jesu du bist meine Wunne, du bist meine Freewde du bist meen Geldt mein Gutt du bist neeene Ehre mein Ruhm meine Heechheet meine Lust und ewiges Reichthumb Salcher Glaube, solche Liebe solche Brunst gegen die mein Herr Jesu hat mein Heeze also eingenommen und mich also gestecket das ich wedee Noth noch Todt fürchte" (vgl f 102a)[21] — Ste 8 f 73a „Helff mein Heee und neyge mein Herz das ich eewehle das eechte zete Theyl nemlich dich meinen Heeen und du die alleee meine Lust und Freude habe — So habe ich genug beyde die zeitlich und doet ewiglich kan wollig die Welt gesegnen und seblich und unveeblndert von hinnen scheyden", f 74b „Es ist wol das Leben lieb und eine edle Gabe Gottes. Ist aber kein Creutzlein so geringe es schinget sein Leben und spreuffet sich wedee den Tod. Du must aber, liebe Seele, das Leben nicht liebee haben als den Schätze Must auch nicht veegessen das ee die ein viel desseees eewoehen" f 78b „Du (mein Heee) bist auch das Lebee Denn wee an dich glaubet dee hat das ewige Leben Wee aber zu dich nicht glaubet dee wird das Leben nicht sehen" — Ste 9 f 87a „Du bist dee Beeutigam und ich dein veelobetes Herze" (edenso f 35b, 40a),[22] f 70b „Entzünde mein Hertze mit deinee Liebe, das ich dich allzeit

---

16) Vgl. zu den drei ersten Strophen Thesaurus S 625 „Gütigee Heee Jesu Christe / du wundeebaee Heyland deinee Gleubigen / wundeebaie du deine Peesen / wunddeebaelich führet du dein Ampt / wunddeebnelich eegeeest du alle / die dich leb haben" Und seeylich müssen wir auch wunddeebelich nemlich duech viel Trübsal vnnd Beegeleid duech die Jammeethal zu dee ee deen Reich eingehen / und das eetennet und fühlet jetzt meene Seele wohl Ja Heee / viel Creutz und Trübsal hast du mich die Zeit meines Lebens schmecken lassen Wo sol ich denn hin / wo sol ich Teost und Hülffe finden ? Ey das weist du theen / Heee Jesu Cheeste"

17) Vgl Thesaurus S 484 das Gebet am Thomastage in dem jedee Abfatz dejenni mit „O Jesu, mein Heee und mein Gott"

18) Vgl zu Ste 4 Thesaurus S 62

19) Vgl Thesaue S 508 559 638

20) Thes. S 218 „Du bist ja Herr Jesu dee eechte trewe gute Hirt" S 222 326 484 f

21) Thes. S 34 „Du bist mein einiges Schatz / mein Reichthumb / meine Freewde / meine Wonne" S 61

22) Thes S 413 ff „Ein seblich Freewdengebet / darinn ein Hertz das geosse Geheimnis betrachtet / daß Christus unsee Beeutigam / und wee seine Bemi sind" Auch S 605

für meinen höchsten Schatz halte und bedencke, daß gar nicht es ist diese Welt lieb haben Neyge mein Hertze zu dir, mein Hertzlandt das ich die Schätze dieser Welt für nichts achte sondern nach den ewigen Gütern verlangen tage" — Ste 10 f 83a Du hast den Todt verschlungen, und mir das ewige Leben erworben. Solches glaube ich von Hertzen und halte mich an dich festiglich. Darumb habe ich in meinem Hertzen Freude und Freude, Trost und Wonne, und achte des Todes nicht", f 83a „Darum liebe Seele Bete ohn unterlaß suche hülffe und rath bei dem Herren in allen nöthen so wird die Gnade und Trost Segen und Leben allezeit widrigkeit", f. 119b „Es gibt die Erfahrung, daß man durch schöne Gesenge wenn sie mit andacht gesungen werden viel traurigkeit und schwermuth aus dem Hertzen wegjagen, dagegen auch viel schönes Trostes hinzufügen kan. das die hertzen baden fröliche und gutes muths werden" (vgl auch f 45b 87b)[23] f 87a „Du hast den Vorschmack der ewigen Wonne schon angründet inn meinem Hertzen, und mich manchen Freudendlick empfinden lassen. Ja Herr Jesu, ich fühle das Jinguing deines Heyligen Geistes in meinem Hertzen welcher Zeugnuß gibt meinem Geist daß ich ein Kind Gottes und dein ewiger Miterbe bin", f 100a „Ja süßin Christum und seine Gnade sampt dem Vorschmack des ewigen Erbens in Hertzen" (vgl auch f 98a)[24] — Ste 11 Die ganze Stempfel denkt sich mit der Disposition f 24b „Krone dich recht schicken zum Creutz und Leyden Bleibe in deinem Beruf", f 25a „Bliß das ich das liebe Creutz willig trage. Meines dienstes treulich abwarte", f 44a „Schaw an den Herrn als den Herzog des Creutzes, und stehe wie alle liebe Heyligen ihm inn Trübsal gestolgt haben. Der Herr gehet farn an mit dem aller grössesten Creutze die Gleubigen folgen nach und leegel ein jeder sein Joch in seliglicher Hoffnung", f 41a „Ach mein Herr Jesu der du mir defahlen hast, dein Creutze zu tragen, gib mir auch ein gehorsam Hertze, das ich dein Joch fröllich auf mich nehmen möge" (vgl f 45b Ja meine Seele, es dienet das Creutz vielfellig zum besten", f 46a „Es soll auch ein jedee gesandee Mensch täglich seines Berufs in seinem Stande mit allem fleiß und ernst adwarten das re alle Augenblick zur seligen Hinfahrt geschickt sey, und sagen kann mit S Paulo Die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden, Ich habe einen guten Kampff gekämpfet Ich habe den Lauff vollendet — Ste 12b f 83a „Streche mich, mein Gott durch deynen heyligen Geist das ich mein Fleisch und Blut zwinge meine Begirden dempffe meine Lüsten überwinde", f 20a „Streche mich in meinem Glauben und Hoffnungen Verleyhe mir das ich mein sündliches Fleisch täglich creutzige Das ich der Sünden von tag zu tag abstirbe, und aller Zucht und Tugende mich bestessige", f 22a „Erhalt mein Hertze bey dem einigen daß ich deinen Namen fruchte Erlose mich endlich von allem Vbel" [25] f 72a „Hie bin ich Herr in deiner Gnadenhand Lebe ich so lebe ich die Streche ich so sterbe ich die Ich lebe oder sterbe, so bin ich dein und werde ewiglich anverloren sein", f 127b „Herr Jesu Christe, mein Trost und meine Wonne Wie verlangt meine Seele nach dir — O wann werde ich dahin kommen das ich dein Angesicht schaue", f 128b „Siehe doch allerliebster Hyrlandt wie mein Hertze wünschet bey die dahrinnen zu sein und auff deiner Schoß, in deinen Armen zu ruhen Mein Hyrt und mein Gott wie wil wird wie du sein Freudenlich und trostlich und darinnander lieblich Psalmen und Lobgesänge singen lesen und beten / auff dag wir durch deine Gnade unsee Mutterwoche ordnung / und in sampt deinem Trost bey und en ens wohnen mögst"

24) Thes S 257 265 619

25) Thes S 224 607

26) Thes. S 425 f „Ich bitte dich / erhalt mir denselben (Glauben) / und mache ihn täglich stärcker und gröffer / dan ich mit aller Freudigkeit täglich sagen möge: Ich bin dis Herren O mein Gott erhalt mir meinen Glauben so bleibestu mein / und ich bleibe dein Streche meine Zuversicht / so lebe ich die / so sterbe ich die" Auch S 429 611 f

27) Thes. S 470

23) Thes. S 209. „In des aber erelnde nur / daß ich mich in Creutz und Hertzeleid nicht plage mit schwermüthigen Gedanken noch dem saweren Trauwegeiste raum gebe Gib daß wir uns unterwinden nemahmen lesen und trostin und unternander liedliche Psalmen und Lobgesänge singen lesen und beten / auff daß wir durch deine Gnade unsee Mutterwoche ordnubin / und in sampt deinem Trost bey und en ens wohnen mögst"

gedichtet sei, dem ist nicht zu helfen. Die Berührungen im Ganzen und Einzelnen sind so stark, daß man zu der Annahme gezwungen wird, das Lied sei mit dem Manuale zu gleicher Zeit entstanden. Da ersteres in der ersten Ausgabe der Meditationes 1584 noch fehlt, dagegen in die zweite 1587 aufgenommen ist, so ist damit die Zeit seiner Abfassung gegeben. Das Manuale ist 1596 erschienen, der Verfasser bemerkt aber in der Vorrede dazu, daß er sein Werk schon von vielen Jahren her vorbereitet habe, aber immer wieder an der Fertigstellung gehindert worden sei. So kann man sich nicht wundern, wenn unser Lied sich fast wie eine Zusammenfassung der Gedanken des Manuale ausnimmt.

Bei dieser Sachlage wird man auch der Versuchung widerstehen müssen, anzunehmen, daß unser Lied noch älter als Moller sei. Die Gedanken und Ausdrücke sind ja allerdings zum Teil ebenso wenig neu wie die der Mollerschen Prosaschriften. Zeilen wie die Seinecker's „Niemand mich drauß erretten kan, du bist allein der rechte Mann ... Wer dich hat, der hat alles zwar im Himel und Erd gantz und gar“[28]) oder Leon's „Wann ich nur habe dich allein, du herzgeliebtes Jesulein, Auch Sünd, Tod, Teuffel nichts frag ich, wie hefftig sie setzen an mich. Wenn mir gleich Leib und Seel verschmacht, dargegen mich gantz frölich macht Das du mein Theil meins hertzen trost“ u. s. w.[29]) klingen fast wie ein Nachhall unsers Liedes. Aber die Ähnlichkeit mit diesen und ähnlichen älteren Versen erklärt sich völlig aus der gemeinsamen religiösen Ausdrucksweise sowie aus den den Dichtern vorgelegenen gleichen Originalen biblischen und dynamischen Ursprunges. Auch ist es nicht unmöglich, daß Moller, der in seinen Prosaschriften viele Reminiszenzen an Kirchenlieder und dergleichen zeigt, in seinen eigenen Dichtungen so ungeniert ältere nachklingen läßt, wie das z. B. Seinecker mit den Liedern Luthers that oder Leon mit denen N. Hermans oder P. Ebers. —

Es erübrigt noch eines letzten Einwandes gegen die Autorschaft Mollers zu Gunsten der von Hoier zu gedenken. Mützell[30]) behauptet, die rauhere und daher wohl ursprünglichere Fassung des Liedes liege bei Höier vor. Wie mißlich derartige allgemeine Urteile sind, ergiebt sich daraus, daß Koch[31]) die gerade entgegengesetzte Meinung ausspricht. Ein richtiges Urteil kann nur gewonnen werden auf Grund einer genauen Untersuchung der Varianten der beiden Textformen. — Ohne Belang hierfür sind folgende: Statt „begegnet“ Str. 1, 2 bei M(oller) liest H(öier) „deregnet“. So schreibt H. auch „daregen“ statt „dagegen“. Ferner Str. 4, 6 M. „der lindrets“, H. „lindert es“, 6, 3 M. „wol“, H. „voll“, 6, 5 M. „sa“, H. „se“, 6, 4 M. „nur“, H. „mir“, ersteres ist offenbar ein sehr oft vorkommender Druckfehler, 7, 3 M. „Ich kans doch so“, H. „Ich kan es doch“, 7, 6 M. „Glaub“, H. „glaubn“, 8, 6 M. „gewiß lebendig“, H. „gewißlich lebendich“, 10, 2 M. „so fühl“, H. „befühll“. Hieraus läßt sich für die Priorität eines der beiden Texte nichts gewinnen. Etwas schwerer wiegen folgende Varianten: 11, 6 M. „Das ich mein Lauff vollenden kan“. Die Richtigkeit dieser Lesart ist schon durch die oben gegebene Parallele aus dem Manuale gesichert. Die Lesart von H. „Das ich mein lauff recht greiffe an“ ist offenbar nur durch eine Gedankenlosigkeit des Abschreibers entstanden, der die letzten Worte der vorangegangenen Zeile wiederholte. — Wichtiger ist es, daß H. 8, 2 und 9, 3 „an dich“ liest, wo M. beide Male „an dir“ hat. Daß hier und an anderen Stellen[32]) eine dialektische Eigentümlichkeit des Niedersachsen vorliegt, hat Wackernagel bereits vermutet[33]). Daß diese

[28]) Wackernagel a. a. O. IV, Nr. 332, Str. 5 a, vgl. auch Nr. 345, 346.
[29]) Wackernagel IV, Nr. 711, 66. [30]) A. a. O. III, S. 768.
[31]) A. a. O. II, S. 213 unt. 3.
[32]) In seinem Vorworte schreibt Hoier: „von mich in Teutsche Reime Gesangesweise gesetzet.“ Vgl. ferner Bogen A, Blatt 7b „dich helfen“, B 6b, G 1b, 5b, F 1a „zu dich“, D 8a „noch dich“, E 3a „(hat) das lebend mich damit erworben“, E 2b, 4a, 8b „hilff mich“, F 5b „den Glauben in mich mehr“, G 1b „abwend von mich“, G 2a „den dir da selbst gestorben in dich“, „Und laß doch immer nehmen zu Die Tugend in mich spahl und fruh“, G 3b „So wil ich dich mit hertz und mund Lob und danck sagen alle stundt“, G 4b „Ruff ich zu dich, du hilffest mich“.
[33]) A. a. O. I, 665. Auch in der Allgem. deutschen Biographie XII, S. 709 wird bemerkt, jenes auffallende „mich“ im Vorwort zeige, daß Höier der niederdeutschen Sprache gewohnt war.

in Höiers Rezension unsres Liedes vorkommt, kann für dessen Abfassung durch ihn ebenso wenig beweisen als die gleiche Erscheinung in dem von ihm aufgenommenen Selneckerschen Liede „O Herre Gott in meiner noth“, wo für das Original „Ruf ich zu dir, du hilffest mir“ einfach gesetzt ist „Ruff ich zu dich, du hilffest mich“ — Dagegen sind die beiden Varianten in 3, 2 11, 1 ausschlaggebend für die Priorität des Mollerschen Textes. In der ersten Stelle liest M. „das zeugt dein Ampt und dein Person“, während H. „das zeigt dein Person und ampt an“ setzt. Nur diese Lesart giebt für das Gefühl des Niedersachsen einen Reim zu „Du bist der grosse wunder Man“, während für das Ohr des Obersachsen bezw. Lausitzers der Reim von „Person“ auf „Mann“ nicht so anstößig ist. Ganz ebenso steht es 11, 1, wo M. „Drumb wil ich weil ich lebe noch“ reimt auf „das Creutz dir frölich tragen nach“, während H. liest „Drumb wil ich weil ich leben mag“, was andererseits des Endkonsonanten wegen für den Obersachsen einen unreinen Reim geben würde. Aus dieser letzten Stelle ergiebt sich schon mit Sicherheit, daß die obersächsische und nicht die niedersächsische Fassung die ursprüngliche ist, da der Verfasser offenbar sagen will, solange ich noch lebe. Diese Meinung verstärkt sich durch die Beobachtung, daß an zwei Stellen des Liedes der obersächsische Reim bei Höier stehen geblieben ist, offenbar weil seine Beseitigung eine stärkere Umgestaltung des Originales gefordert hätte, nämlich 3, 3 wo „erfahren“ sich auf „geboren“ und 8, 5, wo sich „hat“ auf „todt“ reimen soll[34]. Somit ist nachgewiesen, daß die Textform bei Moller die originale ist.

Möchte man nun selbst den aus den Varianten beider Textformen gegebenen Beweis, daß die Mollersche die ursprüngliche sei, für nicht durchschlagend ansehen, die Thatsache dieser beiden charakteristisch von einander unterschiedenen Textgestalten eröffnet uns einen neuen sicheren Weg zur Erledigung unsres Problems, der merkwürdigerweise, so viel ich sehe, noch von keinem eingeschlagen worden ist. Ist bei Höier die Quelle zu sehen, und bietet Moller nur eine sekundäre Textgestalt, so muß man erwarten, daß die Eigentümlichkeiten des primären Textes auch sonst irgendwie in der Litteratur nachzuweisen seien. Ich habe mich nun die Mühe nicht verdrießen lassen, bei der Durchforschung von etwa 300 Gesangbüchern des 17. und 18. Jahrhunderts mein Augenmerk besonders auf die Stellen zu richten, wo der Höiersche Text von dem Mollers abweicht. Dabei kam ich zu dem Resultate: Nirgends in dieser ganzen Gesangbuchlitteratur ist die Textgestalt Höiers aufzutreiben. Wohl hat man auch sonst an Mollers unreinen Reimen Anstoß genommen. Olearius[35]) bemerkt: „Ich halte es fürs beste, wenn mann das Lied also singet, wie es offt gedachter Herr Moller in Druck gegeben. Herr Aenkiel hat zwar in seinem zu Schleßwig gedruckten Gesangbuch p. 90 in der 3. Strophe etwas geändert und also gesetzt: Du bist der große Wunder-Mann, das zeigt dein Ampt und Person an, dadingegen bei Mollern es heißt: Das zeigt dein Amt und dein Person, vermuthlich hat Herr Aenkiel auf den Reim gesehen, welchen aber in an und on die lieben Alten nicht sonderlich geachtet, und so hätte er dem folgenden auch müssen helffen, da es heißt: welch Wunderding hat man erfahen, da du mein Gott bist Mensch gebohen.“ Jene Reimkorrektur in Str. 3, 2 findet sich auch sonst noch oft, desgleichen verwandte wie „das zeigen deine Namen an“, oder „das zeigt dein Ampt und Leben an“, nirgends aber habe ich die Höiersche Variante „das zeigt dein Person und amt an“ gefunden. Wohl hat man auch den Reim in Str. 11: „Drum will ich weil ich lebe noch das Creutz dir frölich tragen nach“ gebessert, und zwar ganz geschickt in Mollers Stil: „gern tragen deines Kreuzes Joch“, die ungeschickte Änderung Höiers: „Drum will ich weil ich leben mag“, habe ich nur in dem Hannoverschen Gesangbuch von 1646 und den von ihm abhängigen Harzer gefunden, da diese sonst nichts mit Höier gemein haben, so kann es sich nur um ein zufälliges Zusammentreffen zweier dem niedersächsischen Sprachgebiet ange-

[34]) Vgl. dieselbe Erscheinung in anderen Mollerschen Liedern Nr. 72, 5 (bei Wackernagel V) bietet „an“ als Reim zu „Sonn, Wonn“, Nr. 74, 1 „hat“ zu „Gott“. In sämtlichen Höierschen Versen finde ich ein einziges Mal einen solchen für ihn unreinen Reim (B e a „wolt“ „manigfalt“, C a b ist „lahn“ als Reim zu „von“ offenbarer Druckfehler statt „lahn“ und auch als solcher am Ende des Buches aufgeführt worden), während er für Moller geradezu charakteristisch ist.

[35]) A a O S 8.

hörigen Korrekturen handeln. Was die anderen größeren Varianten 8, 6–11, 6 betrifft, ſo haben ſie ſelbſt die Geſangbücher aus Mollees nächſter Nachbarſchaft Lemgo, Hannover, Lüneburg, Bielefeld, Soeſt u. ſ. w. nicht, und nirgends im ganzen niederſächſiſchen Sprachgebiet finden ſich die Höltyſchen Provinzialismen 8, 2. 9, 2 auch nicht in den Hauptorten der niederſächſiſchen Geſangbücher, Hamburg und Magdeburg. Beſcheiden wie ein Veilchen im Verborgenen müßte die Höltyſche Dichtung geblüht haben und nie von Einem Liebhaber entdeckt worden ſein, von Mollee, und zwar über ein Dreiteljahrhundert lange ſie von Hölty ſelbſt veröffentlicht wurde;[36] denn alle von dieſem von 1614 herausgegebenen Schriften ſind

Mollee-Linde in Görlitz.

in lateiniſcher Sprache abgefaßt.[37] Wer das glauben mag, mit dem iſt nicht weiter zu disputieren.

So iſt eigentlich überaus komiſch, zu ſehen, wie das 19. in Ehrenrettungen ſo bewährte Jahrhundert dem Mißverſtandenen Poeta laureatus zu geben befliſſen war, was ſeine Zeit, ſo zwei volle Jahrhunderte, ihm hartnäckig vorenthalten hatte. Nachdem ein niederſächſiſches Landsmann ihn als Dichter unſres Liedes entdeckt und andere landsmänniſche Hymnologen ihr placet geſprochen, blieben die Geſangbücher nicht zurück. Wie begeiſtert, daß Höltys Heimat, im lutheriſchen Minden Ravensbergſchen Geſangbuch repräſentiert, dem

[36] Vgl. auch Zöllner, das deutſche Kirchenlied in der Oberlauſitz, a. a. O. S. 39: „Unbekannt wäre es, wahre Mollee dieſes Lied 28 Jahre vorher (d. i. vor 1612) genommen."

[37] Vgl. Schieder a. a. O. S. 94 ff.

verkannten Landsmann die gebührende Ehre darbot, die duldsamen reformierten Nachbaren in Tecklenburg waren zu gleicher Ehrung gern bereit, der die Gesangbücher des Königreichs Hannover zum Zwecke der Herstellung eines allgemeinen deutsch-lutherischen Kirchengesangbuchs bearbeitenden J. D Sarnighausen[38]) war dem Lutheraner Thiere nicht weniger gewogen, in Hamburg Halberstadt Halle Wittenberg, Berlin Wermar, Frankfurt der Pfalz Straßburg zu selbst in Basel versetzte man mit mehr oder weniger Entschiedenheit Höfer in seine angestammten Rechte zurück thu der es sich wahrscheinlich selbst nie hat träumen lassen, daß seine Verse von den Gemeinden würden gesungen werden

Auch ich halte das neue Jahrhundert gern mit einer Huldigung meines Landsmannes begonnen und es ist nicht meine Schuld wenn sich nach Prüfung der Quellen herausgestellt hat daß Conrath Höfer mit unserm Liede nichts mehr zu thun hat als daß er es in einer Zeit wo es längst in viele Gesangbücher übergegangen war, auch der kleinen Sammlung einfügte die er seinen „Fünf Haupt-Stücken“ beigab

Hinfort soll seine Name nicht mehr unter der Zahl der unerwiesenen Männer stehen denen wie unsern evangelischen Liederdichtern verdankten Dieser poeta laureatus Caesareus kann für die Gemeinde wieder der Vergessenheit unheimlichen aus der ihre vorelige hymnologische Forschung zu ernem kurzen Schemerleben hervorgerufen hat An seine Stelle trete der, welcher lange Zeit fast allgemein als Verfasser unsres Liedes galt und der auch ohne dieses durch seine anderen Gesänge[39]) sowie durch seine als auf diesen Tag im Segen gebrauchten Erbauungsschriften der Gemeinde treuer ist als ein in Leben und Leiden bewährtes Vorbild des Glaubens und der Hoffnung,[40]) als ein Mensch dessen ganzes Leben durchglüht war von Einer Passion, von jener Liebe zu dem Heiland, für die unser Lied so ergreifende Worte gefunden hat. Möchten meine Zeilen dazu dienen, daß mehr noch am Orte seiner letzten Wirksamkeit, wo die Petersskirche in der er gepredigt, und die alt und morsch gewordene Mollerlinde[41]) als Zeugen aus ferner Tagen in die Gegenwart hineinragen sondern auch in der deutsch-evangelischen Christenheit seen Gedächtnis frisch und grün bleibe

---

[38]) Das allgemeine deutsch-lutherische Kirchengesangbuch Vorschlag zur Herstellung desselben aus der Hannoverschen Landesliede 1835 S 386

[39]) Am meisten finden sich in unsern Gesangbüchern noch „Nimm von uns Herr du treuer Gott“ und „Heiliger Geist, du Tröster mein“ Statt der kärrelten Übersetzungen des Dies irae sollte man das Wellesche „Der letzte Tag nun kommen wird“ verbreiten und wenigstens in Gesangbüchern geeigneten Umfangs, das schöne „Dies ist doch ja die letzte Zeit“ nicht vergessen

[40]) Schon sagt von ihm M Mellor in einer amphibolischen Ode ad Martinum Mollerum, die dem Manuale angehängt ist

Nosse dei cultus, bene vivere posse meruque Beatus mortalium est
Haec trin quisquis habet pietatis praeco sruimque Fidelster docet gregem,
Is non laudis eget dignum Jesseide cingi Lauru usquin que tempora
Quorum adeo numero es mulcis e millibus nous Martine votes coelitem.

Vgl auch G F Otto Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler II S 624.

[41]) Der Gute des Herrn raud theol Bohnmann aus Freudenstadt verdankt ich folgende Mitteilungen über die Mollerlinde, von denen unsre Leser gern Kenntnis nehmen werden „Die Linde steht wenn man von der Wallstr aus den alten St Nicolaikirchhof betreten hat gleich linker Hand am Fußwege schräg über den Nikolai- oder Begräbnisstriche Nach S und W zu waren zwei alte Grufigebäude im Namen der Inhaber demnächst ich ferniich nicht zu entsinnen Der Stamm ist nach meinem ungefährlichen Augenmaß etwa 4–4½ m hoch 2½ m breit Die innere Hohlheit dieses Baumes deuten 2 enachtige eiserne Bänder sowie ein blechernes Schutzdach an Zu N und SO rauh ziemlich dichter Epheu um den alten Stamm. Aus ihm ragt nun nach S zu ein starker Ast mit reicher Verzweigung und nach W zu ein schwächerer wundet auch vorgezogen in die Luft. Ihr diese Linde, der übrigens eine Inschriftstafel fehlt, knüpfte den Gerichte Volkssinnd zwei Sagen an Ich deute sie ganz kurz an sie nach dem 40 Bde des „Neuen Lausitzer Magazins“ S 339 f sowie dem G Werner'schen Auszuge „Görlitzer Sagen für Schule und Haus“ (G Dirselius Nachf E Kunde 1833) „Einst wurde die Knappe eines Steuerschreibers gefangen und hinter hand vom Rate zum Galgen verurteilt Trotz der flehentlichen Hinsi lösbetteuerungen wurde er zum Schandbaume hinausgeschleift Beim Mollolatinkhof, wo seine

Nr 5

Liturgisch-musikalische Bestrebungen in den Ostseeprovinzen Rußlands

von **Carl Hunnius.**

I

Liturgisch-musikalisch-dramatisches aus Riga

(Schluß.)

Auch in der Petrikirche fehlt es in den großen Festzeiten nicht an liturgischen Feiern, obgleich der Mangel eines gemischten Chores hier recht fühlbar wird, der durch einen Knabenchor und neuerdings durch weiblichen Chor- und Sologesang keineswegs ersetzt wird, schon weil die klassischen Schätze evangelischer Kirchenmusik für gemischten Chor geschrieben sind. Infolgedessen hinterlassen die Chordarbietungen, deren Wahl nicht immer ganz auf der Höhe des kirchlichen Geschmacks stehen, oft einen etwas gar zu bescheiden kindlich harmlosen Eindruck. Alles Erhabene und Wuchtige fehlt.

Es läßt sich übrigens fortschreitend auch in St. Peter vielleicht unter den Einwirkungen der regelmäßigen Referate über die „Monatschrift", die die Düna-Zeitung bringt, ein Wachsen des kirchlich musikalischen Geschmacks wahrnehmen. Die Liturg. Weihnachtsvesper 1899 bringt z. B. schon Chöre von Albert Becker („Zu Bethlehem geboren ist uns ein Kindelein" und „Von Davids Reis ein Röselein") und R. Bartmuß („Du liebes Kind, o süßer Knab' —") u. a. Besonders schön ist die lit. Weihnachtsfeier 1900, wo zum ersten Mal der Frauenchor seines Amtes waltete (Chor und Soli: „Wir bitten dich, o Jesulein" von Becker). Auch am Gründonnerstag-Nachmittage, wo in St. Peter regelmäßig sich ein liturgischer Gottesdienst eingebürgert hat, vermißt man die grandiose Kraft geschlossner, größerer 4stimmiger Harmonien. Dazu der Wahl der Stücke! Quis est homo, qui non fleret? und „Wohin habt ihr ihn getragen?" (!!) Gründonnerstag 1900. Von der bis vor Kurzem ganz kirchenchorlosen Stadt- der Jakobikirche konnte bisher in unserem Zusammenhange eigentlich noch kaum die Rede sein. Die meist auch nur auf den Weihnachtsabend sich beschränkenden liturg. Gottesdienste erhoben sich nicht über die rudimentärste Zusammenstellung von Gesangbuchversen und Schriftlektionen. Das einförmige Schema lebte sogar Jahr für Jahr so ziemlich wieder, was umsomehr als ein Zeichen liturgischer Indolenz gelten darf, als der Hauptpastor an der Kirche nicht unmusikalisch ist. Bei der kürzlich eingetretenen Organistenvakanz, die sehr gut einen Wandel in den hier herrschenden herkömmlichen Zuständen hätte herbeiführen können, wurde trotz des Vorhandenseins sehr tüchtiger Kräfte eine junge noch unerfahrene Persönlichkeit aus nepotistischen Gründen vorgezogen, die mehr nach dem Lorbeer des Organistenamtes strebt, als sich für Pflege eines Kirchenchores interessiert.

Erst vor ganz kurzer Zeit überraschte die Nachricht den Schreiber dieser Zeilen, daß sich ein Kirchenchor zu St. Jakob unter der Leitung der als tüchtige Pianistin und Kompo-

---

Eltern im Grabe ruhten, angelangt, willfahrte der Henker seiner Bitte, ein letztes Vaterunser beten zu dürfen. Er schaute ein winziges Lindenbäumchen, riß es aus und pflanzte es verkehrt, mit den Wurzeln nach oben, ein. Kräftig gedeihend werde dereinst diese Linde ein stummer Zeuge seiner Unschuld sein." — Die andere Version setzt den Baum mit M. Moßers Geschichte in Verbindung. Sie rühmt den großen Amtseifer, die milde und innige Seelsorge des Mannes, der unter den Verdächtigungen des Kryptokalvinismus, die seine gnesiolutheranischen Amtsbrüder wider ihn ausstreuten, arg litt. Trost in seinem Kummer verschaffte ihm seine dichterische Veranlagung. Das „N. L. Mag." zitiert auch grade das Lied „Ach Gott, wie manches Herzeleid". Es steht, las ich in den „Sagen", im „Alten Göel. Gesangbuch" unter Nr. 220. Übrigens sei Moller zuletzt erblindet, was auch das Bild in der St. Peters-Sakristei zu Görlitz andeute. Auf dem Totenbette nun soll, wie die Sage zu berichten weiß, Moller zu den trauernden Seinen gesagt haben: „Wenn ich werd gestorben sein, so pflanzt auf mein Grab als Denkmal eine junge Linde mit den Zweigen in die Erde. So gewiß diese Linde wachsen wird, so gewiß habe ich auch Gottes Wort rein und lauter gelehrt und gepredigt." Über das Eintreten dieser Weissagung aber wurden viele betroffen und gläubig."

Digitized by Google

niſtin geſchätzten Olga von Radecky gebildet habe. Doch hörte man ſchon von verſchiedenen Seiten das Muſikſche eines weiblichen Dirigentenamts hervorheben. Vielleicht läßt ſich im neuen Jahrhundert bei Jakobs-Gemeinde auch in dieſer Beziehung noch ein größerer Stern i

Anzuerkennen iſt die rege Initiative, die an der Gesangbücher herrſcht. Hier giebt es ſowohl einen deutſchen als auch lettiſchen ſubventionierten Kirchenchor, die unter der keine Mühe ſcheuenden Leitung Osc. Schepkys in Gottesdienſten und auch in ſelbſtändigen Kirchenkonzerten die Früchte ihrer nicht mühſeligen Arbeit der Öffentlichkeit darbieten. An feiner Kirche giebt es ſo viel liturgiſche Gottesdienſte, auch der ſit. Vespergottesdienſt wie den Feſten wird hier gepflegt. So ſehr alſo auch hier gute Wille und die Quantität des Gebotenen Anerkennung verdient ſo bleibt doch in Bezug auf die feinfühlige künſtleriſche Anordnung des Ganzen und namentlich, was den Geſchmack in der Auswahl der Chorgeſänge betrifft, manches zu wünſchen übrig. Es fehlt unſere manchem Minderwertigen das geſunde Kritiſche an der Muſik. Gelegentliche Kompoſitionen des Dirigenten laſſen häufig ein gewiſſes Unbehagen aufkommen, weil das Gebotene oft die Weihe des echten proteſtantiſchen Kirchenſtiles vermiſſen läßt. Einzelne Chorgeſänge auch ſcheint hier nicht in Gebrauch zu ſein, und doch lebt es das Geſangsgefühl bilden. Auch macht ſich oft der Mangel an Sorgfalt zu ſehr breit, wodurch dem Gottesdienſte ſtellenweiſe der Charakter des zu Konzertmäßigen aufgedrückt erſcheint. Hoffentlich ſchwindet in Zukunft in den Programmen auch nicht die Namen der Tondichter unter den Chorſätzen. Die Gemeinde ſoll doch die gebotene Gelegenheit ſich mit den kirchenmuſikaliſchen Schätzen ihrer Vergangenheit vertraut zu machen nicht unbenutzt verſtreichen laſſen. Bei Anlage der liturg. Gottesdienſte gilt hier leider meiſt das von mir ſchon einmal Geſagte (Monatsſchrift I S. 88 unten): man vermißt die künſtleriſche Gruppierung von Gemeindegeſang und Chorvorträgen um einen hiſtoriſchen Lektionskern, der dem Feſtcharakter des Tages Rechnung trägt. Der Eindruck den man empfängt iſt meiſt eine ſolche, als ſeien hier die einzelnen Elemente ziemlich wahllos aneinandergereiht. Die richtige muſikaliſche Gruppierung verbürgt ohne erſt ſolchen liturgiſchen Gottesdienſten ihre volle äſthetiſche und erbauliche Wirkung. Es fällt von einer richtig gewählten und an paſſender Stelle gebrachten Chorkompoſition oft ein überraſchendes Licht auf das geſprochene Wiederwort. In der Gottesdienſte giebes lit. Gottesdienſt am Vorabend der großen Feſte, aber auch am Vorabend des Totenfeſtes, des Bußtages, am Abend des Gründonnerstags u. ſ. f. Das ſollte überall die Praxis der nüchternen und unfruchtbaren Frühgottesdienſte verdrängen. Wer geht heute noch um 8 Uhr zu einer Predigt in die Kirche? Unſer nervöſes Geſchlecht lebt am Abend, und ſein äſthetiſches Empfinden iſt ein abendliches geworden. Sehr ſchemalich iſt z. B. die Ostervesper 1899 behandelt. Den einen künſtleriſchen Architektur in der Anlage des Ganzen iſt keine Rede. Noch der landläufigen liturgiſchen Einleitung, die der Gemeinde vom Sonntagsgottesdienſte her geläufig iſt, giebt's ſechs Lektionen, die von je einem Liedervers der Gemeinde unterbrochen werden. Das heißt denn doch zu einfach und etwas mechaniſch handwerksmäßig die Sache über einen Leiſten ſchlagen.

Warum ſtudiert man nicht heute man ſich an die ſelbſtändige Anſtellung eines lit. Gottesdienſtes macht, wieder derjenige Muſter- wie ſie ihn und werden unſere Monatsſchrift bringt? Sie würde ſich ein Verdienſt erwerben wenn ſie allmählich das ganze Kirchenjahr mit ſolchen liturgiſchen Muſterſchemen bedachte.

Die liturg. Gemeindevesper 1900 bringt Sätze von Pellnitius („Siehe das iſt Gottes Lamm"), Becker („Jeſu Wunden, o Stunden") und Decius („Schau hin mich Golgatha") zum Schluß. Die Mitte giebt eine Gemeindegesang, der ſtellenweiſe inſofern als zu prätentiös empfunden wird als ſich durch weitere Abwägung und Verteilung beider liturgiſcher Faktoren (Gemeinde- und Chorgeſang) eine künſtleriſchere Wirkung dem Ganzen ſicher ließe. Jede Häufung des einen der 3 liturgiſchen Faktoren an einer Stelle (Wort, Chorgeſang) wirkt als ungleichlich bezeichnet werden. Aber dieſes ohne angedeutete Schema kehrt immer wieder. Zum Schluß des eben erwähnten Gottesdienſtes findet eine Abendmahlsfeier ſtatt bei der eine das Eine anzuerkennen iſt,

daß uns die obligate Predigt erspart wird. Im Übrigen fehlt jede künstlerisch-musikalische Umrahmung der Sakramentsfeier, die so wirksam gemacht werden könnte. An dieser Stelle möge auch der Vorschlag ausgesprochen sein, ob sich die Einrichtung besonderer liturg. Taufgottesdienste nicht auch bewerkstelligen ließe. Das Taufsakrament tritt, nicht zu Gunsten seiner höheren Würdigung, leider viel zu sehr hinter der Abendmahlsfeier in den bescheidnen Hintergrund einer Privathandlung, die, wenn überhaupt einmal in den Räumen der Kirche vollzogen, nichts mehr mit dem Gemeindegottesdienste zu thun hat und ohne jedes liturgische Zeremoniell — möchte ich sagen — ein reiner Familienakt zu werden droht, wo es oft in sehr eiliger und geschäftsmäßiger Routine hergeht. Dieses Sakrament verdiente es gewiß, auch etwas liturgisch gehoben und eingerahmt zu werden. Selbstverständlich würde der Würde einer solchen Feier die Menge der Täuflinge nicht nur keinen Abbruch thun, sondern sie eher erhöhen helfen.

Der liturg. Gottesdienst am Vorabend des Totenfestes 1900 bot manches für die Kritik Beachtenswerte. Schon war der Chor „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben", der Tonsetzer fehlte natürlich im Programm. Der Chor mit Solo „Was ist der Mensch auf Erden?" erwies sich als eines tieferen musikalisch-religiösen Gehalts bar. Um so drückender wurde auch seine Länge empfunden. Das Zulange muß überhaupt vermieden werden. Auch die Lektionen erwiesen sich als zu lang. Nur zum Schluß, wo der eintretende Chor den etwas zu lang ausgesponnenen Sologesang wieder ablöst, giebt es erhebendere und zu Herzen gehende Harmonien von tiefer gesättigter Schönheit: „Ich weiß, an wen ich glaube, und mein Erlöser lebt, und wird der Leib zu Stande, der Geist zum Vater geht." (Die Worte mögen zugleich als Probe für den stark ins Triviale spielenden Text dienen!)

Der unvermeidliche 90. Psalm, das Wort von der Schlangenerhöhung in der Wüste und von den Schafen und Böcken und der apokalyptische Ausblick des Sehers Johannes in die Schar, die „ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lamms", bilden die nicht gerade sehr glücklich gewählten Lektionstexte. Darauf singt der Chor das schöne Psalmwort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten", schwer, fugiert und über die Kräfte des Kirchenchors gehend, der es mit sehr unvollkommenem Material zu thun hat. Bei aller Anerkennung für den tüchtigen und arbeitsfreudigen Dirigenten möchten wir doch die Ansicht aussprechen, daß kürzere und leichtere Sätze sich mehr empfehlen würden. Und nun folgt ein 6strophiges Sololied von einer baltischen Dilettantin, das vor Kurzem in einem Rigaschen Konzert gesungen worden war, aber kaum in einen Gottesdienst paßte. Die geistliche Sentimentalität ist der Todfeind eines gesunden kirchenmusikalischen Empfindens. Möchten die Leiter dieser Gottesdienste sich vor dieser gefährlichen Klippe hüten. Als ich ohne das ermüdende Solo, das ohne jeden Wechsel die 6 Strophen hindurch dauerte, abzuwarten die Kirche verließ, merkte ich an den gespannten und tief gerührten, fast verzückten Gesichtern, daß es sich hier thatsächlich um die „Hauptterrasse" der Herzen handelte. Zu solchen Konzessionen an den seichten Geschmack der Masse sollte der Pastor sich nicht hergeben. Vor der Kirche überfiel mich eine bekannte Dame, die so gerührt war, daß sie den Gottesdienst vor Schluß hatte verlassen müssen. Sie konnte sich nicht genug thun in Verhimmelung des „schönen Liedes" und fiel einigermaßen aus ihrer Verzückung, als ich ihr die kalte Douche meines kritischen Bedenkens nicht ersparte, daß das Lied doch wohl kaum in einen Gottesdienst zum Totenfeste hineinpasse. Das Vorhergehende wird u. a. auch in der Auswahl der Chorstücke eine geschmacklose Stilvermengung aufgedeckt haben. Nirgends sind die gebotenen Musikstücke so verschieden vorteilt wie in St. Gertrud. Auch die Bußtagsvesper 1901 brachte neben Beethovens Bußlied (Sologesang: „An die allein hab ich gesündigt", mit dessen konzertmäßiger Vortragsweise und Stilart ich mich für einen Gottesdienst übrigens nicht befreunden kann, zumal nach Verlesung von Psalm 47, der doch zermalmendere und grandiosere Harmonien erwarten läßt) Chöre von sehr minderwertigem musikalischen Gehalt („Herr wir flehen! Ach vergieb uns väterlich!" „Wie der Erde Pilger sind mit dem Tod umfangen!" etc.") Zu bedauern ist ferner das oft störende, wenn auch noch so kurze Vorspiel der Orgel vor den Gemeindegesangseinsätzen, die als unmittelbare Antwort auf

Bibellektionen jedenfalls dessen sofort in medias res einzutreten haben. Der in dieser Beziehung geübte Usus des Organisten ist übrigens ein völlig willkürlicher. Ich habe mich vergebens nach ästhetischen oder gar liturgischen Gründen umgesehen, warum das eine Mal der Gesang sofort einsetzt und ein anderes Mal noch präludiert wird. In der Palmsonntagsvesper 1901 herrscht wieder der Sologesang bedenklich vor („So gehest du, mein Jesu, in den Tod, für mich zu leiden," und „Die bittre Leidenszeit beginnet abermal", hier sogar im ganzen 20 Zeilen Sologesang ohne jede Chorunterbrechung). Die liturgische Abendmahlsfeier, am Gründonnerstag 1901 um 9 Uhr Abends, die etwas spärlich besucht war, brachte einen 10 Minuten dauernden Chor mit Orgelbegleitung, dessen Verfasser ich gern gekannt hätte. Sein musikalischer Gehalt war kein nennenswerter („Christus ward gehorsam bis zum Tod"). Der sich anschließende Choral „Nun, ich danke dir von Herzen" entbehrte jedes auch nur einigermaßen fesselnden kontrapunktischen Harmonisationsreizes. Die Orgel trottete ganz homophon unisono mit den Singstimmen einher. Man war nach Bachs und Herzogenbergs Behandlung des Chorchorals etwas arg enttäuscht. Wenn nun schon einmal der Chor einen Choral singt, so erwartet man doch nicht mit Unrecht einen etwas größeren Aufwand harmonischer Satzkunst. Übrigens giebts in den Darbietungen des Gertrudkirchenchors, der ja freilich auch am meisten in Aktion tritt, viel Wiederholungen früher gesungener Sachen, was an und für sich keineswegs zu beanstanden wäre, wenn nur das Gebotene immer auf der Höhe des Klassizismus stände, der nun einmal zum Dekorum guter Kirchenmusik gehört. Sehr rege ist das Interesse beim neugegründeten Martinskirchenchor unter der Leitung seines Dirigenten Harald Creutzburg, der als trefflicher Motettenkomponist Erwähnung verdient. Hier wird auch das Chorgesangbuch von Lützel fleißig benutzt, nebenbei auch eine oder die andere Komposition des Dirigenten eingeübt, wie die schöne, von tiefem kirchlichen Empfinden getragene Choralmotette vom Bußtag, ein mit stilvollen Allegrozwischensätzen wirkungsvoll gesetztes Kyrie eleison, das nur leider, auf massivere Chorwirkung berechnet, trotz der großen darauf verwandten Mühen bei den numerisch zu schwachen Chorkräften nicht genügend zur Geltung kommen konnte. Wir nennen nur die Namen der Komponisten, die hier in den letzten Jahren mit gehaltvollen Stücken im Gottesdienste zu Gehör gebracht wurden. Am Totenfest: H. Creutzburg, Faißt und Hauptmann, Advent: R. Thoma, J. C. Weber, Sylvester: Bach, S. Jadassohn, Bußtag: Bachs „Ich armer Mensch, ich armer Sünder", Mendelssohn, Kurfreitag: Bach, Creutzburg, Ostersonntag: R. Thoma und Gust. Flügel, Pfingsten: Bortniansky und Otto Kade u. s. w. Der Vollständigkeit halber seien hier noch die deutschen und lettischen Kirchenchöre der Pauls- und Trinitatiskirche erwähnt, deren Leistungen aus eigner Anschauung kennen zu lernen, dem Referenten leider bis jetzt versagt blieb.

Besonders aber kann und muß auch der kirchenmusikalischen Bestrebungen in der kleinen anglikanischen Gemeinde zu Riga gedacht werden. Ich nehme nicht Anstand, es auszusprechen, daß ich hier den präzisesten, korrektesten und wohlklingendsten liturgischen Gesang gehört habe, der mir bisher in Riga vorgekommen ist. Das Zusammenwirken von Orgel und Sängerchor ist oft geradezu mustergiltig. Wie ich gehört habe, liegt das Hauptverdienst an diesen schönen Leistungen zum Teil in dem erfreulichen Eifer des Pastors, der die Sänger zu wöchentlichen Übungsabenden in seinem Hause versammelt. Freilich kann nicht unerwähnt bleiben, daß sich in dieser Kirche allein das Spittasche Ideal vom Sängerchor im Angesicht der Gemeinde verwirklicht findet, was natürlich nicht ohne Folgen für die Sicherheit und Präzision des gottesdienstlichen Gesanges bleiben kann. Die Sänger — übrigens Gemeindeglieder, denen die Gabe des Kunstgesanges in erhöhterem Maße verliehen ist — sitzen auf 2 Tribünen zu beiden Seiten des Altars an der Spitze der Gemeindeversammlung und bilden so eine Art musikalischen Presbyteriums, das an der Spitze moderner liturgischer Zivilisation schreitend, überall seine führende und anspornende Wirkung spüren läßt.

Was die Kirchenkonzerte anbetrifft, so kämen hier, mit dem Bescheidensten beginnend, in erster Reihe die Konzertdarbietungen der lettischen und deutschen Kirchenchöre in Betracht. Selbstverständlich vertragen diese Veranstaltungen nicht den höchsten

Maßstab der Beurteilung. Martins- und Gertrud-, Pauls-, Trinitatis-, Luther- und Johanniskirche veranstalten, mit Hinzuziehung solistischer Kräfte, hin und wieder solche Aufführungen, aus deren Programmen folgende Namen hervorgehoben zu werden verdienen. La Trobe, der als einer der hervorragendsten einheimischen Tondichter (Lieder- und Chorkomponist) immer wieder in Erinnerung gebracht werden sollte, und dessen Werke mehr Berücksichtigung verdienten. Aus der Zahl der lettischen Tondichter, deren Kompositionen namentlich auf den großen Sängerfesten eifrig gepflegt werden, ragen durch eine eigenartig nationale Färbung hervor die Namen von Wistel u. A. Jurzan. Im Allgemeinen kranken die Konzertprogramme an einer großen Einförmigkeit und Herkömmlichkeit. Man wundert sich über die Indolenz der Solisten, die immer und immer wieder Altherabgedrachtes und zum Überdruß oft Gehörtes zum so und so vielten Male dem geduldigen Kirchenmusikphilister vorsetzen. Kein Programm kann natürlich ohne etwas von Mendelssohn zusammengestellt sein. „Paulus“ und „Elias“ müssen fast immer die Schatzkammer abgeben, aus der man sich die allbekannten Aktentreffer herausnimmt, um die Blöße seiner Litteraturbildung zu decken. B. Kleins 23. Psalm mit seiner etwas ins Liedertafelartige gravitierenden Physiognomie, F. Hillers, „Herr, den ich tief im Herzen trage“, Immanuel von Neßler und „Sei still“ von Joach. Raff, die fast nie fehlen. Händels arg bei jeder geistlichen oder ungeistlichen Gelegenheit mißbrauchtes Largo. Gounods oft genossene Meditation, Mendelssohns in gewissen Dilettantenkreisen geradezu zu fürchterlicher Berühmtheit gelangtes „Engelterzett“, neuerdings nun auch das larmoyant-sentimentale „Mein Heiland, ich bin müde“ von Anna Volck, hie und da, wenns hoch kommt, die altbewährten, oft gehörten Arien aus dem „Messias“ — das ist leider fast ausschließlich die Physiognomie unser Kirchenkonzertprogramme, wo die Namen Bach, Meegner, Herzogenberg, Becker, Chr. Fink, Schütz, Sarro, Weyrsch, Cecard, Neithardt, Grell, Herzog, Lassus, Faißt und andere Zierden des Kirchengesanges geradezu Fremdlinge genannt werden müssen. Es spricht das kaum für den regen Musikeifer der Dirigenten und musizierenden Künstler und Dilettanten. Das Hauptinteresse in dieser Richtung gruppiert sich vorzugsweise um die Bachvereinskonzerte im Dom und die Oratorienaufführungen des Karfreitags, das einzige Mal im Jahr, wo man auch Orchesterbegleitung zu hören bekommt, während man auch sonst bei größeren Chorkompositionen mit Orgelbegleitung fürlieb nehmen muß. Es ist dem musikalischen Zuhörer, als trete er nach langer öder Wanderung durch eine mit Krüppelkiefern bestandene Moorlandschaft plötzlich in die Hallen eines rauschenden und brausenden Hochwalds. Die letzten Karfreitage brachten uns an neueren Sachen nur den „Moses“ von Bruch, „Selig aus Gnade“ von Alb. Becker und zweimal den Mendelssohnschen „Elias“, der überhaupt in Riga schon zum 7. oder 8. Mal seine Aufführung erlebt hat. In der Karwoche erbaut nach wie vor jährlich eine zu liturgischen Zwecken vorgenommene Bearbeitung der „Matthäuspassion“ die Gemeinde, über die ich mich Monatschrift I S. 89 bereits ausführlich geäußert habe. Der Bachverein brachte in den letzten Jahren den Aktus tragicus von Bach, die Trauerode zweimal, das A capella-Requiem von Rheinberger, Psalm 62 von A. Becker, 2 Psalmen von C. Müller-Hartung, dessen Komposition von Ps. 42 durch einen hinreißenden Wohllaut entzückt. Es ist diese Komposition ein Lieblingsstück der Rigenser geworden. Totenfest 1898 erbaute uns Mor. Hauptmanns Vokal-Messe für 4 Solo- und 4 Chorstimmen. Bußtag 1901 gelangte Bachs Trauerode zur Wiedergabe. Beckers prachtvoll gesetztes, fordenstrahlendes 8stimmiges Salvum fac regem, der Ostei-Unisono-Chor aus dem 13. Jahrh. „Christ ist erstanden“, der durch die letzten Konzerte des Leipziger „Geistlichen Sängerquartetts“ bei uns bekannt und beliebt geworden ist. Chorsätze von Hauptmann, Mozarts Requiem, Arien von Händel, Mendelssohn und Eckert.

Bezeichnend für die Geschmacksrichtung gewisser Kreise im Publikum ist ein Eingesandt, das vor einiger Zeit die „Rig. Rundschau“ abdruckte und das hier in der Hauptsache reproduziert sein möge. Ein „regelmäßiger Besucher der Rigaer Kirchenkonzerte“ beklagt sich über den Charakter der Kirchenmusik, die uns hier geboten wird, und die den Zweck, „zum Herzen zu reden“, nicht erreicht. Es sei nicht genug „ernste, getragene Musik“, wodurch die „Frömmigkeit gefördert“ werden muß. „Wer es, wie Einsender gesehn hat,

wie die Kirchenmusik in der Peterskirche zu Rom Freigeister zu Thränen rührte, der muß sich die Frage stellen, warum die evangelische Kirche, die sowieso schon den Schmuck des Gottesdienstes, die Sinnesbeeinflussung zu stark reduzierte, in ihren Kirchenkonzerten häufig Musikaufführungen bringt, die kalt lassen, aus denen man fürs Herz nichts nach Hause bringt. Wenn Schiller in Maria Stuart den Gedanken ausspricht, daß weil Religion Gemüts- und nicht Verstandessache ist, der Gottesdienst auch das Auge, Ohr, Gefühl gefangen nehmen müsse, durch welche die kirchliche Feierlichkeit zum Herzen dringt, so ist die Musik mehr als alles andere dazu angethan, den Zugang zur Seele zu öffnen, und die protestantische Kirche mit ihrer herrlichen Orgel könnte diese Sinneseinwirkung voll ausnutzen." (Man weiß nicht recht, worauf der Einsender zielt. Doch nun kommt der Pferdefuß leider deutlich genug zum Vorschein. Der regelmäßige Konzertbesucher ist offenbar ein Gegner gehaltvoller protestantischer Kirchenmusik, wie sie uns z. B. der Bachverein bietet. Er argumentiert nämlich weiter:) „Es muß aber wirklich fromme getragene tiefernste Musik sein. In ewigen Rhythmen (!) und künstlich aufgebauten Fugen, ohne weiche Melodien, in einem unruhigen Taktmaß sich bewegende Musik vermag nicht andächtig zu stimmen (da haben wirs!) sie mag so sonst ihre Berechtigung haben, in die Kirche sollte sie, wie überhaupt die moderne geistliche Musik (welche?) nur selten bringen, dorthin gehören feierliche Messen, Oratorien, Litaneien, die nicht nur unter diesem Namen komponiert wurden, sondern auch faktisch Eingang in den Gottesdienst fanden. In wie großer Zahl haben uns nicht solche Kompositionen die alten italienischen Meister, den Charakter der Kirchenmusik am richtigsten (!) erfassend und aus eigenem frommen Gemüt schöpfend, hinterlassen (und die deutsch-protestantischen etwa nicht?). Der Deutsche ist kälter, nüchterner, seine Kirchenmusik ist daher (mit relativ wenigen Ausnahmen) auch weniger weich, weniger seelenvoll. Von den deutschen Meistern wähle man darum solche, die wie Mendelssohn-Händel reich an einschmeichelnden Melodien sind, will man den Zweck, das Herz zu bewegen, erreichen." „Aus Kirchenaufführungen soll man eine andächtige Stimmung, seelische Erquickung nach Hause bringen, nicht das Bewußtsein, ein gutes Konzert gehört zu haben, denn sie sind zur Erbauung da, nicht zur Unterhaltung." Diese stellenweise sehr unklaren Erörterungen sind aber höchst charakteristisch, geradezu symptomatisch für die oberflächliche Art, mit der in Riga Musik gehört, angeübt und beurteilt wird. Es ist der Standpunkt der musikalischen Spießbürgertume, dem eine Fuge nicht „ernst" genug ist, und der sich vor ihren „ewigen Rhythmen" bekreuzt. Über Geschmackefragen in der Musik läßt sich so leider auch nicht streiten, aber mir fiel das „ernste Mahnwort" Heinrich Höhnes ein, das vor Jahren sich an Alt-Rigas „vorurteilsfreie Söhne und Töchter" wandte und auf den Verfall des tieferen musikalischen Geschmacks bei uns als auf eine immer mehr zunehmende Kalamität hinwies, die sich im schlechten Besuch wirklich guter Konzerte äußerte. Er erklärt dieses Sinken des Geschmackentwurfs aus dem oberflächlichen Musikunterrichte, so daß die Schüler nicht in den Staub gesetzt werden, den höheren Offenbarungen des musikalischen Genius und seinen komplizierteren lautrapunktischen Harmonien zu folgen. Leider traurig genug, aber sehr wahr! Am meisten Eindruck leidet darunter natürlich die protestantische Kirchenmusik, für deren herrlichste Werke das Verständnis immer mehr schwindet. Dann kommt es zu ähnlichen verschrobenen Urteilen, wie wir eins aus musikalischen Laienkreisen eben anführten. Auch in dieser Richtung haben die Kirchenchöre, wenn sie ihre Aufgaben richtig erfassen, den Geschmack für wirklich gute kirchl. Musik im heranwachsenden Geschlecht zu pflegen, eine umso höher zu schätzende musikpädagogische Bedeutung, grade bei uns zu Lande, wo der Gesangsunterricht in den Schulen immer dürftiger wird und den Händen tüchtiger protestantischer Lehrkräfte immer mehr entzogen erscheint.

Zum Schluß sei hier noch eines seelosen dramatischen Versuchs Erwähnung gethan, der in das Gebiet kirchlicher Kunst gehört. Es handelt sich um die Aufführung des Weihnachtsfestspiels von Kurt Delbrück (Hannover, Wolff u. Hoborst 1897) im großen Saale des Gewerbevereins zu Riga in der Weihnachtswoche 1900.

Trotz der Vorliebe der Rigenser für die Bühne war ein solches Unternehmen immer-

hin gewagt, da etwas Ähnliches in Riga bisher noch nie unternommen worden ist. Der Geschmack der eifrigen Theaterbesucher gravitiert leider nach der Richtung der Operette und des Lustspielschwankes, wenigstens erreicht dieses leichtere Genre am häufigsten volle Häuser; und die geistlichen Gerichteten nehmen leider zu leicht Anstoß an einer Dramatisierung geistlicher Stoffe. Ein Novum auf diesem Gebiete hat darum für den Anfang kaum auf weiten Anklang zu rechnen, wenn man noch dazu in Betracht zieht, daß der im Theater verwöhnte Zuschauer hier alle die Mittel vermißt, die nun einmal die auf möglichst vollendete Illusionswirkung angelegte Bühnenkunst am wenigsten entbehren kann.

Ich kann es trotz aller Mängel der von Dilettanten getragenen Aufführung des die Weihnachtsgeschichte übrigens sehr geschickt behandelnden Festspiels nicht leugnen, daß der Eindruck auf mein Herz ein tiefergreifender und bewegender war. Wiederholt traten mir vor Ergriffenheit die Thränen in die Augen. War ich nun durch die Lutherfestspiele in Deutschland auf diese Art kirchlicher Kunst schon ein wenig vorbereitet, oder lags daran, daß ich eher über die Unzulänglichkeiten der bescheidnen Ausstattung im Interesse einer so guten und unterstützungswerten Sache hinwegzusehen vermochte, genug — ich sehe hier auf diesem Gebiete dramatisch-seriöser Kunst noch ganz gewaltig schöne und große Aufgaben in der Zukunft zu lösen. Es ist mir die biblische Geschichte der vornehmste Quell der höchsten dramatischen Bühnenwirkungen, welche dieser Art Kunst zu erreichen je beschieden ist. Wagners „Parsifal", Rubinsteins Gedanke von der „Geistlichen Oper", das moderne Christusdrama und die hier gemachten Versuche (freilich bisher nicht über die Buchausgabe hinausgekommen!) — es sind alles Bausteine zu dem Zukunftstempel kirchlich-dramatischer Kunst, in dem die biblischen Stoffe in ihrer unnachahmlichen Wucht und Größe, in ihrer ethischen Tiefe und Schönheit das Auge und Herz des modernen Menschen im dramatischen Bühnenbilde noch einmal fesseln und bilden müssen und werden, wenn der religiös-künstlerische Genius gekommen sein wird, der, mit dem Glauben Luthers die dramatische Gestaltungskraft eines Shakespeare verbindend, jenem Bedürfnis des modernen Kulturmenschen nach Dramatisierung des Heiligen den vollendetsten Ausdruck verleihen wird. Dann wird die Bühne wieder eine wahre geistliche Bildungsanstalt sein, und die Herzen wandelnden Einflüsse, die von dieser lebendigen Bilderbibel auf das aufwachsende Geschlecht ausgehn werden, können nur große und gewaltige sein.

Es war im Jahre 1893, als ich in Berlin zum ersten mal die Passionsgeschichte in lebenden Bildern mit der Musik von Fidelis Müller*) von der Bühne des Philharmonischen Saales in so ergreifend schöner Weise vorgeführt sah, daß es mir hier klar wurde, welcher Bühnenwirkungen die hl. Geschichte fähig sei. In Kiel war es das Otto Devrientsche Lutherfestspiel, das mich einige Jahre später begeisterte. Auch in Riga verfügte man im Grunde nicht über einen viel größeren Bühnenraum als in Berlin; es gab hier bei uns sogar die Einteilung in Vorder- und Hinterbühne wie zu Shakespeares Zeiten. Dennoch vermißte man namentlich in den Engelgruppen, kurz in all dem transzendenten Beiwerk, das aber grade in solchen Spielen für den hl. Stimmungshintergrund der Dichtung von höchstem Wert ist, etwas stark den künstlerischen Geschmack, der ja wohl aber meist durch die sehr dürftigen und unvollkommenen Mittel der Darsteller eingeschränkt war.

Die Postierung der himmlischen Heerscharen in der Weihnacht auf der Hinterbühne in Gestalt stammiger und sehr wenig ätherischer Mädchengestalten, die wie aufgereihte Kerzen mit den stereotypen Palmenwedeln in den Händen steif neben einander in langer Zeile standen, berührte schockant und „desillusionisierend". Ich gehe auf Einzelheiten weiter nicht ein und habe hier nur meinen besondern Dank auszusprechen, daß die Leitung dieses in Riga mit besonderen Schwierigkeiten kämpfenden Unternehmens, welche in den Händen Bertha Nöttings und des Schauspielers Beck lag, sich viel Mühe und Kosten nicht hatte verdrießen lassen, zum Ziel zu gelangen.

Möchte dieses bescheidene erste Reislein kirchlich-dramatischer Kunst in Riga in der Zukunft die Gönner finden, die ihm zu einer kräftigeren Weiterentwicklung verhelfen.

*) Zu vergl. mit Aufsatz in der Christl. Welt Nr. 12, 1893: Eine katholische Kirchenmusik im protestantischen Berlin.

Digitized by Google

Wenn bei einem erneuten Versuche in dieser Richtung nur die Bühnenwirkungen der Größe der hl. Stoffe entsprechend würdiger und künstlerisch-idealer sich gestalteten, müßte der Eindruck auch auf das kritischer und kühler zu solchen Darbietungen sich stellende Publikum unbedingt ein nachhaltiger sein. Mit der dahineilenden Zeit aber, die zu immer neuen Idealen und Weisen die alte biblische köstliche Weltwahrheit der erlösenden Liebe zu predigen weiterfortschreitet, — wird aber auch das Bewußtsein der evangelischen Gemeinden sich immer aufgeklärter und darum entgegenkommender Versuchen gegenüber verhalten, die es verdienen, der wärmsten Unterstützung aller derer sicher zu sein, die für das Aufblühen heiliger kirchlicher Kunst ein Herz besitzen.

Kritiken und praktische Winke für Passion und Ostern

von **Friedrich Spitta.**

Unter dem Titel „Kritiken und praktische Winke" war bereits im Februarheft des vorigen Jahrgangs der Monatschrift eine Besprechung der bei der Redaktion eingegangenen Programme und Berichte in Aussicht gestellt worden. Mangel an Raum ist der Grund gewesen, daß meine Arbeit immer wieder zurückgestellt werden mußte. Unterdeß ist die Masse der bei uns eingegangenen Schriftstücke nicht geringer geworden. An eine Behandlung derselben in einem Aufsatze ist überhaupt nicht zu denken. So habe ich denn meine Arbeit völlig umgestaltet und nach den Festzeiten geordnet, sodaß sie dieses Jahr hindurch an die Stelle der „Praktischen Winke" treten wird. Jedenfalls ist aus der gemeinsamen Arbeit unsrer Gemeinden und Chöre sehr viel zu lernen, und wenn hier und da meinerseits ein unbequemes Wort fällt, so wolle man dieses auf Rechnung meiner Aufrichtigkeit setzen und sich überzeugt halten, daß ich allen den verehrten Einsendern von Herzen dankbar bin für den Dienst, den sie unsern Lesern und mir geleistet haben.

Die Programme von Feiern in der Passionszeit beziehen sich zumeist auf liturgische Andachten am Charfreitag und auf Kirchenkonzerte mit oder ohne gottesdienstlichen Rahmen. In welchem Maße in dieser Zeit auch sonst die Gottesdienste künstlerisch reicher ausgestaltet sind, können wir für weitere Gebiete nicht übersehen. Aber es sind doch garnicht vorzugsweise Stadtgemeinden mit ihren reicheren Mitteln und der besseren musikalischen Vorbildung, die die Sonntage der Passionszeit durch besonderen Chorgesang auszeichnen, sondern vor allem Landgemeinden, und hier verdient das schon oft genannte Dezelsdorf in Pommern hervorgehoben zu werden, wo, allerdings in Folge des Zusammentreffens besonders günstiger Umstände, mehr geleistet wird als in den meisten Großstadtgemeinden. Von den anderen kirchlichen Feiern ziehen besonders die Konfirmations- und Abendmahlsgottesdienste die Aufmerksamkeit auf sich, erstere sofern man vielfach mit Glück versucht, durch Wechselgesang zwischen Kindern und Gemeinde die Feier lebendiger zu gestalten, und sofern in der ganzen Ausführung der Handlung spürbar wird, daß die kritische Strömung bezüglich der Konfirmation, wie sie uns die letzten Jahre gebracht haben, auch in den Gebeten, Reden, Fragen u. s. w. ihre Spuren hinterlassen hat. Eine Konfirmationsfeier von außergewöhnlicher Reife und geläuterter Form verdanken wir wieder einmal der Brüdergemeine, es ist die Konfirmationshandlung des Jahres 1901, wie sie vom Prediger E. Reichel zu Königsfeld gehalten ist. Ich empfehle die zu Herrnhut herausgekommene Broschüre aufs wärmste, man wird mit derselben zugleich die Bekanntschaft eines bedeutenden Predigers machen. — Was die Abendmahlsfeiern betrifft, so ist die Neigung, sie in die Abendstunden zu verlegen, überall im Wachsen. Vielfach wird bei der Gelegenheit Zinzendorfs „Die wir uns allhier beisammen finden" gesungen — hoffentlich hier und da nicht ohne die schöne brüderische Sitte, daß man seinen Nachbarn rechts und links die Bruderhand reicht. Anstatt des ermüdenden Musizierens während der ganzen Austeilung findet sich gelegentlich die Bemerkung: „Während der Austeilung stille Andacht im Gotteshause." Ob man irgendwo damit beginnt, die sitzende Kommunion einzuführen, ersieht man aus den Programmen nicht. Wer es auf sich nähme, hierin Wandel zu schaffen, würde bald genug spüren, daß er damit mehr als einer Äußerlichkeit nachjagte.

Was nun die liturgischen Passionsandachten angeht, so bilden durchweg ihren Kern gelesene Schriftabschnitte. Hier und da freilich werden sie auch gesungen. An wie vielen Orten das noch in dem alten Lektionstone geschieht, wie er z. B. in den Passionen von Mancinus verwendet wird, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls geschieht das in Göttingen nicht, wo im liturgischen Seminar jene Passionen noch regelmäßig zur Aufführung kommen. Dagegen kommt es wohl vor, daß irgend ein musikalischer Pfarrer vom Altare aus die Bach'schen Evangelisten-Recitative singt, ein merkwürdiges stilistisches Vorgehen, zumal wenn der Chor darauf in a cappella-Sätzen aus dem 16. und 17. Jahrhundert antwortet.

955871

Digitized by Google

Einheitlicher wird der Eindruck schon, wenn die Recitative der Schützschen Passionen gemeinhin werden. Besser ist es wohl jedenfalls daß man da, wo jene Werke nicht selbst aufgeführt werden die das Ganze zusammenhaltenden Recitative nicht verwendet, um Stücke ganz andeeee Art zusammenzureimen und die Lektionen sprechend vorträgt Wenn gelegentlich einer dieser Abschnitte in einer entsprechenden Chorkomposition z B von C Hohmann zur Aufführung kommt, so ist das natürlich eine andeee Sache. Meistens sind, und mit vollem Rechte die Lektionen der Leidensgeschichte vorenommen, und zwar gewöhnlich nach Matth.-ins. seltener nach Markus oder Johannes. Lukas findet sich fast nie, wenn man eine Evangelienharmonie verwendet Hier und da treten auch an die Anfangsworte gesangen alttestamentliche Stücke auf meistens Psalm 22 130 und Jes 53 Einmal begegnete es mir, daß nur alttestamentliche Perikopen verwendet wurden, und an der Spitze die Geschichte von der ehernen Schlange 4 Mose 21 es ist das ein Memeo das dadurch nicht aufgehoben wird daß in der zweiten Hälfte des Gottesdienstes der siebente Worte von Schutz zur Auferstehung gelangten Die Passionsgeschichte wird nach den Hauptzeugen verteilt, bald sind es Hoh drei Letzteren bald 10, bald etwa sechs Hauptgruppen derein jede werdeeeolt von Chor und Gemeindegesang unterbrochen wird Hier dürfte im Großen und Ganzen der den Evangelisten, das Erwünschte und vor zu schnellem Wechsel der Darstellung und nicht sorgfältig gewahrt werden. Schon ist es und völlig genug, wenn z B die sieben Worte Jesu mit den sie einleitenden und abschließenden Worten des Evangelisten verlesen werden.

Von großer Wichtigkeit ist es wie mit diesem Reen der Liturgischen Feiern Gemeinde und Kunstgesang verbunden wird. In dieser Beziehung sind die beiden Gesichtspunkte fest im Auge zu behalten daß der Text völlig auf der Höhe stehe und daß die Auswahl me zuerst mit Rücksicht auf den Ort der Musik stattfinde In beiden Beziehungen liegen viele Verfehlungen vor. Einige Beispiele mögen das beweisen Man sieht gewiß nicht auf der Höhe der Andachtsstimmung wenn man die innige Andacht mit den auch äußerlich nicht gerade musterhaften Zeilen von Schmolk beginnt

Seele geh auf Golgatha
setz dich unter Jesu Kreuze
und bedenke was dich da

sie ein Trieb zur Buße reize
Willst du unempfindlich sein,
so bist du mehr als Stein

Da ist doch der unerträglichste Unmittelbarkeit des Gerhardtschen „Sei mir tausendmal gegrüßt" mehr am Platze Ihre auch das schöne „Jesu, deine Passion" gehört eher in eine gewöhnliche Passionsandacht als in die Charfreitag Feier Dasselbe gilt von dem Schlußvers „O hilf Christe Gottes Sohn", mit dem man zuweilen die Feier beginnen läßt Eine nach einer anderen Seite zeigt sich ein starkes Uebgreifen, wenn man die Andacht mit „Wollt ihr wissen, was mein Preis" oder „Ich bete an die Macht der Liebe" anfangt Auch die im Verlauf der Feier aufeinander folgenden Lieder stellen uns nicht Jesu geben" „Wer noch spricht Christus unser Held", „Ja für wahr uns führet mit sanftes Horn", „Laß mir die Feier deines Leidens", „Bleibt mir zu allen Zeiten treue", „Entro wünscht ich nur das allen andern", „Wenn alle untreu werden" haben uns auch einen fehl in Kurs gesetzten Ausdruckes zu bedauern zu wenig Detonpore-Charaktee, davon zu geschweigen daß sich doch eine merkwürdige Logik darin offenbart wenn man nach dem Bericht aus den Thaaren des Petrus ausnimmt muß „Ist mir ich bitter weinen daß dir gestorben bist" Mehr noch als bei den Gemeindeliedern die doch durchweg nach gut ausgewählten Gesangbüchern aufzugen werden Head die Gefahr eines nicht zu billigenden Textes bei den Kunstgesängen vor Hier treffe man eine wahre Mannigfaltigkeit von Verirrungen Die celebrierte ertrölichste ist es noch wenn gewisse lateinische Texte in ein sehr fragwürdiges Deutsch übertragen sind das von der klassischen Kunstsprache unserer Kirche weit entfernt ist, ich erinnere nur an der Übersetzungen des Miserere der Improperien, so vieler Sätze von Palestrina Lotti, Haydn auch des leider immer aus dem evangelischen Gottesdienste noch nicht ausgemerzten Ave verum Schlimmer ist es, wenn die Schwerfälligkeiten so vieler Bach schee Texte die wir uns gewöhnt haben, in seinen Passionen und Kantaten mit hinzunehmen, weil wir nie Stimme des Ganzen schlechthin jeden Wortlaut vergessen in einzelnen ausgewählten Nummern in unsere liturgischen Andachten übertragen werden Es ist schon oft an mich der Aufforderung einer Revision der Bach schen Texte Ansinnen gestellt worden. Was man in seinen Werken auch in Zukunft noch wird ertragen wollen, darf unseren Gemeinden nicht aufgelegt, vornherein noch als denselben schon oder als der Musik wegen überwindung aufgedrungen werden. Hier heißt es entweder den Text ändern oder auf die Musik verzichten! Es ist einfach erschütternd wenn man unter einer Auswahl heterischer biblischer und hymnischer Worte auf einmal folgenden Zeilen begegnet

„Blute nur, du liebes Herz!
Ach ein Kind das du erzogen
das an deiner Brust gesogen
beabt dein Pfleger zu erwürgen,
denn es ist zur Schlange worden",

Digitized by Google

oder:

„Wohlan, fahr fort du edler Hort
mein Jugend sollen stürzen
ein Theräsee, mit Ach und Weh
dein Leiden zu begießen",

oder:

„Betrachte, meine Seel mit ängstlichem Verlangen
mit bittern Kasten hart beklemmt von Herzen
dein höchstes Gut in Jesu Schmerzen
Wer dir auf Dornen so thn stechen
die Himmelsschlüsselblume blühl.
Du kannst erst singe Frucht von seiner Wermut brechen."

Ich weiß wohl, daß unser vielen um der anfgabne schönen Musik willen auch der Text nicht gleichgiltig sondern rührend erscheint. Ja, Worte wie

„Auf die Tropfen meiner Zähren
angenehme Spezerei,
trocne Jesu die gebären

wecken in uns am der davon nicht herumgehenden Musik wollen Empfindungen treffer Ergriffenheit. Wee unsre Gemeinden sind keine pietistischen Bachschwärmer sondern unter Umständen sehr nüchterne, kühle Kritiker. Wir hören nun auf solchen Worten geradezu die Andacht. Was von Bachschen Texten gilt, fällt natürlich noch ganz anders ins Gewicht, wenn die ruftsprechende Musik nur von Homilius, Josef Haydn, Schicht Rolle Genua und solchen Western stammt und wenn das Pathos Klopstock sehr Verse für begeistert hat:

So eilst du Mittler göttlicher Menschenfreund
In Josefs sollte friedlicher Totengraft
Hier sind sie alle die Jammerstanden
Wo da für Sünder deinend die Reiter treten
Ausgemeint sind sie jene Thränen
Der ihnen Gnade rufend erwartete."

Im übrigen enthalten auch an Einzelzügen die Passionne viel Schönes und Sinniges; Auffiedrea oder Niederrinnen bei wichtigen Momenten, Anschlagen der Passglocke bei dem stillen Gebete nach der Verleihung des Abendmahles von Jesu Tod. Sinnig sind auch oft die Passionne mit regend reizen schönen Motive geschmückt. Was dagegen an bildlicher Verzierung auf diesen Blättern sich findet, ist meistens unter aller Kritik. Die wäre Nachts mehr und besser. Wann wird sich der dreifache Volkskunst unsere Meister dieser Gelegenheit bemächtigen, um weitesten Kreisen unsres Volkes auch durch das Bild das Geheimnis der Liebe Gottes im Leiden und Tode Christi zu predigen? — Wie werden dieselben hier sie bei den in Frage kommenden Personen Interesse zu erwecken

Die Bezeichnungen über die liturgischen Chorlesungsandachten gelten mutatis mutandis auch für die sehr viel seltneren Oberlesen. Als am musterqültiges Formular teile ich unsern Lesern die Oberlese des Kindergottesdienstes zu Hamm mit, die zum Frühgottesdienst zur ersten Osterfeier 1901 von Herrn Superintendent Mylius entworfen ist und sich ebenso durch edle Einfachheit als durch Mannigfaltigkeit auszeichnet:

Gemeinde:	Grüßet sei Gott im höchsten Thron (6 Strophen, jede mit dreimaligem Halleluja)
Pfarrer:	Osterspruch Gebet.
Kinder:	Christ lag in Todesbanden (4 Strophen)
Pfarrer:	Die Frauen und die Engel am Grabe Matth 28, 1—7
Kinder:	Lasttanden ist der heilige Christ (12 Strophen die 13 Schlußstrophe der Gemeinde. Das Lesegespräch zwischen Engel und Frauen ist auf die Knaben und die Mädchen je zu zwei Gruppen verteilt)
Pfarrer:	Der auferstandner Herr erscheint den Frauen und den Jüngern, Matth 28 8—10 16—20
Gemeinde:	Auf auf mein Herz mit Freuden (5 Strophen).
Pfarrer:	Osterpredigt
Kinder:	Fußwegens da die Sonn aufgeht
Gemeinde:	Wenn ich des Nachts oft lieg in Not
Kinder:	Licht mehr denn nur drei Tage lang
Gemeinde:	Jetzt ist der Tag da mich die Welt
	Im kurzen mach ich fröhlich auf
Kinder:	Am Kreuz hängt Christus offentlich
Gemeinde:	Sein Reich ist nicht von dieser Welt O Wunder groß, o starker Held Lebt Christus, was die ich betrübt Er nährt, er schützt er tröstet mich Für diesen Trost, o großer Held.

Pfarrer: 1. Kor. 15, 55—58 — Gebet
Gemeinde: Christ ist erstanden (3 Strophen)
Pfarrer: Segen
Gemeinde: Dreimaliges Amen

(Schluß folgt.)

Wilhelm Steinhausen[1])

von **Karl Budde**

Ein Künstler wie Wilhelm Steinhausen hat der evangelischen Kirche dem evangelischen Hause lange gefehlt. Wohl war er unter den nun schon sechzehnjährigen seit vollen dreißig Jahren, aber wir hatten ihn, als hätten wir ihn nicht. Denn in seiner großen Kunstwerke ist noch nicht die zentripetale Kraft gefahren, die sie einmal in alle Windrichtungen im deutschen Lande hinaustragen muß, und wir schwere es in unserem papierenen Zeitalter mit seiner Sintflut von Vervielfältigungen ist, auch den besten Erzeugnissen der Presse eine weite Verbreitung zu sichern, weiß jeder, der einigen Überblick besitzt. Nun haben wir ihn endlich und geben ihn nicht wieder her, denn die Fülle des Hergebrachten, die in diesem Buche vereinigt ist, muß ihre Wirkung thun und ihm auf einmal viele Herzen gewinnen.

Daß Steinhausen so spät bekannt und erkannt wird, liegt freilich in seiner Art tief begründet. Er ist aus gediegenem, schwerflüssigem Metall, nicht leicht mit sich selbst zu feilen und jeglichem Zugeständnis an den Geschmack der Öffentlichkeit abgeneigt. So hat er seine Eigenart jahrzehntelang durchgebildet und vertieft, oft genug enttäuscht und gekränkt bis ein neues Zeitalter heraufstieg, das ihr Verständnis entgegenbringt und gerade solcher Künstler bedarf. Das ist heute ungebrochen und hat sich schon von langer Hand vorbereitet.

Wenn man aber Steinhausen eine besondere ausgeprägte Eigenart zusprechen muß, so ist damit nichts weniger gesagt, als daß er sich bewußt aus Meistern fortbildete und von niemandem wollte gelernt haben. Davon behütet ihn seine Selbsterkenntnis, seine Pietät gegen Andere, seine klare Einsicht in die geschichtliche Bedingtheit aller Kraft. Wer lesen S. 24 darüber seinen eigenen Ausspruch[2]): „Ohne Pflege der Tradition kann keine Kunst gedeihen. Alles Große ist ohne Festhalten der Tradition oder besser, ohne ein Aufeinanderbauen nicht denkbar." Cornelius, Rembrandt, Ludwig Richter lernen als die die Vorbilder kennen, denen er am meisten zu verdanken hofft, zu den letzteren ist er 1870 als ausgelernter junger Künstler dingepilgert und hat sein ganzes Herz gewonnen. Von den Mitstrebenden hat wohl sein Freund Thoma in Karlsruhe und München auch später wieder in langjährigem Zusammenleben in Frankfurt, den größten Einfluß auf ihn ausgeübt. Aber zweene Meister Namen nennt ich in diesem Bande, deren Spuren doch die mitgeteilten Proben deutlich zu erraten scheinen, zwei der Allerbesten, ich meine Anselm Feuerbach und Alfred Rethel. Wenn ich das wundervolle Bild „Martha und Maria" auf S. 47 sehe, muß ich an jenes denken, und die herrliche Illustration zu Matth. 8, 23 auf S. 124 nimmt sich aus wie eine bewußte Verwandtschaft und verfehlende Umkehrung von Rethels genialer Umrißzeichnung zu der gleichbetitelten Stelle Luk. 8, 22 in der Cottaschen Bibel von 1850. Wäre sie unabhängig von dieser entstanden, so läge darin nur ein um so stärkerer Beweis der Geistesverwandtschaft. Natürlich fällt sich weite Kreise bei aus, daß auf diese beiden Darstellungen. Wer konnte auch in Karlsruhe Feuerbach in Frankfurt Rethel aus dem Wege gehn?

---

[1]) Wilhelm Steinhausen, ein deutscher Künstler, von David Koch. Mit 132 Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen, Lithographien und Holzschnitten. Heilbronn 1902. Preis 5 Mark, gebunden 6 Mark.

[2]) Aus einem höchst eigenartigen Vortrag „Was ist deutsche Kunst?" gehalten am 29. Januar 1901 in der Frankfurter Künstlergesellschaft. Wer werden noch öfter Gelegenheit haben, daraus Anführungen zu machen.

Aber ich muß nun umgekehrt wieder vordringen, daß man nicht meint, Steinhausen's künstlerische Persönlichkeit sei nur ein Mosaik oder ein abwechselndes Nachempfinden vieler anderer. Er ist nicht Cornelianer, nicht Richterianer u. s. w., sondern Seidel-Aner, wie Vincenz Lachner sich einmal ärgerlich nannte, als man ihm die Wahl zwischen Wagnerianer

und Liszttianer lieg. Steinhausen ist vielmehr als denkender, unermüdlich forschender Künstler der Entwickelung vielfach bahnbrechend vorausgeeilt. Bis in die 60er Jahre reichen die köstlichen ornamentalen Pflanzenstudien zurück, von denen uns S. 14 und 37 Proben geboten werden. Was heute ein Seder, Harckel und andere in methodischer Arbeit verfolgen, der Natur selbst neue künstlerische Formen abzugewinnen, das hat lange vor ihnen Steinhausen

gleichsam im Nebenamte geübt. „Buchschmuck“ heißt eines der Stichworte moderner Kunst. Seit langen Jahren kann man das Vortrefflichste auf diesem Gebiete von Steinhausens Hand in den Veröffentlichungen der Goethe-Gesellschaft bewundern. Vom Anfang der 70er Jahre an, seit seinen Illustrationen zu Brentano, hat er unablässig danach gestrebt, die Landschaft im Einklang mit den in ihr handelnden Menschenkindern zu beseelen und reden zu lassen und nicht minder ihre Züge auf den allereinfachsten Ausdruck zu bringen, nur ihren Eindruck, nicht aber die dem Auge entgehenden Einzelheiten wiederzugeben. Ebenso lange ist er bestrebt, Werke echter, gesunder Volks- und Hauskunst zu schaffen, die das Einfachste und Beste zugleich den weitesten Kreisen zuführt. So war er auch unter denen, die die Meisterlithographie zu Ehren brachten, das Neueste vom Tage, der Allererste. Mit alledem gehörte Steinhausen schon vor fast 30 Jahren zu den Modernen, aber er ist dies, obgleich er heute noch solchen Zielen immer weiter nachgeht, doch niemals in dem Maße geworden, daß nicht auch ein altfränkischer Sinn ihm folgen könnte, dem vor allem andern bei der Kunst wohl werden möchte.

Steinhausens Kunst ruht, was das Können angeht, auf den beiden festen Grundpfeilern aller Malerei, Porträt und Landschaft; in beiden ist er ausgelernter, durchaus selbständiger Meister. Von dem ersteren, das in manchen bösen Jahren unsern Künstler ernähren mußte, bietet das vorliegende Buch eine große Zahl von vortrefflichen Proben, in allen Manieren, in den verschiedensten Stufen der Ausführung, von der flüchtigen Bleistiftskizze bis zum großen Ölgemälde in der Landschaft, das den Rahmen der bürgerlichen Malerei schier sprengen will und sich der Historie nähert. Mit dem letzteren meine ich das Titelbild, das Doppelporträt des Künstlers mit seiner Gattin am Gartentisch sitzend, vom Jahre 1893. Das ist große Kunst, wer das kann, dem ist keine Aufgabe zu schwer. Aber geht man die ganze Stufenleiter von da abwärts über die köstlichen Familienbilder, besonders der Kinder, am „Gevatter Hoff“ (S. 62) vorbei, zu dem meisterhaften Bildnis des Kupferstechers Hans Meyer (S. 73) und bis zu den Studien aus dem Volke auf S. 31, 77. Überall findet man schlagende Wiedergabe des Persönlichen, sprechende Lebendigkeit. — An Landschaften bedurfte es im Grunde keiner besonderen Beispiele, von den ersten Jugendarbeiten an zeigt Schauplatz und Hintergrund spielendes Beherrschen der verschiedensten Aufgaben. Dennoch werden auf S. 102 ff. noch einige Pröbchen einer unbelebten Landschaft — der Ausdruck ist freilich solchem pulsierenden Leben gegenüber geradezu falsch — dargeboten, Stücke von einem geheimnisvollen Zauber, der selbst der unvollkommenen Nachbildung noch treu bleibt. Seit kurzer Zeit ist das Städel'sche Institut in Frankfurt im Besitz einer seiner Landschaften. Der Berichterstatter hat sie noch nicht gesehen, aber nach sachverständigem Urteil ist sie kein glückliches Beispiel. Wer Steinhausen als Landschafter kennen lernen will, muß ihn selbst oder einige der Privatleute in Frankfurt besuchen, die seine Werke sammeln. Man findet dort eine Fülle von köstlichen Landschaften, zumeist in ganz ruhiger, friedlicher Stimmung, so wohlthuend, daß man geradezu leichter und frischer zu atmen meint, während man sie anschaut.

Aber bei einer Persönlichkeit wie Steinhausen ist das alles nur Mittel zum Zweck, sein denkender, grübelnder Geist muß sich frei auswirken in selbstgeschaffenen Stoffen, sein tiefes Gemüt sich versenken in gewisse, ihm angeborene oder ganz zu eigenem Fleisch und Blut gewordene Gegenstände und Kreise. Es sind Familie und Religion, die sein ganzes Herz ausfüllen und füglich die Alleinherrschaft auch über seine Kunst führen. „Jede Kunst“, so sagt er selbst (S. 9), „ist ein Erinnern . . . . Welche Gegenstände oder welche Eindrücke haften am festesten in unserer Seele, welche hinterließen die tiefsten Spuren? Doch wohl die, welche wir in unserer Kindheit empfingen . . . . In dies Kinderparadies führt uns jede echte Kunst zurück. Sie ist Spiel und Ernst zugleich. Aus diesen Kindererinnerungen schöpfen wir heute noch“. Ging so seine Kunst von der Kinderstube aus, so war sein erstes im Druck erschienenes Werk, die schönen Bebellesezeichen in Holzschnitt vom Jahre 1869, für die kranke Mutter geschaffen, der den früh des Vaters beraubten Knaben allein erzogen hatte, und das gemeinsame Werk der Brüder Heinrich und Wilhelm, „Die Geschichte von der Geburt unseres Herrn“ 1870, wurde der inzwischen Verstorbenen mit rührenden Dichter-

Digitized by Google

mynten zugereignet. Wodeend des Jahrzehnts seinee Verensamung war das stille Pfarrhaus des drüdeelchen Dichtees oft genug des Künstlees Zuflucht. Als er adee im Jahre 1880 seine Gattin heimführet, da jauchzt ee wie selbst auf: „Nicht mehr aus der Welt, sondern aus dem Hause!' Es neuß ja alle Kunst aus dem Erlebten kommen." Und höchst anmutig schildeet eine Fedeezeichnung (S. 54) den Einzug der jungeen Frau, umaus die Gnomen, die Schlingeck und Medizinflaschen zum Fenster hinaus werfen und allen Wust anfegen, während neßlügelte Engelein den neuen guten Geist des Hauses zur Thüre hereinzuleiten. Und wie viel und wie Heeliches wießlich hat ee uns aus dene Hause zu erzählen! Wäeen es nue seene 32 Lithographien „Mutterglück" von deren Schönheit die Deckleuerungen auf S. 7 doch nue einen entfernten Begeeff geben, wie Großes hätten wie seinem häuslichen Glück schon zu verdanken! Ein Steom von Frieden von dankdaeee Seligkeit geht aus diesen mit Liebe gestochenen Engeldarstellungen leicht wiedee finden. Man hat dee dem Künstlee einmal in echt handgreiflicher Weise quitteet als man 1885 einen wundervollen Entwuef zum Glasfenstee für eine Taufkapelle (S. 59) ablehnte weil in dem linken Flügel des zweeeu Hauptbildes sein Weib im schlichten Hauskleide von heutzutage ihe Kindlein Jesu dem Kinderfreunde darbeachte. Unbegreeflicher Engherzigkeit und Steefheit! Als wenn man etwas Besseres wünschen und finden könnte, als das eegene Erlebnus und Bekenntnus des Künstlees!

Se geeift das Leben und Weben in der Familie nun selbst hinüber in den zweiten größeren Kreie, den Freundeskreis, als seinen eigenen pflegt den Kreis über dem das Wort steht: „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?" Schon den Bildeisfezeichen sieht man das eigene Ergeiffensein an. Die Gedanet des Heeen spiegelt neben einigen Blättern dee an das Herzgeheimste anknüpfen und neele ergäbend geballen sind, abeewegend teeffes Empfinden, ein Schreiseufzen in die heilige Geschichte, dem sich ganz neue Anstritte und Wiekungen erschließen. Die „Heeberge" wie Josef und Maria in Bethlehem zur Nachtzeit antammen und von dee mitleidenen Magd in den Stall gewiesen werden, die Hirten auf dem Felde vor der Erscheinung, das Himmelsleuchten des wunderbaren Sterns in der Dachkammee des alten, bettlägerigen Hieten; dee „Zug zum Christkinde", Kindee, Jungfrauen een altes Mütterchen (des Künstlees Mutee), am Stabe wankend und sogesam von einem Mädchen (seiner Braut) geführt. Männer als Nachzügler, bedächtig im Hintergrunde nahend, das alles sind Darstellungen, die sich von der Uebereyerung sei machen und nur den einen Zweck des seelischen Vertiefens, der persönlichen Anregung des Dargestellten verfolgen. Und darauf geht Steinhausens ganze eeligiöse Kunst aus. Nicht die großen Aktionen sind es, die ihn am meisten anziehen sondern die Angenblicke der Entscheidung, die die seelische Arbeit in sich bergen. Ein schlagendes Beispiel dafür bietet das Aquarell „Nach dem Abendmahl", der Aufbruch von der Abendmahlstafel zum Gang nach Gethsemane. Alle wissen adee ahnen, daß sie eenee schicksalsschweren Stunde entgegengehen, in jedem Gesichte spiegelt sich die innere Beteiligung, ohne doch irgendwo gewaltsam hervorzudeechen, der seelisch kahle, gewölbte Raum, der Ausblick durch die Thüre in die schweigende Nacht, aus der sich der Pfad des langsam zögernd nue Heraustretenden entgegendangt — alles vereeft die gedrückte, schmerzerfüllte Stimmung. Und ähnlich das bald darauf entstandene Gemälde „Emmaus". In weiter hügelege Abendlandschaft wankt rechts ganz im Vordergrund die Hütte der beiden Wanderee, eben will Jesue sich von ihnen wenden, wenn sie nicht sogleich sehr in ihn dringen, kommen sie um den ununsprechlichen Segen, der ihnen zugedacht ist. Wundeebar ergreifend veefetzt uns das Bild in die Seele hinein. An einee Reihe von anderen Bildern der Berufung der Jünger (S. 56). Johannee und die Pharisäee (S. 80). Jesus und Nikodemus (S. 113) a. s. w. lehrt sich dasselbe zeigen. Es wae kein Wunder daß solche Stücke daß vollends die große Federzeichnung, später als Lithographie vervielf-

fällig. „Christus predigt auf dem See“ (1825) auf den Berliner Kunstausstellungen in jenen üppigen Jahren kein Glück machten, sondern nur abstießen. Es geht auch anderen Künsten so, wenn sie mit religiösen Gegenständen allzu zudringlich werden, wenn sie nicht bloß Sehen und Hören, sondern eigenes Miterleben verlangen. Steinhausens persönliches Christentum ist augenscheinlich herber, ich möchte sagen schwerblütiger Art. Das Schaffen der Seligkeit mit Furcht und Zittern ist ihm der Hauptinhalt des Christenlebens. Das spricht zu uns aus den tiefkranzigen, fast verbärmten, hie und da gealterten Zügen des Heilands, der selber mitleidet unter soviel Leib, aus den Gegenständen der Bilder, die immer wieder die Rettung aus tiefstem Verderben darstellen und selbst in dem körperlichen Leiden, bei der Heilung des Blindgeborenen u. s. w., das Sündenelend sich spiegeln lassen. „Die vier evangelischen Heiligen“, so nennt Steinhausen selbst eine Reihe von vier Temperabildern, je zwei biblische Männer und Frauen im Brustbild darstellend, die er, leider weniger glücklich, in seinen neuesten Fresken wiederholt hat. Es sind der bußfertige Schächer am Kreuz, Zachäus im Baume, Maria Magdalena die Salbenbüchse haltend, das kanaanäische Weib mit dem Hündlein im Arm. Die Angst um Sündenvergebung, der Durst nach Heil, das schamvolle Bewußtsein der Schuld, der heischende Glaube können nicht ergreifender dargestellt werden. Einig sind alle im Gefühl ihres Unwerts, in dem Bedürfen der Gnade. Immer und immer wieder begegnet uns die Frage: „Was mag ich thun, daß ich selig werde?“ und die Antwort darauf in den verschiedensten Wendungen gleich überwältigend, ob in großen Freskenschöpfungen wie im St. Theobaldi-Stift in Wernigerode, in St. Veit bei Wien und neuestens in den Wandgemälden für die Aula des Kaiser Friedrich-Gymnasiums in Frankfurt, oder in einfachen Blättern, bestimmt in Tausenden von Abdrücken in die Welt hinauszugehn. Aber auf die letzteren muß, eben um ihrer leichten Verbreitung willen, ein besonders großes Gewicht gelegt werden. Steinhausen selbst thut es, indem er seine großen Wandbilder womöglich nachher auf den Stein bringt und so dem Hause zugänglich macht. Seit Jahren ist dem Verfasser dieser Zeilen das große Wernigeroder Bild „Dieser nimmt die Sünder an und isset mit ihnen“ in mächtigem, aus drei Blättern zusammengefügtem Steindruck, der genau wie eine Federzeichnung wirkt, ein Hausfreund, den er nicht mehr entbehren möchte. Und wieviel herrliche Blätter giebt es noch außer diesem! Nicht nachdrücklich genug können Familien wie Anstalten darauf hingewiesen werden. Niemand möge sich durch die gekennzeichnete Eigenart von Steinhausens Christentum abschrecken lassen. Das Evangelium wäre nicht für alle Menschen, wenn es nicht unendlich viele Schattierungen zuließe, aber echtes Christentum bleibt doch immer blutsverwandt, und das Steinhausens ist sicherlich echt und aus der Tiefe geschöpft.

Indessen hat seine Kunst sich auch ein stilles Paradies harmloser Fröhlichkeit vorbehalten, das er mit großer Vorliebe pflegt. Es ist die Welt des Kindes und des Märchens, mit unmerklichen Übergängen in die Romantik und das Mystische. Früh hat Steinhausen auch da eingesetzt. Die Illustrationen zu Brentano's Chronik eines fahrenden Schülers, zu seines Bruders Erzählung Jemela, zu Schneewittchen, von „Gevatter Hoff“ mit liebenswürdiger Reimerzählung begleitet, sind am meisten bekannt geworden, einen Blick in weitere, zum Teil umfassende und großartige Schöpfungen dieser Art eröffnet Koch's Buch (S. 49, 65, 67, 68, 69, 126) und wer sich in Frankfurt aufhält, sollte es nicht versäumen, sich von den liebenswürdigen Besitzern, Herrn Architekten Ravenstein am Gartenweg und Herrn von Mayer am Reuterweg, die wundervollen Fresken selbst zeigen zu lassen. Es ist bezeichnend für den Künstler, daß unter den Prosaikern Jean Paul, unter den Dichtern Clemens Brentano ihm besonders nahestehn. Das sinnende, grüblerische Sichversenken des Ersteren in das Kleine und Kleinste, das Eintauchen in mystische Tiefen bei dem Andern läßt bei Steinhausen gleich gestimmte Saiten anklingen. Sein Vortrag zeigt ihn uns von dieser Seite auch im Worte. Schade daß von den Illustrationen zu Brentano's Gedichten (1874 bei Grote erschienen) außer den Vollblattbildern fast alle der Größe nach weit unter Steinhausens Maßstab bleiben — augenscheinlich sind sie des Raumes wegen photographisch verkleinert — sie büßen dadurch viel an ihrer Wirkung ein. Die aber zur Geltung kommen, sind schon echte Steinhausens, die einen guten Begriff seiner Art und seines Könnens geben.

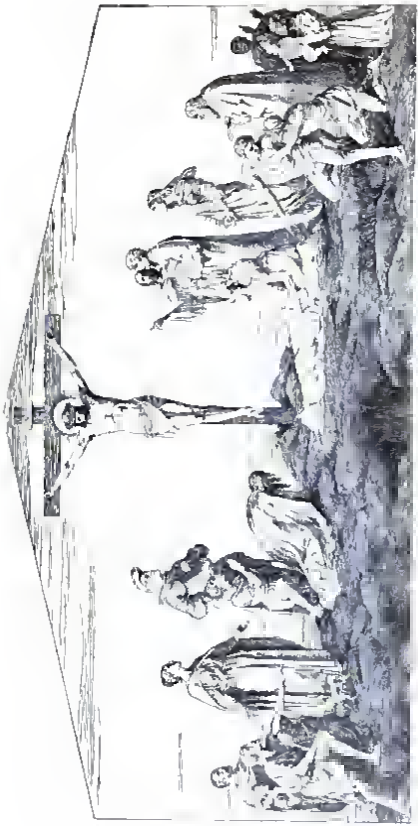
Digitized by Google

Besseren Spieleaum daten ihm die Illustrationen zu Brentanos Chronika eines fahrenden Schülers von denen Koch einige entzückende Proben bietet und vor allem seines Bruders schöne Erzählung „Armela"

Nach dieser Übersicht und Anzeichnung des Schaffens unseres Meisters mögen auch einige beschreibende Fragen und Anstellungen wohl am Platze sein Zum ersten weiß ich nicht, ob Steinhausen überall den Grad der Ausführung seiner Arbeiten für den Gegenstand den Maßstab der Darstellung die Auffassungsweise des Beschauers richtig berechnet Das will wie von einer Reihe der sonst so äußerst anmutigen und liebenswürdigen Bilder zu Schneewittchen (vgl. hier S. 5. 63) Die Stimmung ist überall vorzüglich getroffen und würde vollkommene Wirkung ihm wenn die Ausführung um einen Grad weniger fortgeführt wäre Aber da ist der Kontur gleichsam wie ein loses Kleid um Gestalten und Gegenstände gelegt, die großen Flächen — im Holzschnitt — farblig behandelt und in Licht wie Schatten oft kaum abgetönt Gleich die beiden ersten Bilder — bei Koch nicht wiedergegeben — zeigen deutlich was ich meine. Dasselbe gilt auch von einigen Bildern zu Berntano's Gedichten, für das Zweite vgl 3 B Koch S 13 Ich glaube die Künstler täuscht sich wenn er annimmt, daß der Einbildungskraft des Lesers und des Lesers das ergänzen werde, was er an der Zeichnung vermißt hat Den Ludwig Richter ist niemals zu weitgehend, und auch Steinhausen scheint andererseits die Genauigkeit selbst zu sein. Jedoch ist von diesen Mängeln gewiß manchesser dem Holzschneider zur Last zu legen, aber man muß diesem auch keine zu schweren Aufgabe zumuten — Das Zweite ist dem Ersten vorwandt Nicht nur in der Ausführung, auch in der Darstellung selbst scheint Steinhausen je weiter und mehr diese äußersten Entzückens nachzustreben, ohne der Hauptsachen zu geben, alles Bemerkt abzureißen Gewiß ein lobhaftes Streben — wenn es nicht die zur Nahlheit der Treue verfolgt wird Einem schönen Aufsatze von „Gemälde Hoff" 1896 sie der Frankfurter Zeitung entnehme ich, daß der Gedanken des griechischen Altertums nicht ohne Einschränkung auf Steinhausen passen, sicherlich es sie in diesem Streben nach Einfachheit zu suchen. Aber man darf doch nicht vergessen, daß die Bildhauerkunst durch ihre natürlichen Grenzen auf diese Tugend ganz anders angewiesen ist als die Malerei, daß sie gewissermaßen aus ihrer Not eine Tugend gemacht hat, und daß sie darin in der Vollendung nicht etwa Vorzug niedere ansmußt Die Malerei wird auf das was man mit dem Namen auf das Mitreden der Umgebung, um vorzüchten können muß das nehmen im vollen Umfang heranziehen Ob Steinhausen, der gerade diese Kunst zur höchsten Meisterschaft entwickelt hat, neuerdings nicht in dem Bezirk davon etwas zu weit geht? Ich thue diese Frage angesichts der großen Freskenwerke in St Paul und im Kaiser Friedrich Gymnasium mit aller Bescheidenheit mit jederlei Vorbehalt Aber ganz eingehendst ist die Gefahr, eine Theorie zu weit zu folgen bei einem denkenden, zweifelnden zu grübelnden Künstler wie Steinhausen in keinem Falle Alle Kunst will zunächst mit den Sinnen aufgefaßt werden und gesunde Sinnlichkeit hat das erste Recht auf sie —

Nach der ersten Niederschrift dieses Aufsatzes und dieser Bedenken ist es mir vergönnt gewesen eine Wohnseite des Meisters eine fast überwältigende Fülle seiner Werke, vor allem aber auch sein jüngst vollendetes größtes Werk, die Fresken im Kaiser Friedrich Gymnasium, zu sehen Ich kann daraufhin meine pro desiderata nicht zurücknehmen, muß aber doch auch bekennen, daß die zarte Grenze des Zulässigen von diesem großartigen Bildkreis nicht überschritten wird. Vielleicht ist eine überschickliche Schilderung aus frischer Erinnerung willkommen Die Aula des Gymnasiums bildet einen sehr langen, verhältnismäßig schmalen und niedrigen Saal längs der Straßenseite des Gebäudes, jedoch durch eine große fast unterbrochene Reihe von Fenstern volles Licht fällt auf die gegenüberliegende Langswand, die völlig ohne Fenster und Thüren verläuft Sie ist in der ganzen Fläche von den Fresken ausgefüllt. Interessant ist es daß die Regierung sich neuerdings entschlossen hat auch die beiden Schmalseiten noch malen zu lassen Was wir jetzt sehen ist Jesu Lehre, ungeschaut in der Bergpredigt wenn auch nicht alles Dargestellte in ihr enthalten ist Es ist die Predigt selbst, nicht der Erscheinung nach, als Anstreit, sondern nach ihrem Inhalt Von dem ersteren sehen wir nichts „denn Jesum allein" In dem mittelsten der fünf breiten

Re »



Felder sitzt er da, im Hintergrunde einer herrlichen, frisch grünenden Hügellandschaft mit aufgehobener Rechten nach unsere himmelwärts schauend. Über dem Bilde steht die einzige Inschrift der Wand „Und er lehrte sie" (Matth. 5, 2). Wen anders lehrt er als uns die Beschauer, oder vielmehr die festlich versammelte Schulgemeinschaft, Schüler — und Lehrer. So brauchte die versammelte Menge nicht erst gemalt zu werden. Und nun beginnen am Ende des Saales, von links her — es sind die zuletzt gemalten Bilder — die Darstellungen der Lehre Jesu. Die erste der beiden Flächen zur Linken schildert die Entscheidung, „Niemand kann zween Herren dienen", einen Jüngling zwischen dem König des Himmelreichs und König Mammon, im Begriffe demletzteren den Abschied zu geben. Hinter der Gruppe erhebt sich eine feste Stadt auf dem Berge. wem gehört sie, dem Fürsten dieser Welt? So muß

man wohl schließen ohne doch Sicherheit zu gewinnen. Auf gleichem Plane damit vereinigt hören wir das „Sorget nicht!“ Ein Ackersmann sitzt, das Haupt in die Hand gestützt, am Rande des kahlen Ackers, zwischen dem feierenden Pfluge und einem verdorrten Baumgerippe. Aber daneben trägt eine junge Mutter ihr Kindlein auf dem Arm und über ihnen streckt ein Baum im vollen Blütenschnee seine Äste aus, die Hoffnung auf die Zukunft, die Fürsorge des himmlischen Vaters. — Die zweite Bildfläche vereinigt das „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln“ und das „Hütet euch vor den falschen Propheten ... inwendig aber sind sie reißende Wölfe“, zwei besonders packende Gruppen im Hintergrunde links das Haus auf dem Fels und das einstürzende Haus, das auf Sand gebaut war, rechts der unvollendete Turm aus Luk. 14, 28—30. Weit einfacher sind die Bilder der Wandfläche zur Rechten. Das erste „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“, links eine reiche Obsternte, rechts der Gärtner Christus, neben ihm ein Knecht mit der Axt über der Schulter („Herr, laß ihn noch dies Jahr“ Luk. 13, 6 ff.); im Hintergrunde das Feuer, genährt mit den Bäumen, die nicht gute Früchte bringen. Auf der letzten Fläche scheidet ein mächtiger Pfeiler die breitere Abteilung links. „Lasset euer Lenden umgürtet sein und euer Lichter brennen“ (Luc. 12, 35 ff.) von dem „Gehet ein durch die enge Pforte“, eine hoheitsvolle Engelgestalt winkt zum Eintritt in deren Tiefen. — Unter diesen fünf großen Bildern zieht sich ein niedriger Sockel hin, in drei Felder abgeteilt. Das kleinere in der Mitte, unter dem lehrenden Heiland, zeigt Jesus im Schifflein der Jünger bei dem Sturme, die beiden größeren links und rechts das Gleichnis vom barmherzigen Samariter und vom verlorenen Sohn. Zwischen den fünf Bildern stellen vier Pilaster das Gleichnis vom Sämann oder vom ungleichen Acker dar, und in die Kapitäle sind die verkürzten Brustbilder der „vier evangelischen Heiligen“ eingefügt, von denen schon die Rede war.

Ein reicher Inhalt von dem Meister selbst tiefsinnig ausgewählt und zusammengefügt. Die Theorie kann viel dagegen einwenden. In der Mitte der Heiland selbst, als Gestalt von Fleisch und Bein, neben ihm seine Worte, ebenfalls zu Fleisch und Bein geworden und darin doch wieder er selbst auftretend. Unter den verkörperten Bilderreden aber Gleichniserzählungen mit handelnden Personen, und zwischen ihnen wieder ein wirkliches Geschehen aus dem Leben Jesu und seiner Jünger! Und doch — das Unzulängliche hier wards Ereignis. Die That beweist die Zulässigkeit, die Möglichkeit. Aber nur unter einer unerläßlichen Voraussetzung. Dem Beschauer muß die Bergpredigt samt den Gleichnisreden des Herrn in Fleisch und Blut übergegangen sein, die Gestalten seiner Bilderreden müssen in ihm Gestalt und Leben gewonnen haben, sodaß er sich kaum wundern würde, wenn sie ihm auf der Straße und im Kämmerlein entgegentraten. Das dürfte der Künstler für diese Worte und vor dieser Zuschauerschaft, einer christlichen, lernbegierigen Jugend, voraussetzen, darum durfte er hier Geschichte und Parabel und Bilderrede in einander übergeben und geflügelte Worte sich in Gestalten verdichten lassen. Aber — „machs einer nach und brechs nicht den Hals!“ Eine Schrift weiter und die bildende Kunst gerät auf ein Gebiet, über das sie keine Macht mehr hat. Wir erwarten von ihm selbst auch wieder einfache Bilder, den Heiland und die Seinen in greifbarer Gestalt. Auch die Bedenken nach der formalen Seite zerschlagen sich beim Anschauen. Den fahlen, toten Farben, den kahlen Boden- und Bergflächen der Bilder zur Linken treten die gesättigten Töne des Christusbildes in der Mitte und der Gleichnisse im Sockel versöhnend und ausgleichend gegenüber, und auch die kräftigen Schatten und Schlaglichter in den Gewölben des Bildes auf der äußersten Rechten wirken mit zu einem äußerst wohlthuenden Gesamteindruck. Wir stehen vor einem wahrhaft großartigen, ehrfurchtgebietenden Werke, dem sich wenige zur Seite stellen lassen, und vor allem vor dem Werke eines treuen Vaters, dem keine Frage mehr am Herzen liegt als die alte und immer neue des Psalmisten: „Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehn?“ —

Warum ich Steinhausen zu Eingang den rechten Künstler für die evangelische Kirche und das evangelische Haus nannte, wird durch das Gesagte ausreichend klar geworden sein. Er ist zunächst eine geschlossene und reiche Persönlichkeit und aus seiner Persönlichkeit fließt seine ganze Kunst. Er ist sodann ein lebendiger evangelischer Christ, der sein ganzes Leben

und Arbeiten als Gottesdienst betrachtet, seine Kunst als ein ihm zum Heile seiner Brüder vertrautes Pfund. In dem eben erwähnten, schon öfter angeführten Vortrag giebt er diesem Bewußtsein und den daraus fließenden Folgerungen den klarsten Ausdruck. „Noch etwas", sagt er, „steht groß vor der Seele des Künstlers. Nichts kannst du verbergen, deine Sache wird in deinem Bilde, deinem Werke verhandelt, darum aber, um dich selbst geben zu können, ohne einer Anklage gewärtig zu sein, mußt du selbst dich rein fühlen, deiner Verantwortung bewußt. Denn jeder Künstler ist entweder ein Wohlthäter oder ein Verführer des Volkes." Aber schon 1870 berichtet er über seinen Besuch bei Ludwig Richter in einem Briefe: „Wie redeten, wie beglückend es sei zu denken, daß man andern mit seiner Kunst wohlthun könne. Ja, ein Künstler muß auch ein Wohlthäter sein." Also nichts ist es ihm mit dem gerühmten l'art pour l'art, „die Kunst für das Reich Gottes", das wäre der Inbegriff seiner Kunstauffassung, und daß es die richtige ist, läßt sich für jeden Christen beweisen. Aber die Künstler, die das wissen, sind dünn gesät, darum haben wir alle Ursache, es mit Freuden zu begrüßen, wenn ein Mann von hervorragender Bedeutung sich dazu bekennt. Es gereicht der Stadt Frankfurt a. M. zur besonderen Ehre, daß sie Steinhausen eine Heimat und einen reichen Wirkungskreis geboten hat und ihn so seit mehr als 25 Jahren hat festhalten können.

Dank gebührt auch dem Verfasser des vorliegenden Buchs. Man fühlt es ihm auf jeder Seite an, daß es mit Begeisterung und Liebe verfaßt ist. Etwas weniger von beidem, auch etwas weniger Kunstbetrachtung und dafür noch etwas mehr Thatsachen wäre vielleicht zu wünschen gewesen. Aber sicher steht der Text erheblich über dem Durchschnitt solcher Künstlerporträts, wie sie sich durch die Knackfuß'sche Sammlung eingebürgert haben. Der bildliche Schmuck genügt allen berechtigten Anforderungen, die Ausstattung im ganzen ist durchaus lobenswert. Möchte das Buch dazu dienen, seinen Helden in weiten Kreisen bekannt zu machen und seinen Werken viele Thüren aufzuthun!

Kleine Mitteilungen.

Die Kennzeichnung des neuen deutsch-amerikanischen Gesangbuchs in Nr. 12 des vorigen Jahrgangs (S. 412—416) scheint nicht vergeblich gewesen zu sein. Die „Evangelisch-Protestantische Prediger-Konferenz von Nordamerika" hat unsere Kritik als Separatabdruck an alle in Frage kommenden Geistlichen und Gemeinden versenden lassen und hofft, auf diese Weise der Verbreitung des Buches wirksam zu begegnen. Was die starke Abhängigkeit von dem neuen Gesangbuch für Elsaß-Lothringen — in gewissen Äußerlichkeiten — betrifft, so wird diese zwar vorläufig von Seiten der Angeklagten heftig bestritten, ja Gegenklage („Plagiat auf Seiten Straßburgs!") angedroht. Diese Angelegenheit ist aber längst endgültig erledigt, wichtig bleibt allein, daß das neue Buch möglichst schnell wieder verschwindet. Sm.

Spitta's und Sell's Aufsätze Das gemeinsame Sprechen im Gottesdienst betreffend schreibt uns unser verehrter Mitarbeiter, Oberpfarrer Brathe in Ranis: „Ich möchte es nicht unausgesprochen lassen, wie sehr ich mich der Ausführungen über das Sprechen der Gemeinde im Gottesdienst gefreut habe. Da kann man fast Wort für Wort unterschreiben. Möchten die Anregungen fruchtbar werden. Nicht ganz zu übersehen scheint mir auch das von Prof. Sell S. 8 oben gelegentlich Berührte, bezüglich des äußeren Verhaltens der Gemeinde bei den verschiedenen liturg. Akten. Wenn die Gemeinde z. B. beim Sündenbekenntnis niederkniete und beim Gnadenspruch sich erhöbe, so würde dies auch dazu beitragen, sie zu einem genaueren Aufmerken auf den Inhalt der verschiedenen Lesungen zu veranlassen." — Daß die oben genannten Ausführungen weiterhin auf Zustimmung und Verständnis gestoßen sind, beweist der inzwischen veröffentlichte Aufsatz Braumanns. Das wichtige und ebenfalls weiterer Diskussion bedürftige Gebiet der den Verlauf des Gottesdienstes begleitenden Geberden habe ich in einem demnächst erscheinenden Artikel über „Sitzen und Stehen im evang. Gottesdienste" bereits betreten und werde noch mehr davon bearbeiten. Sp.

Die neue Pauluskirche in Basel ist den Lesern der Monatschrift bereits bekannt. In Nummer 9 des 4. Jahrganges hat Dr. Karl Bernoulli-Siegfried den begonnenen Bau an Hand der Pläne eingehend geschildert. Inzwischen ist nun die Kirche vollendet und am 17. November der Gemeinde zum Gebrauche übergeben worden. Bei

Digitized by Google

diesem Anlasse ertaute ich auf Wunsch der Herausgeber der Mannischeift einen kurzen Bericht über das fertige Werk. — Die Kirchen die in den verflossenen Jahrhunderten entstanden sind, zeugen meist noch mehr als die Profandauten von einer meekwürdigen hinsichtlich der baulichen Geschichtes, sie die eigenen Bedürfnisse auch den notwendigen architektonischen Ausdruck zu finden. Deshalb geht auch von ihnen noch die ehrfurchtvolle Kraft aus, die allem Zweckentsprechenden innewohnt. Denn alle Kunst vermag nicht darüber zu täuschen, daß es sich im besten Falle um die glückliche Nachahmung von Formen handelt die sie einer vergangene Zeit der notwendige Ausdruck ihres Strebens waren. Bei den protestantischen Kirchen erschwert die Abhängigkeit von der Vergangenheit um so mehr eine befriedigende Wirkung, als hier auch noch das, was aus dem katholischen Kultus heraus gewachsen ist, für gänzlich andere Bedürfnisse zurecht gestutzt werden muß. Die praktische ist ein erfreuliches Zeichen dessen, daß auch auf dem Gebiete der Architektur der Geist der Zeit sich seine eigenen, entsprechenden Formen zu schaffen beginnt. Mag immerhin der Rennee eine Anlehnung an die Formen des romanischen Stiles konstatieren. Sie sind jedenfalls von dem Architekten so verwendet worden, daß der Kirche durchaus den Eindruck des Selbstgeschaffenen in gutem Sinne Modernen macht. Bis in die kleinsten Teile offenbart sich in dem Gebäude ein Wille, der nicht den Zweck den Formen unterordnet, sondern die dem Zwecke entsprechenden Formen zu finden weiß. Schon das Äußere ruft den Eindruck hervor, daß sich hier eine Frömmigkeit erbauen soll die den Menschen über die Erde emporhebt, aber ihn nicht der Erde entfremdet. Und ebenso macht uns im Innern die Empfindung sicher, uns in einem Gebäude zu befinden, das so gut es ging, für den protestantischen Kultus zurecht gemacht worden wäre. Dr. Beerenmüll hat bereits darauf hingewiesen daß die Absicht, einen geeigneten Raum für die Aufführung von Kantaten und Oratorien zu schaffen die Anlage mitbestimmt hat. Damit ist ein Schritt vorwärts gethan worden auf dem Wege, der Kirchen für weitere Zwecke außer den ihnen vermehrt zu machen. Er tut jedoch der Frage, ob in dieser Hinsicht nicht noch mehr geschehen und nach entschiedener mit der Tendenz gebrochen werden sollte. Liegt nicht etwas Beruhigtes in der Vorwürfen daß man verartige Stimmen sie Gebäude anspreche, die nur während weniger Stunden in der Woche benützt werden? Und hat dieses Mißverhältnis nicht darin seinen Grund daß wir Proportionen bei dem Bau unserer Kirchen immer noch allzusehr abhängig sind von den katholischen Vorbildern, deren Voraussetzungen und Zwecke ganz andere sind? Es ist lehrreich daß man sich in Basel da wo in den letzten Jahrzehnten am privaten Mitteln Gebäude zu gottesdienstlichen Zwecken errichtet wurden sind nirgends darauf beschränkt hat lediglich Predigtsallen zu bauen, obwohl die Kapellen zugleich andern Bedürfnissen dienstbar gemacht hat. Damit wurden indirekt jene Verwürfe für berechtigt erklärt. Und es scheint mir zweifellos daß das Ideal einer wirklich protestantischen Gemeindekirche in der Linie jenes Gebäude liegt, die darauf verzichtet haben, bloße Kirchen, das heißt lediglich Kultusstätten zu sein.

Lic. E. Fischer-Basel.

Bücherschau.

E. A. Witz-Oberlin, Der evangelische Gottesdienst nach Kol 3, 16. (Separat-Abdruck aus der Ref. Kirchenzeitung) 36. Erlangen, Junge.

Diese Rede des bekannten Wiener Theologen gehalten bei der Feier der Vollendung der Restauration seiner Kirche und Orgel ist ganz vorzüglich gerichtet die noch immer in der reformierten Konfession herrschenden Vorurteile gegen die Einführung der Kirchenmusik zu beseitigen. Jener puritanische Sinn hat ebenso sehr das Singen der Schrift speziell des Alten Testamentes gegen sich, worauf sich doch die Reformierten so gern berufen, als das Urteil der mit Unrecht als Kunstfeinde verschrienen Reformatoren, für sich hat er mehr eine gewisse kirchliche Tradition wogegen man doch sonst gerade in der reformierten Kirche Front gemacht hat. Möge dieses gute, wohl begründete Wort allerseits einen guten Ort finden.

Fe Spitta

Von Kontinent zu Kontinente. Ein „Soli Deo Gloria". Denkschrift über die Konzertreise des Leipziger Solo-Quartetts für Evang. Kirchengesang nach Amerika, Deutschland und den Vereinigten Staaten Amerikas im Spätherbst 1900 von Benno Böhlig Kantor an St. Johannis Leipzig. St. Petersburg. Verlag der „Evang. Blätter für junge Männer in Rußland". Der gesamte Ertrag ist zum Besten des vom Evang. Jünglings- und Männervereln in St. Petersburg zu erbauenden Evang. Vereins- und Logierhauses (25) SS. fl. 8°. Preis geh. 2½ Mk.) — Der billige Preis und der gute Zweck dürften als Empfehlung des hübschen Büchleins zur Not genügen. Sollte es ja noch einer äußeren Empfehlung bedürfen so sei hinzugefügt, daß das Quartett bestehend aus dem Berichterstatter und seiner Gattin (Tenor und Sopran) der Altistin Frl. H. Krsch und dem Baßsisten Herrn C. Tannewitz die Reise nach Amerika auf dringende Einladung den dort „gegen ein verhältnismäßig bescheidenes Honorar unternommen und alle Übrschüsse die in der kurzen Zeit etwa 30 000 Mark betragen, wohltätigen Anstalten überwiesen hat (vgl. den

Bericht aus der Kreuz-Zeitung S. 246). Über das Buch kann alle äußere Empfehlung entbehren, es empfiehlt sich selbst. Es dürfte schwer sein, eine so wahrheitsgetreue frische Schilderung Amerika's, insbesondere des deutsch-katholischen irgendwo auf kleinem Raum zu finden. Daß der Verfasser kein Schriftsteller ist, schadet nichts; der Poet ersetzt den Mangel Reisen der lebendigen oft genug begeisterten Erzählung, beweist er diese Begabung in einigen sehr hübschen Proben gebundener Rede. Die letzten Seiten des Gedichts mit dem er das Buch abschließt, haben ihm zugleich dessen Titel geliefert. Daß das Quartett kein oder gar wenig Englisch verstand, daß es darum der gastesten Selbstzufriedenheit Amerikas oft genug wasserlos gegenüberstand, dient nur dazu, den Reiz der ungeschminkten Schilderung zu erhöhen. Die ganze Komik des Besuchs in dem Alleinungsmuseum in Philadelphia, wo ein deutscher Orientalist der „27 Sprachen spricht", den staunenden Landsleuten die von ihm ausgegrabenen Schätze zeigt die „16,000 Bände" in Reisterern, „welche die Wahrheit der biblischen Berichte zur Evidenz beweisen". — die vermag nur ein Eingeweihter recht zu würdigen. An mancher andern Stelle ist dem Erzähler selbst die Gutherzigkeit und Naivität mancher Verhältnisse zu starem Bewußtsein gekommen. Aber daneben empfindet er doch auch mit Recht in vermem Dank vieles Gute und Schöne. Mitunter echte Herzlichkeit, wieder jubelnde Freude gaben den Gästen aus dem arbeiten Vaterlande bei den beißen hin verschlagenen Deutschen überall entgegen! Wie manches traute deutsche Heim von altväterlicher Einfachheit der Sitten hat sich ihnen aufgetan! Aber wie herrlich muß auch das Quartett gesungen haben, um dort wo jetzt jede Kirche die einfachen aber doppelten Quartett von keineswegs geringer Durchschnittsgüte besitzt, solchen Erfolg zu erzielen! Und was sie eine anglanolische Leistung war es in neman zwei Monaten auf der angebenen Strecke von Neuyork über Philadelphia Pittsburg, St. Louis, Chicago, durch Kanada nach Buffalo, Boston wieder bis Washington auch zurück bis New-York zu kommen. Und konnten oft mehreren am gleichen Tage, meist mehrmalen Zugaben, unter und beste deutsche Kirchenmusik vorzutragen. Wenn der Alt dabei einige Male jedenfalls krähkelte, ja kann das nicht Wunder nehmen? wenn nur bei keinem der vier Sänger der laufende Bart nachgekommen ist der solche Gewaltleistungen oft genug stellt. Die schönen Programme sind an der Zahl bekommen nur in den Kauf sie könnten jedenfalls lustern machen, manches wohlbekannte und manches neue Stück von solchen Interpreten einmal zu hören. Daß neben Hauptmann, Mergner, Albert Becker und andern Meistern des 19. Jahrhunderts Heinrich von Herzogenberg ähnlich geehrt wird, muß einem allen Strapatzen allerdings hoffentlich erfahrenen Meister das Herz erfreuen. Möchte das Quartett auch ferner zwischen Segen stiften, möchten vor allem durch solches Beispiel Viele sich ermuntgen lassen, den Beiden jenseit des Ozeans zu bringen, was ihnen not und wohl thut, echte deutsche Kunst und Wissenschaft!

R. Bäumker.

Carl Mommaert Die heilige Grabeskirche zu Jerusalem in ihrem ursprünglichen Zustande. Mit 22 Abbildungen im Texte und 3 Karrenbeilagen. Leipzig, Haberland 1898. 256 Seiten. 5,50 M.

Derselbe Die Dormitio und das deutsche Grundstück auf dem traditionellen Zion. Leipzig ebenda, 1899. 152 Seiten. 3 Mk.

Derselbe Golgatha und das hl. Grab zu Jerusalem. Leipzig ebenda, 1900. 280 Seiten. 5,50 M.

Dem der sich über die aus den Titeln der drei Bücher ersichtlichen Gegenstände orientieren möchte, können die gelehrten und temperamentvollen Darlegungen des wohlunterrichteten Priesters mit gutem Gewissen empfohlen werden. Es wird sie etwas breitschweifig und reichlich polemisch finden kann aber vieles daraus lernen. Am wertvollsten ist das erste Buch, das die verschiedenen Ansichten über die ursprüngliche Lage und Gestaltung der Grabeskirche klar und übersichtlich darstellt. Daß ich mich daraus gerade der Mommerschen als die richtige wählen würde kann ich freilich nicht unbedingt behaupten. Völlig befriedigend hat auch er die alte Streitfrage noch nicht gelöst. Aber er ist der Lösung vielleicht nahe gekommen.

Rich. Bürkner.

Stephan Bastel. S. J. Bilder aus der Geschichte der altchristlichen Kunst und Liturgie in Italien. XI. 328. Freiburg i. B. Herder. M. 7.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich schon durch verschiedene Arbeiten aus dem Gebiet der christlichen Kunst des Mittelalters wie des Altertums, sowie durch seine Vorlesungen über Liturgie vorteilhaft bekannt gemacht, und er gehört zu den wenigen katholischen Theologen, die auf diesem Gebiete so ziemlich arbeiten. Daß einem wohl manchmal die Frage sich aufdrängt, warum nun den evangelischen Theologen diese Studien so wenig betreiben werden. Man darf sich nicht wundern, wenn bedeckt allgemach im Kreise der Fachgenossen diejenige Auffassung des Urchristentums und insbesondere der Bedeutung seiner Kunst sich festigt, wie sie in den katholischen Handbüchern vorgetragen wird. Auch das vorliegende Buch mag dazu beitragen, denn sein Stoff ist sehr übersichtlich geordnet und seine Darstellung klar und lesbar. Die Darlegungen beruhen auf eingehenden Studien das Buch selbst aber enthält deren Resultate, nicht gelehrte Untersuchungen. Denn es ist nicht für die Studien des Fachmannes geschrieben

Digitized by Google

sondern der Verfasser will ein Handbuch liefern für den Klerus und für gebildete Laien, die sich über dieses Gebiet unterrichten wollen. Darum ist besonders unter den Abbildungen Altbekanntes wiederholt, darum sind gelehrte Kontroversien möglichst vermieden und wo sie unvermeidlich waren in die Anmerkungen verwiesen. Diesen Zweck den der Verfasser im Auge hat kann sein Buch wohl erfüllen und es wird auch für romanische Ubersetzungen, der fremd an dieses Gebiet herantreten, eine gute Einführung sein. Freilich die Urteil im Einzelnen mussten sie sich vorbehalten. Was nun näher den Inhalt des Buches angeht, so beschäftigt es sich ungemeinlich mehr mit der Kunst als mit der Liturgie. In sieben Kapiteln behandelt der Verfasser die altchristlichen Grabdenkmäler (Bau und Anlage der Grabstätten und der Sarkophage) die altchristliche Basilika die Anfänge der christlichen Malerei in den Katakomben, die altchristlichen Mosaiken in Rom und Ravenna das Mobiliar der römischen Basilika und deren Verzierung mit edlen Metallen die Ausschmückung der altchristlichen Basilika mit Ambonen und Sakrarien und zuletzt die altchristlichen Taufkirchen. In diesen Kapiteln wird uns gelegentlich auf liturgische Dinge Bezug genommen nämlich in so weit die Gestaltung oder Ausschmückung gottesdienstlicher Räume oder die Ausstattung derselben mit bestimmten Vorrichtungen, mit Gerätschaften oder Büchern und der Liturgie in Verbindung steht. Dies besonders in den letztgenannten Kapiteln die damit übereinen zu dem letzten Abschnitt des Buches, der ausschließlich der Liturgie gewidmet ist und die Überschrift trägt: Die päpstliche Messe im 8 Jahrhundert. Hier wird der ganze Vorgang der durch den Papst abgehaltenen Messe nach Ordo I. ausführlich dargelegt mit genauer Schilderung der Kleidung und Geräte und Zeremonien. Dies Kapitel enthält noch mehr als die andern, lediglich Beschreibung. — Die Auffassung der altchristlichen Kunst ist diejenige welche in den Arbeiten der römischen Archäologen sich allgemein als die orthodoxe festgesetzt hat, d. h. auch Beissel huldigt der Ansicht daß die plastischen Darstellungen der Sakramente, wie die Malereien der Gräfte durchaus symbolisch aufzufassen seien. Auf den Sarkophagen findet er zusammenhängende Geschichtenreihen. Bäumen und Felsgewände Bäume und Tiere, beides symbolische Bezeichnungen; die figürlichen Darstellungen der Malerei entspräche eine discipulum arcani so Verfasser meint (S. 106) „die Bilder waren eine Art Hieroglyphen redeten wie ein Rebus“ Das unser freilich eine kuriose Belehrung des christlichen Volkes. Ref. kann diese Auffassung der altchristlichen Kunst grundsätzlich nicht teilen sondern ist der Ansicht, daß nun nicht ein allgemeines Prinzip in der Auffassung jener Kunstwerke aufstellen und sie nicht nach einer Schablone beurteilen kann, sondern daß man jedes Bildwerk für sich untersuchen muß wobei wohl einiges als Symbol, anderes in sepulcraler Bezeichnung, sehr vieles aber als bloßes Ornament sich darstellen wird. Doch ist anzuerkennen, daß Beissel sein Prinzip nicht so einseitig durchführt wie andere römische Archäologen, aber denen er sich auch durch seinen freieren historischen Blick auszeichnet. So erklärt er ausdrücklich, daß der Zusammenhang mit der Antike festzuhalten sei, und daß der Bruterlassung der altchristlichen Bildwerke auch die „Arbeiten der Vorgänger“ berücksichtigt werden müssen. In der Frage der Entstehung der Basilika schließt er sich denen an welche deren Grundformen aus dem antiken Hause ableiten. Er nimmt im Bildercreise auch einzelne historische Bilder an, die keine sepulcrale Bedeutung haben. Es ist in der Auffassung der Figuren der Orantin nicht so einseitig wie Wilpert (der unter allen Umständen darin nur Bilder der Abgeschiedenen sehen will welche für die Verehrenden beten) sondern gerät zu daß es zuweilen Porträts der Verstorbenen sind und zuweilen sogar Ornamente. Freilich kann auch wieder Symbole bei „Arche“ Wenn der Verf. den Grundsatz des historischen Zusammenhangs entschiedener durchführte, würde er wohl in manchen Punkten zu andern Resultaten gelangen. Bei dem Hauptpunkt des liturgischen Gebietes freilich nämlich der Messe lässt ihn die historische Betrachtung völlig im Stich. Er setzt als ausgemachte Thatsache voraus daß die römische Messe von den ersten Anfängen des Christentums an so gefeiert worden sei wie heute redet von einer „apostolischen Messe“ und gedenkt die Aussendung Bischof und Klerus für jene Zeit wie wenn es sich um spätere Jahrhunderte handelte. Das ist doch wirklich nicht erlaubt gehandelt. Denn ein so gelehrter Mann wie Beissel weiß selbstverständlich so gut wie andere, daß Jahrhunderte vergingen bis der Messkanon festgestellt war, und daß der Verwandlungsakt ein Ergebnis der scholastischen Theologie des Mittelalters ist. Nun, über solche Dinge kommen eben die römischen Theologen allem Anscheine nach nicht hinaus. Es ist damit auch die Ansicht des Verf. zurückzuweisen, daß man die Form des antiken Hauses deswegen zur Norm der ersten Kirchenbauten bestimmt habe, weil in jene Formen die Liturgie gut hineinpasste. Solche historischen Übergänge vollziehen sich überhaupt nicht mit Reflexion ganz abgesehen davon daß die Form des antiken Hauses höchstens für den Grundriß, aber nicht für den Aufriß der altchristlichen Basilika ausreicht, dürfte auch wohl noch andere basilikale Formen der römischen Baukunst als Vorbilder für den ältesten Kirchenbau angeführt haben werden. Die Differenzen mit den Ansichten des Verfassers können uns aber nicht abhalten, die guten Seiten des Buches anzuerkennen. Zur Einführung in das fragliche Gebiet mag es jedenfalls wohl empfohlen werden. —

Hasenclever.

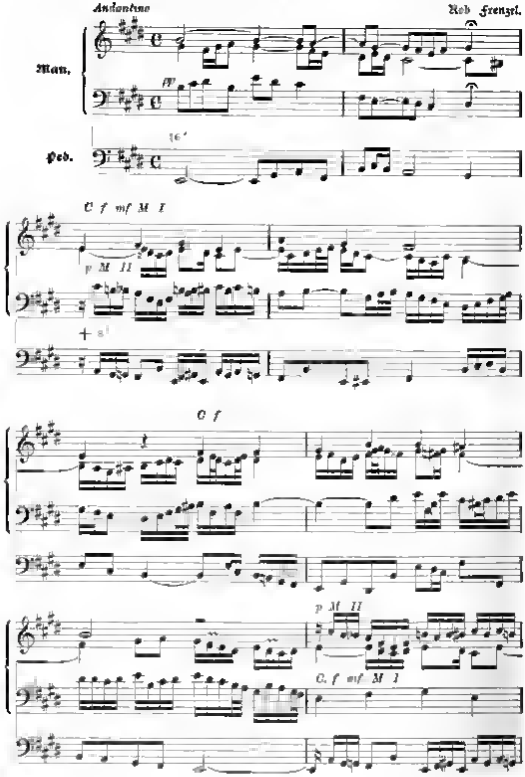
Nachdruck
ist gesetzlich verboten.

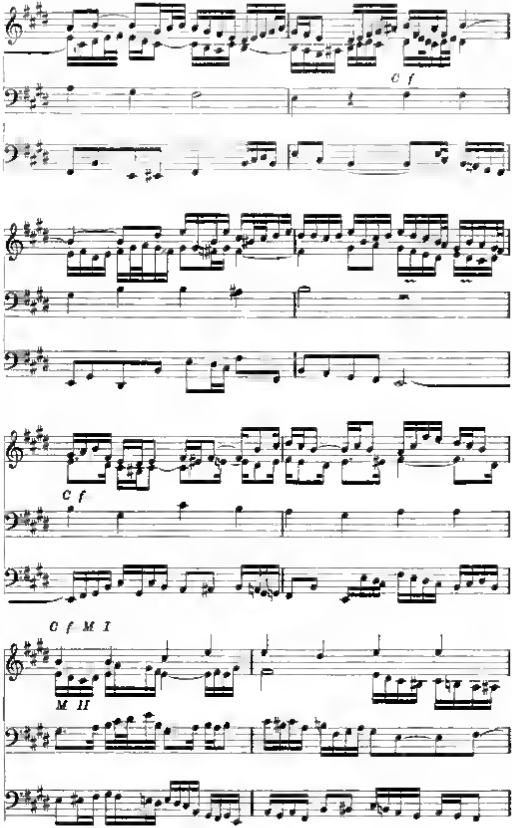
Herrn Prof. Dr. Fr. Spitta.

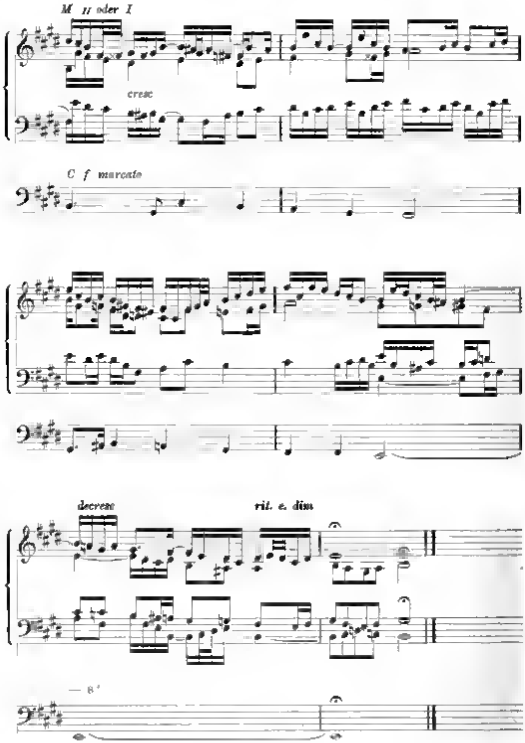
Orgelvorspiel: „Jesu, meines Lebens Leben."

Andantino

Rob. Frenzel.




c f
c f
c f M I
M II



Digitized by Google

7. Jahrgang Nr. 4. April 1902

Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel Nr. 60 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland" jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes (Postzeitungs-Preisliste Nr. 1079. Ausgabe mit „Correspondenzblatt" 2. Nachtrag Nr. 5073a.)

Inhalt: Ein Gesang auf das Osterfest. — Günther, zum Gedächtnis von Carl Gruneisen. — Köstlin, Zur Evangelisierung altlitauischer Stücke I. — Werner, Die Eisenberger Kantorei und Martin Rinckarts Verdienste um dieselbe. — Frey, Ein interessantes Bandenkmal mittelalterlicher Baukunst in Livland. — Spitta, Kritiken und praktische Winke für Passion und Ostern. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Notenbeigabe.

Ein Gesang auf das Osterfest

von **Peter Hagen** (1569—1620).

1. Gott sei gedankt in Ewigkeit,
die Sonne der Gerechtigkeit
das menschlich Herz erfreuet,
sie springt herfür
aus Grabes Thür,
all Kreatur erneuet.

2. Das ist der Siegsfürst Jesus Christ,
der heut vom Tod erstanden ist
und hat dem Feind genommen
all sein Gewalt
und ist alsbald
mit Freuden zu uns kommen.

3. Auch schöne Ausbeut hoch geacht't
mit sich hat aus dem Tod gebracht,
die will er uns gern geben
das edle Kleid
Gerechtigkeit,
Fried, Freud und ewige Leben.

4. Drum ich mich dir, Herr Christ, befehl
in deine Hand mit Leib und Seel,
du bist mein Schatz auf Erden,
mein einger Trost,
der mich erlöst,
nichts Liebers mag mir werden.

5. Laß mich mit dir zu Grabe gehn
und fröhlich wieder auferstehn,
damit ich mannigfalte
nach kleiner Zeit
in höchster Freud
bei dir die Ostern halte.

Dieses schöne Osterlied ist in mir wenige Gesangbücher unsers Jahrhunderts, z. B. das von Mecklenburg-Braunschweig übergegangen. Es sollte der Gemeinde mindestens durch den Chor nahe gebracht werden, etwa in der Kompassion von Joh. Stobaus aus dem 2. Teile der Preußischen Fest-Lieder.

Zum Gedächtnis von Carl Grüneisen

(geb. 17. Januar 1802 — gest. 28. Februar 1878)

von Lic. th. **Rudolf Günther**, Vikar in Langenburg

Unser Bild[1]) zeigt den württembergischen Theologen Carl Grüneisen, den Begründer und langjährigen Herausgeber des „Christlichen Kunstblatts", der sich als Kunstforscher und Litterariker einen Namen gemacht hat (vgl. Monatschrift VII, 65 ff). Hervorgegangen aus einer geistig hochstehenden Familie, nahm der vielseitig begabte und empfängliche Jüngling seine an dem literarischen, poetischen und künstlerischen Leben der schwäbischen Hauptstadt voll. Sein Vater, ein höherer Beamter, führte die Redaktion des Cottaschen Morgenblatts, sein Elternhaus war demjenigen Wilhelm Hauffs nahe verwandt, Männer wie der Buchhändler Cotta, der hochgebildete Kaufmann Rapp, Vater der Frau von Baisseree und Bruder der ersten Frau des Bildhauers Dannecker, und Dannecker selbst gingen in diesem Kreise aus und ein. Bald führte den jungen Theologen, in dessen Geist Frömmigkeit und edle Kunstbegeisterung einen innigen Bund geschlossen hatten, der Weg zu den Füßen Schleiermachers und in den Bereich Goethes, in die Umgebung der Rahel und Bettina und an die klassischen Stätten von Rom und Florenz. Die Gunst des Geschickes, die über seiner Jugend leuchtete, hat ihn auch weiterhin durch das Leben begleitet und ihn auf Höhen geführt, auf denen sich seine eigentümliche Begabung voll auswirken konnte und die Pflege seiner teuersten Ideale zu seinem Berufe gehörte. König Wilhelm I. berief den Dreiundzwanzigjährigen aus Italien zurück, er ernannte ihn alsbald zum zweiten und zehn Jahre nachher zum ersten Geistlichen an seiner Hofkirche, mit dreiunddreißig Jahren trat Grüneisen zugleich in eine maßgebende Stellung bei dem württembergischen Kirchenregiment ein und hatte nun nicht nur Gelegenheit, als Mitglied des Konsistoriums seine hervorragende Herrschergabe zu bethätigen, sondern es traten auch an ihn die besonderen Aufgaben heran, deren Erfüllung ihm in der Geschichte seiner Landeskirche, aber auch in der Geschichte des Gottesdienstes und der kirchlichen Kunst ein Gedächtnis sichert. Das neue württembergische Gesangbuch und Choralbuch ist zum guten Teil sein Werk, er war zudem in vorsichtiger Weise darauf bedacht, nicht nur den rhythmischen Choralgesang, sondern auch den vierstimmigen Gemeindegesang einzubürgern. Er zählt auch zu den Bearbeitern der heute noch geltenden Agende, das chelarisierende Pathos so mancher Formulare

[1]) Benutzt mit Erlaubnis des Verlags Wartburg. Joh. Werner Verlag. G. m. b. H. Berlin.

derselben fällt ihm nicht zur Last er hat es selbst beklagt daß hier nicht eine dem Geist des evangelischen Gottesdienstes mehr entsprechende Gestalt zu erreichen war. An der wieder erwachten Kunstpflege in der evangelischen Kirche hat er in Wort und Schrift, mit Rat und That unermüdlichen Anteil genommen, erst im Tode ist seiner Hand die rastlose Feder entsunken. Seine Kunstanschauung war die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschende, doch bei seinem weiten kunstgeschichtlichen Gesichtskreis und feinsinnigen Empfinden ohne Enge und unwahre Einseitigkeit. Auch als Liturgiker stand er empfangend und gebend inmitten jener Strömung, die durch die 1851 in Dresden eröffneten liturgischen Konferenzen bezeichnet ist. Er hat aber seinem liturgischen Urteil in erster Linie religiöse, nicht ästhetische Maßstäbe zu grunde gelegt und war, wie schon die reichliche Berücksichtigung des Pietismus im Gesangbuch zeigt mit der kirchlichen Eigenart des schwäbischen Bodens zu vertraut, als daß er eine förmliche Umbildung des reformierten Typus der Gottesdienstordnung ins Lutherische hätte anstreben wollen. Die von ihm ausgestreute Saat fängt jetzt an aufzugehen, und wenn die Frucht diesmal zur Reife kommen darf, so wird Carl Gruneisen und nach ihm Heinrich Adolf Köstlin immer als Bannerträger der liturgischen Bewegung in Württemberg zu nennen sein. Noch mit einem andern Ziele der kirchlichen Gegenwart bleibt Grüneisens Name dauernd verknüpft. Er hat den Gedanken an eine Vereinigung der deutschen Landeskirchen mit Lebhaftigkeit ergriffen und seinen König dessen uneingeschränktes Vertrauen er bis zu dessen Tode besaß, dafür zu erwärmen vermocht. Ist er so einer der Haupturheber der deutsch-evangelischen Kirchenkonferenz geworden, so hat er diese doch nur als ein vorläufiges und wenig befriedigendes Ergebnis jener Bemühungen betrachtet, eine deutliche Erinnerung, welch eine Fehlgeburt zu Stande kommen müßte wollte man bei der Wiederaufnahme derselben wirklich diese bereits gealterte Institution zur Grundlage des Neuen nehmen. Bei all seinem ausgeprägten Formensinn ist Grüneisen nie in den Wahn verfallen, daß das Leben aus den Institutionen komme, so gehalten und gemessen sein Wesen war, so lebte doch in ihm etwas von dem Individualismus seiner schwäbischen Heimat.

Sein Bild verrät Vornehmheit und edles Ebenmaß der Erscheinung, neben lebendiger Empfindung und beherrschender Energie einen Zug innerlicher Sammlung und schöner Harmonie der Seele. Man begreift daß Dannecker einst den jungen Grüneisen zum Modell für einen Johannes ausersehen hat.

Zur
Evangelisierung alt-liturgischer Stücke

von **Heinrich Adolf Köstlin.**

Der Titel, den ich den nachfolgenden, ganz unmaßgeblichen und völlig anspruchslosen Besprechungen vorsetze, will andeuten, daß es sich dabei um solche liturgische Stücke handelt, die aus der alten bezw. mittelalterlichen Kirche in die evangelische herübergenommen worden sind, von dieser schon im Interesse der Ökumenizität und unter dem Gesichtspunkt der Pietät nicht gerne entbehrt werden möchten, in der Form aber, in der, und an der Stelle, wo sie gemeinhin verwendet werden, dem schärferen evangelischen Empfinden nicht oder doch nicht ganz ent-

sprechen, mithin eine Evangelisierung erfordern, sollen sie wirklich homogene Bestandteile des evangelischen Gottesdienstes werden, in denen das reine evangelische Bewußtsein unvermittelt und restlos zum Ausdruck kommt.

Dabei wird es sich jedesmal um die Frage handeln, was an den betreffenden Stücken, bezw. an deren herkömmlicher Verwendung, das evangelische Empfinden befremdend berührt oder seinen Widerspruch herausfordert. Denn davon wird es abhängen, ob und in wieweit sich die Evangelisierung auf den Inhalt, oder auf die Form oder nur auf die Art der Verwendung zu erstrecken hat.

1. Das Magnificat.

Der Lobgesang der Maria Luc. 1, 46—55, (das nach dem Anfangswort in der lateinischen Übersetzung sogenannte Magnificat) hat ein Recht auf Pietät als klassisches Beispiel der ältesten christlichen Psalmendichtung. Es gehört mit dem Lobgesang des Zacharias Luc. 1, 68—79, dem Benedictus, und dem Lobgesang des Simeon Luc. 2, 29—31, dem Nunc dimittis, zu den Psalmi majores, den neutestamentlichen Psalmen. Für die katholische Kirche nimmt es unter diesen wieder an Bedeutung und Wert die erste Stelle ein als Canticum beatae Mariae virginis, als Schöpfung der Mutter des Herrn. Um seiner einzigartigen Bedeutung willen, sofern es die Worte der allerseligsten Jungfrau sind, mit denen sich der Betende dabei zusammenschließt, bezeichnet es in der Liturgie der Vesper, der es seit Gregor M., bezw. dem hl. Benedict zugewiesen ist, den eigentlichen Höhepunkt des abendlichen Lob- und Dankopfers[1]. Es erscheint dem Katholiken eben in seiner Eigenschaft als Lied der Maria als der odor suavitatis κατ' ἐξοχήν. Dies kommt darin zum Ausdruck, daß mit dem Magnificat die Inzensation des Altars beginnt.

Die besondere Wertschätzung des Magnificat um seiner Urheberin willen fällt für die evangelische Kirche von vornherein weg. Sie behält es bei, „dieweil es ein trefflicher Lobgesang ist“,[2] nicht um der Autorschaft der Gottesmutter, sondern um seines inneren Wertes willen. Sie beläßt es bei der Vesper, und zwar an der herkömmlichen Stelle, zwischen Hymnus und Gebet, nicht weil sie an dieser Stelle etwa die lebendige Vergegenwärtigung der Maria im Zusammenschluß mit dem von ihr stammenden Lobgesang für angezeigt hielte, als die angemessenste und wirksamste Einleitung zu den Preces, sondern weil sie es an dieser Stelle vorgefunden hat, aus Pietät gegen die Überlieferung. Aber sie nimmt ihm das ausschließliche Recht auf diese Stelle: es muß dasselbe mit anderen neutestamentlichen Psalmen oder Lobgesängen teilen. Es bildet nicht mehr den Kulminationspunkt des abendlichen Lob- und Dankopfers, es ist einfach ein zweiter Lobgesang, der zu dem Hymnus hinzugefügt ist, ein zweiter Psalm, und wird auch als solcher behandelt: die individuelle Heilserfahrung der Sängerin wird durch das Gloria patri zur allgemein christlichen erhoben, durch die Antiphon die Beziehung auf die Kirchenzeit, auf das, wofür an dem bestimmten Tage Gott gepriesen wird, hergestellt. Dabei will freilich nicht recht einleuchten, weshalb an dieser Stelle in der Vesperliturgie ein zweiter Hymnus, noch weniger, weshalb hier gerade das Magnificat eintreten soll. Die Versuche, das rein historische Recht des Magnificat auf seine Stellung in der Vesperliturgie theoretisch zu begründen, erweisen sich alle als gesucht und künstlich. Auch der Grund, den man dafür geltend gemacht hat, es sei angemessen, auf den Hymnus, der menschlichen Ursprunges sei, einen Gesang göttlicher Herkunft folgen zu lassen, ist durchaus hin-

[1] Thalhofer, Handbuch der katholischen Liturgik II (1890), S. 478.
[2] Braunschweig-Lüneb. K. O. 1544.

fällig. Denn schon sehr frühe hat die evangelische Kirche das lateinische Magnificat in das deutsche Magnificat Lied umgegossen und durch dieses ersetzt also, wenn man so will, das conticum gottlichen Ursprungs verunstaltet[5]). Gewiß wird dadurch das Magnificat dem evangelischen Verstandnis und Empfinden näher gebracht, es wird durch die Verdeutschung nach Text und Weise unserem evangelischen, als es sich in der Form des deutschen Liedes dem Gottesdienst nach evangelischem Verständnis leichter und natürlicher einfügt als das lateinische Magnificat mit der gregorianischen Melodie. Ob das letztere ganz aus der Liturgie ausgeschieden,[6]) oder ob es ans Ziehit gegen die Überlieferung beibehalten dem Chore zugewiesen und Vers um Vers von der Gemeinde durch das deutsche Lied „erklärt[2]) wird, macht wenig Unterschied.

Allein die Verknüpfung des Lobgesanges der Maria mit der Vesperliturgie an dieser Stelle wird dadurch nicht einleuchtender gemacht, der Pleonasmus, der durch den Hinzutritt eines zweiten Lobgesanges zu dem Hymnus entsteht wird durch die Verwandlung des lateinischen Magnificat in ein deutsches Lied nicht aufgehoben, sondern im Gegenteil erst recht hervorgehoben und zum Bewußtsein gebracht. Man hat das wohl auch empfunden und den zweiten Lobgesang, dem Magnificat dadurch eine besondere Bedeutung verliehen, daß man es zum Gegenstand künstlicher Bearbeitung machte, so daß es sich vom Hymnus als ein neues, sinnvolles Glied der Liturgie, als künstlerische Steigerung des Hymnus, als Lied im höheren Chor abhob. Es wird „musikant“, heißt es in den A. G. R. G des 18. Jahrhunderts. Bildete es in der katholischen Kirche als das von der allerseligsten Jungfrau herstammende Gesangsgebet den Höhepunkt des abendlichen Gebetsopfers, so wird es in der evangelischen Vesperliturgie der musikalisch künstlerische Höhepunkt des Hymnus, der Einsatzpunkt für die heilige Tonkunst, für die Entfaltung der künstlerischen Charismen der Gemeinde. Wieder macht es in liturgischer Hinsicht keinen wesentlichen Unterschied, ob die Kunst nur dem Organisten zugewiesen wird, der einen Vers um den andern die Orgel dreinschlägt[6]), den Text mit kunstvollen „Versetten“ umrahmt und durchsetzt, oder ob das ganze Magnificat als Kantate behandelt und von Chor Soli, Orgel und Orchester zum Vortrag gebracht wird[7]). Der Pleonasmus ist damit aufgehoben, der Eintritt eines zweiten Hymnus wohl motiviert, aber daß dieser zweite eben der Lobgesang der Maria sein solle daß die künstlerische Steigerung des Hymnus sich auf das Magnificat beschränken solle, ist nicht einleuchtend gemacht. Mit der herkömmlichen Vesperform ist daher das herkömmlich damit verknüpfte Magnificat verschwunden. Geblieben ist aber die „Motette“, der kunstlerisch gesteigerte Lobgesang zu dem das Magnificat den Anlaß gegeben und dem es den Platz in der Liturgie der Vesper bereitet hat[8]). Das Magnificat hat der Kunstmusik, wie man zu sagen

[5]) So schreibt schon 1524 in „Ordnung und Inhalt deutscher Mess und Ampt“ das Magnificat hat das Symphoniacus Pollio „Mein Seel erhebt den Herren mein“ (Zahn III Mitteilungen der deutschen evangelischen Kirchenlieder IV S. 394 Nr. 1512)

[6]) So in der Wittenb. K. O. 1533 „das Latein und sonderlichen Fest nach der Meßmanns-Weise“ soll man nimmen in der Kirch mit dem volck singen das deutsch Magnificat wie gewonlich mit seinen deutzschen Versikel.“

[6]) So die Form des Brüdergesangbuch von 1566 rücksichtlich des Liedes „Hoch erhebt mein Seel“ das „Lobgesang Mariä“ welchen man von altersher, wenn die Christen am abend zur andacht zusammen kamen und das pflegen zu singen“ das 12. von zwölf Chören mag gesungen werden von einem der hoch dem andern die Antwort.

[7]) Oldenburgische K. O. 1573, Lüneburgische K. O. 1585, Lüneburger K. O. 1698 u. s. f.

[7]) Das J. S. Bach's prunkvolles Magnificat

[8]) Vgl. Kümmerle, Encyklopädie der evang. Kirchenmusik Bd. II (1894) S. 126.

pflegl weichen müssen. Das evangelische Empfinden sträubte sich also thatsächlich nicht sowohl gegen die künstlerische Steigerung des Hymnus als solchen wohl aber gegen die Forderung daß es immer und jedesmal das Magnificat sein solle, dem die künstlerische Verherrlichung zu teil werde. Liegt darin nicht eine gewisse Berechtigung?

Gewiß daß eine große Anzahl neuerer Agenden, so z. B. die Preußische, die Hessen-Cassel'sche (um nur diese als die uns nächstliegenden anzuführen), mit anderen biblischen und kirchlichen Lob und Bittgesängen auch das Magnificat aufgenommen hat ist unter dem Gesichtspunkt der Pietät nur zu billigen. Sein Platz wäre ihm freilich in erster Linie im Gesangbuch anzuweisen. Denn es handelt sich darum, es im Gedächtnis der Gemeinde zu erhalten.

Die Geschichte des Magnificat aber warnt davor, es in übertriebenem Traditionalismus mit der wieder aufzurichtenden altlutherischen Vespee-Liturgie, wie schon vielfach geschehen ist, als unveräußerlichen Bestandteil gesetzlich zu verknüpfen. Der evangelische Geist fordert daß jedes Stück der Liturgie nicht bloß in seiner Form, also nach Text und Weise, sondern auch in seinem Inhalte mit dem Ganzen des Gottesdienstes harmoniere, am dessen Grundton abgestimmt sei. Es muß daher nicht nur erlaubt sein, sondern gefordert werden, daß das Magnificat dann wenn es aus dem Rahmen der Liturgie absprenge, durch einen anderen Lobgesang ersetzt werde, der sich der Liturgie einheitlich einfügt. Es mag den Vespergottesdiensten der Adventszeit verbleiben, in anderen Festzeiten hat es ein sprechenden Gesangen zu weichen.

Will man den Fehler des Pleonasmus vermeiden, der durch die Verknüpfung zweier Lobgesange ohne innere Motivierung derselben entsteht und dadurch daß man einfach zwei Gesangbuchlieder nacheinander absingen läßt, ermüdend wirkt, so folge man dem Winke der evangelischen Kirche vergangener Tage und gebe dem zweiten Lobgesang seine besondere Bedeutung und damit seine besondere ihm eigentümliche Berechtigung indem man ihn mit Hilfe der in der Gemeinde vorhandenen künstlerischen Chorsinnen zum Lobgesang höheren Stils gestaltet. Dabei wird es nicht wesentlich sein, ob es wirklich ein zweiter Lobgesang ist, den man dem Hymnus anfügt, oder ob man diesen selbst zum Wechselgesang zwischen Gemeinde und Chor, bezw Chören ausgestaltet, ob man dem von der Gemeinde gesungenen Hymnus eine schlichte Chormotette gegenüberstellt oder eine alle künstlerischen Kräfte zur Verwendung bringende Epopöe im Kantatenstil. Zu fordern ist nur daß der Gesang ein „Magnificat" sei, d. h. ein Gesang, darin unsere Seele den Herrn erhebt, und daß dieser Gesang seinem Inhalte nach dem Ganzen sich einheitlich einfuge, auf den Hymnus abgestimmt sei, wie dieser auf den Grundton des betreffenden Tages der im Eingangsspruch, Lesungen, Ansprache ꝛc zum Ausdruck kommt.

Die Eilenburger Kantorei und Martin Rinckarts Verdienste um dieselbe

von **Arno Werner** in Bitterfeld

Die religiöse Begeisterung des Anhängers Luthers die große Wertschätzung, deren sich die Musik im 16. Jahrhundert zu erfreuen hatte, und das Bestreben bezüglich der musikalischen Kunst nicht hinter der alten Kirche zurückzubleiben, ließ in Kursachsen jene eigen-

artigen Sängergesellschaften entstehen, die unter dem Namen „Cantoreyen“ jahrhundertelang, und zwar nicht allein nach der künstlerischen Seite hin kulturfördernd gewirkt haben. Wenn auch im großen und ganzen genommen diese Gesellschaften die gleiche Entwicklung durchgemacht haben, so hat doch jede einzelne Societät ihre eigene, oft recht interessante Geschichte, besonders wenn eine kraftvolle, für die Gotteskirchen- oder Musikgeschichte wichtige Persönlichkeit ihre eine Teilung den Stempel ihres Geistes aufgedrückt.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die Sittenburger Kantoreigesellschaft wohl schon seit Jahrzehnten gewirkt hatte, ehe sie sich „um der guten Ordnung willen“ 1565 zu einem festen Verbande zusammenschloß und sich die ersten Satzungen gab. Die Verschrift der **Cantoreyen Ordnung der Stadt Sytenburg** mit dem angehängten Siegel der Riche und der Stadt ist noch im Besitze der sog. großen Kantorei. Eine kurze Inhaltsangabe der 17 Kapitel giebt das Bild einer Kantorei, wie sie die Reformatoren im Sinne hatten, wenn auch die Gesellschaft wie angedeutet mit der Aufstellung der Satzungen schon in die zweite Stufe ihrer Entwicklung teilt. 1 Die (zweiten) Vorsteher — Kantor und Aeltestdiakonus — leiten die geschäftlichen Angelegenheiten. Die Vorsteher des genannten Kastens geben das gewöhnliche Kantorieressen. — 2. Der Kantor soll auf gemisse Tage und Stunden die Assistenz zum Tentieren erzeugen. Bei Strafe soll niemand noch dem Intractus in der Vesper nach dem Psalmen kommen, wie Kumbken Reisen und Herrengeschäfte — wichtige unaufschiebbare Verpflichtungen — gelten als Entschuldigung. — 3 Mitglieder und deren Angehörige werden im Falle des Ablebens von der Gesellschaft zu Grabe getragen. Alle — Männer und Weiber — haben die Leidtragenden zum Grabe und werden zurück ins Haus zu geleiten. Für die Figuralmusik ist nichts zu entrichten. — 4—8 In der Gesellschaft soll Zucht und Ehrbarkeit herrschen. Wenn Bier aufgelegt ist, sollen zwei die Aufsicht haben, damit nichts verunreinigt wird, für vergossenes und ungetrunkenes Bier ist eine von den ersten Vorstehern — Superintendent und Bürgermeister — zu bestimmende Strafe zu erlegen. Der Veruntreute soll auch bei der Strafe verhaftet, sonst wird die ganze Gesellschaft über ihn urteilen. — 9 Die Übungen und Versammlungen sind im Sommer um 8 im Winter um 9 Uhr zu Ende. — 10. Das Geld für feierliche Trauungen kommt der ganzen Gesellschaft zu Gute. — 11. Unter der Predigt geht die Büchse um, wer nicht da ist, dem wird sie ins Haus geschickt. — 12. Sechs Gr. sind in die Lade einzulegen, wenn jemand flucht im Ernst oder Scherz, wenn einer den andern „lügum“ heißet und sich sonsten der Tischzucht und guten Sitten zuwider mit einem „schnöden Luder“ öffentlich hören lasse. — 13. Einteilt: 1 Faß Bier und ein Gericht Fische. — 14. Spiel und Wetten sind verboten. — 15. Jährlicher Beitrag 2 Gr. — 16. Die Vorsteher werden bei Unfleiß von der ganzen Gesellschaft gestraft. — 17. Wahl der Vorsteher alljährlich bei der Rechnungslegung. — Unterschrieben wurden diese Gesetze am Johannistage 1565, die letzten Unterschriften sind vom Jahre 1626.

Einziger Hauptzweck dieser Gesellschaft ist also an den Gottesdiensten und gottesdienstlichen Feiern zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gemeinde mit Figuralmusik aufzuwarten. Eine Scheidung der Kirchenchöre in Sänger und Nichtsänger tritt nicht hervor, wenn auch die Thatsache zugegeben werden muß, daß man schon damals einflußreiche Personen, die nicht singen konnten oder wollten, sehr gern aufnahm und sah der Verpflichtung zum Singen deserte. Durch Begleitung beim Leichenbegängnis ehemaligen Mitgliedern die letzte Ehre zu erweisen und damit den Hinterbliebenen Trostworte zu bezeugen war schon in den alten Bruderschaften Sitte gewesen. Nach Auflösung der letzteren übte die Kantorei den Brauch, in dem niemand papistische Gesinnung wittern konnte, mit Eifer weiter.

Die Gesellschaft hielt alljährlich am Johannisfeste — dem Gerichtungstage — den Hauptkonvent, bald dehnte sich derselbe auf den Tage aus, und weil fröhliche Schmausereien dabei eine Hauptrolle spielten, so geschah es, daß der Tage der Unbeteiligten sich bald in spöttischen Redensarten wie „Cantores amant humores“ oder „Ein Kantor und eine Kunne reimen sich“ Luft schaffte. Auch als in Folge der Verwegereien der Kipper und Wipper in den ersten Jahrzehnten des verhängnisvollen neuen Jahrhunderts die Lebensmittelpreise in die Höhe schnellten, ließ man von den ausgedehnten Gelagen nicht ab, sie wurden gehalten

die weil in die trüben Zeiten des großen Krieges hinein und fanden ihr Ende, als durch die ſchweren Bedrängungen der Söldnerſcharen die ganze Geſellſchaft in Trümmer ging.

Schon lange vor dem Kriege war der Archidiakonus Martin Rinckart zum Kantorate ſeiner Vaterſtadt in Beziehung getreten. Kantor Ullmann hatte den begabten Knaben zum Singchore hinzugezogen. Er entließ ihn 1601, in der Kunſt gründlich unterrichtet, zur Thomasſchule in Leipzig, die bei der Aufnahme auf muſikaliſche Veranlagung und Ausbildung großen Wert legte. Für ſeine guten Fortſchritte in Leipzig ſpricht auch der Umſtand, daß er dem Thomaskantor Selnus Calviſius perſönlich näher treten durfte. Wie Rinckart ſelbſt bezeugt, erwarb er ſich durch Muſikunterricht zuſätzlich die Mittel zum Studium. Nach kurzer Thätigkeit als Kantor in Eisleben trat er ins Pfarramt und kehrte 1617 als Archidiakonus in ſeine Heimatſtadt zurück. Daß er von nun an ſeiner lieben Kantorei nicht nur von Amtswegen, ſondern wieder mit Leib und Seele angehörte, wird ſich im weiteren zeigen.

Das Jahr 1630 brachte die dreihundertjährige Jubelfeier der Augsburgiſchen Konfeſſion (25. bis 27. Juni); zum letztenmale vor dem Zuſammenbruch trat die Kantorei in beſonderer Weiſe hervor. Auf die Tage des Jubelfeſtes fiel aber, wie ſchon aus obigen Ausführungen hervorgeht, der Hauptkonzertdes Kantorats. Od D. Linkes, des verdienſtvollen Rinckart-

---

*) An den Kantoreifeſten erfreute Rinckart ſeine Sangesbrüder durch ein oft witzig gehaltenes Gelegenheitsgedicht. Obwohl ihm die Kompoſitionsregeln wohl vertraut waren, ſo zog er es doch vor, ſeine Dichtungen den Schöpfungen italieniſcher Meiſter, die ihm aus ſeiner Leipziger Studienzeit her bekannt waren, anzupaſſen. Aber wie oft im ſolchen Fällen haftet darum auch dieſen Dichtungen etwas Gezwungenes an, es fehlte ihnen die Glätte und der natürliche Fluß und Wiederholungen, Nachahmungen von Naturlauten und Empfindungsrufe müſſen öfter als Reiter in der Not herhalten. Dieſe Schau 1619 erregte der Sänger über eine ganze Reihe ſolcher Dichtungen, er ſah ſie, um auch anderen Kantoreien die Geſänge zugänglich zu machen, an genannten Jahre heraus als — — Geiſtliches / Muſikaliſches Triumph / Cänzlein / von der hochedlen, und recht Engliſchen Dorothea, der groſſen Gottes Gabe, der Frau Muſica. Zu folgenden geben wir zwei Proben dieſer Gedichte. Das erſte (Nummer 1 der Sammlung) könnte man als das „Bundeslied“ der Kantoreien bezeichnen, das andere (Nummer 29) lehnt ſich an die Gaſtregeln in Sir. 32 an, es wendet ſich nach einem Lobpreis der Tafelmuſik an die „Kunſtdefreyten“ und ermahnt ſie mit einer Verbeiſ und Denkſchrift, die nichts zu wünſchen übrig läßt, zum ruhigen und andächtigen Zuhören der Tiſchgeſänge.

I. Laus Musicae ab exhortatione Societatis.

1. Friſch auff ihr Muſicanten / friſch auff ihr Kunſtverwandten / her / her mer gerne ſingt / unſr Lehn ſich hoch erſchwingt / mer ihr weil handen an ſchweren / hört an / unſr Eſels und Lehren / Friſch auf / kampt all zu hauff / kamt all / all ihr Vocales, kamt all Instrumentales / Tram / tram / ſimmt an zuſammen / zu ehren unſern Gott und ſeinen Namen / Friſch auff / friſch auff / all fröhlich / Unſerr Kunſt bleibt ewig / 2. Erſt und vor allen Dingen / muß man recht Andacht dringen / zu unſer Cantorey / darnach und nechſt hierbey / ſein resolut und wohl verſirt ſeyn / die Stück wollen recht geſungen ſeyn / Friſch auff / ꝛc bringt all die lieben Campanen / Kunſt und fleiß zu der Fahnen / ſehr zu daß wir beſtehen / das Kränzlein faſt unſr liebſten Dorotheen / Friſch auff / ꝛc 3. Wohlan! ihre Kunſt bereiſen / wir wollen die laudes preiſen / der löblichen Muſickunſt mit Gottes Hulb und Gunſt / ihr Adelichen Standt bewehren, mer ſchall wird ſie untehren / Friſch auf / ꝛc Treffte all / ahr laſte gar wirdlen / mer ſich hier woll lan ſchreiben, hört / hört / wie ſchön und lieblich / Frau Muſica ſchon ſelbſt gegen uns erzeigt ſich / Friſch auff / ꝛc

II. Musica secundum Sir. c. 32. Convivit Gemma incidimina.

1. Gleichwie ein Edel Geſteine / ſteht in Gold ſchön und feine / ehn aſſa zierel / ehn alſo excelliret / ein Muſica beim Freudenmahl / und Gbrall / wo gute Freund beyſammen trinkn und eſſen / Gall und Muſicam nicht vergeſſen / Unſerr Kunſt bleibt ewig. / 2 Gleichwie ein Edel Geſteine / alim Gold, mers nach ſo reine / ſo praevalliret / alh übrigem Wein und Biere / die Muſickunſt / hat Preiß und Gunſt / hier und ſanſt / für Silber / Gold und Perlen / O du edle! a du auſſermahlte ſchönſte Perle / Unſere Kunſt bleibt ewig. / 3. Drumb ma man Muſicirel / kanſt das, dich conſungiren, dich gerne / ma nicht ſo ſchmeige / dein Herz zur Andacht neige / plappr nicht dareln / ſtell dein Gwäſch ein / und hör fein / ſpar dein Weißheit daß morgen / ferſten und ſau / ſfenſtreſchen und maſchn / mit der Leimſtang lauffen / Unſere Kunſt bleibt ewig. /

forschers, Nachweis,[2] daß das von Millionen gesungene Rinckartlied „Nun danket alle Gott" nur in den Jubiläumstagen 1630 entstanden sein könne gelungen ist? Es ist ein Tischlied nach dem Essen und umfaßte ursprünglich nur die beiden ersten Strophen. Wenn Linke von dem Liede sagt: „Es ist der glänzendste Ausdruck des Dankesgefühls einer von Gottes Gnade täglich und reichlich gespeisten Familiengemeinschaft, die wie uns edenso klein als groß denken können", „es ist an eine Gemeinde gerichtet, die sich als Familie fühlt", so konnte vor unserem geistigen Auge die fröhliche Tischgesellschaft der Kantorsverwandten, der Brüder und Schwestern unsrauchen das „Liedes- und Friedens-Leänzlein" nach Rinckarts eigenem Ausdruck, dem er wünscht: „Gott geb' es (es bestehe) so lange mit Friede und Gnaden, bis die alten und neuen Mender werden in ewiger Canterey-Freude zusammen kommen." Die Thatsache daß Rinckart das Lied als Tischlied bezeichnet, und die Annahme daß es wohlschmeckt en den Jahren 1637 oder 1638 entstanden ist, berechtigen zwar noch nicht zu der Behauptung, daß es für die Kantorei gedichtet sei, doch ist man versucht, in dem Liede Beziehungen auf diese Gesellschaft zu finden, die ihr Kantorium im Jahre 1630 jedenfalls mit besonderer Feierlichkeit gehalten hat.[3]

Im nächsten Jahre brach das Kriegswetter über Sachsen herein. Die schwere Elendszeit Bürger zu leiden hatten, ist durch Rinckarts Lebensgeschichte auch weiteren Kreisen bekannt geworden. Der Kantorei 1619 zu Grunde; denn ihrer Besoldungen konnten da keine Pflegestätte finden, wo jeder täglich sterben muß sein Leben zu verlieren. Doch kaum ergaben sich im Hinblick auf den nahe bevorstehenden Waffenstillstand zwischen Sachsen und Schweden neue Friedenshoffnungen, so strebte Rinckart die Neugründung der bis auf zwei Mitglieder (Rinckart und M. David Pfäffikorn) zusammengeschmolzenen Gesellschaft wieder an. Er verfaßte neue Gesetze, die den Ersterwenen zum Johannisfeste 1636 zur Genehmigung und Unterschrift vorgelegt wurden; auch legte er ein Protokollbuch an, oder „Special-Verzeichnis. Was der Jährlichen Canterey-Rechnungen nach gelegenheit der Zeiten in einem oder der andern Jahrgang zu verbessern vorgefallen."

Im Protokollbuche vermerkt Rinckart bei der ersten neuen Cantorerechnung:[4]

Zu gedenken

Nachdem der leidige Krieg und andre Unglück diese unsere Christliche Friedens-Gesellschaft zerstöret, und der allgemeine Menschen-Würger[5] die Personen als auf Zweene hinweggerissen, wie solche durch Gottes besondere Gnade im Jahr unseres Heils und Heilandes und verhoffentlichen Friedens, 1648 auf St. Johannis-Fest, wie auch die vorgehende wieder aufgerichtet worden, sind nun dar an was zähleth in Legibus zu erklähren, erinnern und verbessern einhellig beschlossen, folgende Notae et Declarationes hierin getragen worden.

A. 1646.

Die neuen Mitglieder der Societät gliedern sich in drei Gruppen:[6] I. die Schutzherren, patronus und Wohlthäter. In diese Gruppe ist R. eingeordnet, seine Unterschrift lautet: M. Martinus, Georg. fil. Bernard. nepos Rinckaedorum Ao. Mnisst. 35. ab Ao. 1607 Eccl. Pair. Archidiac. Misnicens. et socrat. Senior. manu mea. Er singt den Dess. bei den Linke schon in den Ratsakten fand: Hasce ecassumo defecto gutinee

---

2) M. Rinckarts geistl. Lieder . . . nebst einer Darstellung des Lebens und der Werke des Dichters. Gotha 1886.

3) Vergl. W. Reiles Aufsatz „Martin Rinckart und das Lied Hallelujah Lob, Preis und Ehr". Monatsschrift IV, S. 43 ff. — In den Rechnungen der Kantorei um 1630 findet sich keine Bezugnahme auf jenes Essen, weil der Kantoreigesellschaft an dem Festtage auf Stadtkosten tafelte.

4) Die Pest.

5) Die Beschrift der Statuten befindet sich in den Ratsakten. Die Kantorei besitzt eine kalligraphisch ausgeführte Abschrift aus 1650, woraus geht eine ebenso wohlgefällige Abschrift der „Verordn. H. D. Martin Luthers. Allen Liebhabern der freien Kunst Musicen wünsche ich Doctor M. Luther Gnade und Friede 1538".

6) Nach einem ebenfalls in den Kantoratsakten befindlichen von R. angelegten Verzeichnisse.

Leges Rinckhardus, Cantor Funeris ipse met! 2 die Kunstbefreundeten und Chorbefreiten 3 die Adjuvanten, Kunstverwandten und Bedienten. Die schon erwähnte kalligraphische Abschrift der Vereinssatzungen von 1650 konnte Rinckart nicht mehr unterschreiben. Doch gedenkt sein Schwiegersohn und Amtsnachfolger Mag. Dehne in seiner Unterschrift des um die Kantorei hochverdienten Mannes: M. Martini Rinckardi Ilebergensis olim Archi Diaconi, in hac Societate laudissima Nomothetae et Cantoris saepiusque Choraci gravissimi Gener et in officio Ecclesiast. Successor M. Ernestus Dehne Pretschensis Saxo.

Es war ein Akt der Dankbarkeit gegen den Verstorbenen, als die Gesellschaft 1654 beschloß, daß dessen Sohn Samuel, der seit zwei Jahren in Weltewitz bei Eilenburg als Pfarrer wirkte, ob merita parentis und weiln dieser bey Auffrichtung der neuen Gesellschaft sehr sorgfältig gewesen zusamt seiner Frauen recipiret werden solle.

Cap. 1 des mehrerwähnten Statutes redet von den Schutzherren der Gesellschaft, die da sind: S. churf. Durchlaucht zu Sachsen, das hochlöbliche Konsistorium zu Leipzig, Superintendent und regierender Bürgermeister, die Vereinspectoren und die Mitglieder, welche über 25 Jahre gesungen haben und in Ehrenstelle aufgenommen worden sind.

Cap. 2. Die Zunftglieder scheiden sich in Befreite und Bediente. Erstere zahlen ein freiwilliges Eintrittsgeld (Muthgroschen), zum wenigsten zwei Reichsthaler. Sie legen es dar beim Einschreiben „oder sonst" mit den Worten: Diß leg ich zum Muthgroschen ein. Und will der Kunst befreundter seyn. Jeder Hauswirt gibt außerdem eine Kufe oder ein Faß Bier, wenn die Reihe an ihn kommt. Seine Hausfrau soll sich mit sechs Kuchen einkaufen, die ihr in verschiedenen Jahren, acht Tage vorher sollen angemeldet werden. Die jährliche Einlage beträgt 16 Groschen. Von der Begleitung der Leichen sind nur die Geistlichkeit, aus dem Rat der Inspektor und die Schuldiener befreit. Dem Amtsschösser, Bürgermeister, Geleitsmann und den Stadtrichtern stehet es frei, sich Stellvertretung zu besorgen. — Die Bedienten sind die besten in diesem Spiele, die Glieder des Leibes, so alhier die allernötigsten, die sollen nach Ermahnung des H. Apostels, auch vor andern bedacht werden, daß sie ihrer getreuen Dienste mit den ihrigen zu genießen haben. Die verpflichten sich gut und freywillig, Gott und der Kirchen zur ehren mit ihren Personen, Gaben, Singen und Stimmen zu dienen und auffzuwarten, wenn und so offt sie zum Gottesdienst, Exercitien und Tentaminibus erfordert und berufen werden, besonders und nahmhafftig 1. auff die heylichen Fest- und Feyertage, 2. auff alle Monat wo man ganz, 3. alle vierzehn Tage wo man halb figural singet, 4. bey allen figural Brautmessen, 5. und figural Leichenbestattungen, 6. wie auch wenn etwa ein oder das andere Evangelium eine besondere schöne motets hat, die billig mitzunehmen, 7. und wenn deren Herren Inspectoren, Patronen und die in dergleichen respect gesetzt sindt, zum Tische des Herrn gehen Ihre Ehrerbietung auff erfordern, bereitwillig zu erzeigen und zu erscheinen. Mit den Worten: Hier leg ich meinen Thaler ein. Und will der Kunst Bedienter seyn, legen sie das Eintrittsgeld in die Lade, der jährliche Steuersatz beträgt für sie nur 6 Gr. Die Brauereiberechtigten geben außerdem innerhalb zwei Jahren ¾ Bier, die Weiber zwei Kuchen. An der Chorthür wird ein Zettel befestigt mit der Aufschrift: Wer nicht mit will am Bulde stehn, Soll unsers Thores müßig gehn.

Cap. 3. Von unterschiedenen Ämtern, Amtsverwesern und Amtsverrichtungen. Bei Strafe eines Ortsguldens sollen sich die Mitglieder bei Bestattungen im ehrlichen und zierlichen Trauerhabit zeitig einstellen, die Leidtragenden mitleidend aus- und einführen und begleiten helfen. Zu Ämtern werden berufen: Zwene Praefectionum undt jährliche Schaffner, Zwene Directores Musici, Schul Collegen und Thorführer, Zwene Instrumentatrs ordinarij, Instrumente und Saitenspieler, und Zwene communes Famuli und Auffwärther. Zu Vereinspectoren werden ein Geistlicher vom Superintendenten und ein Ratsmitglied vom Bürgermeister ernannt. Sie sollen weil es ein Friedensreänzlein und eine Liebesgesellschaft ist und seyn soll, allen Streit und widerwillen mit Fleiß verhüten und alsbald beym Antritte und so fort, daraufsehen und ver-

ſchaffen wo etwan ein mißverſtandt zwiſchen einem und dem andern, alten adee wenigen aermeeckel wüede, daß ſolcher ahn aerzugk vergliehen undl gänzlich geſchlichtet und alles zu Liede Friede und einleächligkeil gerichtet werde Auch ſehen ſie daeauf, daß nach je vleezehn Tagen dis vier Wochen wie eau alleeshee Benuch, Übungen (exercitia musica) angeſtellt, deſonders adee an den drei Hauptquatalen gegen die angekendin Feſte Die Praefecti, familias patres, Vorſteehee, Hausväter und Speiſemeiſter werden alljährlich von den Mitgliedern gewählt Ihnen liegt die Verwaltung dee Kaſſe ob Am Sonntag Trinitatis haben ſie die Männee zu ſpeiſen und am Tage daeauf morgens 9 Uhr — mit einem kleinen Feußſtuck — Rechnung zu legen und den Beſtand dar zu übeegeben Für ihre Mühewaltung haben ſie, nächſt Gottes Huld und Ehre, zwei Aekre Weſenwachs, ſo vor Alteeo dazu gewidmet haid umſonſt und halb um Zahlung vae andern zu genieſſen Die Directores musici (Rektee und Kantee) adee wee deren Stelle teetenli vermalten das Notenmaterial und führen darnber ein Verzeichnis Mit den Herren Altgesellen unter den Bedienten werden ſie ſich eheerdieilig und alſo zu comportiren wiſſen daß ſie dieſelben auf billiges Erſuchen willig haben Inſonderheit ſollen ſie die Knaben mit geſamdten alelß in Musicis ſamal alle ſanft aufziehen, daß an denenſelben dein Mangel eeſcheine, angeſehen daß die Diseantiſten einen ganzen Chae entweedee zieeen adee ſchimpfieen dännen, den deſten ſoll nach Erkenntnis des Rectee und Cantoees ein Gulden adee halbee zur Eegezung und Büchern gegeben weeden Unter dee Kommunion ſoll allezeit ein deutſches Lied geſungen weeden Instrumentales (Oegunſt und Stadtſpeifee) haben die Inſtrumente dei Geſellſchaft gut zu halten und anzuſtreben wee auf Lauten, Harfen und Diskian ſpielei Die Hausmusik communes dee Kantorei ſind dee Calcune, dee Schallnade dee die Stimmbüchee adr und zuleßt, und dee Spitlelmanne dee lm Keller am Faßren gedeuchet wird.

Cap 4 Von unterſchiedenen Mahlzeiten und ergetzungen (Convivia frugalia und Liebesmahlzeiten) Zum Hauptconvivium am Cathilinsfeſte eeeſammeln ſich die Männee nach Veſpee, pflegen friedliche dee Geſellſchaft zuteäglithe Unterredung und ergezeen die ihnen von den Prätrten dargebotene, aus 6 dis 6 Gerichten beſtehende Mahlzeit Am nächſtete Mteegen 9 Uhr beginnen bei offenee Lade nach der Rechnungslegung die Verhandlungen daeauf mied das Frühstück, ein Gericht Fiſche und die rangen Reliquien eingenommen. Die Hauptmahlzeit auf den Abend ſollen und weeden ſchaffen die 9 Vorſteher des gemeinen Kaſtens Au 6 Tiſchen weedene Männee und Weibee gelpreiß, bei leztgen ſchweren Zeiten mäßig, nicht über 25 Gulden Die Schmanzereien des dritten Tages beginnen 12 Uhr mittags Zu dieſee Mahlzeit haben die neueingetretenen Männer das Bee, ihre Frauen die vorgeſchriebene Anzahl Kuchen zu lieferen. Die übrigen Koſten weeden gedeckt durch 6 alle Schoß kurfürſtliche Begnadigung ſogen Tranſteuee, durch ſeelöslige Beiträge des Rates und nötigenfalls durch Zuſchüſſe der Mitglieder Dir Reſten des Eſſens dee den Sprezelquartalen weeden aus dee Lade und dee Strafgeldeekaſſe deſtillirt

Cap 5 handelt von dee guten Zucht, die bei den Veeſammlungen heeeſchen ſoll Fluchen, Schwoeren und Schelluorte weeden auf das Strengſte geahndet. —

Vergleichen wir die neue Geſellſchaft mit dee von 1560, ſo zeigen ſich weſentliche Veränderungen Dee innere Ausbau iſt vollendet, alle Verhältniſſe ſind bis ins einzelne geaednet Als Kirchenſangergeſellſchaft war der Verein gegründet und nur in Ausnahmefällen mitm man Muſikkundige als Mitglieder auf In der neuen Geſellſchaft bildeten die Sänger eine untergeordnete Gruppe der Vereinigung, die ſich aus wenliger angeſehenen und finanziell weniger leiſtungsfähigen Bürgern zuſammenſetzte Kurzkurz, die kunſtgeübte Sänger und begeiſterte Vereehee reformatoriſchee Entwicklungen ſtellt die Sangee als die erſten und wichtigſten hin, ſeine Beſtäbungen ſind umfenſt eine Entwicklung läßt ſich nicht durch Vereinsgeſetze aufhalten Den „Honoeallanen“ gemigte es, denm Konvivium die Ehrenplätze einzunehmen und die ſchwee Gewiſſtpriit zu haben daß ihee ſteeblichen Vbeereste deeeinſt im neuen Leichenwagen mit dem Geleite eines ſtattlichen Gefolges und unter erhebender Trauermuſik zue leſten Ruhe gedeacht weeden Der auf das Poetiſche gerichtete

Sinn des Pietismus drängte den Sängerchor noch weiter zurück und brachte die Trennung in eine große und kleine Kantorei in Begräbnisgesellschaft und Sängerchor. Zur Zeit des Rationalismus gründete, dem Zuge der Zeit folgend, die große Kantorei eine Leichenkasse (Sterbekasse), mit der kleinen Kantorei hatte sie nur noch dadurch Zusammenhang, daß sie an diese 6 Thaler zu einer Ergötzlichkeit verabfolgte. Bald fiel auch dieses Band, der Kantorerchor ging unter, und von der stolzen Sängervereinigung der Reformation blieb als Rest die Begräbnisgesellschaft, die, wie ehedem aus „fremden Bürgern" bestehend, beim Kanonium oder Konvent wohl auch hin und wieder der großen Vergangenheit ihrer Gesellschaft gedenkt.

Ein interessantes Denkmal mittelalterlicher Baukunst in Livland

von Privatdozent Mag. theol. **Johannes Frey** in Dorpat

Als einst vor vielen hundert Jahren hanseatische Koppen unter lübischer Flagge vom wehenden West getrieben die Wogen des deutschen Meeres durchfurchten, immer weiter und immer weiter, da hob sich vor ihnen aus den Fluten eine waldige Küste. Der mächtige Strom, der hier seine Wasser ins Meer ergoß, bot einen günstigen Landungsplatz. Und als nun die kühnen Seefahrer ihre Anker geworfen, da drängte sich bald ein seltsam fremdsprachig Volk um die ungeschauten Fernlinge. Den mutvollen Kaufleuten folgten in das fremde Land bald — dem „Drang nach Osten" folgend, der die großen Kolonisationsbestrebungen des Mittelalters gezeitigt hat — kühne Mannerscharen, die brachten nicht nur deutsche Ware in das neue Land, sondern auch deutsches Wort, das Wort vom Kreuz. Viel Feindschaft und Haß erntete der erste selbstlose Verkündiger des Evangeliums in diesem linischen Lande, der Augustinermönch Meinhard aus dem Kloster Segeberg in Holstein. Das romanische Kirchlein zu Ykskül (Ylesiela) noch heute wohlerhalten, ist das Denkmal seiner Wirksamkeit. Vergebens versuchte dann der Abt Berthold von Loccum das Werk fortzuführen, sein erster Sieg auf livländischem Boden brachte ihm den Tod.

Doch diesen Männern folgte ein Stärkerer. An den Ufern jenes Stromes gründete er ein machtvoll festes Bollwerk, die widerstrebenden Heiden zu bezwingen. Und noch mehr, eine kühne Reiterschar stellte sich ihm zur Seite, gerufen durch sein Wort, daß sie kämpfe für das Kreuz, das er in diesem Lande aufzurichten gekommen war, und das die Ritter darum selbst als Zeichen ihres Dienstes auf Mänteln und Schilden trugen mitsamt dem Schwert, das für solches Kreuz focht. Bischof Albert von Livland hieß der Mann, und jüngst vollendeten sich sieben Jahrhunderte, seit er die Stadt am Dunaflusse gegründet, die Stadt Riga, noch heute eine blühende Stätte deutschen Handels und deutscher Kultur. Und der Ritter mit dem Kreuze und dem Schwerte, die Schwertbrüder waren sie geheißen, ein Orden nach der Regel der Tempelherren. Unter ihrem Schutz, und als sie nach wenigen Jahrzehnten sich vereinigten mit dem mächtigen Orden, der das benachbarte Preußenland zu erobern gekommen war, unter dem Schutze dieser Ritter vom deutschen Hause, wurden immer neue weite Länderstrecken der vordringenden Kultur erschlossen, und allenthalben stiegen im Lande die festen Burgen und Schlösser empor, über denen das schwarze Kreuz im weißen Felde stand, ein Zeichen des Sieges über das heidnische Land.

Jahrhunderte sind dahingegangen, versunken ist die Zeit jener Kämpfe und Siege der deutschen Ritter, durch welche weites Land deutscher Kultur gewonnen ward, die auch hier in reichem Emporblühen ihren Segen gespendet. Von jenen fernen Zeiten reden aber noch heute zu uns zahlreiche großartige Denkmäler mittelalterlicher Kunstblüte. Trutzig und fest stehen die Mauern und Türme noch manchen Ritterschlosses, und hoch empor ragen die reich geschmückten Kirchen mit ihren zum Himmel weisenden Türmen und Giebeln. Trotz der Zerstörung späterer Zeiten ist Livland noch reich an solchen Denkmälern alter Kunst, und es sind unter ihnen Werke von so hervorragender Bedeutung, daß es schier Wunder nimmt,

daß sie noch so wenig bekannt und gewürdigt sind. Dort an den Ufern der Düna der weite Dom Bischof Alberts mit seinem schönen romanischen Kreuzgang und Kapitelsaal, heute in altem Glanze wiedererstanden aus der Verunstaltung und Vernachlässigung in die pietätlose Gleichgültigkeit und roher Ungeschmack früherer Jahrhunderte ihn hatten versinken lassen. Und dann in derselben Stadt Riga die mächtige Pfarrkirche zu St. Peter mit ihrem lichten gotischen Chor mit Umgang und Kapellenkranz nach dem Muster des französischen Kathedralstiles, und den hohen schlanken Bündelpfeilern, die die leicht schwebenden Gewölbe mit ihren Rippenarmen tragen. Wie leicht schwingt sich auch der schlanke säulengetragene Renaissanceturm dieser Kirche in die Luft, dem Turm von St. Stephan in Wien an Höhe gleich. Und das ist nicht der einzige im Lande. Ihn übertrifft noch an Höhe der spitze gotische Helm des Turmes zu St. Olai in Reval, St. Stephan um 1 Meter noch überragend.*) Und

Fig. 1.

nun in unserer Universitätsstadt, dem alten Bischofssitz Dorpat, der leider in Trümmern liegende gotische Dom mit seiner interessanten Choranlage, noch als Ruine ein imponierender, stolzer Bau. Diesen schönsten und größten Kirchen folgen noch viele andere in langer Reihe

*) Es ist seltsam, daß diese Bauten unserer doch ursprünglich deutschen Reichslande im deutschen Mutterlande fast völlig unbekannt sind. Wo man von den höchsten Bauwerken der Erde liest, findet man Bauten aufgezählt aus Amerika und China und wer weiß noch von wo, aber von den Türmen zu Riga und Reval, die noch vor St. Stephan zu Wien rangieren, also zu den allerhöchsten gehören, weiß man nichts. In den Konversationslexicis von Meyer und Brockhaus sind die Maße zu hoch angegeben. St. Olai-Reval mißt nicht 145, sondern nur 139 Meter und St. Peter in Riga nicht 140, sondern 137,8 Meter. Seltsamer Weise sind trotz der Angaben in den Spezialartikeln in der zusammenfassenden Übersicht der neuesten Auflage des Meyer diese Türme gestrichen!

die einen bemerkenswert durch ihre kühnen oder zierlich gegliederten Gewölbe, andere durch reichen Skulpturenschmuck u. s. w. In unseren Tagen hat sich wie in Deutschland so auch in Livland eine rege Restaurationsthätigkeit entfaltet und soll Alles Dom in seiner ganzen mittelalterlichen Schönheit wiederhergestellt werden ist, wird ebenthalben im Lande für Erhaltung und Wiederherstellung der herrlichen Denkmäler alter Kunst, die wie als Erbe von unseren Vätern überkommen, Sorge getragen. Es sei nur gestattet, von solch einem Restaurationswerk heut zu berichten und damit die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ein interessantes Denkmal mittelalterlicher Baukunst zu lenken.

Inmitten der Stadt Dorpat erhebt sich ein stattlicher Backsteinbau, massig und schwer, ein Werk festen deutschen Bürgersinnes. Es ist die alte Stadtpfarrkirche zu St. Johann. Aber wie kunstvoll belebt ist das starre Mauerwerk mit seinen weiten Flächen, nicht nur geschickt verwendetes glasiertes Kachelwerk zeigt es, sondern auch ein reicher Skulpturenschmuck, so reich wie er an Backsteinbauten sonst selten zu finden sein dürfte. Die Kirche stammt aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts, ist aber mancherlei Zerstörungen und dadurch veranlassten Umbauten unterworfen gewesen. Sie ist ein dreischiffiger Bau mit breitem, überhöhtem Mittelschiff und schmäleren Seitenschiffen, die mit Kreuzgewölben überspannt sind. Der Chor setzt sich in der Breite des Mittelschiffes fort und ist aus dem Achteck geschlossen. Im Westen erhebt sich ein massiver Turm mit mächtigem Helm. Diese Westfront der Turm und die an ihn sich anlehnenden Giebelwände der Seitenschiffe sind es, die noch heute reichen Skulpturenschmuck aufweisen (Fig. 1), zum Teil erst jüngst unter verhüllender Kalkschicht entdeckt ein Schmuck von hohem Interesse, der alle Beachtung verdient.

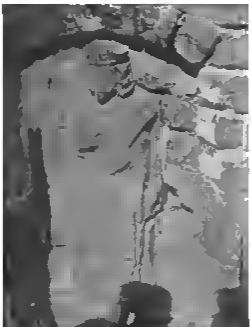
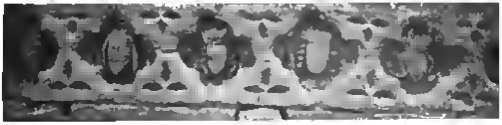


Fig. 2.

Das spätromanische Portal unter dem Turm wird von zwei Pilastern flankiert, welche mit fein skulptierten Kapitälen gekrönt sind. Sie tragen einen sich aufsteigenden, mit glasierten Kacheln gedeckten Giebel, der in 7 mit Kleeblattbogen geschlossenen Nischen von 0,65 Meter Höhe und 0,58 Meter Breite Figuren von ca. 0,45 Meter Höhe enthält. Im spitzen Winkel unterhalb der obersten Nische befindet sich im Mauerwerk noch ein einzelner Kopf. Oberhalb dieses Portales zieht sich um den ganzen Turm ein Fries hin, gebildet aus vierblattartig gestalteten Nischen, die zierlich modellierte Medaillonköpfe enthalten (Fig. 3—7). Diese Medaillonfries erstreckt sich auch über den Giebel des nördlichen Seitenschiffes und wird wohl ursprünglich die ganze Kirche umzogen haben, an der Nordseite sind noch Spuren davon sichtbar, der Rest liegt dort zum Teil noch unter der Tünche verborgen, soweit er nicht bei einer späteren Erneuerung und Tieferlegung des Daches vernichtet worden ist. Enthalten sind am Seitenschiffsgiebel 10 Köpfe, an der Nord- und Südseite des Turmes je 12, an der Westseite 35, in Summa 59 Köpfe. Über diesem Fries erheben sich an der Westseite des Turmes 10 spitzbogig geschlossene Blendarkaden mit Kreisen in den Bogenzwickeln, an der Nord- und Südseite sind je 4 gleich gestaltete Arkaden angeordnet. Über diesen zieht sich um den Turm wiederum ein Nischenfries. Diese Nischen von fast den gleichen Dimensionen wie die am Portalgiebel sind wie jene mit Kleeblattbogen

geſchloſſen und enthalten gleichfalls Figuren (Fig. a, 3), die jedoch etwas kleiner ſind als die am Portal ca. 0,55 Meter hoch, daher auf Sockel von 0,70 Meter Höhe geſtellt. Es ſind ihrer je 22 an jeder Turmſeite, in Summa 66 (die Oſtſeite des Turmes iſt ohne Schmuck, da ſich an ſie das hohe Mittelſchiff der Kirche anlehnt). Über dieſem Niſchenfries ſind noch 3 größere großbogig überwölbte Niſchen angebracht, von denen die mittelſte eine



a b c Fig 3. d e

Biſchofsfigur enthält (Fig 2), in den Seitennniſchen ſind die Geſtalten zweier Heiligen ſichtbar.

Alle dieſe Figuren ſind aus gebranntem Thon hergeſtellt und in das Mauerwerk eingelaſſen. Soweit ſie nicht gewaltſam zerſtümmelt ſind, ſind ſie vortrefflich erhalten, ſodaß die Arbeitstechnik noch deutlich an ihnen erkennbar iſt. Dieſer Zuſtand läßt auch erkennen

a b c Fig. 4 d e f

daß die Zerſtörungen an ihnen nicht von Verwitterung herrühren, ſondern mit gewaltſamer Hand ihnen zugefügt worden ſind. Bei den Portalfiguren, die faſt alle mehr oder weniger ſtark lädiert ſind, haben insbeſondere die mehr hervorragenden Teile gelitten, hier fehlt eine Hand, dort auch ein Kopf, beſonders Attribute oder Teile derſelben ſind weggeſchlagen. Am meiſten gelitten hat die Figur der oberſten Niſche, von ihr war nur ein Torſo erhalten

a Fig 5 b c

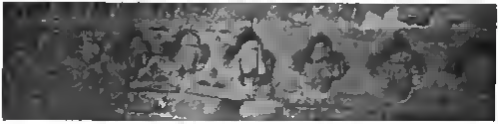
In einer Maueröffnung wurde ferner eine detailliſche Lilie gefunden, wie ſie ſich auch im Wappen des Rigaer Domkapitels findet. Nach den Größenverhältniſſen zu urteilen wird ſie vermutlich die Bekrönung des Portalgiebels gebildet haben und dort hat ſie auch jetzt

wieder ihren Platz erhalten (vgl. Fig. 1). Verhältnismäßig am besten erhalten sind die Köpfe des Medaillonfrieses. Dagegen sind die Figuren der oberen Mittelreihe zum Teil wieder stark verstümmelt, einige fehlten ganz und sind jetzt durch Nachbildungen ersetzt worden. Ebenso ist von den obersten 3 Figuren die in der rechten Seitennische stark lädiert (vgl. Fig. 1).

a b c Fig. 6 d e

Eine der Originalfiguren des ebengenannten Nischenfrieses habe ich im Museum der bei der Universität bestehenden gelehrten Estnischen Gesellschaft wiedergefunden, wo sie über 40 Jahre in Vergessenheit geruht hat. Beim Umbau eines Hauses in der Nähe der Kirche war sie in einer Tiefe von 9 Fuß gefunden worden und zwar auf einer Unterlage von Fliesenplatten stehend, die unmittelbar über einem menschlichen Gerippe lagen. Eine von mir vorgenommene genaue Untersuchung und Messung hat ergeben, daß es nicht eine Nachbildung, sondern eine vom Turme der Kirche stammende Originalfigur ist, die als willkommener Grabschmuck Verwendung gefunden hat. Die Figur selbst ist wohlerhalten, nur ein Teil ihrer Unterlage ist zerbrochen. Dieser Befund läßt vermuten, daß sie nicht von ihrem ursprünglichen hohen Standpunkt herabgestürzt ist, sondern mit Menschenhand herausgebrochen und herabgeholt.

Die mannigfache Kriegsnot, die das alte Dorpat heimgesucht hat, hat auch die St. Johanniskirche stark mitgenommen, und zu Zeiten hat sie, wie wir wissen, in Trümmern



a b c d e Fig. 7 f g h

gelegen. Die ursprünglichen steinernen Gewölbe des Mittelschiffes sind überhaupt nicht mehr wiederhergestellt worden und statt ihrer überspannt zur Zeit eine flache Holzdecke das Mittelschiff. Wie furchtbar das Feuer in der Kirche gewütet hat, das zeigen die Innenmauern des Turmes noch heute aufs Deutlichste: die Ziegel sind von der in ihnen wie in einem Ofen emporlodernden Glut völlig glasiert worden, und starke Risse in dem Mauerwerk sind wohl zum Teil auch hierauf zurückzuführen. Inwieweit bei diesen Katastrophen auch die Figuren an der Turmfassade gelitten haben, ist nicht festzustellen.

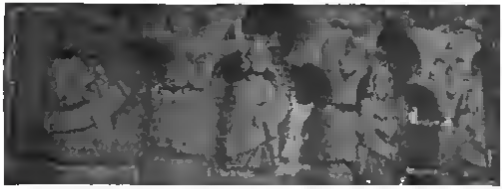
Noch einer anderen Gefahr sind sie ausgesetzt gewesen. In der Reformationszeit haben auch in Dorpat die Bilderstürmer gewütet und im Inneren der Johanniskirche, wie uns die Historia belli livonici des Ellmann Bredenbach berichtet, Altar, Bilder und Orgel zerstört. Dieser Bildersturm ist in Dorpat wohl rasch gedämpft worden, aber ob durch ihn nicht auch die Figuren an der Außenseite der Kirche zu Schaden gekommen sind, bleibt unsicher, — möglich ist es jedenfalls, ich halte es angesichts zahlreicher ähnlicher Fälle

an anderen Orten, sowie angesichts des Charakters der Verstümmelungen (vgl. oben) sogar für sehr wahrscheinlich.

Über weitere Angriffe auf die St. Johanniskirche, und zwar von seiten der Schüler des Jesuitenkollegiums, das zur Zeit der Gegenreformation in Dorpat errichtet worden ist, berichten uns 2 Protokolle des Dorpater Rats vom 8. Juni 1890 und vom 1. Juli 1593. Das erste erwähnt nur kurz der Gewelde, so der Kirchen zu S. Johannis vonn denn Jhesuiterschen Studentenn denn 3. Junij in der Nacht umb Seyers 12.

a Fig. 8 b c

wiederfahrenn ist, ohne den Umfang der stattgehabten Gewelde anzugeben. Das zweite ist ausführlicher und berichtet, daß die gewallt so geschehen auff Petri Pauli abennd nach dem newen Calender vonn denn Jesuiternn unnd ihrenn Consortenn vor S. Johannis Kirch Pfortenn alhie durch Amtspersonen besichtigett wordenn, wobei befundenn wordenn das alda uber der Pfortenn vonn der Maur unnd Spitze gewalltsamer weise abgerissen u. ausgezogen sein wordenn 2 fahnen mitt eisernen stangenn ..... unnd auch ein klein steinernn Thurmlein so auch auff das Thor unnd Pfortenn gemaurett gewesenn, ist gantz unnd gar vonn Ihnen zuerissen unnd zuebrochenn wordenn. Dieses mal, am



a Fig. 9 b c d

29. Juni 1593, haben also die Jesuiter und ihre Konsorten nur geringen Schaden angerichtet. Ob der Schaden das erste mal größer war, ist aus dem Protokoll freilich nicht ersichtlich, ja auch nicht einmal, ob überhaupt hierbei das Portal der Kirche beschädigt worden sei, oder angesichts dessen, daß ein anderes mal der Angriff sich grade gegen das Portal richtete, das ja auch solchen Angriffen am meisten exponiert war, steht zu vermuten, daß auch im Juni 1890 die Figuren am Portal zu Schaden gekommen sind.

Demgemäß bleibt fraglich, ob die Figuren am Turm, die wir gegenwärtig dort sehen, alle noch die ursprünglichen, oder ob sie nicht — wenigstens ein Teil — bei späteren

Restaurationsarbeiten eingesetzt worden sind. Von einer Restauration der Kirche wissen wir nur aus dem Jahre 1719, es ist jedoch möglich daß auch nach den obenerwähnten Beschädigungen Restaurationsarbeiten (also schon vor 1719) vorgenommen worden sind. Leicht hierüber kann nur eine eingehende Untersuchung entscheiden die insbesondere auch das Kalkputze und namentlich die Baustelle an den Figuren berücksichtigt. Auffallend ist nämlich bei manchen Figuren — und es sind ihrer nicht wenige — die an der Allongenperücken des 17. Jahrhunderts erinnernde Bildung des Haares, namentlich bei Köpfen des Medaillonfrieses (Fig. 3c, 4a, 6b, 7a). Daß hier nicht etwa nur die herabhängende Lockenfülle wie man sie im Mittelalter zu Zeiten getragen hat in unvollkommener Weise wiedergegeben ist beweist der Umstand, daß dicht neben Köpfen welche die Allongenperücke zu tragen scheinen, solche stehen, die deutlich mit lang herabfließenden Locken geschmückt sind (vgl. Fig. 6b, c). Außerdem scheinen bei einzelnen Köpfen weibliche Perücken vorzukommen, wie dem Mittelalter unbekannter Kopfputz (z. B. Fig. 5b). Handelt es sich wirklich um Allongenperücken, so würde das vielleicht für die Restauration um 1719 sprechen. Während die meisten Gesichter bartlos erscheinen, findet sich im Medaillonfriese hier und da ein dürftiges Gesicht, und zwar mit sehr eigentümlicher schmalkreisförmiger Bartform (Fig. 3b, 4b, 6c). Andere Figuren, besonders im Nischenfries zeigen wiederum einen durchaus der mittelalterlichen Tracht entsprechenden Kopfputz (z. B. Fig. 8b).

Interessante Parallelen zu dem Medaillonfriese finden sich nicht selten an Bauten der Renaissancezeit, z. B. am sog. Kaiserhaus im Langenhagen in Hildesheim, dessen Bauzeit auf 1589 angegeben wird, auch an manchen Neuerbauten in Lübeck. Letztere sind mit ganz ähnlichen Medaillonköpfen aus Thon versehen, wie wir sie an der St. Johanniskirche zu Dorpat sehen, ferner in anderer Umgebung. Im 16. Jahrhundert blühte diese Industrie in Lübeck und die Verbindung zwischen dieser Stadt und Livland ist allezeit eine enge gewesen. Eine oft sind lübische Meister in Livland thätig gewesen, und manches Kunstwerk aus ihrer Hand ist erhalten. Doch diese Beobachtungen genügen selbstverständlich auch nicht zu sicherer Datierung der Köpfe an der Kirche.

Eine viel größere Gefahr, als der rasch vorübergehende Sturm der Reformationszeit war erstand für den künstlerischen Schmuck unserer Kirchen in der Restaurationswut um die Wende des 18. Jahrhunderts, und auch die Dorpater St. Johanniskirche hat unter derselben zu leiden gehabt. Ohne eine Spur von Sinn und Verständnis für die aus früheren Zeiten überkommenen Kunstdenkmäler und ihren Wert wurde systematisch alles vernichtet, was irgend verwittert werden konnte, bezw. schön gleichmäßig übertünchte, daß nur ja nichts mehr von dem ursprünglichen Bilder- und Skulpturenschmuck das Auge beleidige. So heißt es z. B. in einem Sitzungsprotokoll der Domkirchenverwaltung zu Riga vom 3. Dez. 1786, daß nunmehr die Ausrüstung des Domes völlig beendet und vom Altesten Ehlers mit allem Ruhm besetzt wurde, und dann wird ihm für die zur Zufriedenheit des Publici besorgte Auseweißung und Reparatur der Kirche der verdindlichste Dank abgestattet. Diese deutlichen Auseweißungen haben nur eine Menge Kunstdenkmäler gemordet und die Kirchen gar sehr verunstaltet. Nicht nur die alten schönen Wand- und Deckenmalereien, von denen ehemalige Spuren und Schürfen nunmehr kläglich entdeckte Spuren Zeugnis ablegen, haben dadurch ihren Untergang gefunden, bei der Gelegenheit wurden auch andere Denkmäler wie Grabsteine und skulptische Verzierungen aller Art zerstört oder entfernt und als alles Gestümpel dem Verderben geweiht. Selbst das Grab den ersten livländischen Bischofs an Dom zu Riga wurde nicht geschont, die die Grabplatte schmückenden zierlichen gotischen Maßwerkverzierungen wurden weggehauen und der Grabstein selbst wäre auch verschwunden, wenn er nicht einen Retter gefunden hätte in dem unermüdlichen livländischen Historiker Joh. Chr. Brotze dessen Sammelfleiß wie die Erhaltung auch vieler alten Denkmäler wenigstens in Beschreibung und Zeichnung verdankt.

Wie wenig schonend man bei solchen Reparaturen und Auswechslungen verfuhr, davon redet unsere St. Johanniskirche eine gar verständliche Sprache. Nicht nur wurde die Kirche einem durchgreifenden Neubau unterzogen, dabei der Chorgrundriß teilweise verändert und die Langhausfenster erweitert, die Pfeiler umgestaltet u. dgl. mehr, sondern auch die Fragment

am Portal und vielfach an den Mauern übertüncht und die Nischen verschmiert. Letzterer geschah so gründlich, daß man die auf unsere Tage keine Ahnung von deren Existenz hatte, und nur an den Kapitälen der das Portal flankierenden Pilaster waren die Konturen der unter der dicken Kalkkruste verborgenen Blatt- und Figurenornamente undeutlich sichtbar. Die Reste des Medaillonfrieses an der nördlichen Seitenschiffaußenwand lassen noch heute diesen alles übertünchenden Eifer deutlich erkennen. Ein Teil des Frieses ist hier, wie an manchen Spuren zu sehen, unter der begrabenden Tünche noch verborgen, aber weiter nach Osten, zum Chor hin, steigt das Gesimse des Daches so weit herab, daß ihm wohl die Fortsetzung des Frieses zum Opfer gefallen ist. Der Anlage dieser Pultdächer der Seitenschiffe ist auch mit dem im Norden an den Turm sich anlehnenden Giebel gar rücksichtslos verfahren, sofern die denselben verzierenden Blendarkaden schauungslos verstümmelt und verkürzt worden sind (vgl. Fig. 1).

Von hohem Interesse sind insbesondere die Figuren an der Turmfront der Kirche. Was ihre Deutung anlangt, so ist ein Urteil bei der starken Verstümmelung derselben sehr schwierig. Betreffs der Portalfiguren ist zunächst vor allem zu beachten, daß sie nicht alle 14 — die oberste, 15, ist jedenfalls eine besondere, für sich in Betracht kommende — gleich gebildet sind, sondern daß 12 von ihnen auf Thronen sitzende Gestalten darstellen, während die beiden obersten Gestalten in anbetender Stellung knieen, es ist also eine Gruppierung von 12+2. Die Zwölfzahl der Figuren läßt von vornherein vermuten, daß die 12 Apostel dargestellt sind, und diese Vermutung wird zur Gewißheit, wenn man beachtet, was an Attributen noch erkennbar ist.

Fast allen (9) Gestalten ist als Attribut ein Buch beigegeben, 6 haben neben dem Buch noch ein anderes Attribut, 3 nur ein Buch, 3 sind ohne Buch, aber mit anderen Attributen ausgestattet. Eben dieses Vorkommen doppelter Attribute, der Buches und einer anderen, weist auf Apostelfiguren, da ursprünglich diesen nur das Buch beigegeben war und erst allmählich andere Attribute aufkommen, aber noch längere Zeit neben dem Buch stehen, ehe sie dasselbe gänzlich verdrängen.

An der Spitze stehen Petrus und Paulus, kenntlich am Schlüssel und Schwert. Daß eben Paulus durch das Schwert gekennzeichnet sein soll und nicht etwa Jakobus der Ältere oder Matthäus, deren Attribut auch häufig das Schwert ist, zeigt die Stellung an der Spitze. Als zweites Paar folgen Johannes, erkennbar an dem Kelch, und sein Bruder Jakobus der Ältere. Daß dieser hier gemeint ist, dafür spricht nicht nur die Stellung neben seinem Bruder, sondern auch die Haltung der Figur. Sie stellt nämlich eine dürftige Gestalt dar, auf dem Haupte ein Hut, in der linken Hand ein Buch. Das Attribut in der Rechten ist verschwunden, doch läßt die Haltung dieser Hand an der Schulter erkennen, daß sie einen langen, bis zum Fuße reichenden Stab ab dgl. gehalten haben muß. Da nun Jakobus der Ältere häufig mit Pilgerstab und Hut erscheint, so werden wir in dieser Figur eben diesen Apostel zu erkennen haben.

Die nächste Figur zeigt in der Rechten ein Kreuz, und zwar in der Form der crux immissa. Eben deshalb ist fraglich, ob mit dieser Figur Andreas oder Philippus gemeint ist. Erst die spätere Zeit unterscheidet die beiden Apostel durch verschiedene Kreuzformen, indem dem Andreas ein y förmiger fuca (Y) oder schräges, die crux decussata (X) beigegeben wird, dem Philippus ein t förmiger, die crux commissa (T). Daß nicht letzterer, sondern Andreas an dieser Stelle gemeint ist, läßt sich nur aus der Stellung als fünfter in der Reihe schließen. Meist folgt Andreas unmittelbar auf Petrus und Paulus, während Philippus viel weiter unten seinen Platz hat. Hier hat Andreas seinen Platz dem Johannes abtreten müssen, der als der Titelheilige der Kirche gleich nach den Apostelfürsten angeordnet wurde, und steht selbst nun an 5. Stelle. Ihm gegenüber sehen wir eine Figur mit dem Buch in der Linken und einem leider verstümmelten Gegenstand in der Rechten. In diesem könnte man entweder die den Judas Thaddäus kennzeichnende Keule oder das Messer des Bartholomäus erkennen. Da ich aus gleich anzuführenden Gründen den Thaddäus für eine andere Figur in Anspruch nehmen muß, so halte ich dafür, daß jenes Attribut als Messer zu deuten ist und somit diese Figur als Bartholomäus.

Schwierigkeiten bereitet ebenfalls das nächste Figurenpaar. Die Figur links hält in der linken einen knüttelartigen Gegenstand, an dem die Astansätze noch sichtbar erscheinen. Dieses führt auf Jakobus den Jüngeren, der nach der Legende bei seiner Steinigung, der er nicht gleich erlag, von einem Walker mit seinem Walkerbaum oder einem Knüttel erschlagen wurde. Die Figur gegenüber hält wieder in der Linken das Buch; von dem Attribut in der Rechten ist nur ein Rudiment erhalten, das wie ein kurzer Stab aussieht, der aber jedenfalls nicht bis zu den Füßen reichte. Kann es aus diesem Grunde nicht als Hellebarde oder Lanze gedeutet werden, so bleibt nie übrig, es als ein Stück von einem Winkelmaß anzusehen, dem Attribut des Thomas. Es könnte freilich auch der Griff eines Beiles sein und dieses würde den Matthäus bezeichnen, oder auch diesen Apostel muß ich für eine andere Figur in Anspruch nehmen.

Was nun die letzten 2 Figurenpaare anlangt, so weisen die noetzte Figur links und die letzte Figur rechts keine besonderen Attribute auf, nur das Buch. Dasselbe ist auch bei der letzten Figur links der Fall, jedoch hält diese Figur ein aufgeschlagenes Buch in den Händen. Da ein solches häufig auf das Evangelium hinweist, so werden wir in dieser Figur Matthäus erkennen dürfen, da dieser neben Johannes der einzige Evangelist unter den Aposteln ist. Schwierigkeiten besonderer Art bereitet die vorletzte Figur rechts. Außer einem Buch, Torso ist (in der rechten Hand) noch ein viereckiger kleiner Gegenstand erkennbar, bei jedem Versuch das Rudiment legend eines der bekannteren Apostelattribute darin zu erkennen, spottet. Auf die vielleicht richtige Spur führt uns ein Bild zu St. Ursula in Köln (um 1224). Hier hält Judas Thaddäus Steine in der Hand, weil er nach einer Tradition von heidnischen Peinigern gesteinigt worden sein soll. Ein solches den Thaddäus kennzeichnende Stein dürfte das rätselhafte Attribut unserer Figur sein. Sonst erscheint Judas Thaddäus gewöhnlich mit einer Keule oder Hellebarde. Da aber keine Figur hierauf deutbare Attribute erkennen läßt, so erscheint die ausgesprochene Vermutung als nicht unbegründet. Da endlich, wenn Paulus in der Reihe der Zwölfe erscheint, meist Matthias fehlt, so müssen die beiden noch ungedeutet gebliebenen Figuren (vorletzte links und letzte rechts) die Apostel Philippus und Simon von Kana darstellen; und zwar möchte ich gemäß der üblichen Reihenfolge dem Philippus den Vortritt gewähren, ihn also in der vorletzten Figur links und demgemäß den Simon in der letzten rechts erkennen. Wir erhalten somit folgende nun der gewöhnlichen in Manchem abweichende Reihenfolge:

Petrus	Paulus
Johannes	Jakobus d. Ä.
Andreas	Bartholomäus
Jakobus d. J.	Thomas
Philippus	Judas Thaddäus
Matthäus	Simon v. Kana

Sind nun in den 12 auf Thronen sitzenden Gestalten die 12 Apostel zu erkennen, so wird die oberste Nische zweifelsohne die Gestalt des Heilandes enthalten haben. Möglich wäre allerdings auch, daß die oberste Figur eine Madonna mit dem Jesuskind vorgestellt hat, dagegen spricht jedoch der Torso der in dieser Nische enthalten war. Er zeigt den unteren Teil einer sitzenden mit einem faltigen Gewande umhüllten Gestalt, etwa bis zu Brusthöhe. So viel ich urteilen kann (mir liegt zur Zeit nur eine Photographie vor) müßte wenn es sich um eine Madonna handelte, von den Armen mehr zu sehen sein. Deshalb glaube ich diese Figur für einen Christus in Anspruch nehmen zu müssen, und zwar meine ich, wird die Haltung der Hände so gewesen sein, daß die eine zum Segnen (od. Lehren) erhoben war, während die andere auf der Brust ruhte. In diesem Sinne ist auch die Torso in Riga ergänzt worden. Die beiden Gestalten in unbekrönter Stellung, die die beiden obersten Nischen zu den Seiten der Mittelnische enthalten, sind da die eine ein männliches Gesicht mit Bart die andere ein bartloses Gesicht zeigt und sonstens eine weibliche Gestalt ist, entweder als Joseph und Maria oder als irgend welche Heilige zu deuten, eine nähere Bestimmung wird durch das Fehlen jeglicher Attribute unmöglich gemacht.

Der gleiche Mangel macht sich bei den Figuren unterhalb der Blendarkaden

Digitized by Google

geltend (Fig. 8 u. 9). Eine große Zahl von ihnen ist mit Kronen ausgestattet. Da solche keinesfalls fürstliche Abkunft bezeichnen, sondern häufig als Zeichen der Sieger oder Lohnes den Heiligen ohne Rücksicht auf ihren Stand beigegeben sind, so ist aus ihnen nichts zu erschließen. Auch die Spruchbänder, die alle Figuren dieser Reihe in den Händen halten, geben keine näheren Anhaltspunkte, da ihnen jegliche Inschriften fehlen. Auf eine Näherbestimmung dieser Figuren muß ich daher zunächst verzichten.

Das Gleiche gilt von den Köpfen des Medaillonfrieses (Fig. 5—7). Im Gegensatz zu den letztgenannten Figuren, die — auf Fernwirkung berechnet — nur grob aus dem Thon herausgeschnitten sind, erscheinen diese Köpfe verhältnismäßig fein modelliert und deutlich ist an ihnen ein Streben des Künstlers nach Charakterisierung und Individualisierung sichtbar, sodaß man fast auf die Vermutung kommen könnte, es handle sich hier um Porträts (vgl. des Fig. 5b, e, 4b; 5b, c, 6b, c, d). Die Verschiedenheit der Kopfbedeckung sowie der Haar- und Barttracht und auch mitunter der Gesichtszüge scheint für diese Vermutung zu sprechen, insbesondere aber auch der Umstand, daß am Giebel der nördlichen Seitenschiffer die vom Turme am weitesten entfernte Nische einen Katzenkopf erhält (Fig. 5a). Ob letzterer nicht einer launigen Bosheit des Künstlers sein Dasein verdankt? Andrerseits spricht aber dafür, daß es sich auch hier um Heiligenbilder handelt, die Anzeichnung eines Teiles dieser Köpfe durch Kronen. Der vermeintliche Katzenkopf dürfte dann eine Teufelsmarke sein. Die Kronen sind jedoch nicht so zahlreich vertreten, daß es sich hier nicht auch um „gekrönte Häupter" handeln könnte. In diesem Falle dürften historische Persönlichkeiten, sei es der biblischen, sei es der zeitgenössischen oder Landesgeschichte angehörige, gemeint sein. Für die letztgenannte Möglichkeit spricht der Umstand, daß ganz besondere Haar- und Barttrachten und Hutformen zur Anwendung gelangt sind, wie die an die slavische Waragermütze erinnernde Form der zwei Köpfen an der Südseite des Turmes (Fig. 7a, f), ferner die überaus charakteristischen Gesichtszüge der Köpfe am nördlichen Seitenschiffgiebel (Fig. 5) und auch einzelne am Turm.

Was endlich die obersten 3 Figuren anlangt, so erscheint mir fraglos, daß die Mittelfigur im Bischofsornat (Fig. 2) einen zum Bau der Kirche in Beziehung stehenden Bischof darstellt, sei es den Begründer oder den Erbauer oder den Vollender der Kirche. Die beiden Figuren rechts und links, von denen die eine leider stark verstümmelt ist, stellen dann 2 Heilige vor, vermutlich die Schutzpatrone der Kirche. Da keine Attribute erhalten sind (nur Spruchbänder ohne Inschrift), so ist eine Näherbestimmung derselben nicht möglich.

Schwierig ist die Deutung des einzelnen Kopfes über dem Fenster unter dem Portalgiebel. Daß eine historische Persönlichkeit gemeint ist, die zum Bau in irgend welcher Beziehung stand, etwa der Erbauer oder der Restaurator des Portals, wird durch die Krone unwahrscheinlich gemacht. Eher dürfte der Schutzpatron der Kirche auch hier noch eine Stelle gefunden haben. Gegen letztere Vermutung sprechen weder die charakteristischen Gesichtszüge noch die Haartracht, denn es ist oft genug vorgekommen, daß bei Donationen — und um eine solche kann es sich ja etwa auch bei einer Restauration des Portals gehandelt haben — auf dem Denkmal der Schutzpatron der Diözese oder auch der Stifters mit den Gesichtszügen der Donatare dargestellt wurde. —

Projektiert und in Angriff genommen ist zunächst die Wiederherstellung des Turmes und der beiden Seitenschiffgiebel, welche sich an den Turm anlehnen. Damit wird am Westen eine Schaufeile geboten, die aller Bewunderung wert ist. Diese Wiederherstellung der Turmfassade bedeutet aber nur einen Anfang, und neue große Aufgaben harren der Weiteren nach ihrer Erfüllung: Wiederherstellung des Chorbaues und seiner alten Fenster, Höherführung des Mittelschiffs und Überwölbung desselben, eventuell auch noch eine Wiederherstellung des Turmes in seiner ursprünglichen Höhe, — alles das sind Aufgaben, die der Zukunft noch aufbehalten bleiben. Möge das begonnene Werk nicht ins Stocken geraten, und — wie das dem Rigaer Dom beschieden gewesen ist — auch die alte Stadtpfarrkirche Dorpats in neuem Glanze erstehen, ein würdiges Denkmal einer bedeutungsvollen Zeit!

Kritiken und praktische Winke für Passion und Ostern

von **Friedrich Spitta.**

(Schluß.)

Gehen wir von den Feiern, die gottesdienstlichen Charakter im engeren Sinn des Wortes haben, zu denen über, bei denen die Kunstmusik das Übergewicht hat, so verbreitet sich immer mehr die Überzeugung, daß es auch im Interesse der Kunst gehandelt sei, wenn man diesen den Charakter einer bloßen „Musikproduktion" alten Stiles mehr und mehr abstreift und ihnen einen gottesdienstlichen Rahmen giebt. Es kann das auf mancherlei Weise geschehen, am einfachsten und zugleich mit der intensivsten Wirkung, wenn man die Zuhörer aus Kritikern oder bloß Genießenden dadurch zu Mithandelnden und Mitfeiernden macht, daß man sie zum Eingang und zum Schluß, unter Umständen auch an wichtigen Ruhepunkten, einen passenden Choral anstimmen läßt. So findet es sich, um einige mir gerade sich darbietende Beispiele auch künstlerisch hervorragender Art zu nennen, in den unter O. Richter's Leitung stehenden Volkskirchenkonzerten in Elsleben, in den Abendmoletten der Johanniskirche in Leipzig (Br. Rothig), in den Geistlichen Musikaufführungen P. Stöder's in Zittau, im Dom zu Verden (Dieckmann) und noch an vielen anderen Orten. Durchweg zeichnen sich auch diese Programme durch größere Geschlossenheit und Freisein von allerhand Willkürlichkeiten aus, die da sich ohne weiteres einstellen, wo man im Grunde nicht mehr will, als eine bis zwei Stunden mit Musik auszufüllen. Da müssen vor allem hundert Rücksichten auf Instrumental- und Vokal-Solisten genommen werden, andererseits ist man auch nicht gerade skrupulös in der Aufnahme von allerlei Stücken, die eben noch „sitzen" oder von denen gerade die Noten da sind. Um einmal ein Beispiel davon zu geben, was an solchen Produktionen noch geleistet wird, selbst an Stellen, wo man es nicht erwarten sollte, teile ich ein Programm des Bach-Vereins in Riga mit, das er zu Beginn der Passionszeit zur Ausführung gebracht hat: 1) Improperia von Vittoria, Misericordias domini cantabo von Durante. Beide Kompositionen haben das gemeinsame, daß sie lateinischen Text haben und von italienischen Kapellmeistern abgefaßt sind, im Charakter sind sie durch eine Welt geschieden. 2) zwei Lieder von J. W. Franck „Herzliebster Gott" und „Jesus neigt sein Haupt und stirbt", 3) Motette von Rust „Es sollen wohl Berge weichen", 4) Fräulein Lola Rehwinkel erfreut sodann das Publikum durch den Vortrag eines Hymnus von Nicodé mit folgendem Matthisson'schen Texte:

> Dich preist, Allmächtiger, der Sternen Jubelklang,
> dich preist Allgütiger der Seraphim Gesang!
> Die ganze Schöpfung schwebt in ewgen Harmonieen,
> soweit sich Welten drehn und Sonnenheere glühen.
>
> Dein Tempel die Natur, wie deiner Herrlichkeit,
> wie deiner Milde voll! Des Lenzes Blumenkleid,
> des Sommers Ährenmeer, des Herbstes Traubenhügel,
> des Winters Silberhöhn sind deiner Allmacht Spiegel.
>
> Was bin ich, Herr, vor dir? Seit gestern athm ich kaum!
> Es trennt vom Totenkreuz mich nur ein Spannenraum.
> Wohl dennoch mir! Wer sanft entschläft in Vaters Armen
> darf dem Erweckungswort vertraun. Es heißt: Erbarmen.

5) Die vier ersten Sätze des 42. Psalmes von F. Mendelssohn. 6) Baßarie aus dem Elias von Mendelssohn „Es ist genug." — Durch diese Potpourri vorbereitet wird dann 7) die Bach'sche Kantate „Ein feste Burg" vorgetragen. Was die meisten dieser Stücke mit Bußtag und Passionszeit zu thun haben, ist nicht minder unklar, als was sie mit einander verbindet, und wie sie in das Programm eines Bachvereins kommen. Man kann sich denken, auf welchem Niveau sich das Urteil derer befindet, die eine solche Aufführung mit Befriedigung verlassen. — Das Bestreben, die Passionsaufführungen über das gewöhnliche Maß einer Musikproduktion sich erheben zu lassen, zeigt sich auch darin, daß man den Namen „Konzert" vielfach vermeidet. Statt dessen finden sich folgende Titel, die unser Leser einmal auf ihren Wert prüfen wollen: Geistliche Musikaufführung, Passionsmusik (oft), Musikalische Passionsfeier, Passions- und Osterfeier, Charfreitagsfeier, Vortrag Bach'scher Orgelmusik zur Feier der Passion. Der an letzter Stelle genannte Titel giebt mir Anlaß, einer besonders sinnigen und eindrucksvollen Passionsfeier zu gedenken, der man an vielen Orten Nachfolge wünschen möchte. E. Münch in Straßburg trug auf seiner schönen Walckerschen Orgel in der Wilhelmerkirche folgende Bach'sche Werke vor: 1) Fantasie und Fuge in C moll, 2) Choralvorspiel „Durch Adams Fall ist ganz verderbt", Orgelchoral „Aus tiefer Not schrei ich zu dir", Choralvorspiel „O Mensch, bewein dein Sünde groß." 3) Orgelchoral „Ein Lämmlein geht", Choralvorspiel „Herzliebster Jesu", Choralphantasie „O Lamm Gottes". 4) Orgelchoral „Schmücke dich, o liebe Seele", Choralphantasie „Jesus Christus unser Heiland". Die Texte

Digitized by Google

der Chorale waren auf dem Programm abgedruckt, eine recht notwendige Vorbedingung zum Verständnis der vorgetragenen Werke. Aufgeben, was aufgegeben, in welcher Stimme die Melodie des Cantus firmus bildete. Wer die Melodien und die dazu gehörigen Lieder kannte, für den war die Aufführung eine außergewöhnlich Erhebung. Aber ferinab die große Masse unserer Musikliebhaber und angehenden Musikkenner — die eigentliche Hauptlast zum Verständnis muß ihr doch weiterhin bleiben. Ihre Hilfe nur genaues Vertrautwerden mit Wort und Weise unserer evangelischen Kirchenlieder. Wer das äußerste der dahin auch unserm Bach den Weg und durch ihn dem, der größer ist als er. Vielleicht gibt es noch manche Hilfsmittel zur Erreichung dieses Zieles die vielleicht schon hier und da angewendet worden sind (für gefällige Mitteilungen darüber wäre ich unsern Lesern dankbar). Man lasse zuerst eine Strophe des betreffenden Chorales von einem Knabenchore zu Orgelbegleitung singen und lasse nach dem Vortrag des Gesangstückes die ganze Gemeinde das Lied anstimmen. Durch jene Querübung würde der Versammlung in wirksamer Weise vorbereitet und durch die eigene Wiedergabe der Melodie förmlich für die Predigt machen, ob sie die wunderbare Interrelation von Wort und Weise durch Bach verstanden und in sich aufgenommen habe.

Aus der großen Fülle der Musikstücke, die sich in den mir vorliegenden Programmen angegeben finden, möchte ich einiges zur Charakterisierung herausheben. Vielleicht thut das gute Dienste bei Herstellung der Programme in den nächsten Jahren. Aus der älteren Vokalmusik kehren sehr häufig wieder der Improperien von Palestrina und Viktoria und Miserere von Allegri und das Ecce quomodo moritur justus von J. Gallus (Handl). Ich habe mich oft gefragt, ob wohl von der zuletzt genannten unbeschreiblich schönen Motette abgesehen, die anderen Stücke bei unserm auf sie durch seine kirchliche Institution vorbereiteten Publikum einen anderen Eindruck als den des Merkwürdigen machen werden. Die viele Chöre und Dirigenten sind dadurch in der Lage, sie stilgemäß vorzutragen? Da ist es doch verhältnismäßig die deutschen Meister des Vokalstiles Secard Siedacius Hasler Crüger u. s. w. heranzuziehen, des ersteren „O Lamm Gottes" und „Zu dieser österlichen Zeit" der Osterdialog des zweiten „Sollte denn das schwere Leiden", der beiden letzteren Sätze von „O Haupt voll Blut und Wunden" werden stets den der ganzen Gemeinde einschlagen. Von Schütz sind die „Sieben Worte" geradezu populär geworden, überall im Osten wie im Westen trifft man sie auf den Programmen an. In Zittau ließ man die Christusworte vom Altar durch einen Geistlichen im Talar singen. Das zur Beziehung verwandte Harmonium stand wie sichtbar hinter dem Altar. So sehr dadurch die gewichtigen Worte hervorgehoben werden, so bedenklich erscheint es mir für die Einheitlichkeit der Wirkung des Werkes, wenn man die anderen Solisten und den Chor auf der dem Altar gegenüberliegenden Orgelempore postiert. Den Intentionen von Schütz selbst würde es wohl mehr entsprechen wenn man dies Werk und vor allem die Passionen (von denen ihr zu Matthäus und die zu Johannes allgemein bekannt geworden sind) so aufführte, daß der Evangelist vom Pfarrer als dem allein Schuldigen vom Altar oder vom Pulte aus gesungen würde, die Einzelpersonen und die Turba dagegen entschieden dieben. So würde auch die dramatische Wirkung dieser Stücke ganz wesentlich gesteigert werden. Den einzelnen kleineren Stücken Schützscher Kompositionen findet sich häufiger (auch jenseits des Ozean Baltimore) das von der Motettschen verschiedene Duett „O Jesu Christe, Gottes Sohn", der Chöre gleichen Textes aus der Johannespassion vor allem das an gedrungener Kraft und Schärfe der Charakteristierung unvergleichliche „Ehre sei dir, Christe" aus der Matthäuspassion, auch der Sologesang „Was hast du verbrochen". Schützens Freigeborener R. Hammerschmidt erzielt mit dem edlen Ausdruck seines Dialogs „O Jesu Christe — Mache dich zu Recht gemacht" noch immer tiefe Wirkung und nicht minder Joh. M. Bach mit den Choralmotetten „Das Blut Jesu Christi" und „Ich weiß daß mein Erlöser lebt" und J. W. Franck mit seinen schönen Liedern für eine Singstimme. Aber die beiden großen Passionen J. S. Bachs ist nicht anderes zu sagen, als daß man sie in engster Beziehung zu Kultus und Gemeinde bringen sollte aus dem sie hervorgewachsen sind. In dieser Beziehung bei ganz Bachmanie im „Kunstwerk" ein beherzigenswertes Wort gesprochen. Damit möchten wir aber nicht solchen Versuchen das Wort reden wie man sie in Rothenburg a. T. mit der Matthäuspassion von Schütz gemacht hat und die an den neulich vorgeleaten Vorschlag erinnerten, man sollte der Reichenkonzerte nicht ohne Pfarrer im Talar machen der die Frier einleitete und die Gemeinde mit dem Segen entließe. In Rothenburg, wo E. Schmidt in hervorragender Weise musikalisch thätig ist (vgl. M.-Schr. VI S. 429) mußten von dem Gemeindegesang abgesehen, den Schützschen Meisterwerk nach folgende Eingänge und Schluß gegeben werden

Geistlicher: Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Geliebte in dem Herren! Da wir den Todestag Jesu Christi, unseres Erlosers, begehen, müssen wir wohl wie Gott von demselben schon zu den Vätern geredet und ihnen das Leiden und Sterben Seines Sohnes vorgebildet hat. Lasset uns vornehmen wie Gott denselben in dem Osterlamm Israels als in einem Vorbild zu erkennen gab, wie geschrieben steht: 2 Mose 12, 1—13.

Lasset uns mit allen Jüngern Jesu in wahrem Glauben und herzlicher Buße und Reue über unsere Sünde hinausgehen zum Kreuz unseres Herrn und für den Frieden unserer Seelen bitten. Lasset uns vernehmen die Worte des heiligen Evangelisten, erhebet euer Herzen und höret das Leiden Jesu Christi!

Lasset uns, Geliebte, dem Heilande und Herrn weiter nachfolgen auf dem Gang seiner Schmerzen, nachdem er zur Stätte des Todes hindurchgeführt ist. Wie weit leidet er! Mit welcher Geduld hat er bisher Gott gepriesen! Bald hängt er ans Kreuz gehoben, mit ausgespannten Armen, ein Fluch der Welt und stirbt. Lasset uns hören die Stimme der Weissagung, in welcher das Leid der Gottverlassenen so frühe und wohl vernehmlich geklagt und seine Todespein verkündiget wird.

Psalm 22, 1—28.

Geliebte in dem Herrn! Wie haben Alles gehört, wie Christus für uns gelitten hat und gestorben ist. Sehet, das ist Gottes Lamm, das der Welt Sünde trägt, der barmherzige Hohepriester, der Heilige ward ein Fluch für uns und hat unsere Schuld ins Grab gelegt. Lasset uns unsere Sünde beweinen und uns reinigen durch den Glauben. Errette uns, o Herr, dein sind wir ewig, o Jesu! Amen. Vater unser. Segen.

Wenn die Kirche in dieser Weise in die Darstellung des Evangeliums durch unsre Meister eingreift, dann kann man sich nicht wundern, wenn die Künstler der von uns immer wieder geforderten Eingliederung der Musik von Bach und Schütz in unsern Kultus mehr als bedenklich gegenüber stehen. Man fragt sich vergeblich, was jene beiden biblischen Lektionen, der doch nicht mehr als Schattenbilder vor dem Wesen der Erfüllung in Christus sind, mitten in der lebendigsten Darstellung dieser Erfüllungsgeschichte sollen. Wenn Thomasius, Rathe u. a. es ausgesprochen haben, am Charfreitag würde der Prediger am besten schweigen, wie will man es dann rechtfertigen, wenn er durch seine liturgischen Formeln der Leidensgeschichte des Herrn aus dem Evangelium sein Placet erteilt — oder richtiger dem Vortrag derselben durch Personen, die nicht kirchlich ordiniert sind? Oder geschieht das nicht um der kirchlichen Doktrin, sondern um des Traditionalismus der Gemeinde willen? Eine belehrende Antwort auf diese Frage wäre mir sehr erwünscht.

Von der Kirchenmusik des letzten Jahrhunderts seien aus den Programmen besonders folgende Namen genannt: F. Mendelssohn-B. mit Psalm 22, 45 und den achtstimmigen Sprüchen, Albert Becker, dessen Geistlicher Dialog zu den allerbeliebtesten Passionsstücken gehört, H. v. Herzogenberg, von dessen Passionen besonders die leichtere auf Grundonnerstag weite Verbreitung gefunden, von kleineren Stücken wird besonders die Choralmotette „O Traurigkeit" mit gesungen und mehrere Sätze aus den Liturgischen Gesängen für die Passionszeit. Von Meyner ist die letzthin erschienene heilige Passionswoche trotz ihrer Schwierigkeit bereits an mehreren Orten mit durchschlagendem Erfolge aufgeführt worden, desgleichen seine Paul Gerhardt-Lieder und darunter besonders das über die sieben Worte, das Gleiche gilt von Arnold Mendelssohns Leiden des Herrn und Auferstehung. Häufig finden sich sonst noch die Namen M. Reger (Fantasie in C-moll, Chöre aus der Monatschrift und aus seinem Werke „Der evangelische Kirchenchor"), F. Wayrsch (Passionsoratorium), J. G. Herzog, Schreck (op. 51, 5), Ed. Hohmann (Passionsgesänge), Chr. Fink (der jedes Mal in der Passionszeit in der Stadtkirche zu Eßlingen eine große Aufführung veranstaltet), Fr. W. Trautner (der in Nördlingen eine sehr eifrige Thätigkeit entfaltet) u. a. m. Ganz besonders ist schließlich noch zu erwähnen die liebliche Osterkantate von Th. Goldschmied, die mit leichten Mitteln aufzuführen ist und dabei den Reiz instrumentaler Begleitung nicht verschmäht hat, ein stimmungsvolles Stück für die österliche Zeit. — Übrigens dürfte nicht angesagt, daß auch einige ältere Werke, die im Großen und Ganzen aus der Mode gekommen sind, wie Graun's Tod Jesu, Haydn's sieben Worte, Löwe's Festzeiten, ganz oder teilweise noch dankbare Verwendung finden. — Ich erlaube mir zum Schluß noch das Programm der letzten Passions- und Osterfeier des akademischen Kirchenchores in Straßburg zu geben: J. S. Bach, Choralvorspiel über „Ein Lämmlein geht", Gemeinde „Ein Lämmlein geht", Homilius, Choralmotette „Lasset uns mit ziehen", Meyner, die heilige Passionswoche, Haßler und Crüger, zwei Choralsätze zu „O Haupt voll Blut", W. Fr. Franck, 2 Passionslieder, Mendelssohn-B., Psalm 22, J. S. Bach, Choralvorspiel über „Christ ist erstanden", Klein, „Macht hoch das Thor", Stodarus, Osterdialog, J. M. Bach, „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", Gemeinde „Ach mein Herr Jesu, der du bist", „Sei hoch gelobt in dieser Zeit!"

Kleine Mitteilungen.

Stimmen aus Bayern. a) Offene Kirchen. Im 1. Jahrgange des „Jahrbuchs für die evang.-lutherische Landeskirche Bayerns" herausgegeben von Siegfr. Rudner, Pfarrer (Erlangen 1901, Junge, Mk. 1.20) befinden sich u. a. drei Aufsätze, die dieser

Digitized by Google

Monatsſchrift inhaltlich nahezuſtehen. Am Schluſſe eines derſelben, deſſen Verfaſſer der Herausgeber iſt, betitelt „Ländliches Kirchenweſen im ehemaligen Fürſtentum Bayreuth [18. Jahrhundert]“ heißt es . . . . Uns in einigen Punkten ſind wir demnächſt Rückſchritte und möchten unſere Zuſtände den früheren ähnlicher ſehen. Erſtlich ſollten unſere Gotteshäuſer auch wiederum der Woche häufiger geöffnet und benutzt werden. Ehedem hatte auch die ewang. Kirche ihre tägliche, öffentliche Morgenandacht. Im 1750 gab es in meiner kleinen Gemeinde (Rehenhof b. Krumbach) wenigſtens noch drei Wochengottesdienſte ſie welche die Stunde unter gewiſſer Rückſichtnahme auf die Lebensweiſe und die Arbeitszeit der Gemeindeglieder gewählt war z. B. früh 5 Uhr im Sommer oder mittags 12 Uhr in der Erntezeit. Dieſer Dinge Wert wird durch die ſeltenen Vorkommen beſtimmt. Aber andere Dinge gebt es die man nur durch häufigen, mehrfältige wiederholten Gebrauch in ihrem Werte kennen und lieben lernt, ich meine, dazu gehört das Gebet auch das gemeinſame Gebet, der Gebetsgottesdienſt. O kehrte die Sitte wieder, mit einem ſolchen kurzen Gottesdienſt daſſelbe aus Geſang, Schriftwort und Gebet, die durch wenige liturgiſche Stücke paſſend verbunden ſein und ſämtlich Morgenlieder ſeinen müßten) ein jedes Tagewerk zu eröffnen! Wie dürfte täglich man ſich in der Erwartung, daß die Wochengottesdienſte der Gemeinde begehrenswerter erſcheinen würden, wenn man ſie ſeltener werden ließe! Im Gegenteil, das Volk ſah in dieſer Verminderung das Zugeſtändnis daß Gottesdienſte an den Werktagen überhaupt kein wirkliches Bedürfnis wären. Die ehemalige Kirche hat die jetzt Gebrauch. Einrichtungen durch ungünſtige Zeiten hindurch in ihrer ganzen Fülle aufrecht zu erhalten. („Wer Recht hat und Gebrauch, für den kommt auch die Zeit.“) Wer pflegen den Wert der Inſtitutionen — ſolche natürlich ſind gemeint die der Idee unſerer Kirche nicht widerſprechen — zu unterſchätzen. Gebt acht, hält die Kirche ſie eine Weile gegen Ungunſt und Unbeliebtheit, ſo halten ſie die Kirche wieder. Was aber einmal aufgegeben iſt, wird nicht ſelbſt wieder vom Volksbewußtſein aufgenommen. Gerade auch evangeliſcher Anſchauung iſt ſelbſt Tag ein Tag des Herrn und jede ehrliche Arbeit des Werktags ein Gottesdienſt. Wenn, ſo geht doch die Kirche dieſer Anſchauung Ausdruck dadurch daß ſie jeden Tag evangeliſch weihe durch Gottes Wort und Gebet. Die Stunde beſtimmt ſich nach der Arbeitszeit der vorwiegend in Betracht kommenden Stände“. b) Sorgfältige Geſtaltung der Liturgie. „Und was wie zum andern zurückwünſchen, das iſt eine reichere Mannigfaltigkeit und größere Abwechſelung in der Liturgie. Sonſt hatte auch im evangeliſchen Norden jeder Sonntag ſein individuelles Gepräge durch ſeine beſonderen Introiten und Kollekten, bei uns ſteht an den gewöhnlichen Sonntagen alſo in der ganzen langen feſtloſen Zeit, die Lektion das einzige wechſelnde Element in der Liturgie der Morgenfeier. Wenn wir uns ſelbſt zu ſolcher Monotonie? Scheuen wir davor zurück, in der Agende ein oder zweimal öfter umblättern zu müſſen? Die heilige Schrift iſt reich. Bereichern wir aus ihr den liturgiſchen Teil unſerer Gottesdienſte, zumal auch unſere Gebete —“

G. Ammer, Pfarrer in Eupen

Die gelegentlich an dieſer Stelle gewünſchte Bitte an unſere Organiſten uns mit Nationalhymnen in der Kirche zu verſchonen, iſt leider nicht überall als berechtigt anerkannt worden. „Heil dir im Siegerkranz iſt doch eine feierliche Melodie“ Gewiß, aber kein Kirchenlied, unſere Gotteshäuſer dürfen nur von dem Siegeskranz Chriſti Zeugnis geben. „Aber in England iſt man doch wenigſtens eigenes“ Das iſt bekannt, jedoch ſind ſie nur nicht nachzuahmen. Das Ausland auch das katholiſche erlaubt ſich in dieſen Dingen vielfach Unglaubliches. Einen beſonders erheiternden Beitrag zu dieſem Kapitel liefern ſeit längere unſere Nachbarn im Weſten. Kürzlich wurde in öffentlichen Blättern das Rätſel aufgegeben: Wofür kommt es daß die Weiſe „Deutſchland, Deutſchland über Alles“ den Feinden ſolchen Gefallen iſt wie uns? Die Antwort lautete: In den meiſten franzöſiſchen Kirchen wird beim Segen das Tantum ergo sacramentum nach dieſer Melodie (Gott erhalte Franz den Kaiſer) geſungen!

Sm.

Das Programm des XVII. Deutſchen evangeliſchen Kirchengeſangvereinstages in Homm (Weſtf.) iſt vorläufig wie folgt feſtgeſetzt worden: Sonntag, 8. Juni 11 Uhr: Sitzung des Zentralvorſtandes. 5½ Uhr Feſtgottesdienſt [Herr Knapp und Sieg der Kirche. Predigt Paſtor Joſephſon (Bremen). 7½ Uhr in Bad Homm: Erſter Feſtkonzert und Begrüßungen ſeitens der erſchienenen Deputierten. — Montag, 9. Juni 8 Uhr Kindergottesdienſt (Frühlingsfeier). 9½ Uhr: Vortrag von Otto Richter-Eiſleben „Kirchenlied Andacht“ und „Kirchenkonzert“. 1½ Uhr: Mittagseſſen im Bad Homm. 6 Uhr: Volks-Kirchenkonzert. 8 Uhr in Bad Homm: Zweites Feſtkonzert. — Dienstag, 10. Juni: Auf Einladung von Paſtor v. Bodelſchwingh: Beſuch der Bielefelder Anſtalten. Doch u. a. auch Inſtrumental- und Vokalmuſik. — Alles Nähere im nächſten Heft.

Bücherschau.

Hans Sebastian Schmid: Kunststil-Unterscheidung für Laien, Kunstfreunde und Gewerbetreibende. Die Kennzeichen aller wichtigen Stilarten mit besonderer Berücksichtigung des „modernen Stils". Reich illustriert. Vierte Auflage. München, Franzische Hofbuchhandlung 1902. 48 Seiten. 50 Mark.

34 Stilarten darunter die moderne Stil werden in diesem Büchlein nach ihrem Einfluß auf Baukunst, Mobiliar, Kleinkunst, Ornament, Schriften und Trachten kurz, aber fein zeichnend beschrieben und durch zahlreiche Abbildungen dargestellt. Ich habe im 5. Jahrgang der Monatshefte (S. 124) die beiden Auflage einmend empfohlen und kann das jetzt bei der vierten um so lebhaftere wiederholen, als diese neue Ausgabe wirklich wieder verbessert und ergänzt worden ist. Rich. Bürkner.

Max Regar, Vier evangelische Kirchenchöre. Übergab leicht ausführbare geistliche Gesänge zu allen Festen 2c. für Sopran, Alt, Tenor und Baß — Vier Hefte. Insgesamt 40 Choralsätze. Heft 1—4. Partitur à netto M 1. Jede einzelne Singstimme à netto M —.40. München, Jos. Aibl.

Die Anordnung folgt dem ersten Hauptteil des neuen elsässischen Gesangbuchs „Gottesdienstliche Feiern und Handlungen". Von letzteren kommen Taufe, Konfirmation, Abendmahl, Trauung und Begräbnis in Betracht. Unzweifelhaft sind auch die Texte und Melodien dem Straßburger Vorbilde entnommen. So wird man namentlich im Bereiche dieses Gesangbuches, aber sicherlich auch sonst, Regers Sammlung mit Freuden begrüßen und sie vor allem gern dem Wechselgesange zwischen Chor und Gemeinde dienstbar machen. Der Satz ist in der That nicht schwer, obwohl immer echt Regersch. Weitere Worte der Empfehlung erscheinen mir überflüssig. J. Smend.

M. Raedel, Hallannal. 21 Gesänge — Hagen. O. Rippel. 1901. — Preis 1 M.

Die meisten dieser feinsinnigen und feinwarm klingenden Lieder sind für eine Sopranstimme mit Klavierbegleitung geschrieben. Nr. 3 und 5 für Frauenterzett, das erste („Der Engel" von Gerd Hauptmann) a cappella zu singen, das andere („Der Erbensang" von Rud. Horath) mit Harmonium oder Orgelbegleitung. Diese beiden Nummern sind auch einzeln (à 10 Pf.) käuflich. Nur wenige der Texte sind im engeren Sinne kirchlich, das Genre der geistlichen Jesuslieder waltet vor. Doch will ich die Sammlung nicht nur zum Gebrauch im Gesang unterricht unserer Lehrerinnen-Seminare, wofür sie mir sehr geeignet scheint, empfehlen haben sondern auch den Dirigenten unserer Kirchenchöre, für die Aufführungen oder auch stimmungsvolle Andachten zu Weihnacht, Neujahr, Karfreitag, Ostern u. s. w. hier recht stimmungsvolles auch einfachen Leuten gut eingängiges Material finden werden. Die Übertragung der Klavierbegleitung auf Harmonium oder Orgel wird meist ohne Umstände deutlich werden können. Frau empfinden sind z. B. „So erhebt du, o meine Ruh" (Nr. 7) und „Nimm meine Seele o Jesu" (Nr. 12), „Nimm Herr Jesu sei unser Gast" (Nr. 19). Einige der Nummern brachte vor kurzem Prof. Flügel in St. Benedikten-Verein zu recht guter Aufführung. J. Smend.

Anton Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. Sechste Auflage. Dritter Teil: Die Renaissance in Italien. Mit 325 Abbildungen im Text und zwölf Farbendrucken. Leipzig, E. A. Seemann. 1901. 312 Seiten. Geh. 6 Mark.

Den ersten Band dieser neuen sechsten Ausgabe des berühmten Handbuches der der antiken Kunst behandelt und von Adolf Michaelis bearbeitet, ist habe ich nu vorigen Jahrgang der Monatshefte (S. 269) rühmend empfohlen. Jetzt ist nun der dritte Band gegangen den des verstorbenen Verfassers kongenialer Sohn Jaro Springer durchgesehen und herausgegeben hat, und auch ihm kann ich nur das ungeteilteste Lob erteilen. Nach neuer Auffassung fängt die Schilderung der italienischen Renaissance mit Nicola Pisano und Giotto an. Es läßt sich das ebensowohl rechtfertigen als bestreiten. Nach meinem persönlichen Empfinden würde ich doch namentlich den großen Maler des Franziskus von Assisi lieber mit diesem Heiligen selbst dem gotischen Zeitalter zurechnen. Aber der dem stetigen Fließen der Übergänge verschiedene Stilepochen in einander soll man solche zeitlichen Grenzbestimmungen überhaupt nicht allzusehr betonen. Und hier, wo es gilt, in einem abgeschlossenen Bande die gesamte italienische Renaissancekunst darzustellen, lag es so wie so nahe die Anfänge dieser goldenen Zeit möglichst früh zu finden. In Wort und Bild wird dieses wunderbare Kunstgebiet nun von fachlichster geschildert, ohne daß doch bei aller natürlichen Begeisterung die Kritik verstummt. Rich. Bürkner.

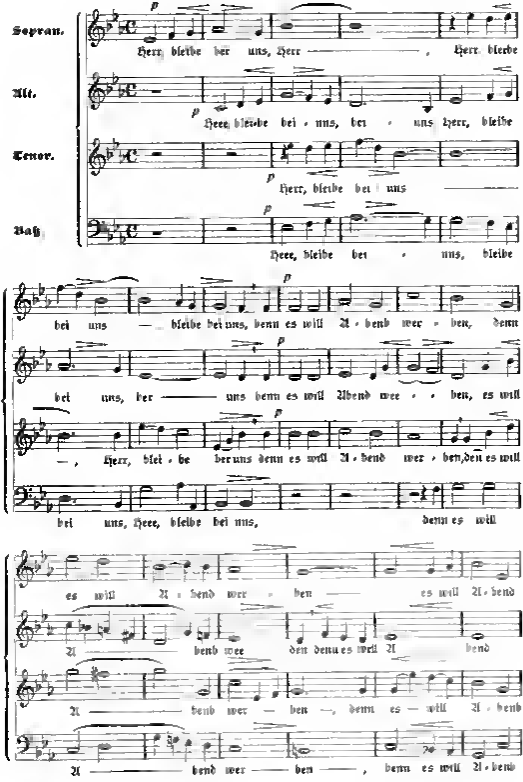
In Nr. 3 dieses Jahrgangs bitten wir folgende Druckfehler verbessert zu wollen:
S. 29, Zeile 15 von oben lies S. 12 statt „72",
S. 80, Zeile 24 von oben lies nur statt „von",
S. 80, Zeile 34 von oben lies übergegangene,
S. 100, Zeile 9 von unten lies **der Musik wagen** statt „Musikwagen",
S. 115 die beiden letzten Viertel im 3. System (c 1) müssen tis, tis sein, nicht a, a

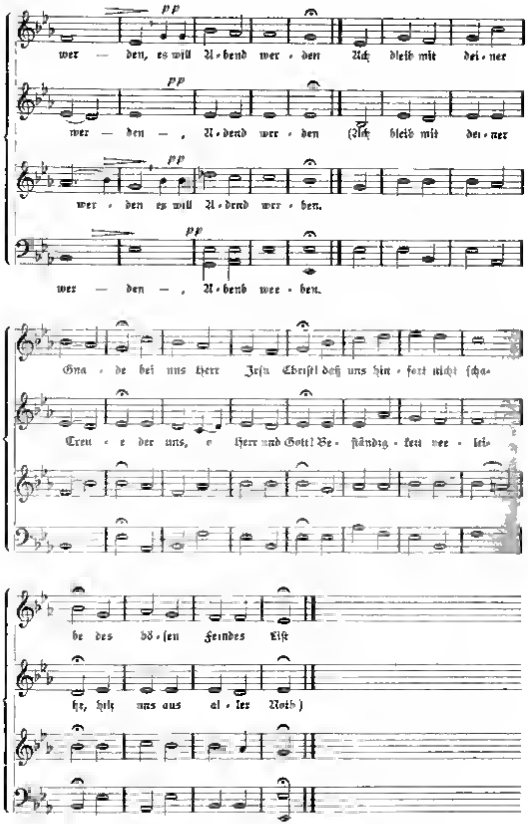
Digitized by Google

Abſchreiben ſowie Ausſchreiben von Stimmen iſt geſetzlich verboten

„Herr bleibe bei uns.“

Langsam. *Otto Rückler*





Digitized by Google

7. Jahrgang. Nr. 5 Mai 1902.

Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 86 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland" jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5079, Ausgabe mit „Correspondenzblatt" 2. Nachtrag Nr. 5079a.)

Inhalt: Spitta, Die Pfingsttatsache und der Pfingstgottesdienst. — Jülicher, Das älteste Zeugnis für kirchlichen Gebrauch von Glocken. — Müller, Entstehung und Entwicklung der brüderischen Kirchenkranz. — Hannius, Liturgisch-musikalische Bestrebungen in den Ostseeprovinzen Rußlands. — Lappe, Die neue Johanniskirche in Bielefeld. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Notenbeigabe.

Die Pfingsttatsache und der Pfingst-Gottesdienst

von **Friedrich Spitta.**

Bereits zweimal habe ich in der Monatschrift auf die Bedeutung hingewiesen, welche die richtig verstandene Pfingsttatsache für die liturgische Ausgestaltung unserer Pfingstfeiern hat (I S. 71, IV S. 148). Ob jene kurzen Andeutungen irgendwie und irgendwo gewirkt haben, entzieht sich meiner Beobachtung. Jedenfalls habe ich bis zur Stunde mit unvermindertem Unbehagen konstatieren können, daß unsere Pfingstgottesdienste, obenan die Predigten, aber auch deren liturgischer Rahmen, an Unbestimmtheit, Allgemeinheit und Phrasenhaftigkeit die Gottesdienste der andern hohen Feste um ein Beträchtliches übertreffen. Die allgemeinen Wendungen über den Geist und die unbestimmten Äußerungen über das Pfingstereignis selbst und seine Bedeutung sind wohl geeignet, das Interesse unserer Gemeinden an diesem Feste zu Gunsten irgendwelcher außerkirchlichen Naturfeiern immer mehr herabzumindern. Daß ich mich hierin nicht täusche, zeigt mir ein lehrreicher Aufsatz von Baumgarten „Unser Pfingsten in Predigt und Unterricht" (Monatsschrift für die kirchliche Praxis I S. 157), in welchem unsere Pfingstpredigt als „ein unbestimmtes Gerede" charakterisiert wird. Als Ergänzung jenes Aufsatzes nach der liturgischen Seite hin, und zugleich als eine Auseinandersetzung mit verschiedenen dort ausgesprochenen Gedanken, möchten die folgenden Ausführungen angesehen sein.

Wenn Baumgarten meint, die besprochene Allgemeinheit der Pfingstpredigt hänge damit zusammen, daß uns die Ausgießung des heiligen Geistes psychologisch nicht verständlich und daß vor allem der heilige Geist selbst keine klare und selbsterfahrene Größe unsers Bewußtseins geworden sei, so möchte ich demgegenüber betonen, daß es zu Pfingsten überhaupt nicht auf den heiligen Geist im Allgemeinen ankommt, sondern auf die Pfingsttatsache, die uns vor allem geschichtlich klar

geworden sein muß. Es ist ebenso verwirrend, von Pfingsten als dem Feste des heiligen Geistes zu reden, als wenn man Weihnachten das Fest des Vaters, Ostern das Fest des Sohnes nennt. Unsere großen Feste sind sämtlich der Erinnerung an Heilstaten gewidmet. Sie können deshalb nur dann richtig gefeiert werden, wenn man weiß, worin die betreffende Heilstatsache besteht. Für Weihnachten und Ostern kann diese Frage jedes Kind beantworten, und ich kann B nicht zugeben, daß das Osterereignis fast mehr noch als das Pfingstliche an „Unvorstellbarkeit“ leide. Mag man sich die Erscheinungen des Auferstandenen so oder so erklären — zu Ostern feiern wir, daß der tot ins Grab gelegte Jesus durch die Auferweckung als Christ von Gott bestätigt worden sei. Was feiern wir nun zu Pfingsten? Man sagt die Ausgießung des heiligen Geistes auf die Jünger. Ganz recht. Aber was bedeutet das? Etwa, daß von jenem Tage an die Jünger von dem Geiste erfüllt wurden, ohne den niemand Jesum einen Herrn heißt, aber, wie es in dem Pfingstlied ausgedrückt ist:

„O heiliger Geist o heiliger Gott,
mehr unsern Glauben nimmer fort,
an Christum niemand glauben kann,
es sei denn durch dein' Hilf getan“?

Danach müßte man annehmen, die Jünger hätten früher überhaupt noch nicht an Jesum geglaubt. Und doch bekennt Petrus Joh 6, 69: „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Heilige Gottes,“ und Jesus bestätigt solches im hohenpriesterlichen Gebet Kap 17, 8: „Sie haben erkannt wahrhaftig, daß ich von dir ausgegangen bin, und glauben, daß du mich gesandt hast.“ In der synoptischen Parallele aber zu der erstgenannten Stelle Matth 16, 15 ff antwortet Jesus dem Petrus auf sein Bekenntnis: „Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbaret, sondern mein Vater im Himmel“, das heißt doch wohl nichts anderes, als daß Gottes Geist in ihm solchen Glauben gewirkt. Sagt man nun, dieser Glaube sei durch Kreuzigung und Tod Jesu vernichtet worden, so darf man dieser übertreibenden Äußerung gegenüber daran erinnern, daß er dann doch mit der Auferstehung Jesu zu neuem Leben erweckt wurde. Oder ist es denkbar, daß Jesus den Befehl zu predigen und zu taufen in seinem Namen solchen gegeben, die nicht an seinen Namen glaubten, davon zu geschweigen, daß der Schluß des Johannesevangeliums (Joh 20, 31) die berichteten Erscheinungen als das Mittel bezeichnet, durch welches, wie ehedem die Jünger, die Leser des Buches zu dem Glauben an Jesus als den Christ kommen sollen — Viel richtiger ist es deshalb, wenn man die Eigentümlichkeit des zu Pfingsten verliehenen Geistes darin gesehn hat, daß es sich hier um den Berufsgeist der Apostel handle, um die Kraft aus der Höhe, die ihnen nötig war, damit sie das ihnen von Jesus anvertraute Werk auszuführen vermöchten (vgl. Luk 24, 49). Allein einerseits scheint es, als ob dieser Zeugengeist den Jüngern bereits vor der Himmelfahrt von Jesus zugewendet worden sei (Joh 20, 22), und daß sie aus der Kraft dieses Geistes nach Jesu Fortgang bereits vor dem Pfingsttage gewirkt hätten (vgl. Apostelg. 1, 15 ff); andererseits ergiebt sich aus der Betrachtung der Pfingstgeschichte, daß das Wunder jenes Tages nicht zunächst in der Mitteilung des Zeugengeistes selbst bestanden hat.

Es findet sich darüber unter den wissenschaftlichen Theologen kaum eine Differenz, daß der Pfingstbericht dem Verständnis große Schwierigkeiten bereitet. Indes scheint B den geschichtlichen Wert dieses Berichtes doch wesentlich zu unterschätzen, wenn er darin nur eine dichterisch mythologische Ver-

geöffnung des rein innerlichen Vorganges sieht, durch welchen die ehedem schüchterne Jüngerschaft zu mutigen Zeugen Christi umgestaltet worden ist. Fassen wir die Pfingstpredigt des Petrus ins Auge, welche den Vorgang erklären will, der den Einen Anlaß zu ängstlicher Frage, den Anderen zu billigem Spott geworden ist, und auf den schließlich die Bekehrung der 3000 Seelen zurückgeht, so besteht derselbe danach nicht in dem inmitten Zeugnis von Jesus als dem Christ — ein solches hätte die Frage des Nathanael „Was will das werden?“ nicht veranlaßt —, sondern in der Erfüllung der Joelweissagung von der Geistesausgießung am Ende der Tage, durch welche die ganze Gemeinde in ekstatische Zustände versetzt wird (vgl. 2, 17: „Eure Söhne und Töchter sollen weissagen, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehn und eure Ältesten sollen Träume haben“). Daß diese Weissagung nicht von einem Reden in fremden Sprachen handelt, sondern von einer Steigerung des Geistesreichtums wie sie uns aus den Berichten des Paulus über die geistlichen Gaben der Urchristenheit, unter denen das Zungenreden eine besondere Rolle spielt, bekannt sind, bedarf wohl keines weiteren Nachweises. Wie es sich deshalb auch mit dem Erklingen fremder Sprachen verhält, von dem Apg. 2, 8 ff. berichtet, das Wunder, an das Petrus in seiner Rede anknüpft, ist offenbar der Ausbruch des auch sonst in der Apg. bekannten Zungenredens im Kreise der Apostel. So wenig man nun geneigt sein wird, diesen Vorgang an sich als unwortfaßbar und deshalb als ein Wunder zu bezeichnen, so rückt er sofort in die Sphäre des Wunderbaren in eminentem Sinne ein, wenn man die Frage zu beantworten sucht, wie dieser Ausbruch der Glossolalie eine solche ungeheure Wirkung haben konnte, wie sie in der Bekehrung der 3000 Seelen vorliegt. Hierbei sind wir keineswegs auf unbestimmte Vermutungen und Hypothesen angewiesen sondern brauchen uns einfach der Führung durch die Rede des Petrus zu überlassen.

Wenn der Apostel damit beginnt, von dem Ereignis auszusagen, daß es sich nicht erkläre aus übermäßigem Genuß geistiger Getränke, sondern aus Erfülltsein mit heiligem Geiste so tritt diese Korrektur erst in die richtige Beleuchtung, wenn man bedenkt daß derartige enthusiastische Zustände dem Israeliten nichts Unbekanntes, sondern aus der Geschichte seiner Prophetie wohl vertraut waren. Wenn nun die Jerusalemiten gar nicht auf den Gedanken kommen, die Jünger seien heiligen Geistes voll, sondern als das Nächstliegende vermuten sie seien betrunken, so erklärt sich das daraus, daß man bei ihnen am allerwenigsten das Zeugnis des Geistes Gottes zu finden wähnte. Sie galten als die Anhänger einer verlorenen Sache, als die Jünger eines Mannes, gegen den Gott durch Kreuzigung und Tod Zeugnis abgelegt hatte, als der kümmerliche Rest der Nachfolgerschaft eines falschen Propheten. Wie kann sich nun auf einmal Gott durch seinen Geist zu diesen Menschen bekennen? Petrus behauptet nun in seiner Rede das Entgegengesetzte. Daß er aber dafür Glauben findet, erklärt sich wiederum aus dem Inhalt seiner Worte. Er erinnert 2, 22 an das Auftreten Jesu in Israel, an „den Mann, von Gott unter euch mit Thaten und Wundern und Zeichen bewiesen“ den man zum Dank dafür den Händen der Ungerechten überliefert und ermordet hat. Petrus und seine Genossen wissen noch mehr von ihm, nämlich, daß Gott ihn von den Toten auferweckt und zu seiner Rechten erhöht hat, beides nach alttestamentlicher Weissagung. Wenn diese Erinnerung in Verbindung mit dem rätselhaften Vorgang im Kreise der Jünger großer Massen des Volkes zur Buße stimmt, so erklärt sich das daraus, daß jener Hinweis des Petrus auf den Heiland Israels

eine wunde Stelle im Gewissen des Volkes traf. Es ist psychologisch vollständig unerklärlich, daß die tiefgehende Umwirkung Jesu auf das jüdische Volk durch den an ihm begangenen Justizmord ausgelöscht sein sollte. Die Kreise derjenigen, welche das verhängnisvolle „Kreuzige, kreuzige ihn" riefen, pflegt man in hamletischer Übertreibung gern mit dem ganzen Volke Israel zu identifizieren, und selbst wenn das richtig wäre, müßte man annehmen, daß der Rausch eines wahnsinnigen Fanatismus über kurz verflogen und die Stimmer der Sehnsucht nach dem gemordeten guten Hirten laut geworden wäre. War es für die Jünger ein Problem, wie sie dem Volke, das den Auferstandenen nicht gesehen die Überzeugung von seiner Messianität beibringen sollen, so war es für das nach Jesu in dunkler Sehnsucht zurückverlangende Volk nicht weniger ein Problem, wie sie dessen gewiß werden könnten daß er nicht wie ihre Oberen und Schriftgelehrten ihnen sagten, ein von Gott gezeichneter Betrüger gewesen. Dieser doppelten Spannung, welche keines Menschen Kunst zu beseitigen im Stande war, macht der Ausbruch der Glossolalie im Kreise der Jünger am Pfingsttage vor allem Volk ein Ende. Das ist das Wunder dieses Tages, durch welches, wie man ganz richtig gesagt hat, die christliche Kirche gegründet worden ist, insofern nun nicht eine kleine Schar, sondern nun nach Tausenden zählender und rapid wachsende Gemeinde dastand, die durch ihr eigenes Schwergewicht die Garantie für ihren Fortbestand und ihre weitere Entwicklung bot. Man darf getrost sagen, daß an geschichtlicher Konkretheit und Klarheit das Pfingstereignis durch keine andere Heilstatsache überboten wird, und daß dabei nirgends in so verständlicher und überwältigender Weise zum Ausdruck kommt, daß hier der Gott gewirkt hat, der allein Wunder thut.

Von hier aus fassen wir noch eine andere Seite des Ereignisses schärfer ins Auge. Wie schon bemerkt, sind enthusiastische Zustände, wie das Zungenreden, bis auf einen gewissen Grad psychologisch wohl erklärbar, wie sie sich denn bis auf diesen Tag wiederholen. Für die Umwirkung des göttlichen Geistes bedarf es einer besondern Prädisposition des Menschengeistes. Eine solche können wir bei den Jüngern nachweisen. Nach Jesu Fortgang befand sich ihr ganzes Wesen in freudiger, hoffnungsfroher Erregung, die sich durch Preis- und Lobgebete im Tempel wie in den Privatversammlungen Ausdruck gab. Die Schwierigkeiten des ihnen von Jesus zugewiesenen Berufs waren ihnen ebenso gegenwärtig wie die gewisse Hoffnung daß Gott Mittel und Wege finden werde zur Ausführung seiner Pläne. Daß sich diese Gemütsverfassung durch Einwirkung des göttlichen Geistes bis zu dem Enthusiasmus des Zungenredens steigern, ist leicht begreiflich. In stammelnden, dem Ohre des Uneingeweihten unverständlichen, aber dem die Herzen prüfenden Geiste wohl verständlichen Lauten (Röm. 8, 26 f.) löste sich die selige Spannung ihres Innenlebens aus. Dieses Mittel, dessen sich Gott bediente zur Gründung seiner Gemeinde, zeigt uns also eine Verbindung von Christenglauben mit göttlicher Wunderwirkung. Nicht ohne den Glauben der Jünger und doch nicht durch ihren Glauben, nicht durch ihr Werk ist die Kirche gegründet worden. Das ist zur praktischen Würdigung der Pfingstthatsache von höchster Bedeutung.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß der gezeichnete, an sich leicht begreifbare Vorgang komplizierter und unanschaulicher wird dadurch daß es in dem eigentlichen Bericht über das Pfingstereignis (2, 1—13) nicht zu rechter Klarheit kommen will darüber ob das wunderbare Reden der Jünger in den unverständlichen

Äußerungen der Glossolalie, die, wie einige Erklärer meinen, den Zuhörern wie die Klänge der Muttersprache vorgekommen, oder in dem Sprechen der verschiedenen Wettsprachen bestanden habe. Wie sich dieses Nebeneinander historisch erklärt, habe ich an anderer Stelle nachzuweisen gesucht (Die Apostelgeschichte, ihre Quellen und deren geschichtlicher Wert S. 22 ff.). Hier muß betont werden, daß einerseits die Petrusrede von einem Sprachenwunder nichts berichtet, sodann, daß, auch wenn das Wunder in dem Sprechen der fremden Sprachen bestanden habe, die Bedeutung dieses Ereignisses doch darin besteht, daß eine besondere Wunderkraft des heiligen Geistes dem Volke an den Jüngern Jesu bemerkbar wurde, und daß sie dadurch zur Buße und zum Glauben an Jesus als den Christ getrieben wurden. Mithin ändert sich die Eigentümlichkeit der Pfingstsache selbst gar nicht, wenn man den Zustand der Jünger nicht als Glossolalie bezeichnet.

Aus alledem ergiebt sich daß man auf die Frage, wenn die Pfingstsache bestehe, einfach zu antworten hat: in der Gründung der christlichen Kirche durch die Ausgießung des göttlichen Wundergeistes auf die Apostel. Aufgabe der Lehre und der Gottesdienste wird es sein diese Tatsache darzustellen und zu erklären, sowie ihre Bedeutung nicht bloß für jene Zeit sondern auch für die unsere nachzuweisen.

Zunächst ist klar, daß diese Aufgabe in hohem Maße unterstützt wird von der zweiten Perikope für den zweiten Pfingsttag Apg 10, 42–48, die allerdings B. als leicht ins Mythologische abirrend ebenso sehr zurückstellen möchte, wie das was hinter Apg. 2, 1—4 noch berichtet wird. In der Geschichte vom Hauptmann Kornelius hat der Ausbruch der Glossolalie ebenso wie in der Pfingstgeschichte die Bedeutung eines wunderbaren Gotteszeugnisses, durch das Schwierigkeiten beseitigt werden, an deren Hebung sich menschliches Verstand bisher vergeblich abgemüht hatte. „Die Gläubigen aus der Beschneidung entsetzten sich, daß auch auf die Heiden die Gabe des heiligen Geistes ausgegossen ward. Denn sie hörten, daß sie mit Zungen redeten und Gott hoch priesen. Da antwortete Petrus: Mag auch jemand das Wasser wehren, daß diese nicht getauft werden, die den heiligen Geist empfangen haben gleichwie auch wir?" Diese Geschichte weist ausdrücklich zurück auf die Pfingstgeschichte und ist wegen ihrer größeren Durchsichtigkeit und Einfachheit in besonderem Maße geeignet, das Verständnis für jene zu öffnen. Handelt es sich darum die Gründung der christlichen Kirche überhaupt, so hier um die Gründung der gesetzfreien Heidenkirche. Wie dort der Ausbruch der Glossolalie den Aposteln vor dem jüdischen Volke das Gotteszeugnis giebt so hier den frommen nach Gott verlangenden Heiden vor der judenchristlichen Gemeinde, und wie dort die enthusiastische Geistesäußerung entspringt aus der Glaubenszuversicht und Freudigkeit der Apostel, so hier aus dem Heilsverlangen und der sittlichen Unsträflichkeit des Kornelius und seiner Leute, beide Male durch wunderbare Vermittelung des Geistes Gottes. Von hier aus begreift es sich aber auch leicht, daß sich das Wunder des Pfingsttages im Laufe der Geschichte nach Gottes Willen wiederholen soll, daß, mit anderen Worten die Kirche auf eben die Weise, durch die sie ins Dasein getreten, auch immer wieder weiter gebaut werden soll — so weiter gebaut worden ist. Durch die Offenbarung gesteigerter, vom Geiste Gottes überwältigter Persönlichkeiten wird und will Gott immer wieder in wunderbarer Weise seine Kirche bauen und nach Tagen der Niederlage neue Aufrichtung schenken. Das ist's, was der Gemeinde zu Pfingsten vor Augen gestellt werden und wodurch ihre Festfreude erweckt werden soll. Das müssen die Leute des

Gottesdienstes, Prediger wie Liturg, immer im Auge behalten. Wie ersterem zur anschaulichen Darstellung dieses Gedankens die Geschichte der Kirche bis auf diesen Tag ein unerschöpflich reiches Material darbietet, so fehlt es auch letzterem nicht an Vaten, Lektionen, Liedern und Gebeten, mit denen er den Gottesdienst in der oben begrenzten Sphäre festhalten kann. Wie aber jener so leicht in die Allgemeinheiten eines Redens vom heiligen Geist überhaupt verfällt, so entgeht auch dieser selten der angedeuteten Gefahr, zumal da die Lektionarien, Agenden und Gesangbücher ihn oft in Versuchung führen, außer Auge zu lassen, daß die Pfingsttatsache nicht in der Mitteilung des Geistes Gottes überhaupt, sondern in der Schöpfung geisterfüllter Persönlichkeiten als des Mittels zum Bau der Kirche besteht.

Ist aber einmal der Gedanke der Pfingsttatsache richtig erfaßt und zum Ausdruck gebracht worden, so kann er auch, zumal in den Nebengottesdiensten, in verallgemeinerter Form erscheinen, ohne daß man sich in jene uferlose Weite versetzt fühlte, die jetzt durchweg unsre Pfingstgottesdienste charakterisiert.

Das Gesagte wird genügen, um auf die besondere Schwierigkeit aufmerksam zu machen, die bei den alten Pfingstevangelien (Joh. 14, 23—31; 3, 16—21) zu überwinden ist, nicht minder auf die Bedenken, welche gegen den zu häufigen Gebrauch gewisser beliebter Lieder vom heiligen Geist erhoben werden müssen, an deren Stelle häufiger Lieder von der Kirche gesetzt werden sollten. Wie aber die Gedanken des Epheserbriefes sich besonders häufig mit der richtig gefaßten Vorstellung vom christlichen Pfingstfest berühren und deshalb zu Lektionen und Predigttexten gebraucht werden sollten, so sind unter den Pfingstliedern die passendsten diejenigen, welche ausdrücklich auf das Ereignis des Tages und auf den Gedanken der Erbauung der christlichen Gemeinde hinweisen, also nicht solche, die wie das schöne Paul Gerhardtsche „Zeuch ein zu deinen Toren“ die Wirkungen des Geistes an den einzelnen Individuen beschreiben, sondern etwa Luthers „Komm, heiliger Geist, Herre Gott“ und Blaurers „Jauchz, Erd und Himmel!“ Und wenn man den Chor singen läßt, seien es nicht bloß Sprüche wie „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gieb mir einen neuen gewissen Geist“ oder „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder“, sondern z. B. das Helmboldsche Lied, dem Johann Eccard zweimal ein strahlendes musikalisches Gewand gegeben hat, und das wir zum Schluß dieser Betrachtung unsern Lesern mitteilen:

1. Der heilig Geist vom Himmel kam,
mit Brausen das ganz Haus einnahm,
darin die Jünger saßen,
Gott wollt sie nicht verlassen.
O welch ein selig Fest
ist der Pfingsttag gewest!
Gott sende noch jetzund
in unser Herz und Mund
sein' heilgen Geist, das sei ja,
so singen wir Halleluja!

2. Der Jünger Zungen feurig warn,
das Wort solt brünstig herausfahrn,
der Geist saß auf ihn'n allen,
ihr Herz für Freud thät wallen.
O welch ein selig Fest
ist der Pfingsttag gewest! u. s. w.

3. Sie predigten in mancher Sprach,
durch Gottes Wort Wunder geschach,
viel Volker das Wort hörten
und sich zum Herrn bekehrten.
O welch ein selig Fest
ist der Pfingsttag gewest! u. s. w.

Google

Das älteste Zeugnis für kirchlichen Gebrauch von Glocken

von **Adolf Jülicher.**

Wie man aus dem recht gut orientierenden Artikel „Glocke" in der Prot. Realencykl. 3. Aufl. VI, 703—9 von Nic. Müller ersehen kann, liegt für uns über der ältesten Geschichte der Glocke ein tiefes Dunkel. Die Sage und der Hypothesendurst haben als ihre Heimat bald Campanien, bald Irland gefeiert. Die Wissenschaft hat bisher keine älteren zuverlässigen Zeugen für Glocken als Ausstattungsstück von Kirchen und Klöstern gekannt als Gregor von Tours um 590, der sie als signum bezeichnet, während der Name Campana, den die romanischen Sprachen für die Glocke bis heute beibehalten haben, erst in der kirchlichen Litteratur des 7. Jahrhunderts auftaucht.

Indeß um mehr als ein halbes Jahrhundert können wir doch weiter zurück gelangen. A. Reifferscheid hat im Index scholarum der Breslauer Universität für das Wintersemester 1871/72 aus einem Kodex des 11. Jahrhunderts, den er in Monte Cassino hatte benutzen dürfen, einige kurze Briefe veröffentlicht, unter denen unsre Aufmerksamkeit besonders die von Fulgentius Ferrandus, um 533 Diakonus zu Carthago und damals eine der Größen der afrikanischen Kirche, verfaßten auf sich ziehen. Nr. VII (a. a. O. p. 6 f.) ist einer von ihm („Ferrandus exiguus"), adressiert an den heiligen Vater, den Presbyter Eugippius, worin sich Ferrandus für einen gedankenschweren Brief, den ihm Eugippius nach Afrika gesandt hat, bedankt und den Freund um regelmäßige Fürbitte angeht: „Zu diesem Werk, bemerkt er, hilft dir ja viel die Ruhe des Klosters. Zu allen Stunden, die für die Gebete bestimmt sind, kommt und dürft ihr euch dem Blick der Gottheit aussetzen. Und nicht du allein übst Solches, sondern viele Andere rufst du heran zur Teilnahme an der guten Übung, wobei dir eine wohlklingende Glocke ihre Dienste leistet, wie es eine heilige Gewohnheit der seligen Mönche festgestellt hat (alios plurimos ... vocas, cui ministerio sonoram servire campanam beatissimorum statuit consuetudo sanctissima monachorum). Eine solche haben wir deinem Geheiß gemäß an dich geschickt; ich habe meinen Namen aber nicht herauf schreiben wollen, da ihn der heilige Geist bereits in dem Herz geschrieben hat."

Wir kennen den Empfänger dieses Briefes gut genug, es ist ein durch seine Exzerpte aus Augustin unsterblich und uns durch seine treuherzige Biographie des hl. Severinus wert gewordener Mönch um 500, die letzten Jahrzehnte seines Lebens hat er als Abt in dem Kloster zu Castellum Lucullanum bei Neapel verbracht. Er war schon 530 ein alter Mann, aber vor 533 kann der in Rede stehende Brief des Freundes keinesfalls an ihn abgegangen sein, weil die Korrespondenz zwischen den Beiden — wie wir aus einem leider von Migne unbeachtet gelassenen Brief wissen, den Angelo Mai (Scriptorum veterum nova collectio III 2 S. 169 ff.) 1828 aus derselben Handschrift, die später Reifferscheid verwertete, publiziert hat — erst begann, nachdem Fulgentius Bischof von Ruspe gestorben war, und dessen Todestag ist der 1. Januar 533. In unserm Briefe ist das Verhältnis schon fast intim, ich schlage vor, ihn auf ungefähr 535 anzusetzen. Da hat der campanische Abt an seinen Verehrer in Carthago die Bitte gelangen lassen, er möge ihm eine campana, wie man sie im Kloster gut gebrauchen kann, um zu den Gebetsstunden alle Mönche zu versammeln, übersenden, und hat ihn

liebenswürdig aufgefordert, das Geschenk, das wie uns offenbar als eine pervale Gabe des hauptstädtischen, wahrscheinlich wohlhabenden Klerikers denken müssen, mit der Aufschrift seines Namens zu zieren. Allerdings hat Ferrandus dies letzte nicht geboten, aber die Thatsache, daß Engippius die Inschrift gewünscht hatte ist von Wert für die Frage, wie weit die Sitte, Glocken mit Inschriften auszustatten, wohl zurückreicht. Unerhört kann der Gedanke also selbst im 6. Jahrhundert nicht gewesen sein und so bald es gewiß schon vor dem 12. Jahrhundert viele mit Inschriften geschmückte Glocken gegeben. Doch die Hauptsache bleibt, um 535 bestellt sich ein Italiener eine Glocke zu klösterlichem (kirchlichem) Gebrauch in Carthago. Der Name campana stehl dafür fest, aber schwerlich hängt er mit Campanien zusammen, denn dort hat Engippius zu bisher keine Glocke bekommen. Dagegen nennt der Afrikaner Ferrandus den Gebrauch von Glocken als statuiert durch die consuetudo sanctissima monachorum, also ist mindestens in seiner damals reich mit Klöstern gesegneten Heimat die Glocke bereits weit verbreitet und spätee als 500 n. Chr. können wir demnach das Aufkommen dieser „Gewohnheit" kaum ansetzen. Die in der Einsamkeit der Felder (campi) gelegenen Klöster sind mit dem Bedürfnis, die im Haus und draußen bei der Arbeit zerstreuten Mönche zu den Gottesdiensten schnell zusammenzurufen, nach der durchaus akzeptablen Annahme des Ferrandus, die Geburtsstätte der Glocke, bald wird die Kirche das als praktisch bewährte Instrument zu ähnlichen Zwecken sich angeeignet haben.

Von unverfänglichen Folgerungen aus diesen Daten werde ich nicht zu warnen brauchen. Unabhängig von einander können z. B. auch irische und gallische Klöster zu etwa derselben Zeit wie die afrikanischen ein Hausgeräl, das in allerhand Vorstufen bis dahin vielerlei profane Dienste leistete, die Schelle, höherem Dienste geweiht und bald zweckentsprechend ungestaltet haben. Aber unser geschichtliches Wissen um die Klosterglocke endet vorläufig bei des sonora campana, die zwischen 533 und 540 ein Diakon in Carthago mit einem freundlichen Schreiben an den würdigen Abt eines Klosters in Italien geschickt hat.

Entstehung und Entwicklung der brüderischen Kirchenlitanei

von **Joseph Th. Müller** in Ebersdorf, Reuß

Nachdem Professor Fr. Spitta die Kirchenlitanei der Brüdergemeine in so warmen Worten zu Beachtung empfohlen hat (M.-Sche. VI, 325), dürfte vielleicht einige Bemerkungen über die Geschichte ihrer Entstehung und Entwicklung auf das Interesse der Leser rechnen.

Die ersten Versuche zu einer Erweiterung und Umgestaltung der lutherischen Litanei fanden nicht sogleich in der ersten Zeit der Herrnhuter Brüder statt. Denn das erste Gesangbuch die Gemeine Hirtenbuch (von Zinzendorf 1725 herausg.) sowie die späteren Auflagen desselben (1737, 1741), kennen noch die alte Litanei unverändert. Sie ist in derselben wahrscheinlich aus dem Freylinghausen'schen Gesangbuch gekommen, wie auch fast die Hälfte der 1000 Lieder des Herrnhuter Gesangbuchs dem Freylinghausen'schen entnommen sind[1]). Erst im 11. Anhang zum Herrnhutischen Gesangbuch, dessen Vorrede vom 15. Oktober 1742

[1]) Daraus daß Zinzendorf die Litanei überhaupt in sein Gesangbuch aufnahm, darf man wohl schließen, daß sie damals in der lutherischen Kirche in häufigem Gebrauch gewesen sei, findet sie sich doch auch in den meisten lutherischen Gesangbüchern jener Zeit. — Vgl. Simons, M.-Sche. V, 320.

datiert ist, finden wir zum erstenmal eine erweiterte Form jener alten Litanei unter der Überschrift „Die Litaney der Brüder Gemeinen“, so daß also die Entstehung der brüderischen Kirchenlitanei in das Jahr 1742 gesetzt werden muß. Die Veranlassung zu ihrer Entstehung liegt in der neuen geschichtlichen Lage, in die sich in jenen Jahren die Brüdergemeine gestellt sah, sowie in dem Wunsch Zinzendorfs, durch formulierte Gebete dem öffentlichen freien Gebet innerhalb der Brüdergemeine einen Riegel vorzuschieben.

Bis in die Mitte der dreißiger Jahre war Herrnhut die einzige Brüdergemeine gewesen; denn die Gründung einer Brüdergemeine Pilgerruh in Holstein kommt hier nicht in Betracht, da sie zu einer Klärung ihrer kirchlichen Stellung überhaupt nicht gelangte, sondern über den Versuchen dazu zu Grunde ging.

Herrnhuts kirchliche Stellung aber war in ihren Grundzügen klar. Die Kolonie war ein Filial der Berthelsdorfer Kirche, hier gingen die Kolonisten beim lutherischen Pfarrer zur Predigt und zum Abendmahl, hier fanden ihre Taufen, Trauungen und Begräbnisse statt. Das Einzige, was die Herrnhuter daneben beanspruchten, und was die sächsische Regierung ihnen nicht oder nur auf eine gewisse Zeit und mit gewissen Einschränkungen gestatten wollte, waren die Privatversammlungen, die sie auf ihrer Kolonie unter sich abhielten, und die teils von Zinzendorf, teils von den aus ihrer Mitte gewählten Ältesten geleitet wurden. Der familiäre Charakter dieser Privatversammlungen, die in der Form den auf vielen adligen Landsitzen in jener Zeit gehaltenen Erbauungsversammlungen glichen, verbietet an sich schon, hier feste liturgische Formen zu suchen. Gesang, Schriftbetrachtung, freie Rede, Mitteilung von Nachrichten aus dem Reiche Gottes u. s. w. waren die hauptsächlichsten Elemente dieser Versammlungen. Nun wurde aber Zinzendorf 1736 aus Sachsen ausgewiesen und die baldige Auflösung Herrnhuts von der Regierung in Aussicht gestellt. Die nächste Folge davon war 1738 die Gründung einer neuen Kolonie in Herrnhag in der Wetterau, deren durch ein Privileg der Büdingischen Grafen gewährleistete kirchliche Stellung eine völlig andere als die Herrnhuts war. Herrnhag wurde nicht nur nicht der benachbarten reformierten Pfarrkirche in Büdingen als Filial zugewiesen, sondern es wurde überhaupt keiner landeskirchlichen Aufsichtsbehörde unterstellt, den Brüdern wurde vielmehr fast völlige Religions- und Kultusfreiheit gewährt. Damit war die Notwendigkeit gegeben, selbständige brüderische Kultusformen herauszubilden. Bei dem sehr subjektiven Gepräge, das die Religiosität Zinzendorfs und der Brüder trug, hätte man vermuten können, daß sie, vor eine solche Aufgabe gestellt, dem freien homiletischen Element fast allen, dem gebundenen liturgischen Element fast keinen Raum gestattet hätten. Das war aber nicht der Fall, und im Grunde ist die Vorliebe Zinzendorfs und der Brüder für feste liturgische Formen mit dem subjektiven Charakter ihrer Religiosität psychologisch sehr wohl vereinbar. Zinzendorfs dichterisches und organisatorisches Talent aber befähigte ihn, auf diesem Gebiet wertvolle und eindrucksvolle Formen in freier Benutzung der geschichtlichen Überlieferung zu schaffen. Bei aller Wertschätzung dieser Formen wollte er doch, daß sie stets Nebensache blieben, eine stete Veränderungsfähigkeit behielten und jedenfalls immer die Eigenart der Brüdergemeine zum unzweideutigen Ausdruck brächten. Er sagt darüber: „Der Canon der gesamten christlichen Kirche: nulla ecclesia alteram ob ceremoniarum differentiam condemnato, regiert unter uns und macht, daß unsre Agenden, die noch dazu nach allem Böhmischen Brüder- und lutherischen Gemüthsatz niemals auf ewig gemacht werden, sondern sich in einem und anderem von Zeit zu Zeit gar wohl verändern und bessern lassen, die geringste Differenz der Herzen nicht verursachen. Im allgemeinen liegt allen unsern Agenden zu grunde, daß es ehrlich und ordentlich, daß es dem Geist der Handlung, die man feiert, aufs möglichste entsprechend zugehe, daß in den öffentlichen Versammlungen einfach, unaffektiert, in den Kommunionsversammlungen sehr gemeinmäßig und herzlich, oder doch auch nicht schwärmerisch, sondern kirchenmäßig gehandelt werde. Man hat bei dieser letzten etliche den Freigeistern ärgerliche, eigentlich aber nur sehr kirchhaftige Formalitäten ausdrücklich darum beibehalten, weil solches den Zulauf der Separatisten, Quäker, Independenten, Indifferentisten ein wenig zurückhält.“[2])

[2]) Spangenbergs Apologetische Schlußschrift 1752. II. 426.

Bei einer selbständigen Gestaltung des brüderischen Gottesdienstes konnte auch das öffentliche Gebet nicht unberücksichtigt bleiben. Zinzendorf teilte in diesem wie in manchem andern Punkt nicht die Meinung vieler freikirchlichen Kreise, die auch in öffentlichen Versammlungen das freie Gebet für das wahre und allein vom Geist getragene halten und alle formulierten öffentlichen Gebete verwerfen. Im Gegenteil, sein Wunsch, die gewöhnliche und regelmäßige Anwendung des freien Gebetes in öffentlichen Versammlungen zu verhindern, veranlaßte ihn zur Abfassung formulierter Kirchengebete. Er sagt: „Mir ist zuwider das gewöhnliche Wortemachen oder extempore Gebet in anderer Leute Gegenwart nach gewissem Methodismus, es sei kurz oder lang, außer den Weissagungen τῶν φερομένων. Denn dawider habe ich nichts, ich müßte denn den Geist dämpfen. Wenn man de sang froid in anderer Leute Gegenwart mit Gott redet, das ist ungeschickt, und wenn man sich zu einem gewissen Affekt dabei zwingt, so ists, wo nicht heuchlerisch, doch absurd und ist besser, man liest aus dem Buche. Darum habe ich das laute Beten in den Gemeinden nicht allein discouragieret, sondern absichtlich gesucht, Litaneien einzuführen, um sowohl das unordentliche Gebet zu vermeiden, als das Gebet, was auf Predigten und ausgeführte Chrien hinausläuft, weil ich glaube, daß man nicht eine einige Silbe zum Heiland sagen muß, die man ihm so nicht sagen würde, wenn man allein mit ihm redete. Und so mit dem Heiland zu reden in Gegenwart anderer, wie man allein zu thun gewohnt ist, klingt nicht mit, das würde manchmal anstößig sein. Darum ists gefährlich, in Gemeinen das laute Gebet zu führen. Denn obgleich dem Knechten Christi keine absolute Regel vorgeschrieben werden kann, es kann einmal so sein, so muß es doch nicht notwendig so sein müssen. Es muß keine beständige Gelegenheit sein, einen Bruder zum Gebet zu nötigen, sondern das Gebet muß aus dem freien Trieb des Herzens und aus dem Afflatu des hl. Geistes kommen. Es giebt Gelegenheiten, da das laut Beten mit großem Eindruck geschicht, z. B. bei Ordinationen u. a. Aber das sind doch Predigten in forma precum, die der Heiland damit entschuldigt, weil man sich nach dem Auditorio richtet, das diese Art von Predigten mit einem besonderen Eindruck anzuhören gewohnt ist. Das ist aber doch entweder was extraordinaires oder was liturgisches, die Rede ist von dem, was ordinaire geschicht."[c])

Wie also dem Bestreben Zinzendorfs, das freie öffentliche Gebet im brüderischen Gottesdienst möglichst zu beschränken, die Litanei ihre Entstehung verdankt, so ist Zinzendorf auch unzweifelhaft als der Verfasser oder Bearbeiter derselben anzusehen.

In ihrer ersten Form (1742) lehnt die Litanei sich noch unmittelbar an die lutherische an und stellt nur eine weitere Ausführung derselben dar, ohne die Reihenfolge der Bitten im wesentlichen zu ändern. Der Eingang ist durch drei Liederstrophen erweitert, deren erste (Lamm Gottes, heiliger Herr und Gott u. s. w.) unmittelbar hinter dem Kyrie eleison eingeschaltet ist, die zweite nach „Herr Gott Vater im Himmel, erbarme dich über uns!", die dritte (Du heilige Dreieinigkeit u. s. w.) am Schluß des Eingangs. Sodann lauten die Antworten auf fast alle Anrufungen im Eingange anders als in der alten Litanei, nämlich:

Herr Gott Sohn, der Welt Heiland,	Bekenn dich zu uns!
Herr Gott heiliger Geist	Bleib ewiglich bei uns!
Sei uns gnädig	Du Vater unsers Herrn!
Sei uns gnädig	Theurer Immanuel!
Sei uns gnädig	Du Herzenskündiger!

Auch der Schluß der Litanei ist dem der lutherischen gleich, nur mit dem Unterschied, daß die Antworten auf den dreimaligen Ruf: O du Gotteslamm u. s. w. lauten: Erfreu dich über uns! Bekenne dich zu uns! Laß du uns deinen Fried! und daß nach dem Kyrie eleison noch zwei Liederstrophen folgen. Der Körper der Litanei ist durch eingeschaltete Liederstrophen in 5 Gruppen von Bitten gegliedert. Die erste Gruppe (12 Bitten, etwa den 4 ersten Bitten der lutherischen Litanei entsprechend) bittet um Behütung vor allen Klaugeln und Anfechtungen des inneren Christenlebens. Die bei Luther sich findenden Bitten um Be-

[c]) Spangenbergs Apologet. Schlußschrift 1752. II. 488 f. — Schon 1719 auf seiner Bildungsreise hat Zinzendorf seiner täglichen Fürbitte eine feste Form gegeben. s. Steinecke, Zinzendorfs Bildungsreise. Halle 1900. S. 55. 66.

Digitized by Google

hütung vor äußeren Übeln fehlen nicht nur an dieser Stelle, sondern überhaupt in der ganzen Litanei. Vielmehr folgt nun in der zweiten Gruppe (12 Bitten) die Aneignung der Hauptmomente des Lebens Jesu und in der dritten Gruppe (10 Bitten) wird nach Anführung der einzelnen Züge aus seinem Leiden sein Tod, Ruhe im Grabe, Hingang im Geist, Auferstehung und Himmelfahrt als Quelle des Trostes genannt. Den größten Raum nimmt die vierte Gruppe ein (44 Bitten), die alle einzelnen Bedürfnisse einer organisierten christlichen Gemeinde umfaßt. Es wird gebeten für die einzelnen Diener und Beamte der Gemeinde, um Segen für ihre Thätigkeit, um Schutz gegen die Anfeindungen der Gemeinde durch Satan und Welt, um Schutz gegen Verführung und um Bekehrung der Feinde (in dem Wortlaut der am Schluß der alten Litanei befindlichen Bitte), weiter für die einzelnen Abteilungen der Gemeinde: die Eheleute, die Kinder, die Ledigen, die Witwen, endlich für die Werke der Gemeinde in Heiden- und Judenmission. Mehr nur anhangsweise erscheinen als fünfte Gruppe 11 Bitten für die Obrigkeit, für alle Betrübte, alle, die in Not und Gefahr sind, unschuldig Gefangene und Gefangene um des Wortes Gottes willen.

Die Litanei in dieser Form muß als ein echtes Erzeugnis aus dem Geist der damaligen Brüdergemeine bezeichnet werden. Die Beobachtung der Zustände des inneren Lebens, die dem pietistischen und brüderischen Christentum eigentümlich war, tritt in der ersten Gebetsgruppe deutlich zu Tage. Mehr noch entspricht der Betrachtungsweise der damaligen Brüdergemeine, wenn in den folgenden Gebetsgruppen das Bild des Lebens, Leidens und Sterbens Jesu durch Aufführung der einzelnen Züge vor das Gemüt des Betenden gestellt wird. Sie sollen natürlich in ihrer Vereinzelung keinen selbständigen Wert beanspruchen, sondern in ihrer Gesamtheit als Bild des vom göttlichen Geist erfüllten und getragenen Lebens Jesu das Ideal des eigenen Lebens darstellen. Das war den damaligen Brüdern ein sehr geläufiger Gedanke, der auch in Zinzendorfs Reden in den verschiedensten Wendungen immer wiederkehrt, und den er z. B. in einem Lied an die ledigen Brüder 1743 so ausdrückt:

> Und dann so denke, als wärest du
> Jesus, der Jüngling, und nicht nur du,
> so bet und arbeite, so nimm die Speise,
> so schweig und rede, so ruh und reise,
> so leb und leid.

Die von diesem Ideal erfüllten Individuen bilden nun eine christliche Gemeinde, deren empirische Verhältnisse, Verfassung, Organisation, äußere und innere Lage, Kämpfe und Thätigkeit in der vierten Gebetsgruppe zum Gegenstand des Gebets gemacht werden in der Weise, daß diese 44 Bitten geradezu ein treffendes Bild der damaligen Brüdergemeine geben. Dasselbe bekam noch individuellere Färbung durch die an dieser Stelle der Litanei eingeheftelten sogenannten „Diptychen", alphabetischen Verzeichnissen der „Gemeindiener", Gemeinorte und Missionsstationen. Erst in der letzten Gebetsgruppe richtet sich der Blick über die Grenzen des eigenen Gemeinwesens hinaus, und das Gebet klingt in die universellen Schlußbitten aus: [du wollest] aller Menschen ihr Heiland sein, aller deiner Kreatur dich erbarmen.

Der Eintönigkeit hatte man durch die Gliederung in deutlich unterschiedene Gruppen und durch die nach jeder Gruppe eingeschaltete Liederstrophe abzuhelfen gesucht. Was aber der Ausführung der Litanei betrifft, so wurde sie noch nicht von Liturg und Gemeinde gesprochen, sondern von 2 Chören gesungen und die Antwort des 2. Chores erfolgte auf jede einzelne vom ersten Chor gesungene Bitte.

In dieser ersten Gestalt ist die Litanei 10 Jahre lang unverändert im Gebrauch geblieben.[4]) Auch die Ausgabe von 1752 brachte, abgesehen von kleinen unwesentlichen Änderungen, nur die eine bedeutendere, daß im Eingang nach dem Kyrie eleison die Bitte: Herr Gott Vater im Himmel, erbarme dich über uns! durch das Vaterunser ersetzt worden ist, das von der Gemeinde gesprochen wird.

---

[4]) 1744 erschien das erste Liturgienbuch der Brüdergemeine unter dem englischen Titel Common prayer, der offenbar den Charakter des Buches kennzeichnen sollte. Die Litanei unter dem Titel „Gemeinlitanei" ist hier unverändert aufgenommen.

Erst die Ausgabe von 1755[a]) bietet die Litanei in einer beträchtlich veränderten und erweiterten Gestalt und zwar so, daß sie, abgesehen von Eingang und Schluß, was Zahl, Gruppierung und Reihenfolge der Bitten betrifft, bereits mit der heute noch gebräuchlichen längeren Form der Litanei übereinstimmt. Die Hauptverschiedenheit von der letzteren bestehe einmal in den Bitten über die thätige Nächstenliebe, die in der Ausg. von 1755 zahlreicher, aber nicht glücklich formuliert sind, und sodann in den Bitten für die verschiedenen Geschlechter und Stände in der Gemeine, von denen in Bezug auf die Ausg. von 1755 dasselbe in noch höherem Grade gilt. Im Eingang ist das dreimalige „Sei uns gnädig" u. s. w. durch folgende Bitten ersetzt worden: „Unser Herr Jesu Christe, sei uns gnädig! Du einiger Gott der Gemein, habe uns lieb! Du Herzenskündiger, halte deinen Tempel in Ehren." Der Schluß ist in folgender Weise bereichert worden. Auf das dreimalige „O du Gotteslamm" u. s. w. folgt die Bitte um Gemeinschaft mit der vollendeten Gemeine und um die Ruhe beim Herrn, dann die (gegenwärtig an einer früheren Stelle stehenden) 4 Bitten: „Ja du Gott über alles" u. s. w. und nun wie bisher das Kyrie eleison und 2 Liederstrophen. Auch die Behandlung der Litanei ist hier zum ersten Mal dieselbe wie noch heut, sie wird nicht mehr von 2 Chören gesungen, sondern von Liturg und Gemeinde gesprochen und die Antworten erfolgen nicht mehr nach jeder Bitte, sondern immer nur am Ende einer Gruppe.

Erst in der folgenden Ausgabe von 1758[b]) steht nach dem eben beschriebenen Schluß unter der Überschrift: „Oder Gemeintags" der jetzt gebräuchliche Schluß: „Dem Lamme, das geschlachtet ist" u. s. w. Er ist also zunächst zum Gebrauch an den Gemeintagen bestimmt. Die Gemeintage waren Höhepunkte des Gemeinlebens, Festtage, an denen in verschiedenen Versammlungen durch Berichte, Briefe, Tagebücher, Erzählungen der augenblickliche Stand der verschiedenen Werke und Unternehmungen der Gemeine in der Christenheit und Heidenwelt ihr vorgeführt wurde. Da ist es denn ganz bezeichnend, daß man zuerst an solchen Festtagen das Unpassende des bisherigen Schlusses empfand. Ein Gemeintag konnte unmöglich in ein Kyrie eleison ausklingen, darum wurde es, zunächst wenigstens für diese Gelegenheit, durch jene schöne Doxologie ersetzt, der ganz von dem festlichen Geist des Gemeintags beseelt ist. Da diese Ausgabe zugleich die letzte noch von Zinzendorf selbst redigierte ist († 1760), so ist die noch jetzt gebräuchliche Litanei im wesentlichen als sein Werk zu betrachten. Im einzelnen ist aber auch in der Folgezeit noch mancherlei geändert und gebessert worden. So galt es, an einzelnen Stellen die bizarre Ausdrucksweise Zinzendorfs durch eine verständlichere und angemessenere zu ersetzen. Namentlich war, wie gezeigt worden, die Ausbildung des Eingangs und Schlusses noch nicht abgeschlossen.

Was zunächst den Schluß betrifft, so unterscheidet er sich in der Ausgabe von 1779 von dem heute gebräuchlichen nur darin, daß zwischen dem dreimaligen „O du Gotteslamm" u. s. w. und der Doxologie „Dem Lamme, das geschlachtet ist" u. s. w. noch das Kyrie eleison stehen geblieben ist. Dieses verschwindet endlich in der Ausgabe von 1791. Ferner ist der Eingang 1791 dadurch wieder verkürzt worden, daß die nach der Anrufung jeder Person der Trinität eingeschalteten Liederstrophen gestrichen worden sind. Die letzte Umgestaltung hat er erst 1875 erfahren. Hier wurde nach dem Kyrie eleison das Bußgebet „Herr, Herr Gott, barmherzig" u. s. w. eingeschaltet und auf dasselbe folgt nun die bisher am Schluß des Eingangs stehende Liederstrophe „Lamm Gottes, heiliger Herr und Gott" u. s. w. Doch gehörte diese früher eigentlich nicht mehr zum Eingang, sondern zum Folgenden als Anrede der Gemeinde an die Person, an welche die folgenden Bitten gerichtet werden. Als Ersatz wurden nur nach dem Eingang die Bitten eingefügt: „Christe, du Lamm Gottes, erhöre uns." Endlich ist nach der Strophe „Du heilige Dreieinigkeit" u. s. w. die aus dem dreimaligen „Sei uns gnädig" u. s. w. der alten Litanei entstandene nochmalige Anrufung der Trinität weggelassen worden. Die durch das Bußgebet offenbar beabsichtigte Verstärkung des Kyrie eleison, das allerdings durch die allmälige Umgestaltung des Eingangs im evan-

[a]) Im Liturgien-Büchlein nach der bey den Brüdern dermalen hauptsächlich gewöhnlichen Singe-Weise von neuem revidirt und in dieser bequemen Form ausgegeben von dem Cantore Fratrum Ordinario. London gedruckt in der Brüder-Officin 1755. S. 62.

[b]) Litaneyen-Büchlein u. s. w. 4. Edition Barby gebr. im Jahr 1757. S. 49.

gelischen Sinn in eine sehr isolierte Stellung geraten war, ist gewiß ein recht unglücklicher Gedanke. Vielmehr wäre es jetzt an der Zeit gewesen, ganz entsprechend der Entwicklung, die wir bei dem Schluß der Litanei festgestellt haben, nun auch im Eingang das Kyrie eleison einfach zu beseitigen. Einen wieviel harmonischeren Eindruck würde der Eingang machen, wenn etwa beispielsweise Liturg oder Chor statt mit dem Kyrie eleison begänne: „Allein Gott in der Höh sei Ehr", die Gemeinde dann einsetzte „und Dank für seine Gnade u. s. w." und unmittelbar daran sich das Vaterunser u. s. w. anschlösse. Ganz abgesehen davon, daß auch aus andern allgemeinen Gründen die Beseitigung des Kyrie eleison aus unserer Litanei nur als ein Fortschritt zu begrüßen wäre.[7])

Die einzelnen Änderungen, die an dem eigentlichen Text der Litanei in der Zeit von 1770 bis 1873 vorgenommen worden sind, hier im einzelnen aufzuführen, hätte wenig Wert. Es interessiert aber vielleicht zu erfahren, daß die Bitten der alten Litanei um Bewahrung vor Krieg und Blutvergießen, vor Feuer und Wassersnot, vor Hagel und Ungewitter, vor Pestilenz und teurer Zeit erst 1791 zum erstenmal in der brüderischen Litanei erscheinen, vielleicht nicht ohne Beziehung auf die bedrohliche Zeitlage. Ebenfalls seit 1791 sind die eingeschalteten Liebesstrophen vermindert worden, wodurch zwar eine Verkürzung erzielt, aber der Eindruck der Eintönigkeit wieder verstärkt worden ist. Die Redaktion von 1823 hat einige Bitten aus der Zinzendorfischen Redaktion, die 1791 gestrichen worden waren, wieder aufgenommen, so die Bitten für Israel und Ismael. Die Redaktion von 1873 hat die beiden Gebetsgruppen, die die Betrachtung des Lebens Jesu zum Gegenstand haben, umgestellt und die einzelnen Bitten innerhalb derselben etwas geändert, außerdem einige neue Bitten in die Litanei eingefügt wie: „zum Dienst in deinem Hause die Herzen selbst zubereiten, alle Lehrer der Jugend mit deinem Geiste erfüllen, und unsre Schulen und Erziehungsanstalten vor dir gedeihen lassen." Ferner: „Sei der Waisen und Witwen Vater und Beistand und ein Versorger der Armen." Und am Schluß die Bitte: „Lehre uns bedenken, daß wir streben müssen, und bereite uns zu einer seligen Heimfahrt." Endlich ist 1873 zum erstenmal die Litanei neben ihrer bisherigen längeren Form in einer verkürzten Gestalt veröffentlicht worden, in der sie seitdem am häufigsten gebraucht wird. Es waren Beweggründe rein praktischer Art, die die Herstellung einer solchen verkürzten Ausgabe empfahlen. Deshalb mögen noch einige geschichtliche Bemerkungen über den Gebrauch der Litanei folgen.

Das Diarium des Seminariums in Marienborn berichtet unterm 16. November 1743: „In der Singstunde wurde die Litanei zum erstenmal gebraucht. Der Anfang und Schluß wurde knieend gesungen, und die Bitten und Antworten nur gelesen." Man wahrt sich also gleich von Anfang an hinsichtlich der Behandlung der Litanei alle Freiheit, so wird sie hier gesprochen, während die eigentliche Absicht war, daß sie ebenso wie die alte lutherische vollständig gesungen werden sollte. Das Letztere scheint dann später allerdings auch die Regel gewesen zu sein. Nicht an jedem Sonntag wurde sie in dieser ersten Zeit gebraucht, sondern nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten hauptsächlich an Gemeinstagen (s. oben) und zwar diente sie stets nicht zur Eröffnung, sondern zur Beschließung eines solchen Festtages. Dabei wurde sie öfters benutzt zur liturgischen Umrahmung einer feierlichen Kirchenhandlung. So berichtet das erwähnte Diarium über den Schluß der Synode unterm 10. Juni 1744: „Es wurde mit dem Verlauf des Synodi [der Zusammenstellung der Synodalbeschlüsse] continuiert und darauf die Litanei gesungen, dabei unter den Worten: „Sie [die Kirche wollest du] durch deine Ältesten und Bischöfe nach deinem Sinn regieren" Br. Spangenberg zum Vicario der Bischöfe in Amerika, Br. Martin Dober aber zum Coëpiscopo ordiniert wurde. Unter den Worten: „Treue Arbeiter in deine Ernte senden" wurden 74 Geschwister zur Streiterschaft [Akaluthie] angenommen und darauf der ganze Synodus geschlossen." Überhaupt nahm man bisweilen Einschaltungen vor, wie sie die Bedeutung des Tages nahelegte. Z. B. fand am 6. Januar 1745 in Marienborn die Feier des Heidenfestes durch eine Abendversammlung statt. Nach Mitteilungen über die Mission in Grönland „wurde zuletzt die Gemeinlitanei gebetet und

[7]) S. die Artikel von Achelis über Kyrie eleison. M.-Schr. IV, 161 ff., 211 ff.

gesungen, darinnen alle Heidenboten, so vorjetzo wirklich unter den Heiden sind dem Herrn namentlich aus Herz gelegt wurden" (s. oben über die Diptychen.) Als die Litanei durch die Zinzendorfischen Bearbeitungen und Erweiterungen immer mehr den spezifischen Charakter eines Bußgebetes verlor und nun auch genug Stoff bot, um Gegenstand einer selbständigen Versammlung zu sein, wurde sie jeden Sonntag Morgen von ½9—9 Uhr gebetet, worauf dann von 10—11 Uhr der Predigtgottesdienst folgte. Dieser Gebrauch wird in der 1757 erschienenen „Kurzen zuverlässigen Nachricht von der Brüderkirche" S. 56 bereits als fest bestehender erwähnt, und er hat ungefähr bis zum Jahre 1875 fortbestanden. In den reichlich hundert Jahren hatten sich nun freilich die Verhältnisse bedeutend geändert. Das kann, um nicht zu weitläufig zu werden, hier nur kurz angedeutet werden. Die Brüdergemeine besaß von Anfang an keinen sonntäglichen Hauptgottesdienst, sondern die einzelnen Elemente desselben waren auf eine Anzahl selbständiger Versammlungen verteilt und hier unabhängig von einander ausgebildet worden. Eine derselben war auch die sonntägliche Predigt, die ohne weiteren liturgischen Schmuck nur mit einem Gemeindegesang eröffnet und beschlossen wurde. Sie nahm auch keineswegs der erste Stelle unter den Versammlungen ein, sondern manche spezifische Gemeinversammlung stand zeitenweis in höherem Ansehen und erfreute sich zahlreicheren Besuches. Hier trat im Lauf der Zeit eine bemerkenswerte Änderung ein, die wir nur konstatieren, ohne an dieser Stelle ihre Gründe aufweisen zu können. Das Interesse an den meisten der regelmäßig im Lauf einer Woche wiederkehrenden Versammlungen schwand immer mehr, so auch das am Gebet der Kirchenlitanei am Sonntag Morgen, dagegen trat die sonntägliche Predigt immer mehr als Hauptgottesdienst hervor, und man empfand das Bedürfnis, sie nun auch mit mehr liturgischem Schmuck zu versehen. So wurde sie z. B. zuerst an den großen kirchlichen Festen durch einen Chorgesang eingeleitet. Die deutsche Synode von 1868 sah sich genötigt, diesen veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Sie sprach zwar ihr Bedauern darüber aus, daß die Beteiligung an „dem sonntäglichen Gebet unsrer herrlichen Kirchenlitanei" eine so geringe sei, aber sie empfahl auch zugleich „die Kirchenlitanei, wenn nötig in verkürzter Form, sofort mit der öffentlichen Predigt zu verbinden"[*]. Dadurch sollte einmal dieses liturgische Gut der Nichtbeachtung und Vergessenheit entrissen und zugleich der Predigt die gewünschte liturgische Umrahmung gegeben werden. Die Prediger der einzelnen Gemeinden folgten nun mit mehr oder weniger Geschick dieser Empfehlung und suchten eine verkürzte Form der Kirchenlitanei in Verbindung mit der Predigt anzuwenden. Jedenfalls wurden auf diesem Wege Erfahrungen gesammelt, mit deren Hilfe die zur Neuabfassung des Liturgienbuches eingesetzte Kommission 1873 eine offizielle Form der verkürzten Kirchenlitanei ausarbeitete. Daneben kommt die längere Form der Litanei etwa alle 4—6 Wochen einmal im sonntäglichen Abendgottesdienst zur Verwendung. Mit dieser liturgischen Ausstattung des Predigtgottesdienstes hatte man eigentlich nur aus der Not eine Tugend gemacht, und das letzte Wort in dieser Frage ist jedenfalls noch nicht gesprochen, schon deshalb, weil bei dem durchgehenden Gebrauch dieser einen Litanei der besondere Charakter der verschiedenen Zeiten des Kirchenjahres nicht zum Ausdruck gebracht werden kann. Es ist aber gut, daß dieser Gebrauch der verkürzten Litanei ein fakultativer ist, und es jedem Prediger, der sich liturgische Gabe zutraut, unbenommen bleibt, auf diesem Gebiet Versuche anzustellen und Erfahrungen zu sammeln. Als ein Ergebnis solcher Versuche hat 1888 Wunderling „Vorschläge zu liturgischen Anfängen und Schlüssen von Festpredigten" veröffentlicht (als Anhang zu seinen „Doxologien" u. s. w. Gnadau 1888), die hier nur deshalb erwähnt seien, weil der Verfasser in ihnen nicht nur Anfang und Schluß der Litanei, sondern auch einzelne, dem Charakter jedes Festes entsprechende Teile derselben verwendet und in Verbindung mit Responsorien und Doxologien zu einem neuen liturgischen Ganzen gestaltet. Diese inoffiziellen Vorschläge haben viel Anklang gefunden und werden jetzt in vielen unserer Gemeinden frei benutzt. So scheint die Litanei neben ihrem selbständigen Wert auch als Muster und Stoff für die weitere liturgische Arbeit innerhalb der Brüdergemeine noch eine Zukunft zu haben.

[*]) Wöchentl. Nachrichten von der 1868er Synode Nr. 2 S. 28.

Liturgisch-musikalische Bestrebungen in den Ostseeprovinzen Rußlands

von **Carl Hunnius.**

ii. Aus Estland.

Unter den 5 Schwesterprovinzen ist Estland unstreitig am meisten künstlerisch veranlagt. Dafür spricht nicht nur eine Reihe hervorragender Maler, die hier geboren (wie z. B. Neff. Dücker, Hoffmann Paul von Cleisenhausen. Ed. von Gebhardt u. a.), sondern auch die besonders musikalische Begabung des Esländers. In Dorpat zeichnete sich nee Jahrzehnten das berühmte Studentenquartett der Esländer aus, das weite Konzertreisen unternahm und den Höhepunkt ähnlicher künstlerischer Leistungen in der alten Universitätsstadt markierte. Auch wird in den deutschen Familien gute Hausmusik namentlich Gesang, eifrig gepflegt. Leider fließen die Nachrichten über das liturgisch musikalische Leben von Reval (ca 60 von Em) sehr spärlich. Meine Anfragen blieben meist unbeantwortet, so daß die nur kümmerlichen Notizen die ich dem Pastor Herrn Hesse an St Olai verdanke, dem Leser kaum ein richtiges Bild bieten werden. Es ist nicht zu leugnen, daß die Initiative der Revalschen Pastoren von denen so manche musikalisch begabt waren (Anton Haller, Joh Lenz Herm Hesse u. a.), auf dem Gebiete liturgisch-musikalischer Bestrebungen nicht zu finden ist. Von den Pastoren aber muß unbedingt in dieser Hinsicht die erste Anregung ausgehen. Sie sind auch besonders geeignet etwaige konservativ-verzopfte Bedenken ihrer Gemeindeglieder im Betreff liturgischer Gottesdienste u. dergl. zu zerstreuen. Reval hält dies historische Verdienst der Vergangenheit zu und dem viel größeren Riga s. Z. der Bachsche Matthäuspassion in guter Ausführung über Charakter zum ersten Mai in den baltischen Provinzen aufgeführt zu haben. Man staunte damals billig über den Wagemut des führten Heinrich Stiehl, d. Z. Organist an St Olai, der dies Werk mit seinem Chor daß darauf auch in Petersburg zu Gehör brachte. Die wohlverdienten Lorbeeren Revals waren denn auch die Veranlassung, daß bald Riga folgte wo sich die Passion jetzt fur die Karwoche fast einem Jahrzehnt eingebürgert hat. Im Folgenden gebe ich einen kurzen Überblick über die Kirchenchöre und Gesangsvereinigungen Revals, sofern sie der Pflege der Kirchenmusik dienen, und spreche bei dieser Gelegenheit die Hoffnung aus, daß diese Notizen in Zukunft durch ausführlichere Nachrichten ergänzt werden möchten.

Die größte Kirche Revals die herrliche gotische von St Olai, was Reinheit des Stils betrifft entschieden die bedeutendste und schönste der Ostseeprovinzen, hat auch die größte Gegei Estlands. Hier war der berühmte Heinr Stiehl 6 Jahre hindurch Organist. Augenblicklich versieht diese Stellung Herr Weyrich. Er steht aber dieser großen Gemeinde dishee ein selbständiger Kirchenchor. Bei größeren Festen singt der „Jäckel'sche Gesangsverein", um das ihm ihrem Leben Revals sehr verdient auch in der Glaubrecht. Der Peases ist Dr med Sergejus der musikalische Leiter Musikdirektor Carl Brennow. — Die Alexanderkirche allein besitzt einen Kirchenchor der bei allen festlichen Gelegenheiten seines Amtes waltet und zuweilen im Jahre auch größere Kraftwerke veranstaltet. Der Organist an St. Nikolai, Greiffenhagen hat sich als begabter Komponist einen Namen gemacht scheint aber edenfalls für Choraufgaben wenig heranlagt zu sein. Besonders ausgezeichnet als Dirigent ist der Leiter des St Nikolai-Kirchengesangvereins (Peases: cand chem Gesse Paulsen) C. Tümpe. Dieser Chor singt wenn auch nicht sonntäglich doch an Festtagen. Die Matthäuspassion, der Messias Judas Maccabäus, die Schöpfungen u. a. Kirchenmusiken sind vorzüglich von ihm aufgeführt worden. Er stellt seine Kräfte ausschließlich in den Dienst kirchlicher Kunst. — An der Kirch- und Domkirche (Organist Reinike) finden wie wieder den bedauerlichen Zwiespalt der Bestrebung. Der vorzügliche Orgelspieler ist ein schwacher Dirigent, so daß es keinen festen Kirchenchor gibt. Auf Initiative der Gemahlin des Generalsuperintendenten sind aber ein kl Dilettantenchor gute Sachen nach Bedürfnis ein. Man sollte wie es in Riga zum Beispiel an der Matthäuskirche geschieht das Amt des Organisten und des Chordirigenten trennen, so daß man zur Leitung des Kirchenchors mehr

tüchtige freie Kräfte heranziehen könnte. — Sehr Tüchtiges leistet unter seinem trefflichen Dirigenten Küster Pfaff der feste Kirchenchor der estnischen Karlskirche. Die estnische Johanniskirche hat gleichfalls einen guten Kirchenchor unter der Leitung des Organisten Romberg. Der große Männergesangverein (Leiter Brunow) singt gelegentlich auch in den Kirchen (etwa zu Beerdigungen) und thut sich zu größeren Kirchenkonzerten mit den gemischten Chören zusammen. Pastor Hesse schließt seine Mitteilungen mit der Bemerkung, daß ein Olai-Kirchenchor in der Bildung begriffen sei. Das Haupthindernis ist, daß fast alle musikalischen Kräfte Revals im Jäkelschen Gesangverein engagiert sind, der früher von Stiehl geleitet wurde. „Man findet keine Männer, die regelmäßig kommen." Das sind auch die Mißstände, die in Riga fühlbar werden, und über die man in Mitau klagt. Um so wichtiger erscheint es mir, daß allenthalben die Gründung von Kirchenchören in die Hand genommen werde, weil dadurch immer breitere Schichten des Volks für die Sache der Kirchenmusik herangezogen werden. „Möchten Deine mühsamen Arbeiten die gute Sache auch bei uns fördern." Ich hoffe, daß dieser Wunsch über Revals kirchenmusikalische Verhältnisse nicht unerfüllt bleibe!

Preobraschensche Kirche

Uspensche Kirche.
Snamensche Kirche in Narva

Die nächst Reval größte Stadt Estlands ist das malerisch gelegene, historisch berühmte Narva, vielleicht die am meisten nördlich gelegene deutsche Stadt Europas*). Hier war es zuerst mein Vater Constantin Hunnius Pastor primo an St. Johannis, der liturgische Gottesdienste, damals etwas gänzlich Unbekanntes, einführte und namentlich die liturg. Vespergottesdienste an den Vorabenden der großen Feste pflegte. Unvergeßlich sind die ersten liturgisch festlichen Eindrücke aus meiner Knabenzeit, die auf diese Feiern zurückgehen. Der Sylvestergottesdienst in Narva zeichnete sich besonders aus. Die hellerleuchtete Kirche flammte in einem Lichtermeer. An jeder Bank, auf dem Altar, an den Fenstern, auf der Brüstung des Orgelchors, in den Kronleuchtern, auf allen Simsen und Vorsprüngen kurz überall, wo sich ein Licht anbringen ließ, leuchtete in die Sylvesternacht hinaus der Glanz

*) Entzückend ist vor allem der Turm der alten Kirche Johannis von Jerusalem. Er stammt mindestens aus dem 15. Jahrh. Daß die Kirche seit Peter I. russisch ist und dem „rechtgläubigen" Gottesdienste dient, hat nichts zu sagen, sie ist unverändert das germanische Baudenkmal der Urzeit. Die nadelartige Schlankheit der Türme erklärt sich aus der Thatsache, daß N. uralte, viel umstrittene Festung gewesen ist, wo die Türme möglichst wenig Zielscheiben für die Kugeln bieten durften.

dre Kreyen. Am Weihnachtsabend geht es brennende Tannenbäume, zur Pfingstzeospe duftende Maien „bis an die Hörner des Altares“, die schmucke Kirche glich an diesem Abend einem nordischen Frühlingswalde. Das waren meine ersten Eindrücke kirchlicher Kunst, die mir unvergeßlich bleiben.“) Das sind die „Imponderabilien“ religiös-sittlicher Art, deren erzieherischen Wert niemand unterschätzen sollte. Mein Vater, ein Mann der Inneren Mission und in den baltischen Provinzen der erste Vertreter der Gedanken Wicherns, hatte auch ein besonders feines liturgisch-künstlerisches Sensorium das ich schon als Knabe oft bewundern mußte. Es kam durch den genialen Narva ist eine Art konfessioneller und sprachlicher Wetterscheide zwischen russisch-griechischer und germanisch-lutherischer Geisteskultur, eine gewisse Verseuchung hinzu, die sich der lutherische Kultus von Seiten des griech.-russischen sehr wohl gefallen lassen kann, wenn hier eine gesund und evangelisch feer empfindende Peelsorglichkeit an der Spitze steht, die, mit genügend liturgisch-schöpferischer Phantasie ausgestattet, die Gabe besitzt, das in der Schwesterkirche Geschaute dem Genius der eigenen Kirche anzupassen. Man kann von der „Mutter der Liturgie“, der griechischen Kirche, Manches für die Belebung unserer nüchternen Gottesdienste lernen. Jener liturgische Lichtengottesdienst in Narva erklärt sich sicherlich aus dem Eindruck, den die Kerze im griechischen Kultus, namentlich zu Ostern macht (Die benedictus cereus paschalis ist ja übrigens ein Brauch der ökumenischen Urzeit.) Auf meine Anfragen nach Narvas ganzen mir, neben Programmen liturg. Gottesdienste, vom derzeitigen Pastor an St Johannis, Joh. Hörschelmann, (Spaß einer weitverzweigten ausnehmend maskulinischen baltischen Theologenfamilie) folgende Angaben zu: Liturgische Abendgottesdienste wurden bisher am Weihnachts- und am Osterabende gehalten. Seit 1894 wurde im Kirchenvorstande beschlossen, den liturgischen Ostergottesdienst durch einen am Kurfreitagnachmittage zu ersetzen. Seit Einführung der neuen Agende hatten wir uns an die drei angegebenen Formulare *) Ein besonderes Kirchenchor existiert nicht. Der Gemeinde-Gesang an Sonn- und Festtagen wird durch den Chor der Kinder aus der von deinem Vater ins Leben gerufenen Erziehungs-Anstalt für arme und verwahrloste Kinder unterstützt. Diese Kirchenchöre und ob und an der Narvasche Gesangverein hat sich an den liturg. Gottesdiensten beteiligt mit den meist bekannten Musikstücken wie „O du selige“, „Es ist ein Ros“ **) Kirchenkonzerte oder andere Veranstaltungen geistlicher Musik werden aus Narvaschen Kreisen in der deutschen Kirche nicht veranstaltet. Auch im Narvaschen Gesangverein wird, trotz meiner Hinweisungen darauf kirchliche Musik nicht gepflegt. Ob in den anderen estländischen Städten Baltischport, Wesenberg, Weißenstein und Hapsal etwas an geistlicher Musik geleistet wird kann ich nicht sagen. In Hapsal hat der verstorbene Pastor Rüdeer, ein sehr musikalischer Sohn des früheren Narvaschen Organisten und Lehrers, viel Musik gemacht und auch einen Chor dirigiert. Ich kann aus meinen persönlichen Erinnerungen an diesen Badeort, der auch im Besitz einer

Deutsche St. Johanniskirche in Narva.

*) Ich vergl. mein Versuch, diese liturgisch-künstlerischen Eindrücke dichterisch zu gestalten im estländischen Idyll nach Art der „Legnerschen Abendmahlskinder“ „Am heiligen Pfingstabende“ in Hexameter und Pentameter des elegischen Distichons.

**) Sehr schade! Sollte diese gewiß nicht zu meidende Sie sollen die seelsorgliche Liturg. Thal nicht dirigieren

***) Das klingt etwas dürftig! Sehr bedauernswert ist die Thatsache, daß auch an diesem äußersten vorgeschobenen Posten germanisch-lutherischer Kultur die Kirche sich wieder das Singen anstellen lassen muß, die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts. Es gibt hier wohl einen leistungsfähigen „Gesangverein“ für weltliche Chormusik, aber noch keinen Kirchenchor, obwohl die Johanniskirche von 2 Pastoren bedient wird

der schönsten, jüngst neu restaurierten Kirchenruinen der Vergangenheit ist noch hinzufügen, daß neben dem pastor loci auch der musikalische Diakonus der Brüdergemeine Voullaire, viel für Pflege guter geistlicher Musik gethan hat. In dieser Beziehung gingen die beiden örtlichen geistlichen Autoritäten im Konzertsaal brüderlich Hand in Hand. Es handelt sich übrigens bei all diesen Bestrebungen mehr um die Pflege der Konzertmusik. Daß ein guter Kirchenchor auch ein bedeutsamer liturgischer Faktor sei, diese Erkenntnis ist in früheren Zeiten doch nur ausnahmsweise von erleuchteten Köpfen durchgeführt worden. Die Programme der liturg. Gottesdienste aus Narva zeichnen sich in keiner Weise aus. Man empfängt den Eindruck der Stagnation. Möchte das neue Jahrhundert auch hier aus Ruinen neues Leben erwachen sehen und den Schatten altherkömmlicher Kultusformen frisches Blut zuführen.

Den Beschluß dieser Notizen über Estland, die der Vorläufer einer genaueren Statistik sein mögen, mache die Mitteilung über einen in Familien verbreiteten, gern gesungenen Choral baltischen Ursprungs, dessen Komponist der 1875 in Hapsal verstorbene Rentmeister Alex. von Kettler ist. Text und Komposition brachte das Daheim 1897, Heft 4 in seiner Beilage „Hausmusik“ *). Näheres über den Komponisten findet sich Daheim 1896 in der „Hausmusik“ Nr. 37. Früher soll der Choral in Reval sogar durch den bekannten Pastor Hahn von St. Olai in kirchlichen Gebrauch gekommen sein. Zwar mein Gewährsmann P. H. Hesse, bestreitet das, doch trennen ihn auch bereits 50 Jahre von dem Zeitalter, in dem Hahn wirkte, der der einflußreichste und mächtigste Prediger deutscher Zunge war, den die baltischen Provinzen je besessen haben.

Die neue Johanniskirche in Bielefeld **)

von **Friedrich Lappe**, Pfarrer

Die Altstädter Kirchengemeinde zu Bielefeld, die dank einer blühenden Industrie in wenigen Jahrzehnten von 10 000 auf 40 000 Seelen angewachsen ist, gliedert sich in die Muttergemeinde und drei Tochtergemeinden. Er wird zunächst angestrebt, um eine Kirche und zwei Pfarrhäuser etwa 10 000 Seelen zu sammeln. Die Muttergemeinde und zwei Tochtergemeinden sind mit den nötigsten Gebäuden ausgestattet, während die dritte Tochter erst ein Pfarrhaus besitzt. Die Muttergemeinde sammelt sich um die altehrwürdige Altstädter- oder Nikolaikirche, eine frühgotische dreischiffige Hallenkirche mit ausgezeichneter Akustik. Die älteste Tochter hat 1883 die zierliche gotische Paulskirche erhalten. Für die zweite Tochter ist im vorigen Spätherbst die romanische Johanniskirche vollendet worden. Von dieser soll hier die Rede sein.

Von vornherein war die Absicht die, eine evangelische Gemeindekirche und nicht eine katholische Meßkirche zu bauen. Von dem „Wunderrebel“ katholisierender Romantik wollten wir uns nicht gefangen nehmen lassen. Es sollte eine Kirche gebaut werden, in der die ganze Gemeinde den am Altar und auf der Kanzel das Wort Verwaltenden nicht nur hören, sondern auch sehen könne. Es sollte für die Arbeitergemeinde eine Erbauungsstätte geschaffen werden, die schon als Bauwerk das Gemüt über die Alltäglichkeit erhebt, ein weihevoller Raum,

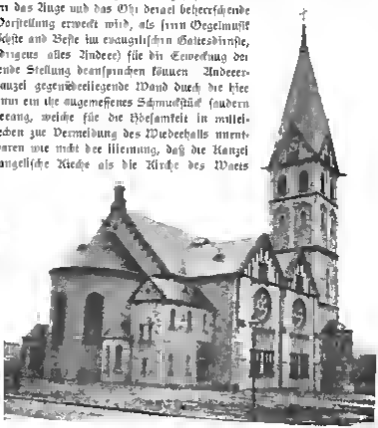
wo der Mensch aus dem Gewühle
seiner Arbeit zum Gefühle
seines höhern Wesens komme
und bedenke, was ihm fromme.

Es verstand sich von selbst, daß wir zu der brennenden Zeitfrage nach der Stellung der Kanzel und der Orgel im evangelischen Gotteshaus und damit zu den Eisenacher Ratschlägen und dem Wiesbadener Programm Stellung nehmen mußten. Nach Besichtigung einer Reihe neuerer Kirchen kamen wir zu der Überzeugung, daß viel mehr gegen als für die Raumgestaltung des Kirchen-Innern nach dem Wiesbadener Programm spricht. In dieser Zeitschrift sind die Gründe für und wider ziemlich vollständig ausgesprochen worden. Darum beschränken wir uns darauf, hier nur einige wenige Gründe anzuführen, von denen wir uns

*) Die Worte finden sich im deutschen St. Petersburger Gesangbuche.

**) Näheres in meiner Festschrift: Die evangelische Johanniskirche in Bielefeld. Bielefeld 1901 bei J. D. Küster Nachf. 32 S. 30 Pfg.

haben leiten lassen. Wir wollten auf den feierlichen Ernst und die ruhige Würde eines Chorraums nicht verzichten. Man mag Altar, Kanzel und Orgel noch so harmonisch und reich über einander bauen, so wird man doch bei weitem nicht die erhebende und erbauliche Wirkung auf das Gemüt des Beschauers erzielen, die ein mit einem sinnreich aufgebauten Altar und mit schönen Fenstern geschmückter Chorraum hervorbringt. Steht die Orgel mit der Sängerbühne hinter und über der Kanzel im Angesicht der Gemeinde, so nimmt sie eine das Auge und das Ohr derart beherrschende Stellung ein, daß die Vorstellung erweckt wird, als seien Orgelmusik und Chorgesang das Höchste und Beste im evangelischen Gottesdienste, während beide (wie übrigens alles Andere) für die Erweckung der Andacht nur eine dienende Stellung beanspruchen können. Andererseits erhält die der Kanzel gegenüberliegende Wand durch die hier aufgestellte Orgel nicht nur ein ihr angemessenes Schmuckstück, sondern auch die nötige Gliederung, welche für die Hörsamkeit in mittelgroßen und großen Kirchen zur Vermeidung des Wiederhalls unentbehrlich ist. Endlich waren wir nicht der Meinung, daß die Kanzel es sei, welche die evangelische Kirche als die Kirche des Worts charakterisiert und darum in der Mittellinie des Kirchengebäudes stehen müsse. Findet nicht auch Wortverkündigung am Altare statt, in der Liturgie mit ihren Schriftlesungen, Gebeten und Gesängen und bei allen hier stattfindenden Handlungen? Bei der Kirche des Worts kann es sich doch nicht vorzugsweise um das von der Kanzel gepredigte, das nicht bloß subjektiv gefärbte, sondern auch von mancherlei Umständen abhängige und so oft beeinträchtigte Wort handeln. Der Kanzel, auf der der Prediger seine Eigenart besonders zur Geltung bringen kann und soll, muß wegen des nötigen geistigen Rapports mit den Zuhörern diesen möglichst nahe stehen, und das ist der Fall, wenn sie seitlich an einem Pfeiler des Chordogens steht.



Unter diesen Erwägungen war für unsere Johanniskirche ein ausführliches Bauprogramm ausgearbeitet, das aber dem Baumeister noch einen weiten Spielraum ließ. Aus einem engeren Wettbewerbe, bei dem die Professoren Stier und Mohrmann von der technischen Hochschule in Hannover mit der Baukommission das Preisrichteramt führten, ging der Baumeister Alex Trappen-Bielefeld als mit dem ersten Preise gekrönt hervor. Diesem auf dem Gebiet des Kirchenbaus rühmlich bekannten Baumeister wurde dann auch die Ausführung des preisgekrönten Entwurfs übertragen.

Am 6. Dezember 1899 wurde der erste Spatenstich gethan, am 27. Mai 1900 der Grundstein gelegt, am 6. November 1901 die Weihe vollzogen. Die nach dem Kostenanschlag festgesetzte Bausumme von 171,500 Mark wird durch nachträglich beschlossene Mehraufwendungen für die Glocken, die Orgel, die Fenster und die Wandmalerei auf etwa 190,000 Mark steigen.

Ein besonderes Interesse darf der Grundriß in Anspruch nehmen. Durch die Lage des Bauplatzes veranlaßt, hat der Baumeister eine zweischiffige, unsymmetrische Kirche entworfen. Der Grundriß nämlich zeigt ein Langhaus mit Vorhalle, einseitigem Nebenschiff, einer Choranlage mit je rechts und links sich anschließenden Sakristeien und einem

Nebentreppenhaus für das Seitenschiff. Der Turm hat als vordern Abschluß des Nebenschiffs eine natürliche Stellung gefunden. Dieser Grundriß ist dem Baugrundstück in der Richtung von Südwest nach Nordost angepaßt. Verlangt man für die Kanzel eine seitliche Stellung, so hat die zweischiffige, unsymmetrische Anordnung, wenn sie mit einer Empore im Seitenschiff verbunden wird, große Vorzüge vor der üblichen dreischiffigen Kirche mit Emporen auf beiden Langseiten. Diese leidet nämlich sehr häufig unter dem Übelstand, daß die seitlich gestellte Kanzel der einen Empore so nahe gerückt ist, daß es, je nachdem die Kanzel höher oder niedriger angelegt ist, für die meisten unter oder auf dieser Empore sitzenden Zuhörer unmöglich wird, den Prediger zu sehen. Diesem Übelstand hilft man wohl dadurch ab, daß man die fragliche Empore nicht bis in die Nähe der Kanzel ausbaut oder recht schmal anlegt. Aber dann muß man mehr Grundfläche bebauen, um dieselbe Zahl Sitzplätze zu gewinnen, und dadurch verteuert man den Bau. Auf jeden Fall ist ein erheblicher Teil der Zuhörer bei der von uns vermiedenen Anordnung verurteilt, den Prediger nur von der Seite oder gar von hinten zu sehen.

Unsere Johanniskirche ist im romanischen Stil erbaut und hebt sich in dessen klaren ernsten Formen auf den ersten Blick als ein kirchliches Gebäude aus der Masse moderner Bauten vorteilhaft heraus. Sie ist 35,50 Meter lang, 21 Meter breit und hat eine Scheitelhöhe von 15,20 Meter. Die Zahl der Sitzplätze beträgt 1000. Der monumentale Charakter des Bauwerks wird noch durch das an ihm verwendete Material erhöht. Alle Außenwände sind nämlich aus dem hiesigen sogenannten blauen Kalkstein hergestellt. Die hammerrecht bearbeiteten Steine sind nicht in regelmäßigen Schichten aufgemauert. Nur die Sterbepfeilerecken, die Fenstereinfassungen und Lesenen zeigen regelmäßige Schichten. Die Gesimse, Bogenfriese und Giebelabdeckungen sind in gelbem Bielefelder Sandstein, die Portale und Radfenstermaßwerk aus grauweißem Iddenbürener Sandstein ausgeführt. So ist der Außenbau bei aller Schlichtheit doch reich gegliedert. Das Innenmauerwerk der Umfassungswände ist aus Ziegelsteinen mit Hohlschicht hergestellt, um die Innenräume gegen die Außenfeuchtigkeit zu schützen.

Sehr wirkungsvoll sind die Portale an der Südostfront mit ihren Freitreppen, der senkrecht in vier Stockwerken aufsteigende Turm von 62,50 Meter Höhe und die reichgegliederte Nordwestseite, während die Südostseite etwas nüchtern ist.

Durch geräumige Vorhallen und Pendelthüren mit Selbstschließern gelangt man in das Innere der Kirche. Schon der erste Eindruck muß ein wohlthuender sein. Nirgends überladene Pracht, aber alles formenernst und farbenfreundlich. Die Naturfarbe des vielen Holzwerkes, der hoch ins Dach gezogenen, reich bemalten Holzdecke des Langhauses, der flachen, ebenso bedeutenden Holzdecke des Seitenschiffs, der Brüstungen der Seiten- und der Orgelempore, des Gestühls, der Kanzel und des Altars aus Eichenholz, verleiht dem ganzen Raum einen anheimelnden, warmen Farbenton. Die im Interesse einer guten Akustik rauh verputzten Wände des Haupt- und Nebenschiffs sind in einen grün angehauchten Ton gesetzt. Reiche romanische Friese sind an den Gesimsen und Fensterleibungen. Die Hohlkehlen sind durch rote und blaue Farben hervorgehoben, die Rundstäbe und Profile durch Vergoldung mit erhöhten Lichtern versehen worden. Besonders reich ist der Chorraum geschmückt worden. An dem in treppenförmigen Abstufungen hergestellten Triumphbogen erglänzt in mosaizierter Goldschrift der Spruch: „Ehre sei Gott in der Höhe u. s. w.“ Der halbkreisförmige Chorraum hat unter den Fenstern einen reich gemalten Teppich in moosgrüner Grundfarbe und darüber allerlei romanisches Ornament.

Die Kirche ist freundlich hell, da die Fenster des Haupt- und Seitenschiffs mit hellen Geisaillerteppichen und farbigen Friesen bedeckt sind. Die drei Chorfenster sind reich ausgeführte Figurenfenster. Das mittlere enthält die freundliche Gestalt des guten Hirten, der ein Lamm am Busen trägt und unter Lämmern steht. Die beiden Seitenfenster enthalten Johannes den Täufer, auf Christus hinweisend, und Johannes den Evangelisten, verklärten Antlitzes zu Christus aufblickend.

Altar, Kanzel und Orgelprospekt aus bestem slavonischem Eichenholz, mit viel Stich- und Schnitzarbeit versehen, sind wahre Prachtstücke der Kunsttischlerei. Der Altarwand ist mit drei Reliefs auf Goldgrund geziert, welche die Stiftung des hl. Abendmahls

die Taufe Christi und die erste Begegnung Christi mit dem Jünger Johannes darstellen. Die Reliefs der 5 Kanzelfelder enthalten Szenen aus Jesu Lehramt. Der einfach würdige Taufstein steht der Kanzel gegenüber am anderen Chorbogenpfeiler. Die Orgel mit 29 klingenden Stimmen ist ein Meisterwerk des Hoforgelbauers E. Klaßmeier in Kirchheide in Lippe. Vor ihr ist eine geräumige Bühne für den Sängerchor.

Mit Tauf- und Abendmahlsgeräten und Paramenten, alles in gediegener Ausführung, ist die Kirche wohl ausgestattet. Die Beleuchtung der Kirche mit Gasglühlicht ist vorzüglich. Die drei Glocken, die in den Tönen cis-e-fis läuten, sind aus Gußstahl und wiegen 3200 kg. Sie sind von angenehmem Klang und tragen die Töne über die ganze Stadt. Kleinere Gußstahlglocken dagegen klingen etwas hart. Die Dampfniederdruck-Heizung von Gebr. Poensgen in Düsseldorf hat sich bewährt. Die Turmuhr mit einem Betglockenwerk ist aus der Großuhren-Fabrik von Wenle in Bockenem a. Harz.

Wir machen noch auf etwas Praktisches aufmerksam. Der Fußboden der beiden Sakristeien liegt mit dem Chorfußboden in gleicher Ebene. Wie oft findet man daß man aus der Sakristei zum Chor entweder hinauf- oder hinabsteigen muß! Das ist sehr hinderlich. Ferner die ausgezeichnete Akustik der Kirche ruht gewiß auf den verhältnißmäßig nicht großen Dimensionen, den gerauhten Wänden und der reich gegliederten Holzdecke. Auf letztere sind 4 cm dicke Gipsdielen gelegt, um Kälte und Wärme von außen abzuhalten und auch um die Resonanz zu mindern. Endlich der einzige Sandsteinpfeiler, der die Bogenöffnungen zum Nebenschiff stützt, verdeckt keinen Sitzplatz, da die Laufgänge hinter ihm in der Richtung der Kanzel angelegt sind. Schließlich bemerken wir noch, daß wie uns bei dem Programm der Einweihungsfeier von den Anregungen des Mitherausgebers dieser Monatschrift, Herrn Professor Dr. Smend, in Nr. 3 des vorigen Jahrgangs haben leiten lassen. Wir zogen unter Posaunenmusik in der völlig leere Kirche. Der Kirchenchor sang den 100. Psalm. Darauf erfolgte die Weihe der Kirche. Und jetzt erst begann das Orgelspiel und das Geläute, begleitet von allen Glocken der Stadt, und die Festgemeinde sang das Lied: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'". Die Wirkung war eine mächtige. Darauf folgte dann der übliche Festgottesdienst.

Möge die Johanniskirche zu Bielefeld von Geschlecht zu Geschlecht den Wunsch wahr machen, mit dem der Oberbürgermeister unserer Stadt bei der Grundsteinlegung die Hammerschläge begleitete: „Himmelwärts rage und deute der Stadt
daß der Herrgott im Himmel die Herrschaft noch hat!"

Kleine Mitteilungen.

Aus Hessen. 1. Darmstadt. Aus Mangel an einer Konzertorgel überläßt der Kirchenvorstand dem hiesigen Musikverein die Stadtkirche jährlich am Karfreitag zur Abhaltung eines geistlichen Konzerts. Zur Aufführung gelangen die Passionen von Bach, sowie verschiedene Requiems und Messen. Wir religiös und wert auch die Musik der beiden letzten Gattungen sein mag, am Karfreitag hat man doch am liebsten etwas spezifisch Passionsmäßiges. Zur Abwechselung mit Bach wäre der Aufführung einer neueren Passionsmusik, z. B. der von Herzogenberg oder Woyrsch sehr erwünscht. An die Aufführung des letztgenannten Werks hat sich in diesem Jahre der Kirchengesangverein der Johannesgemeinde herangewagt. Die nicht unberechtigten Bedenken einiger Zaghaften in Bezug auf die technische und finanzielle Leistungsfähigkeit eines Kirchengesangvereins sind durch den wahrhaft großen Erfolg glänzend widerlegt worden. Jedermann dankt dem Verein für den werbevollen Genuß der Bekanntschaft mit Woyrschs Passionsoratorium. Das herrliche Werk fand am Mittwoch der Karwoche eine vorzügliche Wiedergabe, die zugleich ein schönes Zeugnis für den unermüdlichen Dirigenten, Herrn Musikdirektor Richard Senff, und den strebsamen Verein ablegt, der oft bis gegen Mitternacht probte. Mit Schwung und Kraft, vornehmen Klangwirkungen und vortrefflicher Intonation wurden die oft schwierigen Chöre gesungen. Ebenso entledigten sich die Solisten, das Orchester und die Orgel ihrer Aufgabe in bester Weise. Es ist ein hohes Verdienst des Vereins, der Gemeinde gerade diese Musik geboten zu haben, die modern im guten Sinn, wie kaum eine andere im Stand ist, durch ihre Wahrhaftigkeit und Eindringlichkeit das alte Evangelium in moderne Ohren hineinzusingen.

Prof. Weimar.

2 Bensen bei Gießen ist ein Dorf von ungefähr 1000 Einwohnern. Schon seit jeher herrscht hier reges musikalisches Leben, wovon das Bestehen eines Kirchengesangvereins mit über 60 aktiven Mitgliedern eines weltlichen Gesangvereins mit ca. 50 Sängern, eines Posaunenchores mit 12 Bläsern Nachricht gibt. In Bezug auf Güte des Singens und eine Anzahl Sekunde wie Bayerischen, badischen Bayreuther und Missouri-Lutheranern. Wer das Wirken dieses Sekretariates, wie auch den nicht sehr weit von ihnen abstehenden Kirchengesanglehrer in Oberhessen kennt weiß, daß die Pflege der Musik sehr gesangvereine Posaunenchöre) ein Hauptanliegen ihrer Thätigkeit ist. So hatten auch die diesjährigen Pfingsten ein Quartett des hier Gottesdienste regelmäßig versehen, während die Musikanten Lutheraner, die im nahegelegenen Allendorf ihre Kirche haben, wenigstens dort einen Posaunenchor pflegen. Es erhellt aus diesen Darlegungen, daß der hiesige Geistliche besonders bedacht sein muß, der Musik ihr Recht im Gottesdienste werden zu lassen. Dank der Thatkraft des ersten Lehrers steht denn auch der Kirchengesangvereinen in schönster Blüte. Er widmet sich seit Jahren auch schwereren Sachen. Insbesondere hat er die Aufführung von Oratorien, die durch Gemeindegesänge unterbrochen werden, in sein Bereich gezogen, ohne dadurch seine Aufgabe, die Festgottesdienste auszuschönern zu helfen, untreu zu werden. Auch der Posaunenchor ist hier zugezogen worden, derart, daß ihm die Begleitung der Gemeindegesänge wie auch der musikalische Schluß des Gottesdienstes überlassen ist. Nachdem der Kirchengesangverein zuerst das Barth'sche Weihnachtsoratorium, später Schwalms Jüngling zu Nain zur Aufführung gebracht hat, wagte er sich in diesem Jahre an Sneco's Oratorium „Das Jahr geht still zu Ende" das sich durch Abänderung der Gemeindelieder am Anfang und Ende leicht auch in ein ein Bußtage zu singendes Werk umwandeln läßt. Da die Absicht, am Sonntag Palmarum dem hessischen Landes-Buß- und Bettage es aufzuführen, nicht vermeidlich werden konnte, brachten wir es am Karfreitag. Jedes Konnen weiß, welch eine riesige Mühe die Einübung des nicht leichten Chores einem Dirigenten machen muß, dessen Sänger die Noten nicht kennen. Aber es ist gelungen. Die Chöre kamen durchweg rein zur Aufführung, wenn auch die dynamische Schattierung zum großen Teile fehlte. Bei den Solisten aber, durchweg Bauernes Dilettanten, fehlte sie nicht, was um so mehr Anerkennung verdient, als die Altsängerin (deren Partie nicht klein ist) ebenfalls des Noten unkundig war. Die Aufführung hat nicht nur tiefen Eindruck bei der andächtig lauschenden großen Gemeinde hinterlassen, sondern auch die Mitwirkenden selbst sehr glücklich gemacht. Es ist gelungen, die Leute für solche gute Musik zu begeistern für der vielen vielen Proben die sich von Herbst an bis jetzt hinzogen nicht niederdrücken werden zu lassen. Das Wachsen des Interesses und die Teilnahme der Gemeinde sind für alle Mühe der schönste Dank. Pfr. Schulte.

In seinem vielgelesenen Vortrag „Babel und Bibel" äußert sich Friedrich Delitzsch über den „Aaronitischen Segen" wie folgt: „Die weittragende Bedeutung, welche die Keilschriftforschung — Dank der außerordentlich nahen Verwandtschaft der babylonischen und hebräischen Sprache und dem gewaltigen Umfange der babylonischen Literatur — für das immer bessere Verständnis des alttestamentlichen Textes gewonnt kann hier nur an Einem und noch dazu beschränkten Beispiel gezeigt werden. „Der Herr segne und behüte dich" — wir unzählige Mal wird dieser dreifach gegliederte Segen (4 Mos. 6, 24 ff.) gesprochen und gehört! Aber in seiner ganzen Tiefe ist er doch erst jetzt zu verstehen seitdem uns die babylonische Sprache gedeutet gelehrt hat, daß „sein Antlitz seine Augen auf jemand erheben" eine Redensart ist für „zuwandene seine Liebe zuwenden wie ein Bräutigam die Braut oder der Vater den Sohn liebe- und teilnahmvoll anblickt." Das heerliche Segenswort wünscht also sich steigernd, dem Menschen von Gottes Gnaden Segen und Schutz, Freundlichkeit und Gnade, endlich sogar Gottes Liebe, um dann anzufügen in das „Friede sei mit die", jenen wahrhaft schönen Segensgruß des Orients u. s. w."

Im „Rheinischen Museum für Philologie" Neue Folge Bd. LVII S. 127—195 findet sich eine Studie von Hermann Usener betitelt „Milch und Honig". Sie bietet den Nachweis daß bis um 600 in Aegypten, Nordafrika und Rom (aber nur in diesen Gebieten) mit der Feier der Eucharistie bezw. mit der Taufe, der Darreichung eines Reiches verbunden war, die ein Gemisch von Milch und Honig enthielt. Nach Usseners Meinung läßt sich dieser, ohne Zweifel die Zulassung an dem Leben der jenseitigen Welt des „gelobten Landes" symbolisierende Brauch nicht aus jener bekannte biblische Beschreibung Kanaans allein begründen. Man muß vielmehr einerseits auf den altgermanischen Dionysos-Kultus zurückgehen, andererseits auf den ebenfalls gleichfalls doch auch sonst im Altertum verbreiteten Mythus, den Mudeen als erste Nahrung Honig zu geben. Die Umschreibung findet in den Sätzen „Wie haben hier wieder ein lehrreiches Beispiel dafür, wie aberkommene, im Heidentum wurzelnde Vorstellungen in unserer Liturgie gestaltend eingreifen. Die biblische Parallele („das Land, da Milch und Honig fleußt") bleibt so lange ein totes Wort, als nicht eine Vorstellung jenes (außerchristlichen) Art unwillkürlich und anschaulich wirkend, in dem Bibelwort den christlichen Ausdruck finden lehrt."

Sm.

Am 10. Juni, seinem Geburtstage soll wenn möglich, über der Todesfälle Heinrich v. Herzogenbergs in Wiesbaden ein Denkstein errichtet werden, den der Freund des Entschlafenen, Hofr Adolf Hildebrand, entwirft und mit einem verzüglich gelungenen Brunze-

Google

Reliefbildnis geschmückt hat. Wer sich an diesem Werk dankbarer Pietät für den Entschlafenen, zu dem sich die vornehmsten künstlerischen und kunstfreundlichen Namen der Welt vereinigt haben, noch beteiligen möchte, sende seinen Beitrag an Robert von Mendelssohn, Berlin W., Jägerstr. 51. Sm.

Zu der „Anfrage wegen Weihrauch in evangelischen Kirchen“ (1902, 1 S. 11 ff.) erlaube ich mir die Mitteilung, daß — wie mir aus meiner Kinderzeit erinnerlich — zu Anfang der siebenziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in der Augustinerkirche zu Erfurt das Räuchern in der Weise vorgenommen wurde, daß gleich nach Beginn des Gottesdienstes die Kirchknaben die brennenden Rauchpfannen schwingend durch das Gotteshaus gingen. Wann der Gebrauch abgeschafft worden ist, weiß ich nicht. Auskunft darüber kann am besten Herr Pastor Scheibe, Erfurt, Augustinerstraße geben. Sie erlauben mir wohl dabei auch den Hinweis auf eine andere Eigentümlichkeit jener Kirche: es wurde dort an einigen Tagen bei der Feier des heiligen Abendmahls statt der Hostien Weißbrot benutzt. Es wäre bedauerlich, wenn solch alter Gebrauch durch falsch angebrachte Gleichmacherei jetzt beseitigt wäre. Pfr. Dr. Große-Wittenberg.

In den 60er und 70er Jahren wurde mindestens in der Prediger- und Kaufmannskirche in Erfurt regelmäßig geräuchert. Auch im nahen Mühlberg a. d. Gleiche fand ich ein ziemlich neues Rauchfaß; vom Pastor hörte ich eine ähnliche Zeitangabe wie in Erfurt. Prediger W. Schubring, Altsleben. — Eine Umfrage bei den Geistlichen unseres Kirchenkreises hat ergeben, daß früher in Erfurt und Arnstadt in den evang. Gottesdiensten Weihrauch verwendet worden ist. Ob die Sitte noch heute irgendwo besteht, haben wir nicht in Erfahrung bringen können. In der hiesigen Ephorie ist Weihrauch auch nach Erinnerung der ältesten Geistlichen nirgend üblich gewesen.“ Clüver, Sup.-Mühlhausen Th.

Bücherschau.

Friedrich Spitta, Musik- und Kunstpflege auf dem Lande. Erinnerungen aus einem rheinischen Gemeindeleben. 39 S. Berlin, Deutscher Dorfschriftenverlag. G. H. Meyer. 1902. Mk. —.40.

Man wolle es mir nicht als eine Unbescheidenheit auslegen, wenn ich obige Broschüre den Lesern der M.-Sche. anzeige. Ich hatte immer die Absicht, den Inhalt derselben einmal in diesem Blatte zur Darstellung zu bringen und bin nur durch den Raummangel, unter dem wir beständig leiden, und die zugleich an mich ergehende Bitte von H. Sohnrey in der Zeitschrift „Das Land“ über ländliche Kunstpflege schreiben zu wollen, davon abgekommen. Meine Artikel im „Land“ sind dann in obiger Broschüre gesondert herausgekommen als erstes Heft einer Schriftensammlung, die Sohnrey unter dem Titel „Der Gemeindeabend“ veröffentlicht. Meine kleine Arbeit, ein Stück aus meiner Pfarrzeit im Rheinlande, handelt im ersten Teil von der Pflege der Kirchenmusik, wie ich sie in Oberrussel getrieben, im zweiten von den dort von mir aufgeführten kirchlichen Festspielen. Es ist ein schöner Abschnitt meines Lebens, zu dem jene Erinnerungen zurückgehen; es wäre mir eine Freude, wenn das, was ich damals versucht habe, nicht bloß der Erinnerung angehörte, sondern für das Gebiet kirchlicher Kunstpflege auch in der Gegenwart anregende und werdende Kraft zeigte. Fr. Spitta.

Choralbuch zum Evangelischen Gesangbuche für Rheinland und Westfalen. Zweite Auflage. Neu bearbeitet von Wilhelm Nelle. Dortmund, Crüwell. 1899. XLVII und 131 S.

Daß wir von diesem ausgezeichneten Werke erst heute reden, ist kaum zu verantworten. Gegen die erste von Direktor Dr. De Hollenberg († 12. Sept. 1899) mit herausgegebene Auflage bedeutet diese zweite noch eine wesentliche Verbesserung. Das Schwergewicht ruht in den vorausgeschickten Beigaben: zwei orientierenden Vorreden, einer Melodiengeschichte, hymnologischen Einzel-Nachweisen, Angaben über die Herkunft der geistlichen Volksmelodien sowie über die der liturgischen Gesänge, über die (47) Erfinder der (67) von bekannten Komponisten herrührenden Weisen, einer Übersicht nach den Versmaßen und einer alphabetischen Ordnung mit Beifügung der zugehörigen Gesangbuchs-Nummern. Auf diesen ersten 47 Seiten des Buches ist ein Reichtum hymnologischer Mitteilungen niedergelegt, der mindestens für jeden nachdenklichen Verehrer des evangelischen Liedes, gleichviel welcher Landes- oder Provinzialkirche er angehören mag, vom größten Werte, für alle künftigen Choralbuch-Verfasser von vorbildlicher Bedeutung ist. Es folgen in alphabetischer Reihe die 167 Choralmelodien des rhein.-westf. Gesangbuchs, jede mit zwei „Überleitungen“ und einem „Schluß“ versehen. Der Satz ist schlicht und ohne steif oder stereotyp zu werden, gut orgelmäßig und kirchlich. Dem Anhange des Gesangbuchs entsprechend, schließen sich 39 Melodien geistlicher Lieder an, wie seine gottesdienstliches Gewand tragend. Den Beschluß machen die liturgischen Gesänge für Gemeinde- und Kindergottesdienst, unter den ersteren auch die für die Abendmahlsfeier bestimmten, beide nach Maßgabe der neuen Preußischen Agende.

Google

Chorakteristisch ist, daß für den Choralsatz, abweichend von Knabe's ehem. weiß- und 3/8-unserem allgemeinen Choralbuche, auf unisonen Gesang seine Rücksicht genommen wurde. Wichtig ist Aelle's Grundsatz, die Kleinen im Kindergottesdienst nur aus dem Gesangbuch der Gemeinde natürlich nicht aus Liederbüchern, singen zu lassen. Für nicht nachahmenswert halte ich die Einrichtung, daß dem einzelnen Choral- und Liedsatz feinerlei geschichtliche Notiz beigegeben ist, weil diese in den historisch-literarischen Fundgruben bereits unzugänglich geworden wären. Eine Inhaltsangabe wäre auch dort wohl am Platze. Auch das Fehlen der Applikatur für das Pedal ist Knabe gegenüber kein Vorzug. Alles in allem kann aber Aelles Choralbuch nicht anders denn anerkannt genannt werden.

J. Smend

Johann Lewalter Das Vater Unser für eine Singstimme mit Klavier- harmonium- oder Orgelbegleitung op. 2. Berlin, Ries & Erler. 5 S. Mk. 1.

Der als Sammler von Volksliedern bekannte Komponist zeigt durch dies eigenartige Werkchen daß er sich auch in einem von allem Volksempfinden weit entlegenen Kunstgebiete mit Sicherheit zu bewegen weiß. In Erfindung und Ausstattung ist dies Vater Unser jedenfalls ungewöhnlich. Daß die Bekanntschaft überaus wertvoll sei, kann ich allerdings nicht sagen. Das ganze Gebet des Herrn erweckt hier aus Schwermut und Zweifel, nur hie und da kommt es zu einem schwachen Versuch mit Freudigkeit zu beten und lediglich die Doxologie, also die spätere kirchliche Fassung, klingt in breiter Ausführung einige Zuversicht. Aus dem Geiste der Kirchlichkeit (Römer 8) ist die Musik gewiß nicht geboren, der Künstler hat offenbar mit sich selbst gerungen, aber er in die Worte Jesu einzustimmen das Recht habe. Und ferner in das Verständnis des Herzensgrundes führt er den Hörer nicht ein. Auf die Frage: Wie und wo soll diese Komposition verwendet werden? weiß ich nur die Antwort: Jedenfalls nicht in der Kirche! Also ist es Musik fürs Haus? Dann nur für ein solches, darin man z. B. Luthers Erklärung des Vaterunsers noch nicht kennt. Oder für den Konzertsaal? Aber —

J. Smend

Julius Chrisander Neue Hymnen. Nebst Briefen Bismarcks. Bremen, Max Nößler. 1902. 84 S. Mk. 1,50, geb. 2,50.

Nur von einigen dieser neuen lateinischen Dichtungen will hier Notiz zu nehmen. Die Hymnen auf Bremer Festversammlungen auf der deutsche Flotte, die Bürger, die junge Königin von Holland, Fürst und Fürstin Bismarck, obschon sie den meisten Raum einnehmen, können für uns nur als Fingabe gelten. Dagegen bedeuten das Lied auf Weihnachten sowie die zu Ehren der Maria, des Franziskus, der Theologie und Melanchthons (die drei ersten lateinisch und deutsch) eine Bereicherung der modernen geistlichen Hymnendichtung. Das Marienlied wurde zuerst in der Monatsschrift veröffentlicht (1. S. 315 f.). Auch diese Gedichte sind für Liebhaber gedacht. Einen praktischen Wert beanspruchen sie wohl nur insofern als sie neugelehrte Leser für jene Vorbilder zu interessieren geeignet sind, als deren Nachbilde sie verstanden sein wollen. Der gelehrte Theolog spendet hier abermals seinen liebenswürdigen Talente und großes Geschick in Handhabung altclassischer Formen, und Fürst Bismarck hat der ganzen Sammlung ein treffendes Zeugnis ausgestellt, wenn er in einem seiner Dankesbriefe hinsichtlich eines der 10 gewidmeten Hymnen sagt, er danke nicht ohne Neid wegen der klassischen Latinität.

J. Smend

Julius Ahlmann, „Protestantismus und bildende Kunst". 2. umgearbeitete und erweiterte Auflage. Im Selbstverlage des Verfassers als Beilage zum Katalog der Kunstausstellung von F. W. Jul. Ahlmann in Barmenschied und Berlin erschienen.

Ich möchte diese flüssige und sprachlich ganz adrett hergerichtete Lektüre und zur Verbreitung warm empfehlen. Wo man verständnisloses oder kunstfeindlichen unseren Bestrebungen gegenüber steht, da dürfte Ahlmanns Schrift am Platze sein. Wer sie ohne Voreingenommenheit liest, muß sein Urteil ändern. Alle waren besonders folgende Aussprüche wichtig, von denen ich glaube annehmen zu dürfen daß sie in weiteren Kreisen noch weniger bekannt sind. Luther sagt: „Alle rechte Kunst ist Gottes Werk und Gabe und darum Gottes Verehrer" (Seite 16 Anm.) Und Zwingli: „Ein den bilden vergaud sich der sinnrer, denn was nit zu schmack gelles und verargernuß des glaubigen oder verfürung des schwachen dienet, es sye geschnitzt oder gemalt, so dringt das erst gebot nit zu abtilgen, daß ij oder im aller bilder willen also kümpfend ist ein trefael. Warumb denum das sy uz den dachstaden und nit uf den sinn des gesatzes sehend" (Seite 17). Zwingli war Freund mich der Musik wie Luther. „Er (Zwingli) mochte zu seinen Lebzeiten selbst die modus oder den Gesang zu 4 Stimmen" (Seite 18). Calvin sagt, „Neque tamen ea superstitiosae senesne, ut nullas prorsus imagines fecendas censeam. Sed quia sculptura et pictura Dei dona sunt, putavi et legitimum usumque iisum requiro" etc. (Seite 18). Chillotter urteilt: „Die reformierte Kirche gleicht nicht der armen Klarka und der lutherische nicht der geistig reichen Maria, die den Herrn mit der Kunst salbt. Die Reformierte wollen das auch" (Seite 29 Anm.). Ob man diese letztere Worte am Niederrhein wohl auch unterschreiben würde?

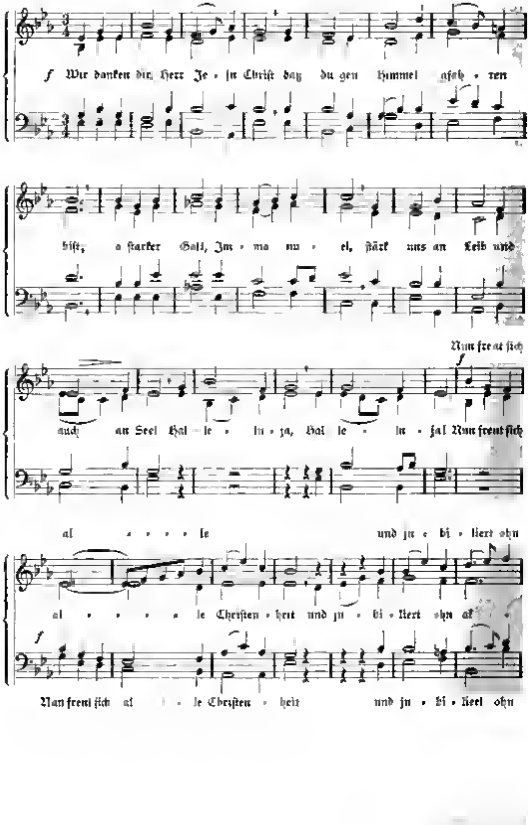
Haarbeck

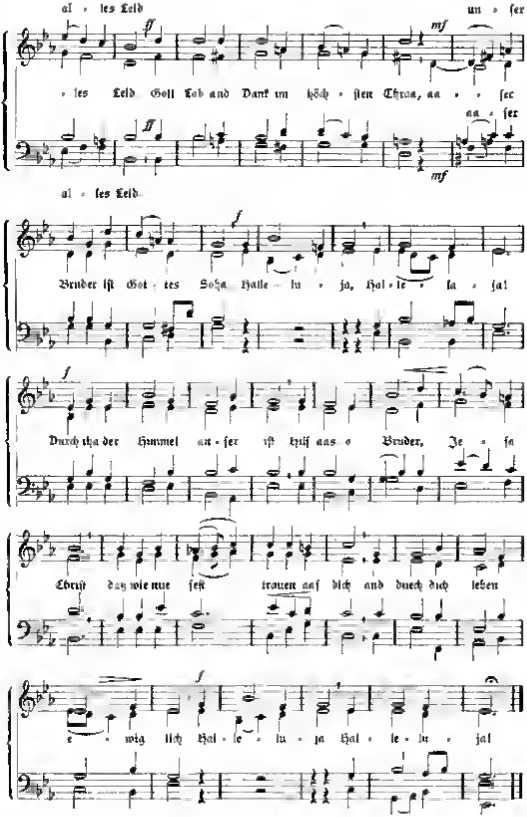
Zwei Festchöre von J. G. Herzog.

Abschreiben sowie Aufführen von Stimmen ist gesetzlich verboten.

1. Himmelfahrtsgesang.

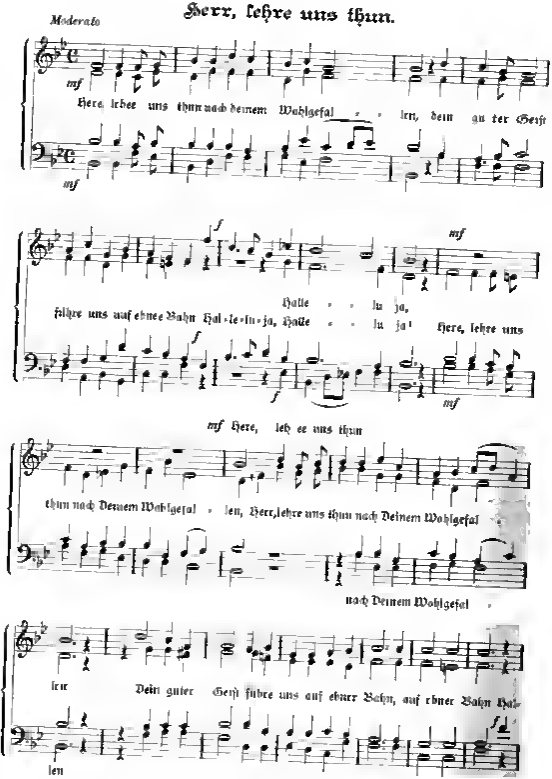
Wir danken dir, Herr Jesu Christ.

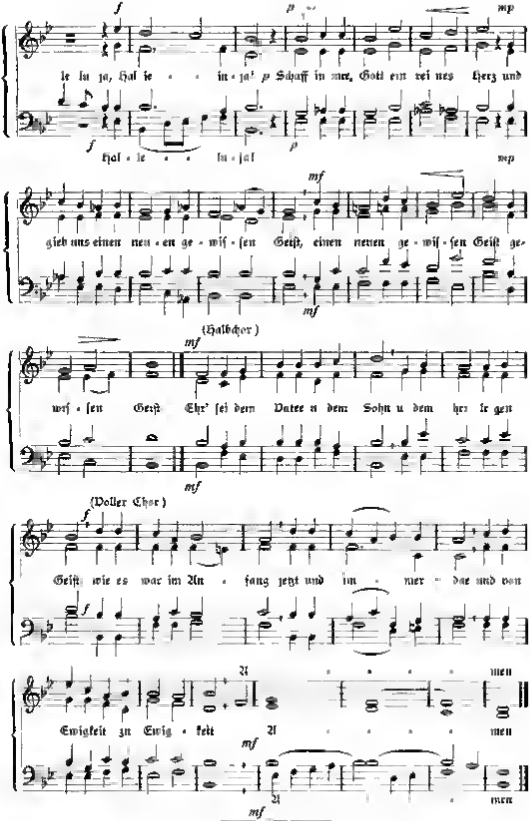



al - les Leid un - ſer
ff mf
- les Leid Gott Lob und Dank im höch - ſten Thron, un - ſer
ff mf
al - les Leid
f
Bruder iſt Got - tes Sohn Hal - le - lu - ja, Hal - le - lu - ja!
f
Durch ihn der Himmel un - ſer iſt kauft aus o Bruder, Je - ſu
Chriſt dazu wir nun feſt trauen auf dich und durch dich leben
f
e - wig lich Hal - le - lu - ja Hal - le - lu - ja!

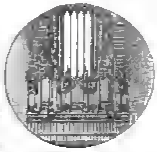
2. Pfingstgesang.

Herr, lehre uns thun.




le lu ja, Hal le lu ja! Schaff in mir, Gott ein rei nes Herz und
Hal le lu ja!
gieb uns einen neu en ge wiß sen Geiſt, einen neuen ge wiß sen Geiſt ge
(Halbchor)
wiß sen Geiſt Ehr' ſei dem Vatee u dem Sohn u dem hei le gen
(Voller Chor)
Geiſt wie es war im An fang jetzt und im mer dar und dem
A men
Ewigkeit zu Ewig keit A men
A men

E. F. Walcker & Cie.,
Kgl. Württ. Hof-Orgelbaumeister,
Ludwigsburg, Wrtbg.
— Gegründet 1820. —
Kostenanschläge gratis.
Man vergleiche Monatsschrift • • •
• • • V. Jahrgg. Nr. 7 Seite 196 7.



Bochumer Gußstahl-Glocken.

Bei den heutigen hohen Preisen des Kupfers und Zinns sind unsere Gußstahlglocken um mehr als die Hälfte billiger als Bronzeglocken.

Die von Ihnen gelieferte d-Glocke von 1490 mm Dm. und 29 Ctr. Gewicht ist vorzüglich gelungen. Der Ton ist rein und voll und stimmt zu den vorhandenen 3 Bronzeglocken ganz gut. Hertrifft dieselben sogar an feierlicher Tonfülle und weittragendem Schall. Im Namen meiner Pfarrgemeinde spreche ich Ihnen unsern besten Dank aus.

Engelsberg b. Mühldorf (Oberbayern), 25. August 1901.

Die Kirchenverwaltung. (gez.) Reifer, Pfarrer.

Bochum in Westfalen.

Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation.

Kunstanstalt für **Glasmalerei**
von **Wilhelm Franke**
Inhaber
Duesberger & Hartung, Frankes Sohn
Hoflieferanten
Naumburg a. S. Gegründet 1850.
Glasmalereien jeden Styles
zu **Kirchenfenstern**
Man verl. Skizzen und Kostenanschläge

Joh. Gg. Pfeifer
Kaiserslautern
— liefert Glocken in jeder Größe. —
Lange Garantie — billige Berechnung
• • • Prospekte • • •
Garantie für reine Grund- u. Nebentöne

Hierzu zwei Beilagen 1) von **Pastorwitwe J. Dillos** in **Berlin**,
2) von **Vandenhoeck & Ruprecht** in **Göttingen**.

Ausgegeben am 2. Mai 1902. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, Theaterstr. 18.

Hannoversche Buchdruckerei Heiligenstadt.

7. Jahrgang. Nr. 6 Juni 1902

Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und Dr. Julius Smend

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzel Nr. 80 Pf. Zusammen mit dem Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland" jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5079. Ausgabe mit Correspondenzblatt" Nachtrag Nr. 5079a.)

Inhalt: Nelle, Kirchengesang in Westfalen. — Nelle, Frühlingsfeier des Kindergottesdienstes zu Hamm. — Rieger, Gottesdienst und Predigt müssen aus einander. — Smend, Steinhausens Bibellesezeichen. — Oberdieck, Die Agende für Hannover (1901). — Spitta, Joh. Keßlers Überlieferung des Zwingliliedes. — Beuthe, Der Chorraum? — Jüngst, Die Ausbildung der Organisten in der Rheinprovinz. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Notenbeigabe.

Der evangelische Kirchengesang in Westfalen.

Ein Willkommgruß an den Evangelischen Kirchengesangverein für Deutschland zu seiner XVII Tagung am 8. und 9. Juni d. J. in Hamm i. W.

von **Wilhelm Nelle.**

Bisher hat der Deutsche Evangelische Kirchengesangverein fast nur in großen Städten getagt. Zweimal erst — in Marburg und Kiel — war es eine kleinere Stadt. Beide male aber übte da der Reiz der Lage und der Glanz der Universität eine starke Anziehung. Was hat dagegen unser Hamm zu bieten? Eine evangelische Gemeinde von 12 000 Seelen, die unter mehr als 20 000 Katholiken wohnen, also in gewissem Sinne Diaspora, eine Industriestadt, deren Charakter allen Durchreisenden und wer wäre nicht einmal durch Hamm gekommen? durch Schlote und rauchgeschwärzte Wohnungen gekennzeichnet erscheint! Nun wir

Die große Kirche in Hamm.

wollen nicht leugnen daß es uns gerade reizte, unsere gute Stadt Hamm, deren Bahnhof auf der schwarzen westlichen Seite liegt, auch einmal von ihrer grünen Ostseite zu zeigen. Wir hoffen recht vielen lieben Gästen aus allen Gauen Deutschlands eine angenehme Enttäuschung zu bereiten, indem wir sie in unser freundliches und behagliches Bad Hamm einladen. Da sollen sie mitten im vollen frischen Frühlingsgrün wohnen und doch in wenigen Minuten im Mittelpunkte der Stadt, bei unserer großen Kirche und unserem Ratherhause sein.

Daher wollen wir nicht leugnen, sondern freudig bekennen, daß unserer Stadt und Gemeinde ihr Charakter aufgeprägt wird durch die Industrie. Hamm liegt am Rande des bedeutendsten Industriegebietes in Deutschland des niederrheinisch-westfälischen. Hier stehen zahlreiche alte und ebenso zahlreiche junge evangelische Gemeinden in gesegnetem Wachstum, in Arbeit und Kampf, mit Kelle und Schwert. Und diese Gemeinden mit ihrer großen Arbeiterbevölkerung, mit ihren überaus zahlreichen Kinderscharen sind sangesfrohe Gemeinden. Es kann ja nicht anders sein. In dem großen Industriebezirke Westfalens ist die Sache des Evangeliums, die Sache der evangelischen Kirche eine Sache des Volkes, in einem Maße volkstümlich wie kaum irgendwo sonst in Deutschland. Begreiflich daß da auch für die volkstümlichste Kunst die es giebt, die Musik und zwar als Kirchenmusik, als heiliges Lied, Sinn und Eifer vorhanden ist.

Aber nicht nur im Namen des Industriegebietes unserer Provinz laden wir die Meister und Jünger der Musica sacra aus ganz Deutschland zu uns ein. „Hoch auf dem Fels die Tannen stehn, im grünen Thal die Herden gehn, als Wächter an des Hauses Saum reckt sich empor der Eichenbaum“: die rote Erde ist und bleibt doch der klassische Boden für echtes Bauerntum, sei es im waldigen Berglande, das Jung Stilling durch seine Jugendgeschichte mit dem Schimmer unvergänglicher Verklärung geschmückt hat, sei es in der Soester Börde, mit der wir durch Immermanns Oberhof vertraut geworden sind, sei es im niedersächsischen Gebiete von Minden und Ravensberg, dessen Name nicht nur in der Geschichte des kirchlichen und christlichen Lebens einen guten Klang hat. Ist nun das Industriegebiet Westfalens ein sangesfrohes Land, so ist es das bäuerliche Westfalen erst recht. In dem lutherischen Minden-Ravensberg zumal blühen auf dem Lande die Posaunen- und Jünglings- und Jungfrauenchöre, wie wohl sonst in wenigen Gebieten Deutschlands.

Das evangelische Westfalen beschäftigt sich aber nicht nur in der Gegenwart dem Herrn zu singen und zu spielen, sondern es hat sich in den letzten Jahren auch auf seine kirchenmusikalische Vergangenheit zurückbesonnen und seine Monumenta hymnologico-liturgica wieder ans Licht gezogen. So mögen denn unsere lieben Gäste sich an dieser Stelle auch ein Wort über die Geschichte des evangelischen Kirchengesanges in Westfalen freundlich gefallen lassen.

In den Tagen der Reformation hat wie anderwärts so auch in unserer Provinz das deutsche Kirchenlied dem Evangelium an unzähligen Orten Bahn gebrochen und zum Siege verholfen. Wodurch die Reformation eine rein kirchliche, mochte sie, wie in manchen Städten, sozial gefärbt sein oder, wie im Münsterlande, länderisch, gleichviel die Zeugen auch die Blutzeugen, legten mit Vorliebe im evangelischen Liede ihr Bekenntnis ab. Eigene Gesangbücher traten in Westfalen erst hervor als die Zeiten der großen Reformatoren vorüber waren. Hermann Wilcken schuf seiner Vaterstadt Neuenrade im Jahre 1565 eine Liedersammlung, die der Rostocker und Rigaer Tradition folgt. Das Dortmunder Gesangbuch von

Digitized by Google

1585 ist gar nur ein Abdruck des Rostocker von 1577. Beide Bücher sind in niederdeutscher (sassischer) Sprache geschrieben, in jenem uns heute noch so wundersam anheimelnden Platt, das im 16. und bis ins 17. Jahrhundert hinein um alle Länder Norddeutschlands von der holländischen bis zur russischen Sprachgrenze ein Band der Einheit schlang.*) Das Rostocker Gesangbuch hat wie auf Dutzende anderer so auch auf unsere westfälischen Gesangbücher bis ins 18. Jahrhundert bestimmenden Einfluß geübt. Wir finden den Grundstock seiner Lieder in den Dortmunder, Essener, Soester, Herforder Gesangbüchern ebenso in denen des Ravensberger und des Mündener Landes. Die hier genannten Städte gaben im 17. und 18. Jahrhundert eigene Gesangbücher in zahlreichen Neubearbeitungen heraus, Wahrzeichen der trefflichen und bürgerlichen Selbständigkeit und Abgeschlossenheit dieser Gemeinwesen, bezeichnend zugleich für westfälische Eigenart. Auch Lippstadt hatte und behauptete sein eigenes Gesangbuch. So kam es zu einem gemeinsamen Gesangbuche für die Grafschaft Mark erst, als der Pietismus schon auf seiner Höhe stand.**) Mündener Gesangbücher sind nachweisbar seit 1683, Ravensberger seit 1692.

Die musikalische Ausprägung der Liturgie war reich und mannigfaltig, dem niedersächsisch lutherischen Typus voll entsprechend. Kirchlichen Charakter bewahrten diese Gesangbücher alle auch in den Zeiten, da die Wogen des Pietismus hoch gingen. Sie nahmen die pietistischen Lieder erst spät und in maßvoller Auswahl auf. Erst im Zeitalter des sinkenden Pietismus erhielten die reformierten Gemeinden der Mark (in Gemeinschaft mit denen von Jülich, Cleve und Berg) ihr eigenes Gesangbuch. Es erschien in Lippstadt im Jahre 1738. Zwar enthält es von P. Gerhardt nur ein Lied, von Neander und Lampe viele. Aber es kennzeichnet sich doch angelegentlich als ein Kirchengesangbuch gegenüber den mystisch separatistischen Privatgesangbüchern, die damals in Westfalen hie und da vom Niederrhein her mögen eingedrungen sein. — Der Rationalismus bereitete dem liturgischen Singen und überhaupt der liturgischen Lebendigkeit des Gottesdienstes ein Ende. Eigene rationalistische Gesangbücher erhielten Dortmund, Soest, das Siegerland, Münden, Ravensberg und Herford. Das Berliner Buch von 1780 (der „Mylius") erschien in Ausgaben für Lippstadt und für die Grafschaft Mark. Aber es muß den Gemeinden der Mark zum Ruhme nachgesagt werden, daß trotz des Drängens vieler Geistlichen nur wenn sich zu dem „Mylius" beigesellten „Kern und Mark" behauptete weil und breit seinen Besitzstand. Und Westfalentrotz und Westfalentreue lohte und glühte, wenn im Gottesdienste entgegen dem aus dem „Mylius" vorgeschriebenen Gesange die Gemeinde, wie es wiederholt vorgekommen ist, aus „Kern und Mark" das Lied des Dortmunder Pastors und Dichters Franz Vogt anstimmte: „Halle, was du hast empfangen, nimm sie teue erkaufter Christ."

Mit dem Anfange des 19. Jahrhunderts wurde die Gesangbuchnot und der Verfall des Kirchengesanges in der Provinz drückend empfunden. Generalsuperintendent Natorp in Münster bemühte sich lebhaft für eine gründliche Gesangesreform in Kirche und Schule. Freilich kam es über Rucks Grundsätze dabei nicht hinaus. Aber es war doch eine wesentliche Besserung, ebenso wie das Gesangbuch für die Gemeinden von Jülich, Cleve, Berg und Mark vom Jahre 1834,

*) Einer der Mittelpunkte für das geistige und geistliche Leben dieser Gebiete war die Universität Rostock, die Lehrmeisterin auch der Westfalen.

**) Das Buch trägt den Titel „Kern und Mark geistlicher Lieder" und blieb in manchen Gemeinden bis vor zwei Menschenalten im Gebrauch.

das, nach zwanzigjährigem herben Mühen fertiggestellt, zum ersten Male ein Band der Einheit des Kirchengesanges um alle lutherischen und reformierten Gemeinden der genannten vier großen Gebiete schlang. Minden und Ravensberg behielten ihre rationalistischen Gesangbücher länger, erhielten dafür aber auch im Jahre 1853 ein gemeinsames neues Gesangbuch, das zu den besten seiner Zeit gehört und noch heute in gesegnetem Gebrauche steht. Im selben Jahre schufen sich die reformierten Gemeinden des Tecklenburger Landes ein gutes neues Gesangbuch. Das Siegerland dagegen nahm um das Jahr 1860 das Buch von 1834 an.

Als die Ravensbergischen und Mindenschen Gemeinden noch mit ihren altrationalistischen Gesangbüchern sich begnügen mußten, brach über diese Lande eine christliche Erweckung herein, die auch dem Gesangesleben frisches Blut zuführen sollte. Der Träger dieser Bewegung war Pfarrer Volkening in Jöllenbeck. Er rief die christlichen Posaunenchöre ins Leben und regte die christlichen Gemeinschaften zum Singen von geistlichen Volksliedern und alten Kirchenliedern an. Seitdem wird das christliche Landvolk in Minden-Ravensberg wohl von keinem anderen in Deutschland an Sangeslust und Sangesübung übertroffen. Pastor E. Kuhlo organisierte die Posaunenchöre, die Männerchöre der Jünglingsvereine und die dreistimmigen Jungfrauenchöre von Gemeinde zu Gemeinde. Seit 1874 konnten alljährlich jene christlichen Volksmissfeste gefeiert werden, bei denen tausende von Bläsern, Sängern und Sängerinnen im Gottesdienste mitwirken. Weit und breit bekannt sind sie geworden durch die beiden Kaiserhuldigungen an der Porta und in Bethel (1897) unter Leitung von Pastor J. Kuhlo.

Neben dieser volkstümlich musikalischen Entwickelung ging in Minden-Ravensberg eine kirchlich-liturgische her. Nach Löhe'schen Grundsätzen brach Larsina in Dankerode dem antiphonischen Singen in Gottesdiensten wieder Bahn, und Beckhaus in Hörste veranlaßte die westfälische Provinzialsynode, eine Reihe von Sammlungen liturgischer Formulare altlutherischen Stiles herauszugeben. So beachten es jene Gebiete zu einer gewissen Einheitlichkeit reichentwickelter Gottesdienstformen altniedersächsischen Charakters.

In der Grafschaft Mark dagegen entstanden wohl im letzten Menschenalter zahlreiche Kirchenchöre meist in den Städten doch fehlte es vielfach an liturgischer Orientierung. Deshalb drang die Provinzialsynode wiederholt auf einen Zusammenschluß der Kirchenchöre der Provinz und ihren Anschluß an den deutschen Gesamtverein. Aber das sollte sich nicht ohne ernstlichen, als bis das neue evangelische Gesangbuch für Rheinland und Westfalen fertig gestellt war. Im Jahre 1893 in den meisten Gemeinden der Grafschaft Mark eingeführt ist dieses Buch dort und ebenso im Münster-Siegen und Tecklenburgerlande heute so gut wie allenthalben. Es konnte nicht fehlen daß das treffliche Buch das Interesse an einer reichen und planmäßigen Einführung der Schätze des Kirchengesanges in die Gottesdienste weckte und wach erhielt. So trat denn im Jahre 1895 der Evangelische Kirchengesangverein für Westfalen ins Leben. Er hat sich gleicherweise die Hebung des Gemeinde, wie des kirchlichen Chorgesanges zur Aufgabe gestellt. Seine sieben Jahresversammlungen in Hamm Bielefeld, Bochum, Schwelm Hörter, Soest, Lüdenscheid haben gezeigt in welcher Weise der Verein nach beiden Seiten hin tätig ist, und wie er seine Aufgabe nach gottesdienstlichen Grundsätzen zu lösen sich bestrebt. Es ist dabei erfreulich herausgetreten welch ein Segen in der gemeinsamen Arbeit, in dem Austausch der Erfahrungen und Errungenschaften liegt. Wie manches, das früher an einzelnen Orten gepflegt wurde, blieb für die

Digitized by Google

Gesamtheit unerschwinglich, weil sie nichts davon erfuhr. Wie vorbildlich hätten z. B. die schönen liturgischen Andachten, die vor einem Menschenalter der reformierte Konsistorialrat D. Smend in Münster in Gemeinschaft mit Meister Julius Otto Grimm veranstaltete, wirken können und müssen, wenn es einen Zusammenschluß der Kirchenchöre damals gegeben hätte, wie wir uns heute seiner erfreuen!

Aber wir stehen, das fühlen wir wohl, noch in den Anfängen. Noch müssen viele Gebiete in Stadt und Land für die Pflege reichen und schönen gottesdienstlichen Gemeinde- und Chorgesanges erobert werden. Darum heißen wir den Evangelischen Kirchengesangverein für Deutschland auf der roten Erde doppelt herzlich willkommen! Er ist ein Eroberer. Und das Gebiet, das es hier zu erobern gilt, gehört zu den besten, die er gewinnen kann. So soll er, so sollen alle unsere lieben Gäste es sich nicht reuen lassen, in unsere rauchgeschwärzte Industriegegend, in unsere gewerbsfleißige Stadt Hamm einzuziehen. Es lohnt sich. Die treuen evangelischen Männer und Frauen dieser Gebiete noch fester als bisher an die Fahne zu ketten, auf der geschrieben steht, was Philipp Nicolai 1598 in Unna sang: „Singet, springet, jubilieret, triumphieret jauchzt dem Herren. Groß ist der König der Ehren!“ Schon mancher, der unsere evangelischen Gottesdienste besuchte, ist über ein Doppeltes erstaunt gewesen: das eine, daß nicht selten da die Männer noch dichter gedrängt und zahlreicher geschart sitzen als die Frauen, das andere, daß der Gemeindegesang gar oft mit elementarer Kraft, die mächtigen Männer- und hellen Frauenstimmen in feurigem Wetteifer erklingen. Wohlan, der Boden ist bereit. Gott der Herr aber segne die Saat, die der Evangelische Kirchengesangverein für Deutschland in diesen Tagen in diesen Boden gesenkt und kräftigen gottesdienstlichen Lebens streuen will, daß sie keime und sprieße, blühe und Frucht bringe für echte deutsche evangelische Sangeslust und Sangeskunst zu heiliger Stätte!

Die „Frühlingsfeier“

des Kindergottesdienstes zu Hamm i. W. auf dem XVII. Kirchengesangvereinstage

von **Wilhelm Nelle.**

Auf der im April d. J. tagenden Deutschen „Sonntagsschul“ (sic!), Konvention“ (sic!) wurde in einem Berichte über die Kindergottesdienste in Westfalen von autoritativer Seite zu meiner freudigen Überraschung ausgesprochen, daß in den meisten Kindergottesdiensten unserer Provinz das Gemeindegesangbuch im Gebrauche sei. Ist dem so, so ist, Gott sei Dank, die Durchführung des Beschlusses (28 der Westfälischen Provinzialsynode vom Jahre 1899 gesichert. Dieser wohlige Beschluß lautet:

„In Erwägung, daß eine einseitige Bevorzugung der sogenannten geistlichen Volkslieder des letzten Jahrhunderts die Erbauung zu verflachen und den Sinn für das evangelische Kirchenlied in seinem unerschöpflichen Reichtume an Kraft und Gesundheit der Stimmung in unserm Volke abzustumpfen geeignet ist, richtet Provinzialsynode an die Geistlichen die Bitte, Sorge tragen zu wollen, daß die in unseren Gemeinden bestehenden christlichen Vereine und namentlich auch die Kinder-

gottesdienste, in erster Linie die Pflege des evangelischen Kirchenliedes, wie das Gesangbuch es bietet, sich angelegen sein lassen. Provinzialsynode erblickt in solcher Thätigkeit eins der wesentlichsten Mittel der Hebung des gottesdienstlichen Lebens der Gemeinde."

Die Festlage und Festzeiten des Kirchenjahres bekommen in der That eine ganz andere Farbe und Frische, wenn ihre Urmelodien und Urlieder im Kindermunde lebendig und „eine Macht" (Psalm 8) geworden, nun auch in die Gemeinde selbst und ihre Gottesdienste wieder hineinwachsen und „Grab, Siegel, Riegel" des erstarrten und stereotyp gewordenen Kirchengesanges sprengen. Aber daß unser Gesangbuch auch für die Naturfeiern unserer Kinder und unserer Erwachsenen so reichen, köstlichen Stoff darbietet, reicheren und köstlicheren als alle die „Kindergesangbücher", daran hat man seither vielleicht noch wenig gedacht. Deshalb haben wir hier in Hamm es unternommen, zum Deutschen Kirchengesangstage für die Frühe des 9. Juni einen Kindergottesdienst zu rüsten, der uns in die Schätze heiliger Naturpoesie des Gesangbuches einen Einblick gewähren soll. Alle Lieder dieser Feier bis auf zwei sind unserem Gesangbuche für Rheinland und Westfalen entnommen. Sie können also von unseren Kindern in derselben Fassung von Wort und Ton jahraus jahrein gesungen werden. Dabei haben wir nur ein geringes Teil der Reichtümer des Gesangbuches verwenden können. Mit Bedauern haben wir so manche herrliche Strophe zurücklassen müssen.

Ob es nun nicht doch zu kühn war, der Tagung, die der hohen Musica sacra gewidmet ist, das leichtbeschwingte, anspruchs- und kunstlose Singen der lieben Jugend einzureihen, muß die Tat beweisen. Mögen unsere Gäste sich unter all den Symphonien von Lied und Liebe und Leid und Lust, die am 8., 9. und 10. Juni in Hamm und in Bethel an unserem Sinne vorüberziehen werden, auch diese kleine Kindersymphonie freundlich gefallen lassen. Der liebe Kindergottesdienst hat uns hier in Hamm seit zehn und mehr Jahren zur Wiedereinführung der herrlichsten Schätze des Kirchenliedes in den Gemeindegesang so gute Dienste getan, daß es unnatürlich wäre, wenn wir ihn zum Kirchengesangstage nicht zu Wort kommen lassen wollten.

Die Feier wird eröffnet mit den vier ersten Strophen von Gerhardts Güldner Sonne. Es ist eine Morgenfeier. Ihr ziemte ein Morgenlied zum Anfange. Wir hätten sie gern auf früh sechs Uhr gelegt. Aber die Rücksicht auf unsere lieben Gäste, die vielleicht weit gereist sind und spät zur Ruhe kommen, gebot, erst um 8 Uhr zu feiern. Die vier Strophen enthalten verhüllt, was in der folgenden Feier sich entfaltet: einen Preis des heiligen Singens (Strophe 3), einen Ausblick in den künftigen Frühling droben (Strophe 2), beides umrahmt von Morgenliedgedanken (Strophe 1 4). Das Eingangswort „So lange die Erde stehet, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter Tag und Nacht" ist dann gleichsam das Losungswort der ganzen folgenden Feier. „Der Reigen der Jahreszeiten" zieht vor unserem Auge vorüber, abschließend mit dem ewigen Frühling im Paradiese droben.

Wir haben uns seiner Zeit sehr energisch gegen jene Stoppelprogramme von Festgottesdiensten ausgesprochen, die, den Reigen der Kirchenjahreszeiten von Advent bis Trinitatis oder Totenfest in eine halbe Stunde zusammendrängend, uns durch alle möglichen Stimmungen jagen. Machen wir uns hier nicht desselben Fehlers schuldig, den wir dort gebrandmarkt haben? Wir meinen nicht. Denn

Digitized by Google

alle Lieder, in denen hier das Naturleben der Jahreszeiten dargestellt wird, sind mit alleiniger Ausnahme des Winterliedes, so gewählt, daß sie sehr wohl im Juni als Frühlings-, als Sommerlieder gesungen werden können. Im April im Mai würde man diese Frühlingsfeier nicht wohl so halten können. Im April z. B. müßte man Osterlieder drein verweben, in denen ja ganz entzückend eigentümliche und mannigfaltige Frühlingsstimmen erklingen. Hier aber haben wir es mit einer Zeit zu thun, in der der Frühling vom Sommer jenen unmerklichen und doch so einzig süßen Abschied nimmt. Da wird die Frühlingsfeier zur Sommerfeier. Zudem ist der Ausblick auf die Ernte des Sommers und des Herbstes im Frühling etwas ganz Natürliches, die Einheitlichkeit der Stimmung ist nirgends verletzt. So bildet denn das Winterlied nur gleichsam eine Episode, einen Übergang. Die Einheitlichkeit der Frühlingsanschauung in der ganzen Feier erscheint aber um so mehr gewahrt, als nicht etwa der Winter den Abschluß bildet, sondern der „künftige Frühling", das ewige Leben unter dem Bilde der Frühlings- und Sommerfreuden. Das war ja wiederum ganz natürlich, so thut es z. B. Gerhardts Sommerlied „Geh aus mein Herz und suche Freud", so manche andere Naturlieder.

Dem Frühling gehören zwei Lieder. Ein dreistimmiger Kinderchor singt die zwölf Schlußzeilen aus Luthers „Vorrede auf alle guten Gesangbücher", die anheben mit der Zeile: „Die beste Zeit im Jahr ist mein." Es ist ein Nachtigallenlied. Drum haben wir ihm jene wundervolle Weise gesellt, die in der 2 und 4. Zeile in dem dreimaligen langgezogenen hohen d, dazu aber auch in ihrer ganzen naiven, graziösen Beweglichkeit an den Wohllaut der Nachtigallenkehle erinnert, die Weise, die ursprünglich (bis 1539) auf „Vom Himmel hoch da komm ich her" gesungen wurde, heut aber ganz verklungen ist. Dann singen die Knaben und Mädchen im Wechsel des Wandsbecker Boten Bauernlied „Wir pflügen und wir streuen". Den Sommer feiern die ersten sieben Strophen von Gerhardts „Geh aus mein Herz und suche Freud". Die Knaben singen von Wald und Weinstock, Hirsch und Reh, die Mädchen von Narzissen und Tulipan, Glücke und Schwäldlein und Bienenschar, einige Strophen sind dem dreistimmigen Chore zugeteilt. Nun kommt die Ernte, der Herbst an die Reihe. Damit neben den hellen Tönen die dunkeln, neben dem Dur das Moll nicht fehle, erklingt nach all' den jauchzenden Weisen die ernste, bittende: „Bescher uns Herr das täglich Brot." Es ist die Melodie „Erhalt uns Herr bei deinem Wort". Hier wechseln Gemeinde und Knaben und Mädchen. Dem Erntebittlied folgt dann das Erntedanklied: „Ich singe dir mit Herz und Mund." Für den Winter ist Friedrich Adolf Krummachers Lied vom Reife gewählt: „Wie ruhest du so stille". Möglich, daß er das Lied hier in Hamm gedichtet hat. Gerade dieses Lied hat mir immer als Beweis dienen müssen, wenn ich beweisen wollte, daß man im Kindergottesdienste mit keiner noch so guten kleinen Sammlung auskommt, sondern daß man das ganze Gesangbuch haben muß, vorausgesetzt, daß dies Gesangbuch an sich gut ist und auch einen guten Anhang hat. Nicht gute Gesangbücher aber sind bekanntlich dazu da, von guten ersetzt und verdrängt zu werden. Also warum wir das ganze Gesangbuch für unsere Kinder so nötig brauchen, noch nötiger als Immermanns Hofschulze seine neun Jacken, von denen er keine entbehren kann? Da streut der liebe Gott auf einmal — es kommt hier nur ganz selten vor — im Winter den unvergleichlichen Rauhreif auf Baum und Busch, die schönste Verklärung der Winterlandschaft, die es geben kann. Ist dies seltene Ereignis

nun am Sonnabend oder Sonntag geschehen, so stimmen wir dann aus dem Anhange unseres Gesangbuches Krummachers Winterlied an. Und wenn die Kinder an die Strophe kommen: „Die Zweig und Ästlein schimmern und tausend Lichter flimmern, wohin das Auge blickt. Wer hat dein Bett bereitet, die Decke dir gespreitet und dich so schön mit Reif geschmückt?“, dann spürt man, wie dem Kindergemüte da mit dem Liede das Naturbild und mit der Naturanschauung das Lied unvergeßlich sich einprägt. Und wir mit diesem ists mit vielen Liedern, die zu ihrer Zeit gesungen wunderbarer Wirkungen fähig sind, und die doch, wenn auch lediglich aus Gründen des Raumes, im Kindergesangbuch nicht alle stehen können.

Für jede Jahreszeit wird vor dem Liede ein kurzer Schriftabschnitt verlesen. Nach dem Winterliede ist das ein Wort vom neuen Himmel und von der neuen Erde. Und dann setzt der Chor ein mit Uhlands „Künftigem Frühling“: „Wohl blühet jedem Jahre sein Frühling mild und licht . . .“ Es ist wohl das erste Mal, daß eine Strophe von Uhland in einem Gottesdienste gesungen wird. Und diese mag auch die einzige sein, die sich dazu eignet. Auch sie würden wir nicht für sich allein wählen. Aber sie fügt sich herrlich mit Strophen des Waltherschen Sommerliedes von der seligen Ewigkeit zusammen: „Herzlich tut mich erfreuen die liebe Sommerzeit, da Gott wird schon erneuen alles zur Ewigkeit“. Die vom Chore gesungene Uhlandsche Strophe wird von der Gemeinde aufgenommen und fortgeführt in dem Waltherschen Liede. Der Dichter des 19. Jahrhunderts und der des 16. stimmen wohl zusammen. Was verdanken wir nicht gerade unserem Uhland für die Wiedererweckung des Sinnes für die Dichtung, die kirchliche Dichtung des 16. Jahrhunderts! Uhland hat die Strophe vom „künftigen Frühling“ im Jahre 1827 dem Dichter der Griechen- und Müllerlieder, Wilhelm Müller, kurz vor dessen Tode (30. September) ins Stammbuch geschrieben. — Als Melodie haben wir diesen Strophen beigefügt die unvergleichliche vorreformatorische zu dem Liede „Entlaubt ist uns der Walde“ oder geistlich „Lob Gott getrost mit Singen.“

So ist der Reigen der Jahreszeiten vollendet. Vom vergänglichen Frühling hienieden hat sich der Blick zum unvergänglichen droben erhoben. Es wird die Aufgabe eines kurzen Wortes von der Kanzel sein, die Herzen der horchenden Kinderschar von den Gaben zum Geber, von den Gütern allen zum höchsten Gute zu lenken. Dann bricht der volle Gemeindegesang mit Gellerts schönstem Loblied herein. Es ist hier längst eins unserer Lieblingslieder: „Gott ist mein Lied“. Es ist auch ein Natur, ein Frühlingslied, nicht reflektierend wie „Wenn ich o Schöpfer deine Macht“ oder „Wie groß ist des Allmächt'gen Güte“, sondern jauchzend, feiernd in Sprache, Versbau, Melodie von eben so vollendeter Einheitlichkeit wie Eigentümlichkeit.

Das ist die Frühlingsfeier. Sie wird alles in allem genau eine Stunde dauern, nicht eine Minute mehr. Das ist nicht zu lang. Aber länger darfs und wirds auch nicht sein.

Welch eine bunte Mannigfaltigkeit wird diese Stunde an heiliger Stätte beleben! Reich wie die Farbenpracht der Frühlingswelt draußen leuchten all die Schriftworte, und wie erst all die Lieder und Weisen! Nachtigallen, Sperlinge, Raben, Storch und Biene, „der Strohhalm und die Sterne, das Sandkorn und das Meer“, das und tausend Anderes, Ähnliches wird in den Liedern anschaulich besungen. Freunde haben sich das Vergnügen gemacht, einmal alle die Worte,

die etwas für Kinderauge, Kindergaumen und Kinderherz Entzückendes ausdrücken, alle concerta rot zu unterstreichen in der Gottesdienstordnung. Das Bild war denn auch lustig genug. — Dazu die Mannigfaltigkeit der Weisen! Zwar nur zwei sind dunkler gefärbt („Erhalt uns Herr bei deinem Wort", „Wie ruhest du so stille"), die andern alle heller. Aber auch unter diesen, welche Verschiedenheit der Stimmung, des Rhythmus, des Versbaues! Es sind acht verschiedene Maße in neun Liedern. Vierzeilige Strophen finden sich in vier Liedern, sechszeilige in zwei, auch je eine acht-, zehn-, zwölfzeilige fehlt nicht. Nicht, als wäre das so ausgeklügelt. Nein, es machte sich von selbst und fand sich nur hernach so. Aber es ist doch hübsch, daß auch darin sich zeigt, wie unser Kirchen-, unser Kinderlied, recht in Gebrauch genommen, nichts von Eintönigkeit an sich trägt und aufkommen läßt.

An Dichtern sind vertreten Luther, Walther, Nikolaus Herman, Gerhardt (drei Mal), Matthias Claudius, F. A. Krummacher, Uhland. Die Melodien entstammen allen Zeitaltern von der vorreformatorischen bis ins 19. Jahrhundert.

Ist je Mühe und Arbeit köstlich gewesen, so die der Vorbereitung auf diese Frühlingsfeier. So bleibt nichts übrig, als den lieben Gott im Namen seines Sohnes, des großen Kinderfreundes, zu bitten, daß er die Kinderfeier am 9. Juni segne, damit nach Psalm 8, 3 und Matthäus 21, 16 unser liebes junges Volk manchen Pharisäer beschäme und manchem Elternpaare, mancher trauernden Witwe die Sorgensteine vom Herzen singe, für sich selbst aber in jauchzender Jugendlust der Liebe und Treue unseres Gottes um so gewisser werde.

Gottesdienst und Predigt sollten von einander getrennt werden.

Offener Brief an Professor **Smend**[1]

Gestatten Sie, verehrter Herr Professor, dem Unberufenen, dem die Fragen des Gottesdienstes seit seiner Jugend am Herzen liegen, sich es unter der Anregung dieser Osterzeit wieder einmal zu erleichtern.

Ich will mit der ganzen Anstößigkeit sogleich heraus rücken und die Behauptung voranstellen, unser gottesdienstliches Leben leide an der Predigt.

Mir ist der Begriff des Gottesdienstes aus verehrtem Munde schon dahin bestimmt worden, es sei ein Dienen Gottes an der Seele, das die Gemeinde annehme. Es bedarf keiner Worte, daß der geschichtliche und gemeingültige Begriff ein andrer ist. Der Gottesdienst bestand aller Zeiten und Orte im Opfer, d. i. in einer Darbringung an die Gottheit, als deren Gegenstand im Christentum endlich die Frucht der Lippen oder die Anbetung überblieben ist. Diese wird von der Gemeinde oder in ihrem Namen dargebracht, in einer Rede an die Gemeinde, wodurch diese erbaut wird, besteht sie nicht. Die Predigt ist ihrem Begriffe wie ihrer Geschichte nach etwas andres als der Gottesdienst, das füglicher und zweckmäßiger Weise zu ihm hinzutritt, aber nicht zu seinem Wesen gehört.

---

[1] Mit den Ausführungen des verehrten Briefschreibers berühren sich vielfach die meinen in der soeben erschienenen Holtzmann-Festschrift, „Zur Frage der Kultusrede", deren Inhalt ich demnächst unter Berücksichtigung der inzwischen erschienenen Beiträge zur Sache an dieser Stelle kurz darlegen will. Sm.

Digitized by Google

Nach der Reformation, die sich auf das Mittel der Predigt vornehmlich angewiesen sah, konnte es geschehen, daß in der gemeinen Ansicht die von Gebeten umrahmte Predigt mit einem vorausgehenden, im Inhalt verwandten Gesang der Gemeinde für den Gottesdienst genommen ward. Endlich ist dennoch die Theologie dahinter gekommen, daß das Element der Anbetung eine selbständige und wesentliche Bedeutung für den Gottesdienst habe, und die Zeit der liturgischen Bestrebungen ist angebrochen, denen die musikalischen mächtig zu Hülfe kommen. Die Resonanz in der Gemeinde aber war und blieb, soweit meine Kenntnis reicht, im Ganzen unbefriedigend. Für das musikalische Publikum konnte unter Umständen die Liturgie zur Hauptsache werden, und man versichert noch heute, daß in Berlin die Kirche sich zu einem guten Teil entleere, wenn der Domchor ausgesungen hat. Der nur religiös interessierte Teil der Gemeinde pflegt in Stadt und Land die Liturgie sich gefallen zu lassen, weil der Pfarrer sie will, klagt aber gern, daß sie zu lang dauere, spricht nicht selten geringschätzig von Singsang und ist im Grunde der Meinung, man gehe doch nur wegen der Predigt zur Kirche, und alles Agendarische werde am besten möglichst kompendiös behandelt.

Ich glaube fest, daß bei dieser Meinung auch manche Prediger beteiligt sind, die ganz bereitwillig auf die liturgischen Tendenzen des Zeitalters eingehn. Im Grund des Herzens gilt ihnen doch, was nicht aus ihrem eignen Herzen und Kopfe kommt, für Lippenwerk und Zeremonienkram, an den man sich zu bald gewöhnt und der dann zu leicht ohne innere Teilnahme abgethan wird. Das gleichförmig Wiederkehrende wird ihnen langweilig, und wenn es das Beste und Ehrwürdigste wäre, soll einmal Liturgie sein, so wünschen sie wenigstens in der Agende möglichst viel Gelegenheit zu Auswahl und Abwechselung. Und es können wahrlich wackere Männer so empfinden, sie unterliegen eben dem Subjektivismus, der die Schwäche wie die Stärke unserer evangelischen Kirche geworden ist. Sie müßte sich darüber klar sein, daß jeder Kultus, auch wenn er im stummen Dasitzen vor dem Predigerstuhl bestände, an sich nicht Religion, sondern Darstellung derselben ist, als solche Bedürfnis und Lebensfunktion der Gemeinschaft, in welcher die religiöse Idee lebt, aber unabhängig davon, ob sich im Einzelnen wirklich Religion mit ihr verbindet, wertvoll unter allen Umständen für den Gemeingeist und die religiöse Disziplin der Individuen. Auch Predigt und freies Gebet kann zum Gegenstand stumpfer Gewohnheit werden, zumal in der persönlichen Manier eines und desselben Pfarrers, während andrerseits die Leute, die nur selten Predigten hören, die Ungeduld kriegen können, wenn sie's einmal versuchen — nur weil sie's nicht gewohnt sind. Ich fürchte, der Fluch der Gewohnheit haftet jedem periodischen Gottesdienst an und um ihn zu vermeiden, müßte man konsequenter Weise soweit gehn, auf den öffentlichen und gemeinsamen Kult an bestimmten Tagen ganz zu verzichten und den einzelnen Gläubigen zu überlassen, wie weit sie mit der Anbetung im Geist und in der Wahrheit auf ihre eigne Faust kommen werden.

Wenn nun die Gemeinde gewohnt werden soll — und da sind wir wieder an der fatalen Gewohnheit! — in der Anbetung das Wesen des Gottesdienstes zu erkennen und deren Form zu schätzen, so ist dazu gewiß das richtigste Mittel, ihr liturgische Gottesdienste ohne Predigt anzubieten. Dies geschieht denn auch jetzt reichlich genug, obwohl meistens zwischen Gesängen, Gebeten und Lektionen auch eine Ansprache Platz findet, die sich leicht so auswächst, daß sie von der Gemeinde für eine Predigt und dann wieder für die Hauptsache der ganzen Hand-

lung genommen wird. Irre ich nicht, so verwendet man aber zu dieser rein oder doch wesentlich liturgischen Ausgestaltung nur gewisse Nebengottesdienste, und steht es als Axiom fest, daß zum Hauptgottesdienste notwendig die Predigt gehöre.

Und damit dürfte der Zweck, die Anbetung auch im Hauptgottesdienst als wesentliches Element erscheinen zu lassen und die Gemeinde an solche Auffassung zu gewöhnen, kaum erreicht werden. Die Nebengottesdienste werden zu leicht nicht für voll gerechnet und als Mittelding zwischen Andacht und musikalischer Aufführung hingenommen und mit der Auffassung des Hauptgottesdienstes bleibt es dann beim alten, daß die Predigt daran das Wesentliche sei, und das Übrige eigentlich wegbleiben könne.

Am dadurch dürfte diese Auffassung wirksam bekämpft werden, daß die Gemeinde auch dem liturgischen Hauptgottesdienste erlebte.

Hiezu wäre wohl keine Gelegenheit passender als die der großen Festtage, in der Weise, daß der nachmittägige Gottesdienst nicht liturgisch gestaltet, sondern ganz der Predigt gewidmet würde. An diesen Tagen darf man annehmen, daß die Gemeinde eine gewisse Feststimmung in die Kirche mitbringt, die auf die Formen der liturgischen Feier bereitwillig eingeht und sich darin auslebt, ohne der Abzeugung durch die Predigt sonderlich zu bedürfen, während diese vielleicht eine Sättigung erzeugt, die der Stimmung für eine liturgische Feier am Nachmittage nicht günstig ist, zumal deren Bestandteile ja schon im Hauptgottesdienste kaum zu übergehen waren. Eher würde sich am Abend oder Nachmittag zur reflektierenden Auffassung einer Predigt die Genegtheit finden, nachdem am Morgen lediglich die Stimmung sich entwickelt und ihre Nahrung gefunden hätte, eher, als ich nur das umgekehrte Verhältnis denken könnte.

Ein weiteres Schritt wäre, die Feier des heiligen Abendmahls nicht nur dann, wenn sie, wie in den Städten jetzt öfter geschieht, in einer Abendstunde begangen wird, sondern auch wenn sie sich mit dem Hauptgottesdienst am Vormittag verbindet, von der Predigt zu entlasten und diese Nachmittags oder Abends folgen zu lassen. Man bedenke, wie hastig und unandächtig die Menschen in unserer Zeit geworden sind, und wie das Gefühl, es daure zu lange die Empfänglichkeit auch der Empfänglichen ertötet, indes diese unter der Nachwirkung der heiligen Feier wahrscheinlich bereit wären, sich zur Predigt am selben Tage nochmals einzufinden, wenn sie nicht schon eine ausgehalten hätten. Und für wie manchen Pfarrer wäre diese Einrichtung eine Wohltat an Leib und Seele, der jetzt unter einem zahlreichen Abendmahlsgange noch gehaltene Predigt zu seufzen hat.

Wir können so auf ein freieres Verhältnis zwischen Predigt und Gottesdienst hinaus, wie es im Katholizismus stattfindet, obgleich die Verbindung des Hochamtes mit Predigt vielfach, wahrscheinlich unterm Drucke der protestantischen Konkurrenz, zur Regel geworden ist. Und dieses freiere Verhältnis würde sich vielleicht auch für die Predigt wohltätig herausstellen, denn ich glaube, auch die Predigt leidet am Gottesdienste, sowie dieser an ihr. Sie leidet daran, daß sie den Gottesdienst ersetzen oder wenigstens zu ihm gehören will und soll.

Dadurch hat mit einer inneren Notwendigkeit ihre Ausdrucksweise den in der liturgischen Feier berechtigten darstellenden Charakter angenommen, dem sie nun treu bleibt, auch wenn sie liturgische Formen neben sich duldet. So wird es ihr denn desto weniger möglich, teils, schlicht zum Verstande redend, ihren Text dem Verständnisse näher zu bringen, teils deutlich zu sagen, was die konkreten Verhältnisse in der Gemeinde nahe legen, und was ihrem Seelsorgeramte jeweilen annehmlich

am Herzen liegt. Sie ist geneigt und fühlt sich verpflichtet in einem feierlich gehobenen Stil und in hohen allgemeinen Ideen umschreibenden als eigentlichen Ausdrucken einher zu gehn, und sie sieht der Wirkung, die sie doch haben will, leicht durch ein gesteigertes Pathos nach, das von den Höhern nicht als natürlich empfunden wird, statt sie durch ein derbes Anfassen der Wirklichkeit zu erreichen.

Ich habe mir auf einer südwestdeutschen Konferenz für Innere Mission einmal das Maul verbrannt, indem ich sagte, die Predigt müsse, um mehr zu wirken, den Mut haben trivial zu werden. An dieser propagierenden Redensart war wenn man sie recht verstehn wollte, etwas Wahres. Wenn ich sagte „die Predigt", war natürlich nicht jede gemeint und nicht jedem Prediger das Wagnis empfohlen, das ja zu Ärgernissen führen könnte. Aber die Bedingung zu der freieren, natürlicheren und wirksameren Entwickelung, die ich der Predigt noch heute wünsche wäre meines Erachtens die Lösung ihres obligatorischen Verhältnisses zum Hauptgottesdienste, ebenso wie dies die Bedingung wäre zu einer richtigen und vollen Wertschätzung der Liturgie auf Seiten der Gemeinde.

Und nun verzeihen Sie so viel Unliebsames hier viele Ihrer Leser, es ist alles für zahl heraus, und ich hülle mich wieder in meine einsame katholisierende Ketzerei.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Max Rieger.

Steinhausens Bibellesezeichen.*)

Durch Budde eingehende Würdigung ist Wilhelm Steinhausen vielen unserer Leser vollends accraut und wert geworden**) Mag Friedrich Naumann ihn „den Dichtsten unter den Malern" nennen und Dr. Schubring, dem zustimmend, von ihm sagen: „Er nimmt meist nie Stimmungen auf, die in der Luft liegen, und die man sich gern vorzeichnen läßt ohne stärkere Eindruck zu werden", — auch diese Kritiker müssen doch zugeben, daß seine ruhige Selbständigkeit vielen der Besten Genüge tut weil sie ihnen eine tiefe und eigenartige Vertiefung des Evangeliums ist.

Budde gedachte auch der Bibellesezeichen des Meisters, die von persönlichem Ergriffensein Kunde gaben. Wir bieten aus der unten näher bezeichneten Sammlung mit Freundlichkeit des Herrn Verlegers heute zwei Proben dar. Die vier übrigen Blätter sind: der barmherzige Samariter, Verstehst du auch, was du lesest? (Kämmerer aus Mohrenland), Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und Licht, die Gottes Wort hören und bewahren.

Lesezeichen bedeuten heute nur noch in beschränktem Maße ein Bedürfnis. Sie werden höchstens dort begehrt, wo sich die Spezialität der Bibellesezeichen kraft ererbter Gewöhnung behauptet hat. Und was die sogenannte fromme Industrie zur Deckung dieser Ansprüche schafft, ist wohlgeeignet dem Besuche den Garaus zu machen. Steinhausens Zeichnungen könnten, im Gegensatz hierzu ihn neu beleben. Sie sind nicht bloße Schnitzel, neben gewichtigere Arbeit mitabgefallen, sie geben vielmehr von der Sonderart des Künstlers kennzeichnenden Beweis.

*) Sechs Bibellesezeichen. Nach Zeichnungen von W. Steinhausen in Holz geschnitten von Prof. H. Buttner und A. Gaber. Dritte Auflage. Halle, H. Gesenius. — Mark 1,50.

**) S. in diesem Jahrgang Heft 4, S. 102 ff.

Hat seinen Engeln befohlen ueber dir dass du deinen Fuss nicht an einen Stein stoessest

Natürlich erinnern sie einen jeden auf den ersten Blick an Ludwig Richter. Sie spiegeln deutsches Christentum im Geist der Stillen im Lande. Aber Pietismus in jenem landläufigen Sinne atmen sie nicht. Man denkt doch unwillkürlich an manche Illustration zu denselben Geschichten und Sprüchen, von deren Sentimentalität und blasser Weltfremdheit Steinhausen weit entfernt ist.

Zwei der Blätter stellen den Beschauer vor besonders wichtige Schriftstellen, ihn gleichsam bei der Hauptsache festhaltend, wie weit er sich auch beim Studium der Bibel zu peripherischen Punkten gezogen fühle: der verlorene Sohn und der barmherzige Samariter. Die vier übrigen haben auf das Lesen in der Schrift deutlicheren Bezug. Das eine preist den Segen des göttlichen Wortes — eine Mutter unterweist ihre Tochter, während zu ihren Füßen Englein, vom Musizieren ruhend, zu lauschen scheinen, zwei predigen die erleuchtende und bewahrende Kraft der hl. Schrift — ein Engel läßt in nächtlichem Dunkel eine Kerze brennen, die ihren Glanz den Sternen des Himmels entrafft hat, die auf der Heimkehr begriffenen Wanderer bewahrt bei Nacht der Bote Gottes vorm Straucheln. Eins wendet sich echt protestantisch an den Leser mit dem Spruch, den die Kaiserin Friedrich in ihre Geschenkbibeln zu schreiben pflegte: „Verstehst du auch, was du liesest?“ —, Philippus unterweist den Kämmerer.

Zu den von uns dargebotenen Stücken nur noch zwei Worte. Wie sinnig, daß Steinhausen der von abendlichem Besuche zurückkehrenden Familie, wiewohl der Mond scheint, auch noch mit dem Schein der Laterne dienen läßt, daß das Erdenlicht dem Himmelslicht zu Hülfe kommt, damit der Fuß nicht an einen Stein stoße! Auch, ja gerade dem Bibelleser liegen Steine im Wege, die ihm durch hülfreicher Menschen Beistand ungefährlich werden sollen. Und wie entzückend ist auf dem andern Bilde der Friede und die Geborgenheit des Vaterhauses zu spüren, wie breitet sich schützend über den gestrandeten Sohn des Hauses efeu umwachsener Vorbau mit der traulichen Taubenschar! Mußte nicht die Erinnerung an solches Heim den Zug zum Vater unwiderstehlich machen? J. Sinend.

Die „Agende für die evangelisch-lutherische Kirche der Provinz Hannover (1901)“

von **Karl Oberdieck**, Pastor zu Meensen (Hannover)

Der verbindlichen Aufforderung der Herren Herausgeber in der „Monatschrift“ das Erscheinen unserer neuen hannoverschen Agende mit einigen Worten anzumerken, komme ich gern nach. Ich glaube nämlich, daß das Buch in der Tat in mehrfacher Hinsicht für unsern Kreis von Interesse ist, und daß es auch bei denen, die es sich fern von Hannover mit der Unbefangenheit und Ruhe des Akademikers ansehen, allerlei gute und fruchtbare Gedanken anregen wird, Gedanken, die gerade bei ihnen befreiend und erhebend wirken in demselben Maße, wie sich bei uns viele davon bedrückt und beengt fühlen.

In den Kirchen unserer Landeskirche liegt nicht die Bibel, sondern die Kalenbergische, Lüneburger oder sonst eine Kirchenordnung auf dem Altare. Wo ist das sonst noch so? Wenn das einem römischen Katholiken Anlaß zu dem wohlfeilen Spotte giebt: Demnach sei in der „Kirche des Wortes“ das Wort Gottes durch das Wort des landesherrlichen Kirchenregiments verdrängt, so ist das eben nichts weiter als eine kleine Bosheit, aber wer daraus schließt, daß bei uns recht stark, bis ins Herz der sacra hinein, „regiert“ wird, hat nicht so ganz Unrecht. Die Kirchenordnung soll nun von ihrem Posten auf den Altären abgelöst

werden durch die neue Agende „Das Buch wird auf den Altar der Kirche gelegt", das ist an einer bestimmten Stelle der Synodalverhandlungen das mehrfach wiederholte Argument, mit dem als mit einer selbstverständlichen Tatsache operiert wird. Und in der Tat, das Buch kann seinem Charakter nach sehr wohl an die Stelle einer landesherrlichen Kirchenordnung treten: die neue hannoversche Agende trägt ein absolut kirchenregimentliches Gepräge. Das tritt hervor schon im Äußern und in den Äußerlichkeiten des Buches — da bedeutet es überwiegend Mängel —, das zeigt sich am Inhalte des Buches — da bedeutet es neben einigen Schwächen, die man freundlich tragen kann, einen großen Vorzug — und das tritt endlich zu Tage in der Art und Weise, wie diese Gabe der hannoverschen Landeskirche beigebracht ist — da wirkts verstimmend.

I.

Zunächst ein paar Worte über das Äußere und die Äußerlichkeiten der Agende. Die sind doch wichtig bei einem Buche, mit dem bei feierlichen Handlungen in facie ecclesiae hantiert werden soll. Und daß unserm Landeskonsistorium diese Seite der Sache auch nicht gleichgültig gewesen ist, zeigt die gediegene und reiche Ausstattung des Buches: zunächst das Formal, es ist ein würdiger, behäbiger Quartant, sodann der solide Lederband, das feste kräftige Büttenpapier und der große deutliche Druck, in den liturgischen Textsätzen 4 mm hohe Buchstaben, sog. Textaschrift, und 3 mm Zwischenraum zwischen den Zeilen. Aber für den praktischen Gebrauch ist das Buch unhandlich und unbequem. Es ist zu dick und zu stattlich: $3^1/_2$ cm dick und mißt aufgeschlagen 42 cm in die Breite. Und es wiegt 1200 gr. Unsere Agende, die im Jahre 1852 der Pastor Petri in Hannover herausgegeben hat, wiegt nicht voll 600 gr. Und dabei bemerkt Petri in der Vorrede, er habe Sorge getragen, daß die eigentlichen liturgischen Formulare, die nach den beiden sehr gediegenen und lehrreichen Abschnitten „Geschichtliche Einleitung" und „Liturgische Erläuterungen" kaum ein Drittel des Buches ausmachen, für sich allein gebunden und gebraucht werden konnten, „weil das schwere Buch beim Gebrauche sehr lästig sein würde". Hätte man nach preußischem Muster die Formulare für den Gemeindegottesdienst nebst den zugehörigen Stücken, allgemeines Kirchengebet, Kollekten, Vergleich u. s. w. in einem Bande vereinigt und in einem zweiten die Formulare für die kirchlichen Handlungen, so hätte man zwei Bände, deren jeder einzelne immer noch das „schwere Buch" des seligen Petri an Gewicht übertrifft.

Nachträglich hat nun das Landeskonsistorium eine kleine Ausgabe der Agende „zum Handgebrauche" veranstaltet. Dann würde die Hauptausgabe nur noch symbolisch-repräsentative Bedeutung haben und über die Anforderungen praktischer Handlichkeit erhaben sein. Man kann dann anerkennen, daß sie für den Platz auf dem Altare wohl geeignet ist. Dieser Eigenschaft würde es aber nur zu Gute kommen, wenn die Agende noch etwas mehr entbehrte und sich zu einer Art thesaurus liturgicus auswüchse. Es werden nämlich bei uns gewisse Stücke des Gemeindegottesdienstes, neben Kyrie, Gloria, Salutatio, Kollekte, Segen z. B. auch die Präfatio, das Vater unser, die Konsekratio beim Abendmahl vom Liturgen gesungen. Es sind deshalb auch die Gesangnoten für den Liturgen in die Agende aufgenommen, aber nicht die Orgelbegleitung. Das ist ein Mangel. Wer schon mit einem weniger geschulten Organisten zu tun gehabt hat, wird wünschen immer auch die Orgelbegleitung vor Augen zu haben, um durch gelegentliches „Nachgeben" auf jeden Fall das „Zusammenbleiben" und die Feierlichkeit der Handlung retten zu können.

Sodann sind die Formulare zum größten Teile sehr wenig übersichtlich. Das liegt zum Teil daran, daß neben den einzelnen Gliedern der Formulare eine oft recht beträchtliche Anzahl von Parallelstücken in den Formularen selbst aufgeführt sind. Im Missale romanum enthält der Ordo missae nur das ein für alle Mal Feststehende gleichsam das Gerüst, und das Wandelbare ist in den sog. Rubriken zusammengestellt, aus denen der Priester das für jeden Tag Gehörige entnimmt. In ähnlicher Weise sind in der preußischen Agende die Parallelstücke durchweg außerhalb des Rahmens der Formulare zusammengestellt. In der hannoverschen Agende ist dieser Grundsatz nur bis zu einem gewissen Grade befolgt, z. B. in der Gottesdienstordnung, wo die verschiedenen Formen des allgemeinen Kirchen-

gebets, der Festgebete, Kollekten und Versikel am Ende, nun allerdings nicht am Ende der Gottesdienstordnung, sondern am Ende des ganzen Buches zusammengestellt sind. Wäre dieser Grundsatz streng durchgeführt, wären z. B. auch die Formulare der kirchlichen Handlungen von den zur Auswahl gestellten Sprüchen, Gebeten und Lektionen entlastet, so wäre damit viel für die Übersichtlichkeit genommen. Die Begräbnisformulare sind in dieser Beziehung wahre Labyrinthe.

Außerdem aber muß von einer Agende eine sorgfältige, ich möchte sagen plastisch wirkende Anordnung des Druckes gefordert werden, daß ein Stück des Formulars vom andern sich deutlich abhebt, daß das Auge in jeder Gruppe zur Auswahl gestellter Stücke jedes einzelne sicher und schnell erfassen und das ganze Formular klar übersehen und umfassen kann. Eine solche Anordnung des Druckes ist gewiß schwierig, schwieriger als die litterarische Zusammenstellung einer Agende aus vorhandenen Stücken, aber die Arbeit muß geleistet werden. Und in dieser Hinsicht ist die Agende ganz vernachlässigt. In den Formularen sind nur zwei Schriftarten verwandt, die schon genannte Textschrift für die liturgischen Texte und eine kleinere, Korpus, für die Anweisungen für den Liturgen. Mit Ausschließungen und Durchschuß ist aufs äußerste gekargt. Hätte man den Druck nach festen Grundsätzen „splendider" gestaltet, so brauchte unsere Agende an Übersichtlichkeit z. B. der preußischen nicht nachzustehen, und der Mehrverbrauch an Raum hätte sich leicht eindringen lassen, wenn man statt der doch eigentlich nur für abnorme Fälle von hohem Alter oder schwachen Augen notwendigen Textschrift eine kleinere Schriftart gewählt hätte. Kurz, das Äußere unserer neuen Agende macht sie in hohem Grade geeignet zu würdevoller Repräsentation, widerstrebt aber sehr dem praktischen Gebrauche zur Erbauung der Gemeinde.

II.

Die Hauptsache ist der Inhalt. Auch der Inhalt trägt das Gepräge des Kirchenregimentlichen.

Recht aufdringlich und störend tritt bei manchen Feiern das hagere Knochengerüst des landesherrlichen Verwaltungsapparats hervor. Für die Einführung eines Pastors z. B. ist das Folgende vorgeschrieben: Nachdem Alles zu der feierlichen Handlung Aufstellung genommen hat, auf (in) dem Altare der Superintendent, vor dem Altare der einzuführende Pastor mit den beiden Assistenten und dem weltlichen Kirchenkommissarius (dem Landrate), auch die Mitglieder des Kirchenvorstandes auf dem Chore der Kirche, „sagt der Superintendent nach einem Votum mit kurzen sachlich gehaltenen Worten, was im Auftrage der Kirchenregierung geschehen soll, und verliest das Einführungskommissarium oder sorgt für dessen Verlesung". Also der Superintendent auf (in) dem Altar als Beauftragter der Kirchenregierung! Und wie kühlt die Verlesung des Einführungskommissariums die Stimmung sofort ab, zumal wenn es durch einen gewissenhaften Vorleser auch noch genau von links oben bis rechts unten mit allen Kurialien und Formalien vorgetragen wird: „Königliches Konsistorium zu Hannover. J. N. 2617" u. s. w.! — Dem Formular zur Einweihung einer Kirche war im Entwurfe folgende Bemerkung vorausgeschickt: „Die Einweihung einer Kirche ist nicht bloß ein gottesdienstlicher, sondern auch ein kirchenregimentlicher Akt. Sie darf daher auch nur auf kirchenregimentliche Anordnung und durch den vom Kirchenregimente Beauftragten vorgenommen werden". Der Satz ist für die Agende gestrichen. Aber stehen geblieben ist, daß „der Einweihende" „zu der Handlung außer dem Ortsgeistlichen einige benachbarte Pastoren zuzuziehen", und daß er „zu Beginn seiner Einweihungsrede sein Kommissarium zu erwähnen" hat. Daß er auch die Gemeinde „zuzuziehen" hätte, ist nicht bemerkt. Wir wissen, daß das Alles nicht so tragisch gemeint ist, wie es dem Wortlaute nach aussieht, aber es ist doch eine seltsame Begriffswelt, aus der dem Autor solche Sätze in die Feder fließen konnten, und auffallend, daß diese Ausdrucksweise unbeanstandet geblieben ist. Anders stehts mit dem Folgenden.

In das allgemeine Kirchengebet ist die Form der Fürbitte für die Landessynode aus der preußischen Agende wörtlich entlehnt bis auf eine kleine Änderung, während man in Preußen Gott bittet, daß die Verhandlungen dienen möchten „zur Erbauung Deiner

Kirche", haben wir Hannoveraner zu bitten, daß sie dienen mögen „zur Erbauung unserer Landeskirche". Mancher meiner Landsleute wird hinter dieser Korrektur mit Rührung die nie sich verleugnende althannoversche Treue gegen die angestammte „liebe teure hannoversche Landeskirche" stehen sehen, andere werden darin eine Spekulation auf politisch-kirchliche Engherzigkeit erblicken und — je nachdem — die Blüte kirchlicher Diplomatenkunst bewundern oder auch darüber die Nase rümpfen, oder abstoßen muß jeden die skrupellose Behendigkeit, mit der an Stelle der Kirche Gottes die hannoversche Landeskirche auftaucht.

Im Übrigen ist die kirchenregimentliche Autorschaft für den Inhalt der Agende von Nutzen gewesen. Entsprechend dem konservativen Charakter einer solchen Behörde hat unser Kirchenregiment sich nicht zu kühnen Neuschöpfungen und zur Verwirklichung gewagter Theorien hinreißen lassen, vielmehr ist die Agende eine Zusammenstellung dessen, was in Hannover auf solidem geschichtlichen Boden erwachsen und in weiteren Kreisen angenommen war, und was sich an besserem Material in bewährten neueren Agenden, der Dieffenbach'schen, sächsischen, besonders aber der neuen preußischen, fand. Wenn man also anmerkt, daß bei uns der Gottesdienst nicht mit Eingangsspruch, Sündenbekenntnis und Gnadenverkündigung beginnt, die ja auch wohl die Nachbildung eines fragwürdigen Stückes der römischen Messe, nämlich der gemeinsamen und gegenseitigen Vorbereitung des Priesters und des Ministranten zur Messe, sind, so ist keine charakteristische Eigentümlichkeit irgend eines unserer Formulare hervorzuheben.

Allerdings einen allgemeinen Vorzug haben die Formulare, das ist ihr besonderer biblischer Charakter. Bei den kirchlichen Handlungen folgen nämlich nach dem Eingangsvotum statt eines Gebets in der Regel ein oder mehrere Schriftabschnitte, z. B. bei der Beichte Ps. 150, 51, 3. 14 und dgl., bei der Taufe der Taufbefehl und die Taufverheißung, bei der Aussegnung der Wöchnerinnen Ps. 127, 128, 100 u. s. w., bei der Grundsteinlegung einer Kirche Ps. 84 und 87, und damit wird die ganze Handlung sofort auf biblischen Grund gestellt. Außerdem aber hat der von der Landessynode gebildete Agendenausschuß noch eine Fülle von passenden Bibelsprüchen an geeigneten Stellen der Formulare angebracht. Im Nachmittagsgottesdienste z. B. sind für jedes Hauptstück zwei Bibelsprüche angegeben, mit denen der Pastor das Aufsagen der Hauptstücke abschließen kann. Wer hätte nicht schon oft, wenn die Kinder mit dem Aufsagen ihres Hauptstücks zu Ende sind, das Bedürfnis empfunden, Ton und Stimmung wiederherzustellen? An diesen Sprüchen hat man ein gutes Mittel dazu. Außerdem ist eine Reihe von Eingangssprüchen dargeboten für die Beichte, die Jachtaufe, das Begräbnis.

Endlich ist als der Hauptvorzug unserer Agende zu rühmen die Fülle von Parallelformen und Auswahlstücken. Die Kirchenregierung wollte doch nun einmal, worauf wir im Folgenden zurückkommen, alles gesetzlich festlegen und sah sich deshalb genötigt, recht Vieles zu bringen, damit möglichst jeder das ihm Passende und ihn Befriedigende finden möchte. So finden sich 6 Beichte, 6 Absolutionsformulare, drei sehr verschiedenartige Taufformulare, je nachdem man die alte Teufelsentsagung von den Paten, vom Pastor oder gar nicht zu hören wünscht, drei Bestattungsformulare, 6 Formen des allgemeinen Kirchengebets u. s. w. Welche Gegensätze auf diese Weise in der Agende friedlich neben einander festgelegt sind, erhellt aus der Vergleichung folgender beiden Stücke, die beide darin Platz gefunden haben:

1. Das uralte Taufgebet. „Allmächtiger, ewiger Gott, der Du durch die Sintflut nach Deinem gestrengen Gericht die ungläubige Welt verdammet und den gläubigen Noah selbacht nach Deiner großen Barmherzigkeit erhalten und den verstockten Pharao mit all den Seinen im Roten Meer ersäufet und Dein Volk Israel trocken hindurchgeführt, damit das Bad Deiner heiligen Taufe zukünftig bezeichnet und durch die Taufe Deines lieben Kindes, unsers Herrn Jesu Christi, den Jordan und alle Wasser zur seligen Sintflut und reichlichen Abwaschung der Sünden geheiligt und eingesetzet hast, wir bitten durch dieselbe Deine grundlose Barmherzigkeit, Du wollest dieses Kind gnädiglich ansehen und mit rechtem Glauben im Geist beseligen, daß durch diese heilsame Sintflut an ihm ersäufet werde und untergehe alles, was ihm von Adam angeboren ist (und es selbst dazu gethan hat), daß es aus der Ungläubigen

Zahl gesondert in der heiligen Arche der Christenheit sicher behalten allezeit brünstig im Geist, fröhlich in Hoffnung Deinem Namen diene auf daß es mit allen Gläubigen Deiner Verheißung, ewiges Leben zu erlangen, würdig werde durch Jesum Christum unsern Herrn. Amen."

2. Die ganz moderne Beichte von einem Mitgliede der Landessynodalkommission dargeboten und in der Synode an drei Stellen verändert: „Vater im Himmel, ich bekenne Dir, daß ich leider nicht bin, wie ich sein sollte nach Deinem heiligen Willen. An die allein habe ich gesündigt. (Zusatz der Synode) mit Gedanken, Worten und Werken habe ich Deine heiligen Gebote übertreten, noch viel mehr es unterlassen, meine Gaben und Kräfte in Deinem Dienst zu stellen und mein Leben zu führen, wie Du es von mir haben willst, und wie mein Heiland mir ein Vorbild gelassen hat, daß ich nachfolgen soll seinen Fußstapfen. An seinem Vorbilde (urspr. Daran) erkenne ich erst, wie arm und leer mein Herz und Leben ist an Glauben und Treue, an Kraft und Ausdauer, an Demut und Geduld, an wahrer, selbstloser, opferwilliger, vergebender Liebe, an alle dem, was unserm Leben Wert giebt vor Deinen Augen und Segen für die Brüder. Das reut mich jetzt und ist mir leid. Ich begehre von Herzen Deine Gnade zur (urspr. und) Vergebung meiner Sünde (Zusatz der Synode) durch Jesum Christum, meinen Herrn, der auch mich geliebet hat und sich selbst für mich gegeben. Gieb mir, Vater, den Geist Deines Sohnes und erneuere mich nach seinem Bilde, daß ich in Wahrheit Dein Kind und Erbe sei und bleibe in Ewigkeit. Amen."

Wie segensreich es für die Geistlichen sein muß, wenn sie in ihrem Handbuche derartige Gegensätze friedlich vereinigt immer vor Augen haben, ist leicht zu ermessen.

III.

Ganz besonders interessant ist bei dieser Agende die Geschichte ihrer Entstehung und die Art ihrer Einführung.

Der Prozeß der allmählichen Verrechtlichung unsers evangelischen Kirchentums erregt in immer weiteren Kreisen Aufmerksamkeit und bange Sorge. Das landesherrliche Kirchenregiment okkupiert mit den ihm eigentümlichen rechtlichen und gesetzlichen Formen ein Gebiet des kirchlichen Lebens nach dem andern und das Leben erstarrt. Es eröffnet sich so mit zunehmender Sicherheit die trostlose Aussicht auf ein völliges Absterben unsers Landeskirchentums, d. h. auf die völlige Unmöglichkeit für die evangelische Kirche, in den Formen des Landeskirchentums weiter zu existieren, wenn nicht bei Zeiten die Gefahr erkannt und der unheilvollen Entwickelung Einhalt gethan wird. Zu dem Kampfe um die kirchengesetzliche Festlegung der hannoverschen Agende haben wir ein typisches Beispiel von dem Vorbringen des gesetzlichen Formalismus in das liturgische Gebiet. Daß der Einfall von einem so gewandten Führer wie Abt Uhlhorn geleitet wurde, und daß der evangelische Geist so besonders deutlich und stark dagegen reagierte, macht diesen Kampf des gesetzlichen Formalismus mit der evangelischen Freiheit in Hannover zu einem der interessantesten Ereignisse, die sich auf dem Gebiete des kirchlichen Verfassungslebens um die Jahrhundertwende abgespielt haben.

In Hannover waren die Liturgika von dem landeskirchlichen Verfassungsapparat bis dahin noch nicht ergriffen, wie in andern Landeskirchen. Nach unserer Kirchenvorstands- und Synodalordnung von 1864 hatte die Gemeindevertretung, der Kirchenvorstand, gar keine liturgische Zuständigkeit. Für die Kirchenregierung wurde sie allerdings stillschweigend präsumiert, indem sie nämlich beschränkt wurde durch den Satz, daß die Einführung neuer Katechismen, Agenden von der Kirchenregierung nur angeordnet werden darf, nachdem die Landessynode zu deren Inhalt und Fassung ihre Zustimmung erteilt und die Bezirkssynoden sich dazu geäußert haben. Sonst sind die Liturgika in unserer Verfassung nicht erwähnt. Und die Kirchenregierung hat von dem für sie präsumierten Rechte keinen Gebrauch gemacht. Gesetz und Zwang waren zur Förderung und Gestaltung der Liturgika tatsächlich nicht angewendet.

Desto kräftiger hatten sich diese entwickelt in freiem Wachstum, nach den Normen, die Luther befolgt und empfohlen hat. Die Männer der kirchlichen Praxis und der theologischen Wissenschaft säeten und pflanzten, und je nach dem Maße ihrer evangelischen Lebens- und Triebkraft gingen die Pflanzen ein oder gediehen sie. Besonders seitdem Petri 1852 seine

Agende herausgegeben hatte und Ludwig Schöberlein von der Landesuniversität aus das Feld bezeuchtete, zeigte sich ein üppiges, kräftiges Wachstum, so daß am Ende des vorigen Jahrhunderts ein reicher Bestand von guten klassischen Formen das Feld bedeckte, das zu Anfang des Jahrhunderts trostlos öde und kahl gewesen war.

Aber standen dieser auf Autorität und Pietät beruhenden Entwickelung nicht die alten Kirchenordnungen aus dem Reformationsjahrhundert entgegen? Ich denke: Nein. Diese alten evangelischen Kirchenordnungen enthalten allerdings neben Verfassungs- und Lehraufstellungen auch liturgische Anweisungen. Aber sie halten sich in diesen liturgischen Anweisungen von einem starren Formalismus fern, indem sie zumeist nur allgemeine Direktiven geben, nur den Gang der gottesdienstlichen Handlungen angeben. Wo sie aber bis ins Einzelne hinein Anweisungen erteilen und volle ausgeführte Formulare darbieten, geben sie mit genügender Deutlichkeit zu erkennen, daß sichs in den Einzelheiten nur um Muster und Beispiele handeln soll. Was jedoch vor allem zu beachten ist, sie treten nicht mit formalem Zwange der evangelischen Freiheit entgegen. Sie stützen sich nicht auf formale Rechtstitel, sondern auf Autorität, zu einem Teile auf die Autorität der weltlichen Machthaber, der Fürsten, Bürgermeister und Räte, die „sich der Kirchen auch neben ihrer Cantzley annehmen", zumeist aber auf die starke geistliche und kirchliche Autorität persönlicher Art, die ihnen innewohnt kraft ihrer Herstammung von Theologen, die in Wittenberg oder Genf mit reformatorischem Geiste erfüllt sind. Und gegenüber dieser starken kirchlich-geistlichen Autorität ist das kirchliche Selbstbewußtsein der Pfarrer verschwindend gering, von den Gemeinden ganz zu schweigen. Ja die „armen ungeschickten einfeltigen Pfarrherren", für die z. B. die von Corvin verfaßte Christliche Kirchenordnung für Calenberg und Göttingen laut ihres Titels ausdrücklich bestimmt ist, waren gewiß froh, nun wieder etwas Festes an die Hand zu bekommen, nachdem sie das papistische Gerät fortgeworfen und eine Zeit lang hülflos dagestanden hatten. Aber von der Ausübung eines rechtlich-formalen Zwanges auf liturgischem Gebiete und einer Verdrängung der Pfarrer aus der autoritativen Pflege der Liturgika kann bei den Kirchenordnungen keine Rede sein. Außerdem ist später, im Jahre 1800, die liturgische Autorität der Pfarrer vom Konsistorium in Hannover ausdrücklich anerkannt, indem es ihre liturgische Zuständigkeit den Kirchenordnungen gegenüber feststellte und erweiterte.

Als jedoch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die liturgische Bewegung in Hannover durch die Pastoren den kräftigen Aufschwung nahm, hat die Kirchenbehörde scheel dazu gesehen. Als Pastor Peter mit der Herausgabe der Agende der hannoverschen Kirchenordnungen beschäftigt, um die Unterstützung des Konsistoriums sich bemühte, versagte es die Hülfe und legte dem Unternehmen vielmehr Schwierigkeiten in den Weg. Das Buch erschien trotzdem 1852. Und als Peter 1856 mit dem geistlichen Ministerium der Stadt Hannover für die vier innerstädtischen Gemeinden eine vollere Gottesdienstordnung einführen wollte, schritt das Konsistorium mit einem strikten Verbote dagegen ein. Im selben Jahre kam Uhlhorn als Schloßprediger und Mitglied des Konsistoriums nach Hannover und von da ab trägt die liturgische Bewegung in der Landeskirche sein Gepräge. Gemäß seiner Eigenart, kräftigen Strömungen sich nicht entgegenzustemmen, sondern sich hineinzustürzen, voranzuschwimmen und sie unvermerkt zu leiten, daß sie seine Mühle treiben mußten, ist er auch auf die liturgische Strömung eingegangen und hat sie in den landeskirchlichen Verfassungsapparat hineingeleitet. Was von beiden ihm dabei Mittel, was Zweck war, ist nicht sicher zu entscheiden. Um 1870 wurden die Bezirkssynoden mit liturgischen Fragen beschäftigt, und wenn die Bezirkssynoden auch keine präzeptiven Beschlüsse fassen konnten, so waren manche Pfarrer um so eifriger bemüht, die liturgischen Ergebnisse der Synoden in die Praxis ihrer Gemeinden einzuführen durch Kirchenvorstandsbeschlüsse. Damit wurde die liturgische Entwickelung aus der pastoralen Sphäre hinübergeschoben in den formal-rechtlichen Verfassungsapparat. Das war gegen die Verfassung, denn der Kirchenvorstand hatte, wie schon bemerkt, verfassungsmäßig keine liturgischen Befugnisse. Aber die Behörde hinderte das nicht.

Dies Gewährenlassen wurde verhängnisvoll. In Norden wurde eine durch Kirchenvorstandsbeschluß eingeführte geringfügige liturgische Bereicherung des Gottesdienstes aus der Gemeinde heraus angefochten, bei Konsistorium und Landeskonsistorium ohne Erfolg, dann an

allerhöchster Stelle mit überraschendem Erfolge. Es wurde 1875 entschieden, der Kirchenvorstand sei zu der liturgischen Änderung nicht befugt gewesen — das war richtig —, vielmehr müsse solch eine liturgische Ausgestaltung des Gottesdienstes der geordneten kirchengesetzlichen Regelung vorbehalten bleiben. Die Kirchenbehörde suchte nun unter Heranziehung von Landessynode und Landessynodalausschuß für den Kirchenvorstand Befugnisse für lokale Reformen zu gewinnen. Aber trotz langer Verhandlungen mit den aufeinander folgenden Kultusministern Falk und von Puttkamer blieb dabei, daß jede Änderung in den liturgischen Ordnungen auch einer Einzelgemeinde von dem Erlaß eines Kirchengesetzes abhängig sei und damit war, wie das Landeskonsistorium dem Minister in einer Eingabe entgegengehalten hatte, „jede liturgische Bewegung in der Landeskirche stille gestellt."

Wenigstens dann, wenn seine Theorie rechtsbegründende Kraft gehabt und auf die Praxis der Landeskirche Einfluß erlangt hätte. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Vielmehr haben die Pastoren die liturgische Entwickelung sich angelegen sein lassen, nach wie vor, ja auch der Abt hat noch fördernd und ermunternd eingegriffen, indem er 1889 eine Agende, eine Privatagende herausgab, der schon durch ihre äußere Ausstattung erkennen ließ, daß sie den Geistlichen bei den gottesdienstlichen Handlungen und nicht zu theoretischen Betrachtungen auf dem Studierzimmer dienen sollte. Auch das Landeskonsistorium hatte noch 1875 in seinem Berichte für die Landessynode geschrieben: „Allgemeiner Verfügungen" — auf dem liturgischen Gebiete — „haben wir uns um so mehr enthalten zu müssen geglaubt, als wir nach wie vor der Ansicht sind, daß es nicht wohl getan sein würde, den Gemeinden irgend etwas von liturgischen Formen äußerlich aufzudrängen. Der einzig richtige Weg erscheint uns der, daß in den einzelnen Gemeinden der Sinn dafür geweckt und gepflegt wird und so ohne oberliche Anordnung die Sache sich Bahn bricht, während die Kirchenregierung sich darauf beschränkt, dieselben wo sie kann im Einzelnen zu fördern und vor Auswüchsen zu bewahren." Gewiß ein kerngesunder, echt evangelisch-reformatorischer Standpunkt!

Aber — in den nächsten Jahren glitt die Kirchenbehörde zu der entgegengesetzten Anschauung hinüber, daß die liturgischen Formen für die ganze Landeskirche gesetzlich festzulegen seien. Nach und nach wurden die Ordnungen für den Gottesdienst an Bußtagen, an Sonn- und Festtagen, für die Taufe, die Konfirmation in der ganzen Landeskirche gesetzlich festgelegt mit der Milderung, daß es in jeder Gemeinde so lange beim Hergebrachten bleibt, bis Pastor und Kirchenvorstand übereinstimmend beschließen, die neue Ordnung ganz oder teilweise einzuführen. Und im Frühjahr 1898 trat die Kirchenbehörde mit 14 neuen Entwürfen an die Bezirkssynode heraus und gab die Absicht kund, diese Ordnungen in gleicher Weise wie die früher aufgestellten kirchengesetzlich festzulegen und mit den früher festgestellten zu einer Agende zu vereinigen.

Bis dahin waren die hannoverschen Geistlichen im Großen und Ganzen kirchen- und kirchenverfassungsrechtlichen Grübeleien fern geblieben, aber im Stillen war die Empfindlichkeit des evangelischen Bewußtseins gegen die zunehmende Verrechtlichung des evangelischen Kirchentums doch auch hier gewachsen. Dazu kam, daß in den Nachbarkirchen Agenden in weniger schroffer Weise eingeführt in der preußischen ein großer Teil der Formulare den Geistlichen nur zur „Anwendung empfohlen", in der schleswig-holsteinischen gar die ganze Agende „zum freien Gebrauch" überlassen war. Dennoch verliefen die Bezirkssynoden, denen der Entwurf zur Äußerung vorgelegt war, im Sommer 1898 wie üblich: man stattete der Behörde ehrerbietigsten Dank ab für die Vorlage, wünschte eine Reihe kleiner Änderungen, der Vertreter der Kirchenregierung versprach möglichste Berücksichtigung der Wünsche, und die Art der Einführung kam nicht zur Sprache. Nur auf einigen Synoden traten z. T. unklar und schüchtern Bedenken gegen die gesetzliche Festlegung hervor. Ganz vereinzelt wünscht aber auch schon eine ganze Synode die Agende den Geistlichen zum „freien Gebrauch" überlassen zu sehen (Eindeck) oder bittet die Kirchenbehörde, „von gesetzlicher Festlegung abzusehen" (Ülzen).

Im Herbst 1898 wurde über den Agendenentwurf im wissenschaftlichen Predigerverein und im hannoverschen Pfarrverein verhandelt, und die dort gehaltenen Vorträge erschienen im Druck. Pastor Weitz-Hannover gab seinen im wissenschaftlichen Predigervereine

Digitized by Google

geholleneu Vortrag unter dem Titel „Der Agendruenimarr zur der hannoveesche Landeskirche. eene kritische Studie“ heraus und bespeach dalu vee der ausfuhrlichen kritisch-technischen Wardigung des Stilwuese kurz und teeffend die Bel der Einführung während der im Pfarrvreein gehaltene Vortrag der im Verlage der „Monatschrift“ untee dem Titel „Riethengesetzliche Festlegung oder freie Entwicklung“ erschien sich lediglich mit der Frooge der Einführung beschäftigte Beide teaten für den freien Gebeauch ein. Im Sommer 1899 steht dann auf den Bezirks-synoden die Fange, ob rechtliche Bludung odee freiee Gebeauch? Im Vordergeunde dre Erooterung Die Sache verläuft in der Regel so, dee Referent spricht für den freien Gebeauch der Veeteetee dee Riechenregeerung erklärt dre Durchtreung zum freien Gebeauch für ganz unmöglich, und ee gelingt ihm fehe oft, die Synode auf die Bitte um Gewährung „möglichster Freiheit“ einmal auch „dee gesetzlich zulässigen Freiheit“ (Salzgitter) zurückzudrücken mehreee Male abee auch nicht. Interessant ist wie im Antrage die juristischen Veeteetee dee Riechenregierung gegen die Einführung zum freien Gebeauch einfach mit dem nackten Begeff der formalen Rechtskirchenlinie angumentieeen Su heißts in Eindeck, „man könne es keinee Kirchenregierung zumuten, agendarische Vorschriften mit der Erklärung zu erlassen, daß es jedem Geistlichen freistehe, sich nach ihnen zu richten oder nicht“, und in Arnstadt: „Abge... eine solche Einführung“ — zum freien Gebeauche „sei eben so wenig angängig, wie man nicht Gesetze machen dürfe die für die Staatsbürger keine Verpflichtung hätten“ Dann lrel dee Abl Uhlbeen in dee „hannoveeschen Pastoralkorreespondenz“ gegen den freien Gebrauch mit dem Argument hervoe durch die allerrichte Entscheidung von 1828 sei eine neue Rechtslage geschaffen, es hege seit damals alles fest, und Anderuez sei nue möglich indem duech Riechenaesetz geändeet und wiedee alles festgelegt werde. Obwohl die Erlsteiz seiner Agende diese Bedeutung widerspeach und obwohl ihm peompt erwideet wurde, daß diese von ihm behauptete Rechtslage so leicht durch ein Gesetz, dee die Agende den Geistlichen zu freiem Gebrauche daedurfe zu ändern sei so wurde von da ab auf den Bezirkssynoden doch immer „dr vollig neuaudeete Rechtslage“ ins Feld geführt und auch zumeist glaubig respelteet als Zeichen von dem ungebrueen Ansehen dee dee Abl bei une dalte und von dee geoven Selbstbescheidung mit dee die Pastoren „ale Laien“ auf ein preßönliches Eingehen in dergleichen Fragen und auf eigenee Reiell verzichten. Einmal auf der Synode zu Danuenberg, konnen die Pastoren nicht einsehen und wolleno nicht glauben daß die veränderte Rechtslage ein bindeuto sei für die Einführung zum freien Gebrauche Dne fühl zu euree erregten Szeue die nicht bloß um ibeee Dramatik willen interessant ist sondern deshalb weil sie aufzudecken schreint, wau auf es drnn uun eigentlich abgesehen wae Dee Abl sagt (dee Protokell mocht den Eindruck stenographischee Treue) „Die Willkür dee Geistlichen muß ein Ende gemocht werden Kann dae nicht auf dem oeu nus geplanten gesetzgebeeischen Wege geschehen so wird ein anderer Weg gewählt und eine Feststellung und Festlegung alter Einzelheiten in sämtlichen Gemeinden duech die Behörde nicht auf sich warten lassen!“ Übeesieht man das wae dee Abl da sagt, aus dem Persönlichen (er konnte sich eine derartige dee geschichtlichen Wahrheit widerspreschende Unfreundlichkeit gegen die Geistlichen unbedenklich leisten) ins Sachliche so heißt das: Die Liturgika sollen auf jeden fall und um jeden Preie dem freien Wachstum entzogen und ganz dee saemal-rechtlichen Intensitation preisgegeben werden

Das ist denn auch bei dee weiteree Behandlung dee Sache in dee Landessynode dae unerschließliche Ziel gewesen um deswillen man auch die schwersten Opfee nicht gescheut hat*) Ein ganz besonders unerfreuliches Bild boten der Verhandlungen der Landessynode

*) Um im Rahmen des gesetzlichen Zwanges den Geistlichen möglichste Bewegungsfreiheit zu geben erweiterte man den Umfang duech zahlreiche Spezialformulare und duech eine weitere Anzahl von Kollekten und Gebeten so stark, daß er bei seiner Einführung an die Landessynode von 62 auf 85 Seiten anwachsen woe Angedem wurde den Pastoren der Flügel des Gesetzes auch durch besondere Bestimmungen des Einführungsgesetzes lung gelassen. Damit schlug die Agende allerdings in das Gegenteil deyen um, wae ze neiden sollte. Man hatte bei dehen immer über die lineyasche „Buntscheckigkeit“ der Landeskirche geklagt und die Agende sollte der ein Ende machen und ein Einheitsband der Landeskirche werden. Nun hat sie eine solche Fülle von singreschem Material dar daß, wenn die

oder insofern, als niegends die disparaten Begriffe gesetzlicher Zwang und christlich-sittliche Gebundenheit klar auseinander gehalten und ihr Korrelatbegriff, christlich-sittliche Autarkie und Pietät klarer, Gesetz und Zwang andererseits zusammengehalten werden. Eine hervorragende üble Rolle spielt in dieser Hinsicht die Rede, mit welcher Wohlorn den Agendenentwurf der Synode vorlegt. Der Akt wirft die Begriffe durcheinander und trübt die Situation in einer Weise, daß einer über die prinzipiellen Gegensätze schon sehr im Klaren hätte sein müssen, um nicht durch die Wohlornschen Ausführungen verwirrt und wenn man seine Persönlichkeit und seine Art zu sprechen hinzunimmt, völlig eingenommen zu werden. Die Grundanschauung, in der sich seine Ausführungen bewegen, ist die: ohne Gesetz, d. h. äußerlichen Zwang ist keine Ordnung möglich. Wo Gesetz ist, da ist Ordnung. Wo aber die Sphäre des rechtlichen Zwanges aufhört, da fängt unmittelbar die Unordnung an, das heißt scheinbar schrankenlose Willkür, wüste Anarchie. Die christlich-sittlichen Begriffe der Autarkie und Pietät sind für ihn zunächst nicht vorhanden. Daß Luther auf hinreißende Gedanken allen Zwang ablehnt, dagegen zu Gleichförmigkeit und Übereinstimmung in den Formen mahnt aus christlich-sittlichen Motiven, ist dem Akte ineelenant. Daher dringt es fertig, sämtliche Stellen in denen Luther zu Gleichförmigkeit und Einheitlichkeit mahnt als dicta probantia für die kirchengesetzliche Festlegung zu verwerten. Auch die Stelle aus dem Schreiben „an alle Christen in Livland, kampf ihrem Pfaffenherren und Predigern" führt er an „So bitte ich nu euch alle meine liebe Herrn, ihre ein jeglicher seinen Sinn fahren und komm freundlich zusammen und werbet fein einer, wie ihr diese ungeistlichen Stücke wollet halten". Das kurz Vorhergehende läßt er aber weg: „Derhalben wie St. Paulus seinen Rotterern thät, thun wir auch unsern. Ee kann mit Gewalt nicht wehren wollts auch mit Gedatten nicht zwingen, sondern durch freundlich Ermahnen abbitten. Denn wer es nicht williglich nachläßt durch Ermahnen der wird durch Gebot viel weniger nachlassen."

Er setzt das moderne Kirchengesetz gleich der alten Kirchenordnung und die alte Kirchenordnung gleich der Agende*). Wer alle wider die kirchengesetzliche Fixierung ist, der ist wider alle Ordnung und wider die Agende. Dann verbindet er auch wieder mit dem gesetzlichen Zwange als Wechselbegriff die Pietät. Er sagt „Damit alles ordentlich und ehrlich zugehe schafft die Kirche Ordnungen und Agenden, und nun setzt er voraus (Euphemismus für „fordert sie durch Gesetz", sonst entfällt der Satz aus dem Gedankengefüge) daß jeder Diener der Kirche und jedes Mitglied der Kirche sich freiwillig in diese Ordnungen fügt. Wie anbillig „die Kirche" da verfährt, mache man sich an einem Beispiele klar. A. wirft mit Zwang, etwa mit gezogenem Revolver, auf B. ein und ermahnt ihn dabei unter Anführung der entschlägigen Stellen aus der Bergpredigt, sich dieser Zwangseinwirkung „freiwillig zu fügen".

Der Begriffe „Zwang" und „Freiheit" in kirchlichem Sinn erläutert der Akt in folgenden Sätzen: „Wenn der Staat Gesetze macht, dann ist der Korrelatbegriff Zwang. Der Staat setzt seinen Willen mit Zwang durch. In diesem Sinne kennt die Kirche für die innerlichen Leben überhaupt, gar keine Gesetze für kennt nur Ordnungen" (Ganz recht! Wozu also die Ordnungen durch Gesetz festlegen?) „die gestellt werden damit alles ordentlich und ehrlich in ihr zugehe, und rechnet darauf, daß die einzelnen sich aus christlicher Liebe diesen Ordnungen unterwerfen. Von Zwang ist aber keine Rede denn wem die Ordnungen nicht gefallen und wer glaubt diesen Ordnungen um der Gewissenswillen nicht

---

Pastoren vielfach mit die oleiberensten schrankenlosen Willkür darüber kommen wo um „Buntscheckigkeit" erleben werden wie sie die Landeskirche noch nicht gesehen hat. Treffend aber ist das Argument „Buntscheckigkeit — Einheitsband" keineswegs in der Landeskirche verstimmt.

*) Auf der Bezirkssynode der Stadt Hannover dagegen hat ihm das Mißgeschick daß er mit der „Agende" argumentiert die Unfanus Abgang der Stadt Hannover gegeben habe. Was Abgang „der Stadt Hannover" 1536 gegeben hat, war aber eine „Kirchenordnung" und enthielt gar keine liturgischen formulare. Erst 17[illegible] lassen die „Membra Ministerii Hannoverani" die erste „Kirchen Agende für die drei Pfarr-Kirchen der Altstadt Hannovere" denken, „nicht zweifelnd es werden die Successores in officio sich mit uns und denen in Gott ruhenden Antecessoribus darin gerne conformiren".

gehorchen zu können, muß sich eine Kirchengemeinschaft suchen, wo Ordnungen bestehen, die seiner Meinung entsprechen". (Da ist doch der Erzbischof Firmianus überboten, denn der hätte seinen evangelischen Salzburgern um solcher Bagatellsachen willen nicht den Stuhl vor die Tür gesetzt.) „Aber von Zwang ist niemals und nirgends die Rede, sondern nur von Ordnungen, die auf freie Unterwerfung rechnen." Dem braucht man wohl nichts weiter hinzuzufügen, als einige Ausrufungszeichen.

Auf der Höhe der Ubiborischen Ausführungen halten sich die meisten übrigen Redner der Synode. Ein eine erste Rolle in der Synode spielender Superintendent sucht die Verwirrung der Begriffe durch folgende Ausführungen zu klären: „gegenüber dem römischen Zwange betonten sie" — die deutschen Reformatoren — „die evangelische Freiheit. Aber es war wirklich nicht so, wenn Luther und die übrigen Reformatoren Freiheit in Bezug auf gottesdienstliche Ordnung zuließen, daß sie die sachliche Übereinstimmung freigaben. Es bezog sich die Freiheit ihrem Sinne nach immer nur auf die äußere Form und nicht auf die Sache. Nach meiner Meinung ist es nicht recht, zwischen Freiheit und Gebundenheit einen Unterschied zu machen. Die Freiheit findet ihre Grenze in der Gebundenheit, und wenn sich die Freiheit zu weit ausdehnt, so entwickelt sie sich zur Willkür. Die Gebundenheit aber darf nicht zur Sklaverei werden. Dem höheren Interesse der Gesamtheit muß sich die Freiheit der Einzelnen unterordnen und dadurch wird die Freiheit zur Gebundenheit, die in einer freiwillig angenommenen Form ihren Ausdruck findet" ... „Denken Sie wohl daran, daß es gilt die Gemeinde vor der schrankenlosen Willkür der Pastoren zu schützen." „Ist es nicht ein ganz unerträglicher Zustand, daß die Pastoren im Bezug auf solche liturgischen Formen von einem Extrem in das andere übergehen können? Ich bitte die weltlichen Synodalen, die Gemeinden vor dieser Willkür zu schützen und zu helfen, daß wir Freiheit in der Gebundenheit und Gebundenheit in der Freiheit erhalten" ... Das Letzte kann man sich wohl veranschaulichen. Es liegt Jemand an Händen und Füßen gebunden auf freiem Felde und ringsum steht ihm die ganze Welt offen, das ist „Gebundenheit in der Freiheit", und Eine Maus sitzt in der Falle. Die Falle aber ist eine Kastenfalle und so geräumig, daß sie der Maus gestattet, darin hin und her zu laufen, das ist „Freiheit in der Gebundenheit".

Ein Anderer erledigt die Sache mit einem liebenswürdig-erbaulichen Wortspiel: „Hat die Schleswig-Holsteinische Landesliebe den Gebrauch der festgestellten Ordnungen freigegeben, so hat ihn die altpreußische empfohlen. Und bei uns, wird man fragen, wird er befohlen? Jawohl! aber befohlen in dem ursprünglichen Sinne des Wortes (2 Tim. 2, 2) nämlich unbefohlen treuen Händen als ein wertvoller Schatz der Kirche" u. s. w. Das Empfinden der Herren ist gewiß normal evangelisch und ihre kirchlichen Anschauungen von Haus aus völlig korrekt und wohlgeordnet. Nun ist ihnen aber dies fremde und völlig disparate Element Gesetz-Zwang hineingeworfen. Je eifriger sie sich bemühen, es ihren Anschauungen einzuordnen und zu assimilieren, desto unruhiger wird die Gärung der Ideen und treibt in der Debatte so merkwürdige Redeblasen.*)

Als der Superintendent Rothert „Ausgeführte Beispiele liturgischer Vespergottesdienste" vorlegt und in die Agende aufgenommen wünscht, lehnt der Abt das ab. Er sagt: „Es liegt dann doch die Gefahr vor, daß, wenn ein Pastor eine Silvester- oder Christvesper einrichten will, er sich einfach an das hält, was in der Agende steht. Das würde ich nicht für gut halten. Wenn ein Pastor solche Gottesdienste einrichten will, sollte er sich mit der einschlägigen Literatur eingehend beschäftigen, er sollte erwägen, welche Kräfte er hat in

*) Selbst einer der beiden Synodalen, die gegen die gesetzliche Festlegung gesprochen und schließlich auch gestimmt haben, giebt seinen Standpunkt mit folgenden Worten preis: „Aus den Schriften der Reformatoren läßt sich beides entnehmen: Befürwortung der Freiheit und Befürwortung der gesetzlichen Ordnung. Es liegen da zwei Gedankenreihen vor, von denen die erste das Ideal aufstellt, die andere mit der geschichtlichen Notwendigkeit rechnet." Dies Zugeständnis beruht sicher gleichfalls auf einer mangelhaften Unterscheidung der beiden Begriffsreihen gesetzlicher Zwang — Freiheit vom Gesetz und christlich-sittliche Gebundenheit — Willkür. Natürlich wurde es von den Freunden der gesetzlichen Festlegung dankbar aufgegriffen und eifrig benutzt.

seiner Gemeinde, wie weit er im Einzelnen gehen kann, welche Chorgesänge für die vorhandenen Kräfte ausführbar sind, und anderes mehr. Und dann sollte er sich selbst neue Ordnung schaffen. Gerade auf diesem Gebiete wünsche ich vollkommene Freiheit, auch nicht einmal den Zwang durch Beispiele möchte ich für gut halten. Denn was in der Agende steht, gewinnt doch leicht den Charakter eines normativen Beispiels. Ich möchte dem Pastor überlassen, ganz nach freiem Ermessen diese Gottesdienste zu gestalten." Der Abt hat Recht, solch eine Agende, besonders wenn kirchengesetzlich festgelegt, ist nicht bloß eine Klausselle, sondern kann auch den Pastoren zugleich auch als Schlafsack benutzt werden. Aber — er hat hier einige ihm wichtige Dinge ganz vergessen, vor allem „Rechtslage", die den Pastoren liturgische Neuerungen ganz verbietet, wo die „schamlosesse Willkür der Pastoren" bei ein Ende gemacht werden muß, wo die „Buntscheckigkeit" der liturgischen Formen die nicht minder unerträglich ist als die schwerwiegenden Argumente die nicht bloß auf eine Konfizierung, sondern auch auf eine Uniformierung und ecclesiale Fixierung der liturgischen Formen hindrängen? Dasse daß diese wichtigen Argumente „gerade für dies Gebiet" außer Kraft gesetzt werden, gibt es kein anderes Motiv als das „wünsche ich" des Redners. Das „ich wünsche" des Abtes ist es auch gewesen, was sie uns Dasein gerufen und für die gesetzliche Festlegung der Agende in Eisenach gesetzt hat.

Die Synode hat sich dem Wunsche nach der Ordnung von Autorität und Pietät gefügt. Die Worte des Abtes sind ihr „tief zu Herzen gegangen", wie Stip Rotheit die Wirkung der Rede des Abtes ganz richtig kennzeichnet, und mit dem Herzen hat der Synode sich für die kirchengesetzliche Festlegung der Agende entschieden.

Zu Anfang Dezember des vorigen Jahres begann das Landeskonsistorium mit der Versendung der neuen Agende an die Kirchenvorstände. Damit hat die Sache, die der Abt dreißig Jahre lang eifrig betrieben, ihren Höhepunkt erreicht, und am 10. Dezember ist der Abt gestorben. Nun kommt der Verfall des Werkes. Denn daß es weitergehen wird, daß es durch übereinstimmenden Beschluß von Pastor und Kirchenvorstand in vielen Gemeinden wirklich eingeführt wird, glaube ich nicht. Es wird als Luftschloß über der hannoverschen Landeskirche schweben bleiben. Aber das Gebäude hat viele Risse, die vielen Widersprüche, die beim Bau der Abt mit seiner Persönlichkeit deckte und verdeckte. Jetzt, wo er abgetreten ist, werden alle die Risse sichtbar, ausdrücklich sichtbar, und man wird ihre kurz oder lang an den Abbruch denken. Dann, wenn der unrechtliche Zwang gefallen ist, werden wir Hannoveraner eine reine Freude an unserer neuen Agende haben.

Joh. Keßlers Überlieferung des Zwingli-Liedes

von **Friedrich Spitta.**

Es wird für die Herausgeber der Monatschrift immer eine besondere Freude bleiben, daß es ihnen gelungen ist, Zwinglis Reformationslied, das selbst aus den neuesten Gesangbüchern der deutschen Schweiz verschwunden ist, wieder in den Gebrauch der Chöre und der Gemeinden zurück gebracht zu haben[1]). So haben wir es denn auch nicht versäumt, unsere Leser über alles, was dieses Lied und seine Überlieferung betrifft auf dem Laufenden zu erhalten[2]).

Letzthin ist nun wieder ein neuer Text des Liedes in die Öffentlichkeit gekommen. In der Reformationschronik des Reformators von St. Gallen, Johannes Keßler, die sein Neffe Ekkehard Keßler, die sie an den Feiertagen und in den Feierabendstunden geschrieben, den Namen Sabbata erhalten hat, und deren Originalhandschrift sich auf der Vadiana in St. Gallen befindet, ist auch das Zwingli-Lied S. 344b—348b mitgeteilt worden, und zwar unter der Überschrift: Ain lied im abgeschaidnen krieg gemacht durch Huldrich Zwinglin. In den Druckausgaben der Sabbata hat man das Lied übergangen und einfach

[1]) Vgl. meinen Aufsatz Zwinglis Reformationslied, MGKdL. II, 196—232.

[2]) Vgl. MGKdL. II, 265. 320. 591. III, 22. 86. 62. 184. IV, 26. 119. VI, 213. 558. 563. VII, 50. 66.

Digitized by Google

auf Zwinglis Werke verwiesen. Nun hat E. Egli in den Zwingliana[1]) 1902, Nr. 1, 231 bis 234 die Rüßlersche Form des Liedes mitgeteilt, unter folgender Motivierung: „Leider besitzt man von dem Liede weder Zwinglis Autograph noch auch nur ein im Jahre 1529 selbst ausgegangenes geschriebenes oder gedrucktes Exemplar. Man kennt es nur aus Abschriften und aus Nachdrucken in Gesangbüchern.“ Es ist also nur einigem Wert zu wissen, welche dieser Reproduktionen die ältesten sind und dem Original am nächsten kommen. Von allen, die ich kenne, halte ich die Rüßlers für die früheste, weil er in der Quellen sine seine Sabbatarianerzeit nach den Ereignissen gesammelt hat und ich zweifle nicht daran, daß er ein im Juli 1529 ausgegangenes Flugblatt vor sich hatte. Ohnehin hat Rüßlers Wiedergabe des Liedes darum Wert, weil sie die einzige ist, die die wie den Gewährsmann kennen und dazu einen so treuherzigen wie Rüßler, der selber Lieder gedichtet hat, die übrigen Handschriften sind unsicher.“ Rüßlers Text ist dieser:

Herr nun heb den Wagen selb — Herr — Gott erhalt den namen din — Gott
Schelb wirt sunst all ungser fart — In dae straff der bösen böck
Das bringt sust der widerpart — Din schopf widerumb erweck
Die dich — Die dich
veracht so freselich — Lieb habend innenclich

Hilff das alle bitterkait — Hilff
Schalb in fer, vnd alle trurw
Widerker anb werde nuw
Das wir
Ewig lob singend dir

Die Notirung der über den Text gestellten Melodie entspricht genau der Baseler und Straßburger und darf nun vollends, in Gegensatz zu der Konstanzer, als die originale angesehen werden[2]) — Auch der Text wird an zwei Stellen zur Bestätigung anderer Lesarten dienen. Strophe 1 Zeile 3 lesen Bullinger und Konstanz „Das brächt inst der widerpart“. Durch Rüßler wird nun wohl das von Basel und Straßburg dargebotene „bringt“, als die bessere Lesart gelten dürfen und als falsche auch in die neudeutsche Übertragung aufgenommen werden. Sie empfiehlt sich auch als die kräftigere und einfachere Ausdrucksart. Str. 3 Z. 2 bestätigt die Lesart „Schalb“ statt des „Schelbe“ im Konstanzer Gesangbuch, wodurch der Anfangsreim gesichert wird[3]). Aber gerade unter Berücksichtigung des kunstvollen Reimes unseres Liedes ergibt es sich, daß an zwei Stellen der Rüßlersche Text nicht ursprünglich sein kann, sondern eine Korruptela der Oetglinslee zeigt. Die zweite und dritte Zeile der Strophen reimen sich nicht blos am Ende, sondern auch in der Mitte. Das ist bei Rüßler nur noch in der dritten Strophe zu bemerken. „Schalb in fer — Widerker“. Dagegen entspricht in der ersten Strophe dem „lust“ der 3. Zeile das „sunst“ der zweiten, wo alle andern Zeugen „sust“ lesen, auch in der 2. Strophe ist die Reim auf „In dir straff“ dadurch vernichtet, daß statt „Dine schopf widerumb erweck“, wie es in den anderen Zeugen steht, gelesen wird „Din schopf widerumb erweckt“. Diese Varianten zeigen mindestens, daß der „Dichter“ Rüßler die poetische Eigenart der Zwinglischen nicht deutlich erkannt hat. Es ist doch wohl nicht anzunehmen, daß diese Fehler im ältesten Drucke der Lieder gestanden haben und nur vom Rüßler korrigiert sind. Wohl aber mag dort der Wahrspruch Zwinglis „Herr Gott hilff“, den er bei

[1]) Zwingliana. Mitteilungen zur Geschichte Zwinglis und der Reformation. Herausgegeben von der Direktion für das Zwinglimuseum in Zürich. Redaktion Prof. Dr. Emil Egli in Zürich. Druck und Expedition von Fäsi & Beer in Zürich.

[2]) H. Bullinger, Reformationsgeschichte II. 102, Straßburger Gesangbuch von 1537, Konstanzer von 1540. Über die Baseler Manuskripte vgl. meinen Aufsatz „Neue Entdeckungen zum Zwinglilied“ M. Schr. III. 22.

[3]) Vgl. meine Bemerkungen in M. Schr. III. 25.

[4]) Dringend hilft auch meine in das neue Gesangbuch von Elsaß-Lothringen, in das von Ägypten und das von Rudolstadt aufgenommene Übersetzung „Schend, o Herr“, nicht „Scheide, Herr“ wie Egli nach M. Schr. II, 130 mitteilt.

seinem Liede akrostichisch verwandt hat, an dem Rande ausgesetzt gewesen seien, wie es bei Keßler der Fall ist. — Der anderen Textvarianten Keßlers haben nur dialektische Bedeutung.

Bedarf die evangelische Kirche eines Chorraums?

von **P. Brathe**, Oberpfarrer in Ruhla (Thür.)

Unter allen auf die Gestaltung des evangelischen Kirchengebäudes bezüglichen Fragen ist die nach der Notwendigkeit oder Entbehrlichkeit des Chorraums — im Sinne eines von dem Gemeinderaum sich deutlich abhebenden besonderen Gebäudeteils mit dem Altar als Mittelpunkt — für den Grundriß und damit für die Gesamtgestaltung der Kirche die wichtigste und darum die am meisten umstrittene. Den einen ist der Chorraum nichts als eine aus katholischer Vergangenheit stammende Form, ein gedankenloser Anachronismus, die andern wollen eine Kirche ohne Chorraum überhaupt nicht als „Kirche" anerkennen, sie sei höchstens ein „Bethaus", d. h. eine nur auf das äußerste Bedürfnis zugeschnittene Notkirche. Neuerdings ist es auch befürwortet worden, man solle auch in dieser Frage „dem künstlerischen Schaffen der Architekten Freiheit lassen".[1] Auch Fritsch findet, daß das Urteil über die von ihm für den Chorraum angeführten Gründe „ausschließlich Sache der individuellen Empfindung" sei, und daß man denjenigen, welche eine Aufstellung des Altars inmitten der Gemeinde für notwendig halten und darum einen Chorraum verwerfen, „das Recht zu einer solchen Auffassung nicht wohl bestreiten" könne.[2] Eine ähnliche Stellung nimmt Bürkner ein, der zwar persönlich kein Freund des Chorraums, dennoch nicht „dem Verlangen nach einem Chorraum ein bündiges Verbot entgegenstellen" will.[3]

Zugegeben nun vornherein, daß der Chorfrage wie alle Kirchbaufragen keine Grund- und Gewissensfrage des Christen und des Gemeindelebens ist, so könnte doch nur ein einseitiger Spiritualismus behaupten, daß die Form des gottesdienstlichen Gebäudes völlig gleichgültig sei für die Erbauung der Gemeinde. Die kirchliche Kunst hat für die Christengemeinde zum mindesten dieselbe Bedeutung, welche die weltliche Kunst für die Allgemeinheit hat. Und wenn man Gottesdienst halten kann in jedem Raume, so steht doch andrerseits fest, daß die Wirkung des Gottesdienstes beeinflußt, unterstützt oder beeinträchtigt wird durch den Raum, in dem er gehalten wird, und daß wir verpflichtet sind, auch in der Gestaltung und Ausstattung des Kirchengebäudes alles fern zu halten, was als unangemessen oder störend empfunden wird, und alles zu tun, was die Erbaulichkeit des Gottesdienstes zu fördern geeignet ist, und der Kirche einen Leib zu geben, welcher das entsprechende Spiegelbild ihres Geistes ist.

Ob im speziellen die Anlage eines Chorraums für evangelische Kirchen ein kirchbautheoretisches Adiaphoron ist oder nicht, kann nur eine eingehendere Beleuchtung der für und gegen dieselbe geltend gemachten Gründe ergeben. Wir gruppieren sie nach den bei Erörterung der Orgelstellung festgestellten Gesichtspunkten, dem geschichtlichen, ästhetischen, praktischen und liturgischen. Symbolische Rücksichten giebt es neben den liturgischen für uns nicht.

Die geschichtliche Beleuchtung gibt uns in dieser Frage keinen sichern Anhalt. Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung, daß schon die ältesten christlichen Kultusstätten eine Zweiteilung des Raumes hatten. Andrerseits können die Gegner sich darauf berufen, daß die Geschichte des nachreformatorischen Kirchenbaues gerade in diesem Punkte eine schwankende Praxis zeigt, und daß namentlich unter den kleineren Bauten die chorlosen Kirchen ziemlich häufig sind. Immerhin überwiegt ohne Zweifel die Zahl der Kirchen mit Chorraum, namentlich da, wo man dem künstlerischen Streben nicht notgedrungen allzu enge Schranken ziehen mußte. Will man von einem überlieferten kirchlichen Typus reden, so werden wir

1) Hasenclever, Aus Gesch. u. Kunst d. Christ. 2. Reihe 1898 S. 11.
2) Der Kirchenbau d. Prot. S. 536.
3) Grundriß d. evangl. Kirchenb. S. 238.

dieser jedenfalls eher in der letztgenannten Art zu finden haben, wenigstens für die Gegenden, welche mehr unter dem Einfluß lutherischer Tradition gestanden haben, während der reformierte Geist überall die chorlosen Kirchen mit der Kanzel als Zielpunkt bevorzugt hat.

Daß in ästhetischer Beziehung die Anlage eines Chorraums günstig wirkt, wird von keiner Seite bestritten. Namentlich von Seiten der Künstler ist dies ausgesprochen worden. Orth sagte auf dem Kongreß für den Kirchenbau des Protestantismus (p. 47): „Die Anordnung, der der der Altar in besonderem Raume steht, heimelt mein Empfinden mehr an. Sie hat auch für den Künstler Bedeutung. Kaum in einem Raume ist er in der Lage, einen künstlerischen Schmuck so frei anzubringen wie in dem Altarraume ... Diese Anordnung des besonderen Altarraums ist also wertvoll für die Schaffung und Unterstützung der protestantischen Kunst, die in ganz Deutschland zu sehr vernachlässigt ist." Und Fritsch schreibt[4]: Daß für die Anordnung eines Chors gewichtige ästhetische Gründe sprechen, ist nicht zu verkennen. In der Tat ist es vorzugsweise der Chor, welcher dem Innenraum des Gotteshauses jenes eigenartige weihevolle Gepräge giebt, das wir als „kirchlich" zu bezeichnen gewöhnt sind ... Man kann schwerlich durch ein einfacheres und besseres Mittel auf die Phantasie des Kirchenbesuchers wirken und die Anlage aus dem Bereiche des Bedürfnisbaues leichter zum Range des Idealen emporheben. Das hat ... Niemand so klar erkannt wie der gefeiertste Meister des älteren protestantischen Kirchenbaues, Georg Bähr in Dresden. Die Choranlage ist es, durch die er seinen Schöpfungen einen weihevolleren Eindruck zu sichern wußte, als ihn die Kirchenbauten seiner Zeitgenossen zumeist gewähren."

Natürlich aber kann diese Rücksicht nicht ausschlaggebend sein, es ist nur eine neben anderen.

Praktische Gesichtspunkte lassen für die meisten deutsch-evangelischen Kirchen wenigstens einen größeren freien Raum vor dem Altar als wünschenswert erscheinen. Schon für den Liturgen. Wenn er im agendarischen Teile des sonntäglichen Gottesdienstes mit der Gemeinde in Wechselverkehr treten soll, muß er auch als etwas Selbständiges, allen sichtbar, vor der Gemeinde stehen und darf nicht unter denen verschwinden, an welche er sich redend wendet. Es kann auch für ihn nicht angenehm und wird für die Gemeinde leicht störend sein, wenn der Raum zwischen beiden so gering ist, daß jede Einzelheit seiner Individualität den Fernerden ins Auge fallen muß — störend grade an dieser Stelle, wo er nicht als Individuum redet, sondern teils als Vertreter der Gemeinde mit Gott, teils als Vertreter Gottes mit der Gemeinde. Bei verschiedenen gottesdienstlichen Handlungen vollends, bei denen einzelne Gruppen aus der Gemeinde besonders beteiligt sind, bringt es Unzuträglichkeiten mit sich, wenn die Bewegung vor dem Altar und um ihn herum beengt ist. Besonders bei Konfirmationen und Trauungen wird es als eine mit der Würde des Gotteshauses nicht vereinbare Dürftigkeit empfunden, wenn der Raum vor dem Altar so knapp bemessen ist, daß nur wenige Personen dort Platz finden und die andern sich in den Banken Platz suchen müssen. So auch bei der Kommunionfeier, wenigstens in den Kirchengemeinschaften, wo das Sakrament durch Herantreten einzelner Gruppen an den Altar empfangen wird, — und das ist die weitaus überwiegende Zahl. Alle unwürdige Enge, alles Drängen und Zwängen grade bei den feierlichsten Handlungen muß vermieden werden und wird — das halten wir trotz der Ausführungen von Burkner[5]) und Simons[6]) fest — am leichtesten vermieden durch Freilassung eines angemessenen Raumes vor dem Altar.

Nun ließe sich freilich dieser für leichte Gruppirung und Aufstellung und für zwangloses Herantreten und Hinweggehen wünschenswerte Vorraum auch schaffen, ohne daß an den Gemeinderaum ein besonderer Altarraum angefügt würde. Dies würde aber eine Verminderung der Sitze für die Gemeinde zur Folge haben und zwar grade der vorderen, also der am günstigsten gelegenen, ein Übelstand, der nur durch entsprechende Erweiterung des Längen- oder Breitenmaßes der gesamten Kirchenanlage, also auf eine recht kostspielige

4) Kirchenb. d. Prot. S. 236.
5) Grundriß S. 239 ff.
6) Der evang. Kirchenbau S. 12.

Weise ausgeglichen werden könnte. „Durch die Verlegung des Altars in einen besonderen mit dem Kirchenschiff zusammenhängenden Raum, der wesentlich schmaler [übrigens auch niedriger D. Verf.] als dieser sein und bei kleineren Gotteshäusern auf einen nischenartigen Ausbau eingeschränkt werden kann, wird dagegen jenem Bedürfnisse nicht nur aufs beste, sondern zugleich in sparsamster Weise Rechnung getragen“[7])

Gegen den Chorraum sprechen keine praktischen Bedenken. Daß die Akustik dadurch leide, sogar „im höchsten Grade“,[8]) ist nicht richtig und trifft nur für die langen katholischen Chorräume zu. Im Gegenteil wirkt ein polygonal oder rund geschlossener eingewölbter Chorraum, wenn er nicht zu groß ist, akustisch günstig, zumal für das vom Altar aus gesprochene Wort.

Aber alles bisher Angeführte würde doch noch nicht dazu führen, einen Chorraum für unerläßlich zu erklären. Die Tradition ist lokal verschieden. Die praktischen und ästhetischen Gründe können verschieden bewertet werden. Man konnte es danach dem individuellen Empfinden und dem praktischen Ermessen der jedesmal Beteiligten überlassen, ob sie einen Chorraum für nötig ansehen oder nicht. Doch haben hier noch liturgische Erwägungen mitzusprechen. Und eben diese pflegen gerade bei dieser Frage von den Gegnern wie von den Freunden des Chorraums besonders betont zu werden. Die Schroffheit des Gegensatzes wäre nicht zu erklären, wenn es sich lediglich darum handelte, was schöner und praktischer sei und nicht tiefer gehende Differenzen dabei mitberührt würden.

Unter liturgischen Erwägungen und Erfordernissen sind aber in diesem Zusammenhange nicht sowohl solche zu verstehen, die sich aus der Liturgie, der Gottesdienstordnung der evangelischen Gemeinschaft ergeben — diese sind unter der Rubrik der praktischen Gründe in betracht zu ziehen. Der auf allen Seiten häufig angewandte Satz: „Die Liturgie muß Bauherrin sein“ giebt zur den Kirchenbau wenig Anhalt. Die Ordnung des Gottesdienstes und der gottesdienstlichen Handlungen übt ohne Zweifel Einfluß auf die Raumeinteilung sowohl wie auch auf die Wertschätzung und damit auf die Stellung der hauptsächlichsten gottesdienstlichen Stätten: Altar und Kanzel. Dennoch wird man aus keiner Agende bindende Folgerungen für Form und Anlage des Kirchengebäudes herauslesen können. In weit höherem Grade als die Liturgie ist die Liturgik, die in einer Gemeinschaft herrschende Auffassung vom Wesen des Gottesdienstes, von den handelnden Subjekten, von Grund und Zweck dieser Zusammenkünfte, von bestimmendem Einfluß gerade auch auf die Gestaltung des Kirchengebäudes. Nicht die Liturgie, die Liturgik ist die eigentliche Bauherrin. Aus der Liturgik sind die Gründe entnommen, die vornehmlich für und gegen den Chorraum angeführt werden.

Gegen ihn wird am häufigsten geltend gemacht, daß in der evangelischen Kirche und im evangelischen Gottesdienst der Unterschied zwischen Priester und Laien aufgehoben sei. Als eine Gemeinde von Priestern kämen die Feiernden zusammen. Darum müsse auch die räumliche Scheidung beider, die im Schiff und Chor dargestellt sei, wegfallen. Allein wenn auch der Chorraum seinen Namen a coetu canentium clericorum hat, so brauchen wir doch dies Wort lediglich zur Bezeichnung eines besonderen Raumteils, dessen Mittelpunkt der Altar ist (weshalb wir dennoch diese Bezeichnung dem Namen „Altarraum“ hier vorziehen, wird sich später ergeben). Und wenn schon die katholische Kirche jenen Raumteil in erster Linie für den Altar als Opferstätte verlangt und erst in zweiter Linie für die Priester als Opferer, so ist letzterer Gesichtspunkt auf evangelischer Seite völlig ausgeschieden. Nur Lechler[9]) erwähnt gelegentlich, daß der Chor unter anderem auch „das Verfaßtsein der Kirche in Amt und Gemeinde“ bedeute. Er hat aber darin keine Zustimmung gefunden. Für die „Priester“ brauchen wir selbstverständlich keinen besonderen Chorraum, schon deshalb nicht, weil bei unseren Gottesdiensten überhaupt nur ein einziger Vertreter des geistlichen Amtes aktiv beteiligt zu sein pflegt und dieser nicht im Chorraum, sondern in einer besonderen Sakristei seinen Platz hat. Jene ganze aus der Reflexion der mit der

7) Feilsch, Kirchenb. d. Prot. S. 538.
8) Sulze, die evgl. Gemeinde S. 137.
9) Das Gotteshaus S. 87.

Kirchengeschichte Vertrauten hervorgegangene Deutung durfte, wie Fritsch[10]) mit Recht bemerkt, der Masse des evangelischen Volkes ebenso unverständlich sein wie etwa die ehemalige Bezeichnung der Vorhalle zur Handhabung der katholischen Kirchenbußen.

Nicht als Priester- sondern als Altarraum wird der Chorraum gemeiniglich gefordert. Ob mit Recht? Selbstverständlich ist der Altar für uns Evangelische nicht eine heilige Stätte in dem Sinne, daß ihm — wie in der katholischen Anschauung — durch eine exorzistische Weihung und Heiligung eine besondere Weihe und Heiligkeitssubstanz anklebte. Aber er ist die Stätte des Sakramentes, an den meisten evangelischen Kirchen auch die Stätte, wo das gemeinsame feierliche Bitt- und Dankgebet der Gemeinde vor Gott gebracht wird, von wo in der Schriftlesung Gottes Wort der Gemeinde entgegenhallt, endlich der Ort der allgemeinen und speziellen Segnungen. Je nach dem, wie stark diese Elemente im Gottesdienste hervortreten und wie hoch insonderheit das Abendmahlssakrament gewertet wird, danach wird sich auch die Würde bemessen, welche man dem Orte beilegt, an dem sich dies alles vollzieht. So ist es erklärlich, daß namentlich in den Landeskirchen lutherischen Gepräges, wo das liturgische Element meist reicher entwickelt ist und bezüglich des Altarsakramentes der mystische Charakter und die übernatürliche Gabe und Wirkung betont wird, für den Altar als Träger und Repräsentant dieser Handlungen eine hervorragende Stellung verlangt wird und „eine Stätte, die abgesondert und erhöht die göttlichen Gnadengaben gleichsam leiblich und darhält“[11])

Es kommt hinzu, daß der Wegfall des besonderen Altarraums in der Regel auch die Stellung der Kanzel hinter und über dem Altar nach sich zieht. Dadurch wird die Kanzel für das Auge zum beherrschenden Mittelpunkt der Kirche, der Altar, auch wenn er nicht grade unmittelbar unter der Kanzel gestellt, sondern etwas vorgerückt wird, verliert seine Selbständigkeit und erscheint als untergeordnet. Darum wird das Verlangen nach einem besonderen Altarraum auch vielfach so begründet, daß man sagt, es sei nötig „zur Erhebung des Sakramentes zu der ihm gebührenden Selbständigkeit“[12]) oder als „Ort für Sakrament und Gebet, um das selbständige Recht des Sakraments und der Andetung klar herauszustellen“.[13]) Ähnlich Helfferich.

Aber auch wenn man die Berechtigung dieser liturgisch-theoretischen Gedanken zugiebt, so ergiebt sich daraus doch für den Kirchenbau noch immer nicht die Notwendigkeit eines besonderen Chorraums, sondern nur die Forderung, daß die Kanzel nicht hinter und über dem Altar stehen darf und daß letzterer einen würdig ausgestatteten erhobenen Raum für sich habe. Es wurde danach noch nicht ausgeschlossen sein z. B. eine Raumgestaltung, wie Spitta sie fernerzeit vorschlug, der Altar vorn im Chorraum, Kanzel und Taufstein an den Seiten, Orgel und Sängerchor dahinter. Oder auch eine Anordnung, wo der erhobene Altarraum von der Gemeinde unmittelbar ist — nur dem Altar der Taufstein auf der einen Seite die Kanzel, auf der andern Seite für Gemeindeglieder hinter dem Altar Orgel- und Sängerempore —, wo also der Altarraum insofern nur Gemeinderaum liegt und keinen besonderen Raumteil für sich bildet. Vollends würde zu dem geforderten Zwecke die Gestaltung genügen, die man in dänischen Kirchen oft findet, ein einheitlicher oder als einheitlich behandelter Kirchenraum an der engen Schmalseite der Altar, freistehend, aber in weiterer Entfernung an drei Seiten von Sitzplätzen für Gemeindeglieder umgeben, die Orgel auf der gegenüberliegenden Empore. Also die strikte Forderung eines besonderen Chorraums ergiebt sich von jenem Gesichtspunkt aus noch nicht.

Von anderer Seite wird der Chorraum als „Abendmahlskirche“ gefordert. So schon von Bunsen, der sehr nachdrücklich für die Abendmahlsgenossen als eine „Gemeinde in der Gemeinde“ einen besonderen Raum ersann. Ähnlich wohl auch Ulr. Müller, der den Chorraum fordert mit der Begründung, „nur unterscheiden eine Kommunionfeier und eine Nichtkommunionfeier, und dieser Gedanke darf nicht bloß, er muß auch im Kultus-

[10]) a. a. O. S. 537.
[11]) Meyer, theolit. Anzeiger 1885 S. 56.
[12]) Baumeister, der evang. Kirchenbau S. 14.
[13]) Herold, in der Evangelischen Kirchenzeitung 1895 Nr. 1.

gebäude zum Ausdruck kommen“ [14]. Es ist nicht ganz klar, was das bedeuten soll, ob man innerhalb der Gemeinde solche unterscheiden soll, welche zur Kommunion berechtigt sind oder thatsächlich kommen, im Gegensatz zu denen, welche dazu nicht berechtigt sind oder nicht kommen — oder aber, ob jene beiden Stufen in der Gottesdienstfeier unterschieden werden sollen, so daß der Abendmahlsgottesdienst als eine höhere Art des Gottesdienstes gekennzeichnet werden soll gegenüber dem gewöhnlichen. Jedenfalls kommt es auch darauf hinaus, daß für das Abendmahl und die Abendmahlsgäste ein besonderer Raum erforderlich sei.

Indessen ist denn das Abendmahl etwas so ganz aus dem Rahmen der sonstigen gottesdienstlichen Handlungen Herausfallendes, daß die gewöhnliche Kirche nicht heilig und geweiht genug dazu ist und eine besonderer Raum gerade für diese Feier allein geschaffen werden muß? Dann müßte aber dürfte man wenigstens in letzter Konsequenz auch wohl besondere Kirchen für die Abendmahlsfeiern bauen neben den für den Gemeindegottesdienst bestimmten? Oder die beiden Räume wenigstens ganz von einander trennen, etwa durch einen Lettner? Daß die Feier eine besonders ernste und heilige ist, wird nicht abgeleugnet. Aber es müßte doch erst gezeigt werden, warum es prinzipiell für die Abendmahlsfeier nicht genügen sollte, wenn der Altar einen hervorragenden Platz und eine würdige Ausstattung und Umgebung erhält, und warum eigentlich dieser Raumteil als ein abgesonderter Teil für sich erscheinen muß. Namentlich aber sind die Leute, welche zum hl. Abendmahl kommen, durchaus nichts anderes als die übrigen, die am Gottesdienst teilnehmen. Wenn Luther gelegentlich auch einmal den Chorraum als Raum für die Abendmahlsgäste requiriert, so mag bei ihm der Gedanke einer Scheidung derer, „so mit Ernst Christen wollen sein“, von dem „Volk“ hineinspielen, und dies möchte seine Berechtigung haben in einer Zeit, wo mancher in die Kirche kam, um von der neuen Lehre etwas zu hören, ohne im übrigen sich damit schon als Bekenner dieses Glaubens dokumentieren zu wollen. Für uns ist die Abendmahlsgemeinde keine „Gemeinde in der Gemeinde“, Kirchengemeinde und Abendmahlsgemeinde fallen thatsächlich zusammen, nur daß eben die einen heute, die andern das nächste Mal mit zur Kommunion gehen. Die Abendmahlsteilnehmer bilden keine ständige geschlossene Gruppe höherstehender oder geförderterer Christen der großen Menge der sonstigen Kirchenbesucher gegenüber. Es kann also auch nicht eine Markierung einer solchen Zweiteilung der Gemeinde verlangt werden. (Schluß folgt.)

Die Ausbildung der Organisten in der Rheinprovinz

von Pfarrer **Jüngst** in Viersen.

Daß eine Kirchengemeinde einen tüchtigen Organisten haben muß, bedarf nicht des Nachweises. Zur Tüchtigkeit gehört nicht, daß der Organist selbst komponieren kann, aber geradezu ein Virtuose auf der Orgel ist. Vor solch überspannten Ansprüchen bewahrt uns ein nüchterner Blick in die Wirklichkeit und auf die Möglichkeit des Erreichbaren. Aus meiner eigenen Erfahrung will ich von der stellenweisen Beschaffenheit des Orgelspiels vor etlichen Jahrzehnten in unserer Provinz nur drei Fälle anführen. Als blutjunger Gymnasiast kam ich einst in ein Dorf und saß beim Gottesdienst auf der Orgelempore. Es war nur anfangs unverständlich, wer sehr der Organist mich drängte, ich möchte für ihn spielen, obschon ich ihm versicherte, daß ich nur einige Kadenzen und die Melodie „Lobe den Herren“ zu spielen verstände. Als er aber selbst zu spielen begann, wurde mir sein dringendes Ersuchen klar. Eine mittelalterliche Sage berichtet von einem Mönch, der schon damals das noch heute je und dann geübte Orgelkunststückchen verstand, den Donner nachzuahmen. Man drückt mit der vollen Hand die tiefsten Töne der größten Bässe nieder, benutzt auch ein etwa vorhandenes tremulo und läßt die Tasten dann eine nach der andern wieder in die Höhe gehen, damit der Donner allmählich verhallt. Wo heutzutage auch für die großen Register ein Schwellwerk vorhanden wäre, aber auch schon ohne ein solches kann

14) Kongreß für den Kirchenbau des Protest. S. 40.

dadurch eine ganz erſtaunliche Ohrentäuſchung erzielt werden. Beſagter Mönch, ſo berichtet die Sage, ſoll nun den Dorner ſo täuſchend nachgeahmt haben, daß die Milch im Klauſerkeller ſauer wurde, weil ſie ein wetterliches Gewitter zu ſpüren meinte. Nun, mich wundert noch heute, daß damals in den ganz nahen Häuſern jenes eheimiſchen Dorfes die Milch der Bauern nicht ſauer geworden iſt ob des geſchilderten Orgelſpiels. Es gab mir kleinem Burſchen den Mut, wenigſtens zum Ausgang zu ſpielen. Ganz anderes ſpielte der betagte Organiſt in einer mutieren ebenerdigen Stadt den ich ſpäter als Rondidat oft zu hören bekam. Er war muſikaliſch ſehr begabt und bearbeitete ſein Inſtrument mit einer großartigen Fingerfertigkeit hatte niemals ein Thoralbuch vor ſich und begleitete alle Geſänge nach dem Gehör und nach eigener Eefindung und Stimmung oder Laune. Oft dehnten ſich die Vor- und Nachſpiele endlos aus, die Zwiſchenſpiele oder fehlten teils ganz, teils daten ſie den Ohrenſchmaus lang anhaltender ſpielſchnellere Läufe und Teufer, die an Tanzmuſik erinneten. Es fehlte jeder Sinn für das gottesdienſtlich Notwendige und Würdige Stelcolle, und von Vertiefung in die Eigenart des vorliegenden Chorales war nie eine Spur zu merken. Ein fixer Spieler, aber unverbeſſerlicher als ein Mann der mit ſauerem Schweiß der Noten des aufgeſchlagenen Thoralbuches abſpielt. Als Pfarrer erdulde ich erinnere ich mich noch ſehr wohl eines Organiſten der überhaupt nur drei Vorſpiele zu ſpielen verſtand, wodurch es geſchehen konnte, daß die Gemeinde an verſchiedenen Sonntagen ein und dasſelbe Vorſpiel zu hören bekam zu „O Haupt, voll Blut und Wunden“ wie zu „Wachet auf, ruft uns die Stimme“. Aus der feſtſtehenden Tonart des betreffenden Vorſpieles wurde ſo plötzlich und unvermittelt in die ganz andere Tonart des Thorales übergeſprungen, daß es wahrhaft verblüffend zu faſt komiſch wirkte.

Die genannten drei Beiſpiele aus meiner Erfahrung und Prüfung ſollen nun keineswegs beſagen daß der heutige Stand des Orgelſpiels bei uns im Allgemeinen und im Vergleich mit anderen Gegenden ein beſonders niedriger ſei. Vielmehr iſt er den letzten Jahrzehnten ſchon eine Beſſerung wahrzunehmen, wobei ich die wenigen Gemeinden großer Städte unberückſichtigt laſſe, die in der Lage ſind, einen geſchulten Muſikdirektor als Organiſten zu beſolden. Dennoch wird jeder Kenner der Verhältniſſe mir zuſtimmen, wenn ich ſage, daß im Durchſchnitt nicht nur anderwärts, ſondern gerade auch in der Rheinprovinz den Kirchengemeinde noch heute im Orgelſpiel vielfach nicht das geboten wird, was ſie bedarf und verlangen kann. Woher kommt das?

Wir müſſen uns die Ausbildung unſerer Organiſten etwas näher anſehen. Dabei ſei ausdrücklich bemerkt, daß das darüber zu Sagende durchaus nicht bloß für die Rheinprovinz gilt. Hat doch auch die 12. Verſammlung des deutſchevangeliſchen Kirchengeſang-Vereins zu Hannover 1896 die Thatſache feſtgeſtellt und beklagt, daß beſonders auf dem Lande ſehr häufig ganz unfähige Orgelſpieler angeſtellt ſeien welche zwar ein Seminarzeugnis für das Orgelſpiel hatten aber nicht einem entſachen Gemeindegeſang würdig begleiten könnten.

Unſere Organiſten ſind durchweg im Nebenamt berufen und ſind im Hauptamt Lehrer. Dieſe erhalten ihre Vorbildung zum Orgelſpiel auf den Lehrerſeminaren des Staates. Dadurch leiſtet der Staat der Kirche zu einem rein gottesdienſtlichen Zweck einen weſentlichen, dankenswerten Dienſt. Der Staat leiſtet der Kirche koſtenfrei die Organiſten obſchon der Kirchengeſang eine rein religiöſe Sache und an keinem Punkt mit den unmittelbar ſtaatlichen Intereſſen verbunden iſt. Für einen reinen Staatsmann wäre der Gedanke gar nicht mundzuhaben, ſeine Lehrer muſikaliſch aus für Geige und Klavier auszubilden. Wir ſind alſo dem Staate zu Dank verpflichtet. Dieſe Dankespflicht bewahre uns aber nicht blind zu machen für die Mängel der ſtaatlichen Organiſten-Schulung. Dieſelbe leidet einerſeits zu viel, anderſeits zu wenig. Zu viel, weil einen unter 20 Seminarabiturienten kaum einer eine Organiſtenſtelle bekleiden wird. Man denke nur an die vielen Lehrer in den großen Städten und die drei kleinen Ortſchaften fern vom Kirchdorf, die niemals Organiſten werden. Zu wenig, weil die ſeminariſtiſche Ausbildung auf der Orgel ſelbſt darin nicht genügt, wenn der Seminariſt muſikaliſch begabt und fleißig iſt, geſchweige denn wo beides fehlt. Das Seminar muß ja in erſter Linie Lehrer bilden und betrachtet von dieſem Geſichtspunkt mit

Recht das Orgelspiel als Nebensach. Nehmen wir an, eine Seminar-Orgelklasse habe 24 Schüler, die der Lehrer in drei getrennten Abteilungen zu je 8 unterrichtet, so kommen von den wenigen Orgelstunden auf den Zögling 7½ Minuten. Wegen der Schülerzahl sind entsprechend auch die Übungsstunden beschränkt, weil das Seminar durchschnittlich nur eine oder zwei Orgeln, meist in demselben Raum, besitzt. Es liegt also nicht an den Personen, sondern an den Verhältnissen, wenn nicht viel geleistet wird. Es ist aber auch gar kein Bedürfnis vorhanden, daß alljährlich eine so große Zahl oft höchst mittelmäßiger Orgelspieler durch die vier evang. Seminare der Provinz geliefert wird. Die Masse tut es nicht. Das Bedürfnis der Kirche verlangt nicht eine so große Anzahl, sondern tüchtig geschulte Organisten.

Die genannten Übelstände sind sehr alt. Der erste, welcher schon vor mehr als 70 Jahren ihnen abzuhelfen suchte, war der rühmlich bekannte Professor und Musikdirektor Dr. Breidenstein in Bonn, dem wir die Melodie zu Novalis ennegem „Wenn ich ihn nur habe" verdanken. Er legte dem Provinzial-Schulkollegium einen ausführlichen Plan vor zur Gründung einer „Anstalt zur Ausbildung im Orgelspiel" zu Bonn (1828). Die Anstalt war paritätisch gedacht für die damaligen zwei evangelischen und zwei katholischen Seminare der Provinz. Jährlich, oder besser alle zwei Jahre, sollte jedes Seminar zwei oder drei der fähigsten Alumnen nach Bonn senden, um dort in einjährigem Kursus eine weitere musikalische Ausbildung zu erlangen. Außer diesen Seminarzöglingen sollte jeder der 5 Regierungsbezirke das Recht haben, einen fähigen jungen Mann nach eigener Wahl in Bonn ausbilden zu lassen. Durch ein Stipendium sollte jeder dieser Schüler in den Stand gesetzt werden, seine Zeit ganz dem Studium der Musik zu widmen. Der Unterricht sollte sich erstrecken auf Sicherheit und Gewandtheit im Spiel, genaue Kenntnis der Orgel, Generalbaß und Kontrapunkt, Einführung in den kirchlichen Stil, Teilnahme (kostenfreie) an den Vorlesungen Breidensteins sowie an dem Singverein zur Kenntnis klassischer Meister, wie Handel, Bach, Homilius, Graue, Rolle u. s. w. und eventuell am Instrumentalverein. Der Einrichtungskosten wurden geschätzt auf 4800 Mark und die jährliche Unterhaltung auf 7500 Mark. Hieran sowie an der Höhe der aufzubringenden Stipendien für die Zöglinge scheiterte der Plan, obschon die Behörden sich geneigt zeigten, ihn durchzuführen. Das Provinzialschulkollegium teilte ihn befürwortend den fünf Bezirksregierungen mit, welche ihn mit warmer Empfehlung ausführlich den Superintendenten und Dechanten und durch sie den einzelnen Geistlichen der Provinz übermittelten. Vor mir liegt der ausführliche Aufruf der Düsseldorfer Regierung vom 8. Jan. 1829. Nachdem festgestellt ist, daß der Kirchengesang fast überall in Verfall geraten sei, wird auf die Notwendigkeit verwiesen, daß die Organisten gründlich musikalisch ausgebildet seien. „Wegen der Menge der Lehrgegenstände und der Schüler kann aber ein Seminarist während seines Aufenthaltes im Seminar unmöglich eine gründliche Kenntnis von diesen Dingen erlangen." Daher sei es ein Bedürfnis, nach dem Muster der Berliner Anstalt ähnliche Anstalten auch für die Provinzen nach dem Plane Breidensteins einzurichten. Und die Kosten? Es heiße wörtlich: „Wenn auch zu erwarten steht, daß der Staat diese Anstalt unterstützen wird, so ist doch ihre Erhaltung und namentlich die für den Unterhalt der Zöglinge erforderliche Unterstützung von der Teilnahme abhängig, die ein so wichtiges Institut bei den kirchlichen Gemeinden beider Konfessionen finden wird." Daher sollen alle Kirchenvorstände binnen 6 Wochen berichten, welche jährlichen Beiträge sie aus der Kirchenkasse bewilligen wollen.

Wegen der Unzulänglichkeit der damals zugesagten Mittel und der konfessionellen Zwiespältigkeit kam das Unternehmen nicht zu stande und von wenigen vergeblichen Bemühungen abgesehen wurde der vorhandene Notstand noch 60 Jahre lang getragen, ehe ein kräftiger, fachkundiger und diesmal erfolgreicher Versuch gemacht wurde, die Organistenbildung und damit das Orgelspiel zu heben. Das Verdienst dafür gebührt dem Pfarrer D. Albert Hackenberg, der durch die kirchenmusikalische Schulung seiner Gemeinde, durch die mutige, geschickte und schlagfertige Vertretung der evangelischen Sache im preußischen Abgeordnetenhaus weiten Kreisen bekannt und lieb ist. Er trat in die Fußstapfen von Professor Breidenstein, aber praktischer, als jener, steckte er sein Ziel nicht gar so hoch, eingedenk des

Grundsatzes, daß das Beste der Feind des Guten ist. Sein Ziel war zunächst Orgelkursus, wenn auch mit provinzialer Organistenschule in ferner Sicht.

Auf seinen Antrag empfahl 1890 die Kreissynode Trier der Provinzialsynode die Einrichtung von Orgelkursen zur Übung der Organisten, und die Provinzialsynode von 1890 gab den Antrag empfehlend weiter an das Konsistorium und den Evang. Oberkirchenrat in Berlin. Unter Anerkennung und mit Befürwortung der Sache wandte sich der Oberkirchenrat an den Kultusminister, mußte aber unter dem 29. Juli 1893 berichten, daß der Minister zu seinem Bedauern keine Mittel habe, eine Beihülfe aus Staatsfonds zu gewähren. Also ein Rückschritt gegenüber der staatlichen Zusage von 1829. Inzwischen kam die Provinzialsynode von 1893, wo kirchliche Mittel flüssig wurden aus den Einkünften des neuen Gesangbuches, um dessen Art und Gelingen Hackenberg sich ebenfalls große Verdienste erwarb. Die Provinzialsynode bewilligte für einen einmaligen Orgelkursus nach Hackenbergs Plan 4000 Mark. Derselbe wurde im Herbst 1894 unter Leitung des Musikdirektors Dr. Haym in Elberfeld abgehalten. Die folgende Provinzialsynode von 1896 mußte zwar wegen der hohen Kosten einen von der Kreissynode Gladbach einstimmig befürworteten Antrag vorläufig ablehnen, statt vereinzelter Orgelkurse eine eigentliche Organistenschule zu gründen, beschloß aber für die nächsten drei Jahre die fernere Abhaltung eines jährlichen Kursus und bewilligte dafür 12000 Mark aus dem Gesangbuchfonds. Der Kursus wurde im Herbst 1897 drei Wochen lang mit 16 Teilnehmern durch den Organisten C. W. Köhler in Bonn abgehalten. Die Kursisten erhielten freie Fahrt und 2 Mark Tagegelder. Jeder Superintendent schlug einen Lehrer seiner Synode vor und aus den Vorgeschlagenen wurden 16 bestimmt. Organist Köhler erledigte sich seines schwierigen Auftrages mit unermüdlichem Eifer und Fleiß, mit gewissenhafter Treue und vorzüglichem Erfolg. Was in praktischen Übungen auf 5 Orgeln und in theoretischer Unterweisung über Harmonielehre, Kontrapunkt, Orgelstruktur, Formenlehre und Thorgesang im Einzelnen bei den Kursen von 1898 und 1899 geleistet wurde, ist in den Verhandlungen der Provinzialsynode von 1899 mitgeteilt, deren Kommission der Überzeugung Ausdruck gab, daß für den Orgelkursus der rechte Leiter, die rechte Methode und der rechte Ort gewonnen sei. Hatten doch die Kursisten stante synodo 1899 in Heddesdorf der Neuwied den Synodalen eine Probe von ihren Fortschritten und Leistungen zu hören gegeben, ein Verfahren, das ungemein geeignet ist, die Wichtigkeit, Notwendigkeit und den Segen eines guten Orgelspieles den versammelten geistlichen und weltlichen Vertretern der ganzen Kirchenprovinz neu einzuprägen. Die Provinzialsynode 1899 bewilligte einstimmig und freudig wieder 12000 Mk. für 3 Orgelkurse in den nächsten 3 Jahren und 3000 Mk. für die Unterkurse für geringer beanlagte Organisten in verschiedenen Teilen der Provinz. Auch hatte sich das Bedürfnis herausgestellt, die Bewerber für den Hauptkursus zu Bonn im Dezember des vorhergehenden Jahres einer Prüfung zu unterwerfen zur Ermöglichung eines gleichmäßigeren Fortschreitens mit möglichst gleichmäßig vorgebildeten Kursisten.

Ich blicke zurück. Zwar ist noch unerreicht das Ideal einer rheinischen Organistenschule, welches einst Beidenstein vorschwebte. Aber ein wesentlicher Schritt zu dem schönen Ziele ist geschehen. Die Sache eines guten Orgelspieles wird und kann in der rheinischen Kirche nicht wieder fallen gelassen werden. Auch ist es ohne Zweifel, daß nicht die Staatsbehörden, sondern in erster Linie die Vertreter der kirchlichen Gemeinden berufen sind, Sorge zu tragen, daß würdige Klänge zu unseren Liedern unsere Kirchenhallen durchtönen. Schon jetzt haben die bisherigen Orgelkurse neues Leben geweckt. Im Süden der Provinz ist in Sobernheim durch Hauptlehrer Stern ein blühender Unterkursus gegründet, und im Norden hat sich der niederrheinische freiwillige Organistenverein gebildet. Diese frische Bewegung aber ist wesentlich Hackenberg zu verdanken, dem praktischen und unermüdlichen Mitarbeiter der rheinischen Orgelkurse.

Es ist zu hoffen, daß das neue Leben und Streben innerhalb der Provinzialgemeinde inbezug auf Orgelspiel und Organistenbildung, nebst dem erwachten freiwilligen Sichregen unter den Organisten, auch auf die Pfarrer weckend und ermunternd wirkt. Denn niemand wird behaupten, daß deren kirchenmusikalische Ausbildung nach allen Seiten auf der Höhe steht.

Allerdings kann weder gefordert noch erreicht werden, daß jeder Pfarrer ein tüchtiger Orgelspieler sei. Aber ist es zu viel verlangt, daß jeder mit Choralkunde und der Geschichte des evangel. Kirchengesanges, mit der rechten Pflege des Gemeindegesanges und mit den Anforderungen an ein würdiges Orgelspiel vertraut sein sollte? Ob zwar ein dahin zielender kirchenmusikalischer Instruktionskursus während der sechswöchentlichen pädagogischen Übung der Kandidaten an einem Lehrerseminar erreichbar und hinreichend sein würde, ist zweifelhaft. Aber die außerordentliche Generalsynode von 1894 hat ja nach dem Vorgang anderer Landeskirchen schon das Ersuchen an den Oberkirchenrat gerichtet, „die erforderlichen Schritte zu thun, daß die zukünftigen Diener der Kirche, wenn nicht schon auf dem Gymnasium, so doch auf den Universitäten und während der Kandidatenzeit sich mit der kirchlichen Musik bekannt machen, sich praktisch in ihr üben und inbezug darauf auch bei den theologischen Prüfungen Rechenschaft geben." Freilich ist es leichter, einen solchen Beschluß zu fassen, als ihn auszuführen. Aber eine segensreiche Frucht auch hieraus bleibt ein Gegenstand des Wunsches und der Hoffnung für Alle, welchen die Verbesserung des Gemeindegesanges und des Orgelspieles zur Hebung der ganzen evangelischen Gottesdienstes warm am Herzen liegt.

Kleine Mitteilungen.

In der englischen Zeitschrift „The Church Times" vom 17. Januar 1902 findet sich ein für dies Organ und für viele Anglikaner sehr bezeichnender Bericht über den katholischen Kultus in Spanien. Ein Augenzeuge erzählt von seinen persönlichen Erlebnissen in Sevilla, wo er verschiedenen Gottesdiensten beiwohnte und eins der höchsten kirchlichen Feste, „la Purisima" (Fest der unbefleckten Empfängnis) im Dom mit erlebte. Schon am Vorabend findet in der festlich geschmückten Kathedrale feierliche Vesper mit kunstvoller Chor- und Orchestermusik und eine glänzende Prozession des Klerus statt. Am merkwürdigsten ist für uns am eigentlichen Festzug das Mitwirken der „Los Seises" am Gottesdienst, wovon der Verfasser uns in Folgendem recht anschaulich erzählt. Nach kurzem Bericht über den Gottesdienst fährt er fort: „Nun kommen wir zum eigenartigsten Teil der Feier, dem Tanz der Sechse „Los Seises". Schon 1438 wurden die sechs Knaben von Eugenius IV. als ein selbstständiger Teil des Kapitels anerkannt. Jeden Abend während der Oktaven des Purisima- und Corpus Christifestes und an drei Tagen vor der Fastenzeit müssen sie mit vier anderen Knaben vor dem Hochaltar, wo das heilige Sakrament ausgestellt ist, tanzen und liebliche Hymnen singen. Sie tragen Pagenkostüm aus der Zeit Philipps III., ein goldbesetztes Wams von himmelblauem Atlas mit breiten Bändern, die von der Schulter herabfallen, weiße Atlaskniehosen und weißseidne Strümpfe. Die Schuhe haben weiß und goldne Schleifen. Die blaue Farbe ist nur für „La Purisima", bei anderen Gelegenheiten ist das Wams von rotem Atlas mit Gold. Während des Tanzes tragen die Knaben weiße Hüte mit blauen und weißen Federn.

Nun zu dem eigentlichen Vorgang. Es ist dies eine Szene, die ein Gefühl inniger Freude und ehrfurchtsvoller Andacht im Herzen zurückläßt. Der Abend ist hereingebrochen. Die letzten Sonnenstrahlen, die das Haupt des Gekreuzigten noch vergoldeten, sind verblichen, und nun strömt eine Flut von Licht vom Hochaltar, in dessen silbernen Ornamenten sich der Schein von Myriaden Kerzen spiegelt. Das Heiligtum duftet noch von Weihrauch, der während des soeben verklungenen Benedictus ausströmte. Der feine Rauch kräuselt sich noch zu dem dunklen hohen Gewölbe hinauf und hüllt das reich verzierte Dach über dem Heiligtum und coro in bläuliches Dunkel. Auf der Südseite im abgeschlossenen Heiligtum kniet der Erzbischof in seiner roten cappa, von seinem Gefolge umgeben. Die Musik hat im Norden ihren Platz. In der Mitte stehen die Knaben, 5 an jeder Seite, und halten ihre Hüte in den Händen. —

Jetzt singt der Chor, vom Orchester begleitet, eine Strophe vom Tantum ergo, und darauf stimmen die Knaben eine Hymne an, in der sie dem auf dem Altar sichtbar Gegenwärtigen danksagen für alle Gnade, die ihnen in diesem hohen Fest zu Teil wird. Es ist einfache, liebliche Musik und zerfällt in 2 Teile mit lautschallendem Refrain. Nach 2 oder 3 Versen verneigen sich die Knaben vor dem Altar, setzen die Hüte auf und nehmen wieder ihre alte Stellung ein. Das Orchester nimmt ein anderes Tempo an, und singend gehen die Knaben vor, eine Reihe der anderen gegenüber. Sie durchkreuzen, trennen sich, bilden Korrees, Kreise und andere Figuren, alles nach dem [illegible]-Takt der Musik.

Ihr Gang scheint im Anfang steif, aber bald sind sie in leichter, wunderbar rhythmischer Bewegung. Oft schwanken sie nach rechts und links, und am Ende jeder Strophe, die durch eine rasche, wirbelartige Drehung markiert ist, kehren dann alle einzeln auf ihren früheren Platz zurück. — Aber horch, während der Symphonie wird der Tanz fortgesetzt,

Digitized by Google

nur im Takt mit Kastagnetten begleitet. Es klingt wunderbüdsch, jetzt kant dann wieder ganz sanft, bei leiserer Berührung des Instruments und macht einen hinreißenden Eindruck.

Wieder beginnt der Gesang. Eine Strophe singt die andere, und jeder von den Knaben scheint mit den übrigen in Gottes Lob zu wetteifern. Wohl 25 Minuten gebt der Tanz so weiter, bis der Vorhang das heilige Sakrament verbirgt, und der Erzbischof den Gottesdienst mit seinem Segen schließt.

Es stammt dieser Tanz, wenn man ihn so nennen will (denn er erinnert eigentlich an nichts Derartiges), aus der Zeit der Eroberung Sevillas durch Ferdinand im 13. Jahrhundert und ist soweit die Urkunden uns berichten immer gebräuchlich gewesen. Was sagen wir dazu? Um ihn ganz würdigen zu können, muß man ihn gesehen haben und ihn auch zum spanischen Gesichtspunkte auffassen. Unsere englischen Knaben würden nicht dazu passen, und wenn man ihn aus der südlichen Heimat in unseren kalten und weniger empfindsamen Norden versetzte, würde er an Wirkung einbüßen. Nachdem ich diesem Tanz aufmerksam und verwundert beigewohnt habe, sage ich niemals etwas so Nützendes und Eigenartiges mit erlebte. Man sollte den Eindruck von wahrer Ehrfurcht und völlig geistiger Auffassung. Nichts von Weltlichem. Unpassendem und Wunderlichem war zu bemerken. Ich wurde an Zweierlei erinnert, die alle christliche Dichter Pendentius erzählt von den dreißigen unschuldigen Kindlein, die vor dem himmlischen Thron mit Kränzen und Palmen spielen, darum mußte ich denken als ich die 30 singenden Kinder im Dom zu Sevilla sah. Auch fielen mir die Engel in Murillos Gemälde von der unbefleckten Empfangnis ein. Da setzen wie auch keinen irdischen Ehrgeiz und keine steife Gravitätigkeit. Nein, die Knaben sind alle lebensvoll und voller Freude in dem Bewußtsein ihrem Vater zu dienen.

So erklärt sich mir auch das freie und lichte Wesen der Spanier in der Kirche. Sonst sind sie ein feierliches, förmliches Volk; aber in der Gegenwart dessen, der die Herzen erforscht sind sie ganz natürlich, als müßten sie dort alle Prätension ablegen. Weshalb ist das Vaters Haus auch das ihrige, und sie fühlen sich dort mehr als sonst regelmäßig heimisch. So faßt ich auch den Sinn dieser Feierlichkeit auf, die einem oberflächlichen Beobachter Anstoß geben kann, und von der ein Engländer neulich sagte: Die ganze Sache ist ganz Alles schrecklich."

In Nr. 15 des Blattes „Aus der Arbeit des niedersächsischen Kirchenchor-Verbandes" wird die Frage behandelt: Wo soll der Kirchenchor im Gottesdienst seine Aufstellung nehmen? Die Art, wie das geschieht, giebt zu mancherlei interessanten, der Hauptsache nach erfreulichen Erwägungen Anlaß. Siehe meelwürdig ist allerdings der Eingang:

„Ost andringerband ist darüber viel verhandelt worden, wie und was der Kirchenchor singen soll, welche Lutnegischen Stücke ihm zufallen, welche Stellung derselbe im evangelischen Gottesdienste einnimmt. Die weitere gleichfalls wichtige Frage, wo der Kirchenchor singen, welche Aufstellung er im Gottesdienste nehmen soll ist unseres Wissens bislang ignoriert worden. Es ging hier dem evangelischen Kirchenchor genau so wie einst dem evangelischen Kirchenlied. Seit den Tagen Luthers sind ganze Bibliotheken darüber geschrieben worden wie und was gepredigt werden soll, die weitere Frage, wo gepredigt wie die heilige Stätte des reinen Worts eingerichtet werden soll überließ man (vielleicht weil unsere Kirche etwas einseitig die Kirche des „reinen Worts" ist) jedes Ortes Gegebenheit und der allgemeinen haugeschichtlichen Entwickelung. Man konstruierte also nicht von innen heraus, sondern lehnte den antiken Stil der mehr Renaissance, Barock und Säulenstellung mit wie es eben paßte. Mit zweierlei Notwendigkeit tritt gegenwärtig je länger je mehr an die Leitung der Kirchenchöre die obige Frage heran: wie sollen wir singen welche Aufstellung soll der Kirchenchor im Gottesdienste nehmen? Wie schwer sich jede Unterlassung auf diesem Gebiete rächt, dafür nur ein Beispiel. Schreiber dieses wurde auf seine jetzige Stelle (als Geistlicher in einer mittleren Stadt) gesetzt in demselben Augenblicke wo gerade eine neue Orgel fertig gestellt worden war. Niemand hatte bei dem Orgelbau die Möglichkeit beeinflußt, daß einmal in Zukunft ein Kirchenchor sich bilden und Platz auf der Orgelempore in Anspruch nehmen könne. Der Kirchenchor kam binnen wenig Wochen, allein er findet bis auf den heutigen Tag eine höchst unglückliche Aufstellung wo der Dirigent teils schlecht, teils gar nicht gesehen wird, während denn Zuhörenden des Orgelgehäuses wenigstens mehr Raum gewonnen werden könnte. Wie unerlässlich es war wie leicht könnten die Beispiele von solchen ungeeigneten Aufstellungen der Kirchenchöre zu vermehren, die Leser werden dies ohnedies nun selbst thun und namentlich mit uns beklagen daß nur selten (wie in den Leipziger Kirchen) ein erkennbarer Ansatz für den Dirigenten vorgesehen ist der es ermöglicht, daß die in langer dünner Front vor der Orgel aufgestellte Sängerschar eigentlich ohne Leitung singt. Es kann überdies dieser Mangel um so weniger auffallen, als selbst unsere „Normalien" das Erforderliche Regulativ für den evangelischen Kirchendienst v. J. 1903, in § 31 lediglich sagt: „Die Orgel bei welcher auch der Vorsänger (Cantor) mit dem Sängerchore seinen Platz finden muß, findet ihren natürlichen Ort dem Altar gegenüber am Westende der Kirche." Es ist klar daß dieses Regulativ nur den „Vorsänger" d. h. Cantor mit seinem meist einstimmigen Sängerchore im Auge hat, die Tage unserer

freiwilligen Kirchenchöre warten noch nicht gekommen. Gottlob! es beginnt zu tagen! Immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß beim Kirchenbau nicht nur die kirchliche Tradition, sondern auch das liturgische Bedürfnis der Gegenwart zu berücksichtigen ist. Wie daneben in unseren großen Städten in regelmäßigen Zusammenhange mit dem Gottesdienste Kunstwanderungen stimmter Gemeindeglieder, Besuchungs- und Versammlungsstunden, so wir sangen auch schon an, in Gemeinheit des „Wiesbadener Systems“ die Teubinen zu erleichtern und überdies der Kanzel die Orgelbühne nebst Sängerchor einzurichten.“

Der Eingang läßt vermuten daß dem Herrn Verfasser die ganze Diskussion über die Frage, wo der Kirchenchor stehen solle, entgangen ist, die in der M. Schr. das Für und Wider nach allen Seiten erwogen hat. Es ist doch merkwürdig daß ein ganzes Gebiet kirchlicher Kunst in Deutschland der bisher getane Arbeit ignoriert hat, als ob die Verköstlichung in irgend einem fernden Weltteil gefunden sie während man sich zu Amerika, Asien und Afrika mit den exotischen Fragen ernstlich auseinander gesetzt hat. Wir wollen wahrscheinlich bessere voraussetzen, wenn nicht so viele wenigen ganz wieder von vorn anfangen zu müssen. Deutlichst ist es nicht überflüssig die gegenen Aufsätze nochmals zu machen in denen der M. Schr. jene Frage behandelt hat: F. Spitta, Chorraum und Sängerchor, I, 1927; J. Platz, Der Platz für Orgel und Sängerchor, I 558; Th. Kranse, Notizen aus der Chor-Höhe, I, 328, Redlin Orgel-Empore und Sängerchor I, 387; G. Franck, Unsere Kirchen und gruppierte Bau der Kirchen, II, 11, A. Braun, Kirche in Plattsheim, II, 145, P. Brathe, Die Stellung der Orgel in der Kirche II, 176, F. Spitta, Die Prinzipien für die Anstellung der Orgel im evangelischen Gotteshause II 212, P. Brathe, Die Spitta'sche Orgelstellung III, 106, H. Reich, Der zweite evangelische Kirche in Wolfstatt-Breslau III 166, Eugen Kanzel, Altar, Orgel und Choranlage im evangelischen Kirchengebäude III, 179, K. Bader, Altes dem amerikanischen Antisseiden III 524; Schramm, Die deutsch-reformierte Kirche in Magdeburg IV 129, E. Seitz, Ratschlage für den Bau evangelischer Kirchen IV 555; E. Simons, Ein Wettbewerb V 57, K. Seitz, Evangelischer Kirchen oder christliche Kirchen für evang. Gemeinden V 93, P. Brathe, Aber Symbolik im Kirchenbau V, 231, Rabbe, Die Christuskirche in Karlsruhe VI 38, R. Bürkner, Kleine Kirchen VI, 222, G. Franck, Die neuere kirchliche Baukunst in England VI, 527, H. Herzel, Die neuen protestantischen Kirchen in Augsburg Zürich VI, 407.

Nachdem sodann der Aufsatz von Andreae über die Paulinskirche in Krefeld aus M. Schr. VII 82 mitgeteilt ist schließt der Verfasser mit folgenden Worten:

„Das alles wird manchem Leser sehr nüchtern vorkommen, vom Artikels-Standpunkte eingesehen oder reformierte jedenfalls der kirchlichen Tradition nicht entsprechend. Aber vergessen wir es nicht daß lange bevor mit der Orgel die Orgelbühne eingerichtet wurde der Chor, wie der Name verrät, die Stätte für den Sängerchor bildet, und deshalb dauernd mit einer Sängerbühne verbunden war. Otte (Kunstarchäologie S. 39) sagt hierüber: „Wo dergleichen Lettner oder Querbühnen unter dem Namen Oeleum oder Dexul vorkommen oder wie im Dom und in der Marienkirche zu Lübeck unter dem Namen Singbor dienten sie auch zur Aufstellung von Sängerchören welche hauptsächliche Gesänge aufführten.“ Wir kommen auf dieses für uns hochwichtige Thema zurück und beschränken uns bei übrigens sehr eingehender Aufnahmung auf folgende Minimalforderungen. Wir wünschen eine angemessene Anordnung des Altars eine erhöhte Kanzel einen Chorraum für der Jugend und — irgend welche Einrichtung daß die erforderliche Trennungsschranke des Sängerchores nicht störend wirkt.“

Darüber wird sich reden lassen und hoffentlich wird diese Aussprechung sowie die Kuppe's über die Johannuskirche in Bielefeld (M. Schr. VII, 162) Anlaß zu weiterer Erörterung der brennenden Frage geben.

Sp.

Bücherschau.

Gabriel Max Christus als Arzt. Große Graphur von Bleckmeyer und Leykauf in Wien. Bildgröße 47/69 cm, Rahmengröße 90/120. Preis, Mit Lehmann Subskriptionspreis Mk. 30.

Kein Bild für Jedermann, aber eins das sehr viel Fernde und Verehrer hat und dem der schöne Reinhardt eines Wolfgang Kirchbach den Weg in innigverständige Kunster macht hat ordnen können. Ohne in den Jubeldithyrambus der Presse aller möglichen Richtungen einstimmen zu können, halten wir das in vorzüglicher Wiedergabe vorliegende Gemälde für ein ernst zu nehmendes Kunstwerk. Ob man hinter dieser Darstellung der Auferweckung von Jairi Töchterlein Nationalismus oder Ernstlose modernen spiritistischer Art wittert — es ist doch ein reizvolles Nachdenken weckendes, ungewöhnliches Bild. Und der Wunsch, ihm z. B. in den Ordinationszimmern unserer Ärzte als erbauungsreichen zum Glauben rufenden Wandschmuck zu begegnen ist nur verständlich und sympathisch.

J. Smend.

Digitized by Google

7. Jahrgang. Nr. 7. Juli 1902

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 4 M. Einzel-Nr. 80 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland" jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5079. Ausgabe mit „Correspondenzblatt" 2. Nachtrag Nr. 5079a.)

Inhalt: Smend, Das Hammer Fest. — Spitta, Sitzen und Stehen im Gottesdienst. — Neu, Eine Generalkirchenvisitation in der Grafschaft Wertheim i. J. 1621. — Kostlin, Zur Evangelisierung altkirchlicher liturg. Stücke 2. — Brathe, Der Chorraum (Schluß). — Smend, Altchristliche Darstellung der Taufe Jesu. — Jülicher, Stöbe, Zur Glockenfrage. — Bröse, Zaubergebet. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Notenbeigabe.

Das Hammer Fest

von **Julius Smend.**

Unsre Leser erwarten über den 17. deutschen evangelischen Kirchengesangvereinstag ausführlichen Bericht, und sie haben ein Recht dazu, zumal nachdem Superintendent Nelle durch seine beiden vorbereitenden Aufsätze im vorigen Hefte sie hat in seine Werkstatt blicken lassen. In der That ist Nelles Person der Mittelpunkt des Festes gewesen, und das glänzende Gelingen des Ganzen ist ihm allein zuzuschreiben. Man darf sagen, daß kaum eine der früheren Tagungen — ich habe deren zwar nur sechs unterlebt —, alles in allem genommen, die von Hamm übertroffen oder erreicht hat.

Dazu trug vor allem bei die beispiellos starke Beteiligung des Volks an jeder mit dem Feste verbundenen Veranstaltung. Die Stadt war reich beflaggt, die große Kirche und die übrigen Versammlungsräume zeigten herrlichen Schmuck. Aber das Schönste war diese Masse festlich bewegter Menschen und das entschiedene Vorwalten des männlichen Elements, auch bei den gottesdienstlichen Feiern. Man gewann einen tiefen Eindruck von dem gesunden kirchlichen Leben der preußischen Westprovinzen, insbesondere der Grafschaft Mark. Hier ist die evangelische Kirche wirklich volkstümlich, und trotz allem, was eine große Landeskirche an hemmenden und drückenden Wirkungen geltend machen kann, — hier ist vor der Hand an keine Vergletscherung zu denken. Der Sache des deutschen Kirchengesangvereins kam natürlich der starke Einschlag patriotisch-nationalen Empfindens zu Statten, der in diesem kernpreußischen Lande das gesamte Leben durchdringt. Und der preußische Geist offenbarte sich aufs Erfreulichste in der völligen Nichtachtung, welche die Bevölkerung der Ungunst der Elemente gegenüber an den Tag legte, der fast unausgesetzt strömende Regen schien die Energie der Festfreude lediglich zu stärken.

Dieser lebendigen Teilnahme der gastlichen Stadt und des freudig erregten Volks entsprach der Zudrang auswärtiger Gäste. Unter den Abgesandten der Landes- und Provinzialvereine grüßten einander, zum guten Teil als alte Be-

konnte der Königlich bayerische Dekan und der schleswig-holsteinische Probst, der Darmstädtische Oberkonsistorialrat und der kurhessische Metropolitan, der Pastor aus Posen und der Kantor aus Speyer, der Straßburger Professor und der pommersche Archidiakonus, der Prediger aus Sachsen und der Superintendent aus Clausthal, — und über den Kranz der Delegierten hinaus der schweizerisch reformierte Pfarrer und der Reverend aus Allegheny. Ganz besonders wohltuend berührte aber neben dem Erscheinen des gesamten rheinisch-westfälischen Predigerseminars mit seinem Studiendirektor die Gegenwart einer großen Menge von Lehrern, Organisten und Dirigenten. Die Behörden hatten nicht nur in allen Schulen der Stadt den Unterricht freigegeben, sondern auch die Konferenz der großen Schulinspektion Hamm mit unserm Feste vereinigt.

Zwei Männer fehlten, Hallwachs und Köstlin, der Ehrenpräsident und der gegenwärtige Vorsitzende, jener zum ersten Mal. Sie waren, durch zwingende Gründe ferngehalten, nicht zu ersetzen. Aber ihr Geist war zugegen, stündlich wurde ihrer gedacht und Alles was geschah, ward sorgfältig mit ihren bewährten Grundsätzen in Fühlung erhalten. In dieser wie in jeder andern Beziehung erwiesen sich die Vorbereitungen des Ausschusses wie des Lokalkomitees als mustergültig. Was Nelle allein mit seiner Feder zugerüstet hatte in der kirchlichen und in der politischen Presse, namentlich durch orientierende Aufsätze liturgischen und hymnologischen Inhalts und durch seine Festschrift über den größten Sänger Westfalens, Philipp Nikolai, — der übrigens nur auf der hübschen Festkarte zur Geltung kam, — läßt sich hier nicht annähernd würdigen, was er als Liturg, als kirchlicher und Versammlungsredner, als Musiker und als Ordner geleistet hat, erst recht nicht. Genug, Alles trug sein Gepräge, und an seinem Namen wird die Festerinnerung haften.

Mein Bericht soll sich einfach der Ordnung des Programms anschließen und so beginne ich mit der Vorstandssitzung. Ihren Hauptinhalt bildete Köstlins schriftlich erstatteter, vorzüglicher Jahresbericht. Er war nicht frei von Klagen über säumige Zahler und lässige Geschäftsführung in einzelnen Landen und Provinzen. Viele Vereine stehen auf dem egoistischen Standpunkt der Frage: Was nützt uns der Gesamtverein? statt: Was sind wir ihm schuldig? Wir hörten mit Beschämung von großen Geldopfern der obersten Leitung und konnten uns deren Wünsche nur anschließen. Möchten die Landesvereine ihre Tagungen etwas vereinfachen, um mehr als bisher an dem Segen der Zentralversammlungen Teil zu haben! Vielleicht wird man die letzteren künftig einmal in größeren Zwischenräumen halten, vorerst lud für das nächste Jahr der sächsische und thüringische Verband zu sich ein. Die Landesvereine sollen veranlaßt werden, für ihre Bestrebungen regelmäßige Beiträge aus den Kassen der Kirchenbehörden oder Synoden zu erbitten, Rheinland und Westfalen erhalten jährlich je 500 M. aus dem Gesangbuchfonds. Auf der nächsten Hauptversammlung wird die Frage der kirchl. Musikpflege auf den höheren Schulen zur Diskussion gestellt werden. Rühmend wurde des Siegeszuges des Leipziger Quartetts für Kirchenmusik (Bruno Röthig) gedacht, trauernd des Hinganges von Rudolf Hartter, Martin Blumner und Friedrich Chrysander.

Der Festgottesdienst war gewaltig. Die große Kirche, überfüllt, vor allem von Männern, aber durch keinerlei Mangel an Andacht oder Stille entweiht, übte in ihren einfachen gotischen Formen eine durch die künstliche Beleuchtung erhöhte Wirkung. Arbeiter-, Bürger- und Männervereine erschienen mit

Digitized by Google

ihren Bannern. Die Idee der Feier — Kampf und Sieg der Kirche — sollte nicht nur in die Eigenart von Land und Leuten einführen, sondern zugleich für kirchliche Feste protestantischen Geistes (Gustav Adolf, Evg. Bundesfeste u. dergl.) vorbildlich sein. Beides ist durchaus erreicht worden. Der Volksgesang zeigte, unter entschiedenem Vorwalten der Männerstimmen, elementare Kraft. Zumal in den Wechselgesängen wurde der entzündende Einfluß des musikalischen Dialogs deutlich gespürt. Nur größte Melodien kamen zur Verwendung. Der von der Monatschrift besorgte Wechselgesang „Erdebet er sich unser Gott" erwies sich in Oechslers künstlerischer Bearbeitung als einer der Höhepunkte der Feier. Der Chor sang u. a. für sich allein das Zwinglilied, die Gemeinde für sich Gustav Adolfs Feldlied. Die Predigt (über Psalm 118, 14—18) auf festlicher Höhe sich haltend, suchte und fand Verbindung mit ihrem liturgischen Rahmen. Großartig war das von der Gemeinde allein, stehend zum Schluß gesungene Lutherlied, in der letzten Strophe durch Posaunen verstärkt. Die Orgel befliß sich im Übrigen einer nicht genug zu rühmenden Zurückhaltung in konzertierender Richtung. Kurz, Alles war erhebend und groß. Einige Fragen blieben uns indessen, die ich hier kurz neben einander stelle. Der Gedankengang der Feier erschien mir nicht für jedermann deutlich genug, eine kurze einleitende Bemerkung bei den Lektionen oder in die Texte eingedruckte Stichworte hätten hier guten Dienst getan, wirksameren als Nelles köstlicher Kommentar im „Gemeindeboten". Achtmaliges Aufstehen und Sichsetzen gab zu viel Unruhe, man hätte während der Lektionen die Gemeinde auf den Plätzen lassen sollen. Die Festpredigt (37 Minuten) war um die Hälfte zu lang — in Anbetracht der sonstigen, reichen Ausstattung des Gottesdienstes. Die vier Strophen des Lutherliedes wären wohl noch besser zu ihrem Rechte gekommen, wenn die 2. Strophe ohne jede Begleitung angestimmt worden wäre, wodurch sie zu Strophe 3 erst ihren musikalischen Kontrast erhält, diese dann mit voller Orgel, die 4. unter Zutritt der Posaunen — das erst bringt die textentsprechende Steigerung.

Aus der Kirche begaben sich die erwähnten Vereine im Festzug zur Begrüßungsversammlung, die draußen im Bad Hamm über 2000 Personen vereinigte. Hier, wie am folgenden Abend, der ausdrücklich für Solche eingerichtet war, die auch an einem Wochenabend sich frei machen und daher am Sonntag Anderen den Vortritt lassen konnten, übte der Reiz jenes Rede-Konzerts, das sich aus Grüßen in allen Dialekten unsrer Muttersprache zusammensetzt, die bekannte Anziehungskraft. Am Sonntag versicherte der westfälische Generalsuperintendent den Verein „des lebhaften Interesses der obersten Kirchenbehörde".*) Flöring überbrachte die Segenswünsche der Väter in Darmstadt, Swend diejenigen des Elsaß, Generalsuperintendent Werner solche aus Kassel. Am anderen Tage waren es die Vertreter Bayerns, Württembergs (Dekan Pezold!) und Niedersachsens, die, von allerlei geistlichem und weltlichem Gesange unterbrochen, ihre Hörer bald ernst, bald launig zu fesseln wußten. Aber wenn zur Eröffnung des ersten Abends Nelles markige Beredsamkeit den deutsch nationalen Grundakkord angab, so bot am zweiten der an das abermals gesungene Zwinglilied anknüpfende, wahrhaft ökumenische Gruß von Goldschmid-Dattikon den rührendsten Schlußklang. Beidemal ward ein kurzer Abendsegen gesprochen, beidemal in wohltuender Schlichtheit, am Montag durch Archidiakonus Lüpke-Cammin, der, er selbst eine Simeongestalt,

*) Trotz der großen Nähe Münsters nahm an der Hauptversammlung auffallender Weise kein Mitglied des Kgl. Konsistoriums Teil.

aber jugendlich frisch in die gewichtigsten Worte aus den Lobgesängen Marias und Simeons die Eindrücke des Tages zusammenfaßte.

Auf die Höhe des Festes führte uns die Frühlingsfeier des Kindergottesdienstes am Montag morgen. Ihre Idee und Zusammensetzung hat Nelle selbst an dieser Stelle entwickelt. Irre ich mich, oder war er damals wirklich des harmonischen Eindrucks dieser Feier noch nicht ganz sicher? Offen gestanden, auch mir machte zuvor der Gang durch alle Jahreszeiten inmitten einer sommerlichen Umgebung Bedenken. War es nicht doch dieselbe Mißlichkeit, die er und wir alle so oft auf jenem Geschwindmarsch durchs Kirchenjahr empfunden haben? Allein wir sahen einmal wieder, wie viel auf den praktischen Versuch ankommt und auf eine sichere Hand. Das Ganze wie alles Einzelne übte auf die große Versammlung einen jede Kritik ausschließenden Einfluß aus. Wir haben etwas dem Ähnliches bisher nirgend erlebt und können unsere Leser nur bitten, Nelles Darlegungen unter Berücksichtigung dieses dürftigen Berichts, noch einmal still zu lesen, bis sie die Alles enthaltende Hammer Denkschrift zu Händen bekommen. Den Anblick der vielhundertköpfigen Kinderschar beschreibe ich nicht, noch weniger die auf den Gesichtern der Alten zu lesende Gemütsbewegung. Aber ich verweise auf die feine und doch durchsichtige Psychologie bei Verteilung der Wechselgesänge auf die Kinder und die Erwachsenen, den Chor der Kinder und ihre Gesamtheit, die Knaben und die Mädchen. Sehr belebte die Feier das hin und wieder eintretende gemeinsame Sprechen (1 Mose 8, 22, 2 Petri 3, 13, Vaterunser). Das Beste aber gab uns Nelles kurze Ansprache. Er erzählte, wie er als Kind täglich die herrliche Landstraße von Godesberg zur Schule in Bonn gewandert sei und dabei jahraus jahrein erlebt habe, was wir eben jetzt gesungen. Da habe sich an manchem Frühlingsmorgen jenes Zwiegespräch angesponnen:

Lerche, wie früh schon fliegest du Jauchzend der Morgensonne zu!
Will dem lieben Gott mit Singen Dank für Leben und Nahrung bringen!
Das ist von altersher mein Brauch, Wandersmann, deiner doch wohl auch?

Dies Zwiegespräch gebe heute vor sich zwischen dem Hammer Kindergottesdienste als der Lerche und dem Deutschen Kirchengesangverein als dem Wandersmann. Sie wollen einander zum Lobe Gottes ermuntern und für die Ewigkeit singen lehren. — Die Wirkung dieser wenigen Worte — die Kinder sprachen auf Befragen im Chor die Gedichtzeilen nach — ist nicht zu schildern, man kann sie aber, denke ich, nachempfinden. Wir gingen in dem Gefühl hinaus: einfachste Mittel, freieste Form, tiefster Eindruck. Wie könnten wir gegen solche evangelische Feier irgend ein noch so ehrwürdiges Schema der Vergangenheit einhandeln wollen! Aber freilich derartiges zu schaffen erfordert neben seinem liturgischen Takt und dem Kindesgeist entsprechender Grazie wahrhafte kirchlich-künstlerische Produktionskraft.

Der Frühlingsfeier folgte die Hauptversammlung, eingeleitet mit einigen Begrüßungen, geschäftlichen Mitteilungen, Ehrentelegrammen. Sie fand im Lutherhause statt, war sehr stark besucht — namentlich auch von vielen bis dahin nicht bemerkten Geistlichen aus Westfalen und Rheinland — und sollte uns auf einen andern Gipfel führen. Der jugendlich begeisterte Referent, Kgl. Musikdirektor Otto Richter aus Eisleben, unsern Lesern aus seiner Wirksamkeit wie als Komponist bekannt**) sprach etwa 1½ Stunden über „Volkskirchenkonzerte und liturgische Andachten in Stadt und Land". Richter will die kirchliche Tonkunst in

**) Vgl. Mtsche VI, S. 174. VII, S. 34. 40. 143.

Digitized by Google

den Dienst der Innern Mission gestellt wissen, und zwar unter wesentlich sozialem Gesichtspunkt. Die kleinen Leute müssen, wo möglich privatim, zu musikalischen Aufführungen unentgeltlicher Art eingeladen, durch Programme instruiert und systematisch in das Verständnis gottesdienstlicher Musik eingeführt werden. Diese künstlerische Erziehung, mit der die religiös-kirchliche Hand in Hand geht, muß in J. S. Bach ihren normalen Zielpunkt suchen. Erst vom freien Kirchenkonzerte ist dem kirchlich verwilderten Volke zur liturgischen Andacht und zum Gemeindegottesdienst Bahn zu machen. Bei gutem Willen und einigem Geschick läßt sich in Stadt und Land, auch bei den einfachsten Verhältnissen, auf diesem Wege zwischen Volk und Kirche ein Bund neuer Liebe und herzlichen Vertrauens herstellen. — Die stürmisch dankbare Aufnahme des auf lebendigem Glauben und bewährter Tat ruhenden Vortrags war für den Redner anscheinend eine große Überraschung, aber sie war verdient und ließ den Gedanken zu, daß wir vielleicht mit unsern Kirchengesangvereinen vor einem geschichtlichen Momente stehen, vor der Erkenntnis und Erfassung neuer Aufgaben und Ziele. Im Einzelnen boten Richters Worte Anlaß genug zu kritischen Einwendungen, so seine entschiedene Ablehnung des Sologesangs im Gottesdienst, die Einseitigkeit in Herabsetzung des geistlichen Liedes neben dem kirchlichen, der Mangel an Berücksichtigung von mancherlei Verhältnissen örtlicher und landschaftlicher Art. Es wäre jedoch schade gewesen, wenn das Alles und Anderes zur Erörterung gekommen und der Vortrag dadurch in seiner Eindruckskraft geschmälert worden wäre. Auch hier sei über die kurze sich anschließende Diskussion hinweggegangen. Die Resolution, in der sich die Versammlung freudig zu Richters Grundgedanken bekannte, erfuhr noch dadurch eine erfreuliche Bereicherung, daß auf Goldschmids Anregung der neue Bachverein um möglichste Annäherung an die Interessen der evangelischen Kirche angegangen wurde.

Nach dem abermals unter starkem Andrang stattgehabten Festessen fand uns das Kirchenkonzert bereits an den Grenzen der Aufnahmefähigkeit. Auch hatten wir zu Großes erlebt, um für kleinere Gaben noch die nötige Genügsamkeit mitzubringen. Um so dankbarer muß die Leistung des Kirchenchors, des einzigen, der bei der Tagung mitwirkte und seines vorzüglichen Leiters, des Lehrers Haacke, wie des Organisten Friedemann Meyer anerkannt werden. Das Programm war als Ganzes nicht fesselnd und einheitlich genug, um unsre Geister im Banne zu halten. Ich beschränke mich auf wenige Anmerkungen. Wechselgesang eröffnete und beschloß das Konzert, der Schlußgesang („Nun ruhen alle Wälder") kam aber zu früh, folgte doch nunmehr für die nämlichen Hörer ein langer Familienabend mit abermaligem Abendsegen. Der Chor sang vortrefflich, nur zeigte sich deutlich, daß Palestrina meinen Landsleuten weniger gut liegt als Schütz („Ehre sei dir, Christe"), J. M. Bach („Ich weiß, daß mein Erlöser lebt")***), Eccard („Der heilig Geist vom Himmel kam") und Schröter („Freut euch, ihr lieben Christen"). Entzückend machten sich von einer biegsamen und unverkünstelten Sopranstimme gesungen, Mergners „Alle, die ihr Gott zu Ehren" (mit dem „Eia, eia") und Oechslers ausgezeichnete Komposition, „Karnelius Beckers Abendlied".

Es mußten Eindrücke ganz anderer Art sein, wenn wir noch einmal in tiefster Seele bewegt werden sollten. Solche wurden uns am letzten Tage be-

***) Man sang den Text der Hiobstelle in der Version der Monatschrift (I. S. 39 ff.). Wir machen wiederholt auf den der unserm Herrn Verleger zu beziehenden Sonderdruck des ansterdlichen Satzes aufmerksam.

rettet der in der Frühe einen großen Teil der auswärtigen Gäste der Einladung Bodelschwinghs folgen und nach Bethel bei Bielefeld fahren hieß. Mancher unter uns hatte schon früher diese einzigartigen Stätten christlicher Liebestätigkeit gesehen, dies Mal traten sie für uns in eine neue Beleuchtung. Pastor Johannes Kuhlo, der Musikmeister der Bielefelder Anstalten, der schon in Hamm uns durch die Weichheit seines Horns und die Kraft seines Wortes erfreut hatte, empfing uns mit seinem Posaunenchor und führte uns im Festzug unter Bach'schen und Händel'schen Klängen in die Kolonie ein. Wir besuchten die Zions- und die Waldkirche, ließen uns in kurzem Bericht die Geschichte Bethels darstellen und durcheilten dann in geteilten Kolonnen je ein paar der Anstaltshäuser, etwa ein Zehntel des noch in beständigem Wachstum begriffenen Werkes im Fluge betastend. Dann aber führte uns Kuhlo im Assapheum ein vielgestaltiges Programm von Chor- und Sologesang, Quartett- und Orchestermusik vor, wobei auch einige hundert Pfleglinge der Anstalt zugegen waren. Die ausführenden Sänger und Bläser waren durchweg Epileptische. Was diese in musikalischer Hinsicht leisteten, erregte das Staunen auch der anwesenden Fachleute. Wir wurden besonders aufmerksam auf einen jung verstorbenen begabten Komponisten, Johannes Masberg, der vorübergehend den Bielefelder Anstalten nahe gestanden hat, und dessen hinterlassene Werke von dort aus jetzt in die Öffentlichkeit treten sollen. Wir werden auf die wertvollen, gemütreichen Schöpfungen Masbergs bald auch unsrerseits die Aufmerksamkeit lenken. Gewannen wir Gäste von dem Besuch der massenhaften Krankenhäuser und Elendstätten zunächst nur das eine Empfinden: Wie windig und nichtig sind solcher grandiosen Liebestat gegenüber unser Leben und auch unsre Lieder, — so erhob uns doch wieder die Erkenntnis, wie Großes auch gerade hier im Bereich eines der schwierigsten und schmerzenreichsten Arbeitsfelder der Inneren Mission, der Bemühung um die Musica sacra gelingt. Kuhlo ist begeisterter Bach-Pfleger und zugleich ein Freund und Hort der gesunden Luft des weltlichen Volksliedes. Ihm mußten wir aussprechen, was wir dem abwesenden Hausvater nur telegraphisch bezeugen konnten, unsere dankbare Ehrfurcht vor der heiligen Liebes- und Liedesmacht in Bethel! Wahrlich, ein kostbarer Nachklang zum Hammer Fest! —

Darf ich diesem Bericht noch ein paar Wünsche für spätere Tagungen nachtragen? Überall sind wir in Hamm auf die freudigste Anerkennung der Tätigkeit unserer Monatschrift gestoßen. So sind wir zu einiger Kritik von Freundschaft wegen verpflichtet. Ich glaube, wir sollten die gesamten Veranstaltungen bei diesen Festen in etwas engeren Grenzen halten. In Hamm hat man für so viel Gutes offenbar den ausreichenden westfälischen Magen, anderswo wird es anders sein, und man sollte der Möglichkeit freien Austausches unter den Freunden und Mitarbeitern mehr Rechnung tragen. Im Einzelnen sei fürs Künftige gebeten, drückt auf besserem Papier und setzt alle oder doch die weniger bekannten Melodien für den Volksgesang mit auf die Texte. Es ist auch nicht wohlgetan, obwohl selbst Engelmund sich für den Brauch erklärt (vgl. Nelles Vision im „Gemeindeboten"), in den Programmen der Festgottesdienste jede kunsthistorische Notiz zu meiden, ein Kommentar an anderm Ort ersetzt das nicht, und zum Lesen eines solchen fehlen in den Festtagen Ruhe und Zeit.

Fasse ich noch einmal alles zusammen, so lautet der Schluß: wir haben selten reiche Tage erlebt, schade um jeden, der nicht mit dabei war!

Sitzen und Stehen im deutsch-evangelischen Gottesdienste

im Vergleich mit dem der Waldenser

von **Friedrich Spitta.**

Wie halten im homiletisch-liturgischen Seminar zu Straßburg, in dem nicht bloß gepredigt, sondern auch die liturgische Gestalt der Gottesdienste der verschiedenen evangelischen Kirchengemeinschaften zur Darstellung gebracht wird, den Ritus der Waldenser vorgeführt wie er in der agendarischen Schrift: La liturgia ossia il modo di celebrare il culto nelle chiese evangeliche Valdesi (Firenze, tipografia Claudiana, Via Maffia 33), dargestellt ist. Die daran sich anschließende Besprechung wird vielleicht für einen weiteren Kreis von Interesse sein und der Klärung des Urteils über gewisse gottesdienstliche Gewohnheiten dienen können. Ehe ich sie unterbreite, biete ich in deutscher Übersetzung die Gottesdienstordnung selbst, da sie wohl der Mehrheit unserer Leser weder bekannt noch zugänglich sein wird.

Eröffnung des Gottesdienstes.

Genau zu festgesetzter Stunde soll sich ein jeder in der Kirche einfinden; die Diakonen haben sorgfältig darüber zu wachen daß Unruhe und Geschwätz unterbleibt und der Gottesdienst mit derjenigen feierlichen Würde beginnt welche sich schickt wo man mit dem Herrn treten will. Der Prediger (il ministro) bestieg mit dem Glockenschlag das Pult und sprach, nachdem sich die Gemeinde erhoben hat:

Unsre Hülfe sei im Namen des Herrn der Himmel und Erde gemacht hat.

Oder eine andere von den Formeln 2 Kor. 1, 2. Eph. 6, 23. 1 Petr. 1, 5 f. 2 Joh. 3.

Die Versammlung antwortet einhellig:

Amen. (1 Kor. 14, 16)

Der Prediger zeigt eine oder mehrere Strophen eines Gesetzliedes an.

Sündenbekenntnis.

Nachdem die Gemeinde das Lied gesungen hat, setzt sie sich und der Prediger spricht:

Meine Brüder! Laßt uns im Worte Gottes einige Sprüche lesen, welche mehr nach unsre Seelen forderellen das Antlitz des Herrn zu suchen und uns ernstlich zu demütigen vor dem Thron der Gnade.

Der Prediger liest einige entsprechende Abschnitte (z. B. Psalm 19, 13—15. 32, 1—5. 1 Joh. 1, 8—10 ꝛc.) und fährt dann fort:

So wollen wir uns denn demütigen vor Gott im Gefühl unserer Unwürdigkeit und ablegen vor dem Thron der Gnade ein aufrichtiges Bekenntnis unsrer Schulden.

Die Versammlung erhebt sich, und der Prediger liest nach seiner Wahl eines von den 5 Formularen des Sündenbekenntnisses. Darauf liegt die Gemeinde immer noch stehend eine oder mehr Strophen eines Buußliedes oder eines solchen von der Versöhnung oder von der Vergebung der Sünden, und der Prediger schließt mit den Worten:

Der Herr, der allmächtige Gott, der nicht will den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und lebe, der treue und gerechte Herr, der uns Vergebung zugesagt hat, so wir ihm unsre Sünden bekennen, er gebe in eure Herzen durch seinen heiligen Geist die Gewißheit, daß euch eure Sünden vergeben sind, und führe euch ins ewige Leben. Amen.

Vorlesung des Wortes Gottes und Predigt.

Die Versammlung setzt sich. Der Prediger spricht:

Vernehmt, meine Brüder, mit Aufmerksamkeit und höchster Ehrfurcht die Vorlesung des Wortes Gottes, wie es geschrieben steht u. s. w.

Die Vorlesung des Wortes Gottes, welche der eigentliche Mittelpunkt des Gottesdienstes ist, wird mit der größten Sorgfalt vorbereitet und ausgeführt, und von den Gläubigen von denen ein jeder in seinen Bibel nachliest, mit der größten Aufmerksamkeit begleitet werden. Nach Schluß der Vorlesung fügt der Prediger:

Der Herr segne an euren Seelen die Vorlesung seines heiligen Wortes. Amen.

Darauf zeigt der Prediger ein Lied an, welches das Gefühl der Anbetung zum Ausdruck bringt. Nach Schluß des Liedes fordert er die Versammlung auf, zu beten, und verliest eines der fünf entsprechenden Gebete.

Nach Schluß des Gebetes setzt sich die Versammlung. Der Prediger verliest seinen Text und hält die Predigt. Es empfiehlt sich, diese nach der Länge des Gottesdienstes einzurichten.

Schluß des Gottesdienstes.

Nach beendigter Predigt folgen die Proklamationen. Dann zeigt der Prediger einen Gesang an, der sich wo möglich an die Predigt anschließt. Darauf spricht er eines der fünf Fürbittengebete, dem dann das Gebet des Herrn und die (fakultative) Vorlesung des apostolischen Symbols folgen. — Die Versammlung, welche aufgestanden war, stimmt einen feststehenden Gesang an, etwa „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi". Der Prediger verkündet zuletzt den priesterlichen Segen (Num. 6, 24—26) oder eine der apostolischen Segensformen (2 Kor. 13, 13; Eph. 3, 20 f.; 6, 24; 2 Thess. 2, 16 f.; 1 Tim. 1, 17; 6, 14—16; 2 Tim. 4, 22; 1 Petr. 5, 10 f.; 14; 2 Petr. 3, 18; Judas 24, 25; Apok. 1, 6 f.; 8, 13) und schließt mit den Worten:

Gehet hin in Frieden, gedenket der Armen und Kranken, und der Gott des Friedens sei und bleibe mit euch und euren Familien jetzt und immerdar. Amen.

Das, was den Mitgliedern des Seminares an dieser Ordnung vor anderen interessanten und beherzigenswerten Zügen auffiel, war die eigentümliche, der unsrigen vielfach geradezu entgegengesetzte Art, wie die Gemeinde bald stehend, bald sitzend den einzelnen gottesdienstlichen Akten folgt. In unsrer Diskussion wurden naturgemäß zunächst die Stimmen laut, die für die eigene Gewöhnung sprachen. Man meinte, durch das wiederholte Aufstehen und Sichsetzen werde der Gottesdienst unruhig; man solle doch bei der Liturgie ein für alle Male stehen bleiben. Demgegenüber erhob sich bald die richtige Einsicht, daß diese Unbeweglichkeit keinesfalls ein Vorzug unsres Gottesdienstes sei, dem man viel eher ein größeres Maß von Bewegung und Handlung wünschen müsse. Die Vorschrift der alten preußischen Agende, die Gemeinde solle, nachdem der Priester den Altar betreten, sich erheben und ehrerbietig stehen bleiben, bis er ihn verlassen, geht von Voraussetzungen aus und führt zu Vorstellungen, die alles andere eher als evangelisch sind. Wirkt die Priestervorstellung dabei nicht mit, so doch jedenfalls die Meinung, als wäre „die Liturgie" ein besonders heiliges Stück des Gottesdienstes, das aus den anderen herausgehoben werden müsse. Daß „Liturgie" richtig verstanden der Gottesdienst selber ist, wird durch die waldensische Ordnung gut zur Anschauung gebracht. Unsere sogenannte „Liturgie" ist ein Ausschnitt aus der alten Meßordnung, der umsoweniger durch beständiges Stehen ausgezeichnet werden sollte, als das ja bei dem Original in der römischen Kirche keineswegs der Fall ist. Jene preußische Anordnung erinnert an das Kommando: „Stillgestanden", das erschallt, wenn der Vorgesetzte auftritt. Hoffentlich wird man nicht welfische Neigungen dahinter wittern, wenn ich meine, daß historisch betrachtet, die Hannoversche Art die richtigere ist, wo man sich nur bei Verlesung der Perikopen erhebt. Auf diese Weise ergiebt sich nun freilich eine Praxis, welche der waldensischen direkt entgegengesetzt ist: man sitzt bei den Gebeten und steht bei den Vorlesungen. —

Zunächst wurde dieser Faden nicht weiter gesponnen. Die Bedenken gegen den ungewohnten Gebrauch äußerten sich nach einer anderen Seite hin. Bei den Gesängen zu stehen, erschien als ein wahres Attentat auf das bescheidene Maß von Bequemlichkeit, das man doch wohl für den Gottesdienst beanspruchen könne. Ich beruhigte meine Zuhörer mit der Bemerkung, daß die Forderung, bei den Gesängen zu stehen, nicht als starre Satzung, von der es keine Ausnahme gebe, aufgefaßt werden dürfe; wem das Stehen zu lange dauere, setze sich, ohne daß

dadurch das Stehen der Gesamtgemeinde aufgehoben würde. Gegenüber der Praxis so mancher Landeskirchen, wo man während der ganzen Liturgie stehen muß, empfand man das Stehen nur bei Gebet und Gesang doch als eine Erleichterung, vor allem für das weibliche Geschlecht, das durch mädchenhafte Vorbildung für die Kraftprobe des langen Stehens nicht ausgerüstet sei. Von anderer Seite hieß es freilich, man stehe leichter bei der Vorlesung als beim Gesang. Hiergegen erhob sich ein älteres Mitglied des Seminars, ein ehemaliger Missionar, der in seiner indischen Praxis die der waldensischen Gewöhnung nahestehende englische kennen und schätzen gelernt hatte, mit dem gewichtigen Grunde, daß nichts schwerer sei als längeres Stehen bei völliger Passivität, und daß dieses deshalb schon durch die Hitze in Indien ausgeschlossen werde, daß es dagegen durch die Aktion des Singens wesentlich erleichtert werde. Für unsere Verhältnisse ist aber wohl zu beachten, daß sich der schleppende, verschnörkelte Gesang der Choräle kaum hätte entwickeln und noch jetzt trotz aller Bemühungen dagegen halten können, wenn unsre Gemeinden beim Gesange ständen. Der frische, feurige Gesang in den italienischen Gottesdiensten erklärt sich nicht bloß aus dem lebhaften Temperament und den guten Stimmen des italienischen Volkes, sondern auch daraus, daß man beim Gesange steht. Ein jeder der in einem Sängerchore mitgewirkt hat weiß, wie sehr man im Singen durch das Sitzen gehindert ist. Es versteht sich auch ganz von selbst, daß unsre Kirchenchöre aufstehen, wenn sie singen. Es ist nun aber doch offenbar ein Mißverhältnis, daß bei einem Wechselgesang zwischen Chor und Gemeinde jener steht und diese sitzt. Überdies ist es bekannt, daß bei besonderen Fällen die Trägheit unserer Gemeinden überwunden wird z. B. daß sie sich unwillkürlich erheben, wenn etwa „Ein feste Burg" bei bedeutsamem Anlaß angestimmt wird. Auch hält man an manchen Orten darauf, daß die Kinder im Gottesdienste beim Singen immer aufstehen; man weiß sehr wohl, daß auf diese Weise ihr Gesang viel frischer und kräftiger wird und deshalb mehr im Stande ist, die schlafrige Gemeinde fortzureißen.

Der Vernünftigkeit dieser Gründe konnte man sich nicht verschließen. Aber wohl sah man bald ein, daß dieser scheinbar untergeordnete Zug von weittragenden Folgen für die ganze Gestaltung des Gottesdienstes sei. Man meinte, das würde bei uns zu einem beständigen Stehen der Gemeinde führen. In einer reformierten Gemeinde Westfalens so erzählte ein Mitglied, habe man bei den Vorlesungen bisher immer gesessen, und jetzt endlich sei es gelungen, die Gemeinde zum Stehen zu bringen, solle sie nun auch beim Singen stehen, dann käme sie nur bei der Predigt zum Sitzen. Ich fragte, weshalb es denn als nötig befunden worden sei, die Gemeinde bei den Vorlesungen stehen zu lassen. Man erwiderte mit dem bekannten Grunde, daß Aufstehen alte Sitte und ein schöner Ausdruck der Ehrfurcht vor dem Worte Gottes sei. Die alte Sitte bezieht sich, wie noch jetzt in der römischen und anglikanischen Kirche, nicht auf die Bibelvorlesungen überhaupt, sondern nur auf die des Evangeliums. Was aber das Symbolische jener Handlung betrifft, so ist doch zu fragen, ob der Ausdruck der Ehrfurcht in der Praxis der Waldenser nicht viel zutreffender ist. Trotz Stehens bei der Verlesung der Perikopen ist bei uns das Gefühl für die Wichtigkeit gerade dieses Aktes in unsern Gottesdiensten außerordentlich gering entwickelt, und es kann uns wohl ein gewisses Gefühl der Scham überkommen, wenn wir die geradezu vorbildlichen Vorschriften über die Vorlesung für Prediger und Gemeinde in der Liturgie der Waldenser lesen. Wer darf sagen, daß es weniger sinnvoll sei als aufzustehen, wenn die Gemeinde wie Maria, sich

still zu Jesu Füßen sitzt und seiner Rede zuhört, wenn sie ihre Bibel zur Hand nimmt und nun in doppelter Ruhe und Sammlung den Worten des Vorlesers folgt.

Mit diesem Unterschiede des Stehens und Sitzens hängt mehr zusammen, als man auf den ersten Blick erkennt. Es ist ziemlich allgemein anerkannt, daß die Kenntnis der Bibel im unserm evangelischen Volke verhältnismäßig sehr gering und immer mehr im Schwinden begriffen ist. Anstatt dafür die veränderten Schulverhältnisse haftbar zu machen sollte man fragen, ob denn die Kirche selbst das Nötige gethan habe. In ihrem Gottesdienste sollten die heiligen Urkunden ihres Ursprunges der Gemeinde immer wieder inhaltlich und extensiv dargeboten werden. Das geschieht aber nicht im Gottesdienste, wenn der Pfarrer einen — oft wie kurzen! — Predigttext vorliest und in der „Liturgie" noch die „Epistel" oder das „Evangelium" oder auch etwa beide zusammen. Durch diese aus ihrem ursprünglichen Zusammenhängen gelösten Stücke, denen kaum jemand in der Bibel nachlesend folgt (ein etwaiges Nachlesen in einem dem Gesangbuch beigebundenen Perikopenbuch bietet keinen genügenden Ersatz) und die dem passiv dastehenden Zuhörer so leicht zu lang werden, kommt keine Bibelnächtigkeit in der Gemeinde zu Stande. Wie ganz anders bei der waldensischen Praxis. Schon das Eine, daß man stehend nachzulesen hat, ist von Wichtigkeit. Die Leute bekommen dadurch doch die Bibel in die Hand. Wie groß mag wohl der Prozentsatz der erwachsenen Gemeindeglieder bei uns sein, die Jahr und Tag kein Bibelbuch angefaßt haben! Und dazu wie viel inhaltsvoller sagt man das Wort auf, wenn der Eindruck durch Ohr und Auge zugleich vermittelt wird. Endlich auch wie viel kann doch ein wirklich gedeutetes Bibelbuch seinem Leser sagen. So wird die Verlesung des göttlichen Wortes wirklich, wie die waldensische Agende sagt, zum eigentlichen Mittel- und Herzpunkt des Gottesdienstes, während sie bei uns ein schnell vorübergehender Moment der Liturgie ist. Von einem ausnahmslosen Befolgen der Sitte, bei den Lektionen aufzustehen, ist übrigens bei uns nicht die Rede. Man bezeichnet es geradezu als störend, wenn in liturgischen Andachten, etwa solchen, die der Vorlesung der Leidensgeschichte Jesu gewidmet sind, die Gemeinde bei jedes Lektion sich wieder erhebt*). Hier zeigt es sich besonders deutlich, daß sie sich bei der Lektion im Stande der Rezeptivität befindet, auf die dann in Gebet und Lied ihre Aktivität folgt. Daß man dort sitzt, hier dagegen sich erhebt, ist in der Natur der Sache begründet. Daß in Ausnahmefällen die Rezeptivität sofort in Aktivität übergehen drängt, und die Gemeinde in solchen Fällen sich unwillkürlich erhebt, ist ebenfalls natürlich, aber wie gesagt nur eine Ausnahme.

So ergab sich uns als Resultat unsrer Betrachtungen eigentlich eine völlige Zustimmung zu der von der unsrigen so weit abweichenden Gewohnheit der Waldenser. Bei Lektionen und Predigt sitze die Gemeinde bei Gebet und Lied erhebe sie sich — oder knie nieder. Das Knieen ist freilich bei uns als katholisch in Verruf gekommen. Daß es das seinem Wesen nach nicht ist, lehrt doch wohl schon die Bibel. Und so findet sich in einer so antikatholischen Kirchengemeinschaft wie der waldensischen, daß ohne Aufforderung durch die Agende, viele Gemeindeglieder beim Gebet des Sündenbekenntnisses niederknieen. Jedenfalls ist diese Gebede an diesem Platze das Natürlichste, und ich würde mich freuen, wenn man wieder so viel Unbefangenheit gewinnen könnte, sie in unsern Gottesdiensten zur Anwendung zu bringen. Auf diese Weise würde jener Zug der Starrheit und

*) Vgl. hierzu wie zu dem ganzen Aufsatz die Ausführung von Carl Hinrichs, Lit. Schr. I, S. 89. Auch die Bemerkung von Smend auf S. 215.

Digitized by Google

Unbeweglichkeit noch mehr zurückgedrängt in unsern Gottesdiensten, der ganz mit Recht so viele obstößt

Die praktischen Perspektiven, die sich unsern Seminarmitgliedern von unseren theoretischen Erwägungen aus ergeben können an diesem Orte nicht weiter verfolgt werden. Der Zweck dieser Zeilen wie jener Übung ist erreicht, wenn Leser und Hörer in der sicheren Überzeugung, daß alles, was sie es einmal haben, richtig, gut und zweckentsprechend sei heilsam gestört worden sind Es handelt sich hier zwar nur um sogenannte Äußerlichkeiten beim Gottesdienste, aber — was ist beim Gottesdienst äußerlich und bedeutungslos?

Eine Generalkirchenvisitation in der Grafschaft Wertheim i. J. 1621*)

von Pfarrer Neu in Schnieheim

Im fürstlich-löwenstein-wertheim-gemeinschaftlichen Archiv finden sich in Faszikel 4 der Pfarrakten zwei Manuskripte, welche die Protokolle einer Generalkirchenvisitation in der Grafschaft in der Zeit vom 11 bis 22 Juni und vom 5 August bis 19 September 1621 sind Diese Protokolle bieten eine interessante Illustration zu den Anordnungen für die Visitationen und sind in kirchen- und kulturgeschichtlicher Beziehung von Wert Natürlich giebt was in den einzelnen Orten „zu Reuficiren nottwendich erachtet" wurde, vielfach Auskunft über die Vornahme von gottesdienstlichen Handlungen, und es dürfte sich darum eine kurze Wiedergabe der Visitationsergebnisse wohl für unsere Monatsschrift eignen

Geleitet wurde die Visitation von dem besonders für Grafelb hinzugenommenen Superintendenten Gräter, welchen bei Gottesdienstleiten begleitete Nachdem jeweils der Pfarrer allein und dann Pfarrer und Gerichtspersonen gemeinsam und schließlich die Gerichtspersonen allein gefragt worden waren, ging der Leiter der Visitation bei versammelter Gemeinde das herrschaftliche Dekret, hielt darauf eine Ansprache nahm alsdann das Examen vor und entließ dann die Gemeinde mit einer Vermahnung Bei den Fragen hielt man sich offenbar an die Anleitung der Kirchenordnung

Nach dieser sollten bei einer Visitation folgende Fragestücke vorgelegt werden.

1 Wes Pastor ond Diaconi lören ond ob sie jres Amptz warten Zu gebürlicher Zeit predigen vnd Sacrament reichen vnd zu den Kranken kamen so sie ge beten werden Vnd ob sie auf bestimmte Zeit die Jugent hören im Catechismo Item ob sie die priuat Absolution erhalten vnd einen jeden insonderheit sprechen vor der Communion

2 Ob Einigkeit sei zwischen den Kirchenpersonen

3 Von stiften der Pastorn vnd Diacon

4 Vom Volk ob Personen sind die in öffentlichen Sünden leben als in Ehebruch, unehrlicher Beiwohnung oder anderer anzucht

5 Ob jemand da zauberey treibe

6 Ob noch Wallfarten oder andere öffentliche Abgötterey am seligen Ort sey

7 Ob jemand da lästerlich rede wider Gott oder Christliche Lere.

8 Ob jemand nicht zur christlichen Communion gehen wolle

9 Ob etliche solche Leren und Secten als der Widerlauffer oder andere die unsere Kirche lestern anhengig sind und Spaltung machen

*) Die Kirchenordnung des Pfalzgrafen Wolfgang, die 1563 bis 6. 1570 in der Grafschaft Wertheim gebraucht wurde, siehe Die Kirchenordnungen der Grafschaft Wertheim S 264 f. im Jahrgang 1900 dieser Zeitschrift) giebt Fol. 6.—70 ein Regulativ für die Kirchenvisitationen

10. Ob Wucherer da sind

11. Ob auch mutwillige Leute sind, die dem Pastor vnd Diacon drewen, oder sie schmehen oder pochen

12. Ob etliche Eheliche personen von einander getaufen sind

13. Ob etliche Eheleut in Vneinigkeit mit einander leben

14. Ob auch etliche Kinder ihre Eltern pochen oder schlagen

15. Wie es mit dem Begrebnis gehalten werde

16. Wie die Schul regiert werde vnd wie die Personen versorgt sind

17. Von Vnterhaltung des Pastorn vnd Diacon

18. Ob jemand der Kirchen etwas entzogen hab, Acker, Wiesen, Holtz, oder ander Güter oder Zinß. Vnd ob jemand den Pastorn vnd Diacon nicht bezahlen wolle, das er schuldig ist

19. Von den Gebewen der Kirchen, Behausung den Pastors, Diacon, Schulen vnd Custos oder Glöcknerwohnung

20. Von den Hospitaln, vnd von den Armen, welchen die Kirche muß Hülffe thun

Das Ergebnis der Visitation, welche sich auf 10 Pfarrer mit 20 Gemeinden erstreckte, war ungefähr folgendes:

Alle Pfarrer studieren die heilige Schrift und die Formula Concordiae, einer Melanchthons theol. und philos. Schriften, andere Werke wie Katechismus Luthers und Chyträi, Summaria Viti Dietrichs, Postille von Heshusius, Timoth. Kirchner, Spindler, Joh. Winkelmann, Kommentar von Osiander, loci Herrbrandi, loci com. D. Gerhardi, tabulae Phlacheri.

Alle bereiten ihre Predigten „richtig und fleißig" vor, teils konzipieren sie dieselben verbotenus, teils „kürzlich, nit alle wordt", einer konzipiert „latine". Alle führen die Pfarrregister über Taufen, Trauungen und Beerdigungen, nur einer bemerkt, daß er auch ein Verzeichnis der Kommunikanten habe. Jeder predigt sonntäglich zweimal, morgens über das Evangelium und mittags über Katechismus. Da alle Geistlichen Filiale haben, behandeln sie gewöhnlich in der Frühkirche in der Muttergemeinde die Evangelien und in der Mittagskirche im Filial den Katechismus, doch finden sich auch Fälle, daß Geistliche Früh- und Mittagskirche in der gleichen Gemeinde halten und in jedem Ort alle 14 Tage 2 Gottesdienste sind. Gewöhnlich wird der Katechismus in einem Jahr zu Ende gebracht, und es wird großer Wert auf die fleißige Behandlung desselben gelegt. Als später der Sachsenhäuser Pfarrer „vnfleißig" im Katechismus ist, wird angeordnet, daß, falls „der Schulmeister für den Katechismus tauglich ist", dieser denselben treiben soll.

Die bei Ausbruch des 30jährigen Krieges angeordneten Bet- und Bußtage halten alle Geistliche (1908 S. 289 f.). Der hierbei behandelte Stoff ist sehr verschieden, mehrere predigen über die Epistel des vorigen Sonntags, einige behandeln ganze Bücher, wie Nahum, Jona und Threm im Zusammenhang, zwei lesen bisweilen Abschnitte aus ihren Postillen, und einer wählt jeweils ein zeitgemäßes Diktum. Die Zahl der Abendmahlstage ist sehr verschieden. Der eine hält jeden Sonntag Abendmahl, ein anderer alle 14 Tage, ein dritter alle Monat, ein vierter alle zwei Monate und wieder ein anderer quartaliter. Auch in den Filialen wird Abendmahl gehalten und auch hier in verschiedener Zahl. Nur in Schollbrunn, dem Filial von Haßloch, ist die Beichte nicht am Tag, sondern am Donnerstag davor. Dieser Umstand führte aber i. J. 1622 zu einer heftigen Klage gegen den Pfarrer, wobei auch behauptet wurde, er zähle die Hostien nicht vor dem Abendmahl und nehme, wenn die geweihten nicht reichten, auch ungeweihte. Hinsichtlich der Zulassung zum hlg. Abendmahl wurde strenge Kirchenzucht geübt, indem Unwürdige zurückgewiesen wurden. Auch war die Stellung von Fragen in der Beichte üblich. Doch führte das in manchen Orten zu großen Beschwerden. In Kembach wurde geklagt, der Pfarrer „halte Sie hart vnd aber die Zeit auf, bring auch ungewöhnlich fragen uff, so nun die Haußhaltung vnd gedeime Sachen gehörig, schröcke sie vom Abendmahl ab, daß Sie nimmer zu Ihme gehen wollen." Bei dem nämlichen Pfarrer stieß man sich auch daran, daß er zuerst das Brot und dann den Wein gesondert segnete. Auch in Schollbrunn klagte man später, der Pfarrer

Digitized by Google

ſei in der Beichte dael und weelange Geſtändniſſe von nicht begangenen Sünden und werfe die nam Abendmahle zurück, welche das Geſtändnis eeeweigerten.

Bei den Sekundigungen übee die Vicnr ecclesiae pastores klagt der Pfarrer zu Naſſig, daß der 70jährige Pfarrer zu Düelisberg „ſemen Leid zu curieen und keäſten zu recupiren zum drillen Mal dem weiſen Mann zu Bogel nachgezogungen und groß Aegerniß gegeben hatt", und dee Pfarree in Dettingen „klagt end deſchwedet ſich ober inhumanitatem et inhospitatem Pfarrers zu Remlingen M. Jac Brechert, welcher Ihn zu Remlingen mit geaßem desſpect und Aegeennß dee Fuhoree aus ſeinem Hauß abgewieſen".

Die Uetetle des Gerichts und der Gemeinden übee die Pfaeree ſind im Durchſchnill ſehe günſtig; die mesten Gemeinden ſind mit deuſelben wohl zufeeden dhſichtlich des Wandels und dee Amtsführung. In Uelkenhauſen danken ſie „Gott und dee Obrigkeit die Ihnen einen ſolchen Seelſorgee gegeben haben". Pfarrer Baumann in Dorlisberg, übee den Klein in Naſſig klagte, ecbält von ſeinee Gemeinde das Lob „daß ſie mit ihreme pfarrer wohl zufrieden haben auch keinen Mangel ahn ſeinen predigten, Lehe und Leben, ſey auch in Beſuchung dee Kranken ſehe vleiſſig, halte ſich eingezogen, enthalte ſich anuße des Veldbaums gar ſehe, wee ettwann nee etzlichen Jahren nil geſchehen ſeye. Die Pfarrgüetter halte er in vielfältem Baw." Die Frage nach dee Inſtandhaltung der Güter ſcheint nirgends und man iſt auch in oeconomia wohl zufrieden. Indeſſen fehlt es auch nicht an Klagen. Dee Pfaeree in Haßlach hat „etzlich mahl das gantze gereicht off der cauzel odell anſaeſtehend" Spätre breichtet die Gemeinde ee habe ſie „Raben und Galgennagel, Höllendraten und dözewichte" auf dee Kanzel genannt und ſie ſagee einmal alle dem Teufel übergeben.

Des Geſangs wird nur in zwei Gemeinden Erwähnung gethan. In Haßlach „gehn ein geuße unordnung mit ſingen nur wegen ſein (Pfarrers) und ſchulmeiſters vielfeltigem gezenck", und in Duelisberg wird die Viſitation mit Geſang begannen.

Hinſichtlich der Kiechen klagen nur 2 Pfaeree. Lenſee in Dettingen nennt die „Kirchen Tuchung Baufellich" und bemerkt, daß die „Predigtſtuhl" in allen 3 Kirchen „auf der Eden erden ſtehen." Die Naſſigshäuſer bitten, daß die Kieche möchte „oben gedeelet werden und Einen Boden bekommen. Wehre ſchad ouch das gnte Fundament." Wied die Reparatur genehmigt „wolten etthche auß Ihrem ſeckel was dazue contedoniren"

Ubee das klechtliche und ſittliche Leben finden wie mancheelei Klagen. Ane eine Peeſon kommt „gar nit zue Kirchen", aber diese „Ist erwiesdee nit wissig adee halber deſeſſen". Fahleeichee ſind die die gne ſelten die Predigt beſuchen odee ſich „in Ettlichen Jahren zu Gottestiſch nit verſingen wollen". Manche. deſanders in dem Jueg zuvee noch Und Steinmark kommen nicht zue evangelischen Kommunian geben dafür adee „mit großem Aegernuß" und mit großem widerwillen der Gemeindsleut" in kath Orte.

In Schallbenn zeſanniert das junge Geſind den Sabbat mit Tanz, Spiel und „anderee opplgkeit onder dee predigt." Hier dalte nach ein „ſchlechter Chriſt" am Trinitatisſonntag „ein Trogendſtelt im wall" und wollte ſie „nach am ſelben tag beim Pfarree nee zehnen." In Naſſig kommen „die gottlosen Juden gemeinlich um Sonne und Feeelag" und verhindern die Chriſten an dee Feee. Ebenda iſt es auch Brauch, daß wee etwas „außzeeagen" hat, dies „Jeder Fest am Sonntag nach dem Mittag Imbiß mit Verhinderung der Mittag Peedigt" thut. In Sonderried läßt der Schultheiß die Nachbaen wegen „gemeinee Händel" mit Vnelede am Sonntag Mittag nae, „dahuech Sie den Gattesdienſt neeſäumen müſten"

Die „Jugent ſandeelich die Knaben bleiben" in 2 Oeten „außee der Kiechen und ſind den leuten im garten ſchädlich", an einem anderen Orte wollen dee Lente wenn dee Bürgermeiſtee fehlt nicht zum Katechismus und „ubee Beſtellung deſſen legt ſich dee Jugend dem Pfaeree zu trotz und der Parkirchen auf". daß es nicht meiß. ob ſie ſchlafen oder wachen, hier bleiben auch die Erwachſenen „draußen aus der Kirch dee der Lügendankk", auch in einem anderen Ort ſitzen die Alten liedee auf dem „Schwatzbencklein vor der Kirchen", als daß ſie in die „mittag predigt" gehen. Häufig ſind die Klagen daß Evangeliſche in kath Oeten dienen, ja dienen ſogar Mädchen dee „Pfaffen", und eine hat ſich zum Pfarrer in Eſelbach „fleiſchlich zugehalten, iſt von Ihm geſchwengert worden und hat einen reichen

lohn Ihrer Hurerey von Ihm bekommen", auch arbeiten Evangelische an re Feiertagen en kath Orten

Vereinzelt sind die Fälle, daß Leute in der Nachbarschaft in den Gottesdienst und zum Abendmahl gehen, einzelne dieser sind aus kath Orten gebürtig. z. B. eine Frau en Illlashausen, die „ein wunderlichen Melancholischen Schwindelgeist hat".

Das Betrogra der Jugend läßt in manchen Orten viel zu wünschen übrig. „Manche zu nacht off der gassen umblaufen gerede unzimliche wort treiben und hurenlieder singen" Nicht selten sind die Klagen über Gotteslästerung und Fluchen auch sehr es nicht an Segenssprechern

Bald wird über Unverschämtheit, bald über einen Neidhart oder einen Verschwender, Verthüer und Epikuräer geklagt Manche verspielen viel Geld, mehrere sind Fachdrüder und vier Weinbrüder, und unter diesen sind Ulänner, „die trunkener weiß ungestüm sind gegen Weib und Kind", ja sogar gegen die Eltern Einer wollte sogar „coss confitieren."

Der Meisten derer die wegen ihrer Sünden zur Anklage kamen und zur Rede gestellt wurden, gelobten Besserung, nur wenige wollten den Vorstellungen gegenüber „noch Recht haben" Auch sei bemerkt, daß bei der Aufzählung der Sünden jeweils die Namen der Sünder genannt sind, es sich also nicht um Vorsätze sondern um um ein Laster der Einzelnen handelt

Wie bereits oben gesagt, schloß ein Examen die Visitation. Zu diesem hatten alle, jung und alt, zu erscheinen und mit wenig Ausnahmen wurde der Vorladung Folge geleistet Die Zahl der Fehlenden die in jedem Dorf namentlich aufgeführt werden, ist nur gering, und die meisten sind entschuldigt mehrere sind krank, einer Anzahl „liegt da e wochen", einer ist stockblind ein anderer kann „Alters halb nit aufkommen"; einer trägt einen Brief aus, ein anderer hält Wacht, und mehrere müssen säugen Doch finden sich auch Namen von „muthwilligen außenbleibern" und solchen, der „vorsetzlich nit erschienen" Ein „hosbawre forcht sich vorm betten mehr als vor dunden" und kommt deshalb nicht

Das Examen wurde vom Superintendenten vorgenommen, nur in Vöringberg wird bemerkt „Ist durch den Pfarrer selbsten gehalten worden" Hier — und zwar nur hier — ist auch die Rede davon, daß das Examen mit einem Lied „Nun bitten wihr den hig Geist" eingeleitet wurde. Die Resultate sind sehr verschieden, doch ist das „ziemlich schlecht", „übel und gar schlecht" selten an Verhältnis zu dem ziemlich, gut und wohl bestanden. In einem Ort bestehen die Jungen bessre denn die Alten „dahero zu ersehen, daß pfarrers fleiß nur bey etzlichen Jahren angefangen" In Schollbrunn kann ein 25jähriger Mann „gar nit betten", „solle zwar erst anfangs auf dem Badstuhl kommen sein" In einem anderen Ort heißts „Schulthreß hatt am wenigsten dessen können, schwehrlich den Glauben zu sammengedrächt" und ein anderer Schultheiß „hatt so wenig betten können Als Jegendt ein gemeinswamm." Mit der Visitation der Kirche ist natürlich auch der der Schule verbunden, und regelmäßig kehren auch die Fragen nach dem „Amarenfrässlein" wieder

Zur Evangelisierung altkirchlicher liturgischer Stücke

von **Heinrich Adolf Köstlin.**

2 Die Litanei

1

„Die lutherische Litanei bedarf mehr als der Revision", meint E Chr Achelis am Schlusse (S. 216) seiner scharfsinnigen Abhandlung über „Kyrie eleison" in dieser Zeitschrift[1]) und scheint damit anzudeuten, daß die Evangelisierung der Litanei, wie sie Luther vorgenommen hat, für ein geschärftes evangelisches Empfinden nicht genüge, daß der Litanei vielmehr erneut viel weitergehende Evangelisierung bedürfe, einer gründlichen Umbildung im evangelischen Geiste, solle sie der evangelischen Gemeinde mehr werden als eine ehr-

[1]) Jedegang IV (1899) S 161 ff, 211 ff

Digitized by Google

würdige Reliquie, die aus Pietät bewahrt wird, nämlich ein Element wahrer Erbauung, ein Gebet, in dem die Gemeinde wirklich und ohne die Hilfe künstlicher, mehr oder weniger historisch vermittelter Anempfindung den unmittelbaren Ausdruck ihres religiösen Bedürfens und Bewußtseins findet.

Die Geschichte der Litanei in der evangelischen Kirche scheint dem geliebten Herrn Verfasser Recht zu geben. Nicht nur verhielt sich die reformierte Kirche mit Ausnahme der anglikanischen fast durchweg ablehnend gegen dieselbe, auch in der lutherischen Kirche schien die Autorität Luthers nicht ganz auszureichen, um die Litanei, die ihm valde utilis et salutaris erschien[2]; in der Form, wie er sie der Gemeinde darbot, fest und dauernd im gottesdienstlichen Leben der Gemeinde einzubürgern. Gewiß sie wurde gemäß den Vorschriften der Kirchenordnungen fleißig in Gebrauch genommen; es ist kein Zweifel, daß sie „in der lutherischen Kirche des 16. und auch des 17. Jahrhunderts ein bedeutsames Stück des gottesdienstlichen Tuns ausmachte"[3]; sie stand in Übung und blieb dem Volke geläufig, so lange die Volkstümlichkeit des Litaneigebets von der katholischen Zeit her noch nachwirkte. Je weiter man aber sich zeitlich und innerlich von dieser entfernte, desto fremder wurde sie der Gemeinde. Diese zog sich mehr und mehr von ihr zurück. Die Litanei wurde immer weniger dar, was sie von Hause aus und ihrem Wesen nach sein sollte und wollte, das Gebet, in dem die Gemeinde ihres Amtes als Volk von Priestern waltete, sich der Epiklese im Gebete bediente, die in der Priesterkirche nur dem Bischof zukam, und Gott unmittelbar anrief; sie wurde zum Gebet, das ausschließlich der Geistliche sprach, oder zur liturgischen Gesangsübung, der der zweigeteilte Chor vor der Gemeinde und für sie abhielt. Mochte sie auch der Gemeinde in Unterricht und Predigt ausgelegt werden[4], mochte die Gemeinde sie auch im Katechismus vor sich haben, sie ging ihr doch nicht so in Fleisch und Blut über, wie z. B. die deutschen Kirchenlieder. Sie erhielt sich lange im gottesdienstlichen Gebrauch dank der kirchlichen Vorschrift und kraft der kirchlichen Gewohnheit, aber es haftete ihr eine gewisse Sprödigkeit an, vermöge deren sie sich dem evangelischen Geiste nicht so recht fügen wollte, trotz ihrer Verdeutschung durch Luther war sie in gewissem Sinne doch noch nicht deutsch genug, um von der evangelischen Gemeinde völlig und innerlich als ihr Gebet angeeignet zu werden und sich dem evangelischen Gottesdienst völlig anzugleichen. So ganz heimisch wurde sie in diesem trotz aller Bemühungen und Versuche doch nicht. Das zeigt sich in der Verschiedenheit und Unsicherheit ihrer gottesdienstlichen Verwendung, ihrer liturgischen Stellung. Das eine Mal wird sie in Erinnerung an ihre ursprüngliche Bestimmung als Prozessions-Bittgebet mit Bußcharakter oder, wenn der Kürze halber die Bezeichnung erlaubt ist, als liturgisch stilisiertes Wandel-Gebet den wöchentlichen und jährlichen Buß- und Bet-Zeiten, also der wöchentlichen Betstunde, im Anschluß an die ehemaligen dies rogationum der katholischen Kirche dem Sonntag Rogate und der auf diesen folgenden Woche, dem Sonntag Invocavit als dem ersten der besonders zur Buße auffordernden Passionszeit, sowie den außerordentlichen Buß- und Bet-Gottesdiensten „in Zeiten landläufigen Unfalls" zugewiesen.[5] Hier erscheint sie einfach als das in die Kirche, in den Gottesdienst verlegte Prozessionsgebet, das hier seine ganz natürliche Verwendung findet, da ja die Prozessionen abgetan sind und an deren Stelle die regelmäßige Betstunde, bezw. der ordnungsmäßige Bußtag oder der außerordentliche Bittgottesdienst getreten ist.

Das andere Mal wird die Litanei an irgend einer mehr oder weniger passenden Stelle dem Hauptgottesdienst eingefügt. Sie erscheint noch als das entwickelte Kyrie eleison, wenn sie z. B. auf die Epistel, in der man dann ein Stück Gesetz sah, als Ausdruck der vom Gesetz gewirkten Buße folgt. Diese Auffassung der Litaner als Bußgebet wirkt noch

---

[1]) An Nic. Hausmann ad 13. März 1529 (Luthers Briefe De Wette III S. 429).
[2]) E. Simons, Die Litanei, Monatschrift V (1900) S. 321 ff.
[4]) So von M. Georgius Albrecht in 89 unterschiedlichen Predigten 1649 (Simons, a. a. O. S. 323).
[5]) Das Nähere s. Schorbereiein, Schatz des lit. Chor- und Gemeindegesangs . . . Göttingen I (1865) S. 725 ff.

wenn sie am Schluß der Predigt an die Stelle der offenen Schuld tritt. Wird sie aber der Kommunion zugeteilt, so vertritt sie der Stelle des Fürbittengebets (Ekkenie), sie ist zum diakonischen Gebet, zum gemeinen Kirchengebet in antiphonischer Form geworden als explicatio orationis dominicae, als Gebet im Sinne von 1 Tim. 2, 1. 2 dessen Eigenart nicht mehr als die des Wandelgebets, sondern hier, wo die Gemeinde stillsitzt, nur eben als ehrwürdige Altertümlichkeit empfunden wird. Wird die Litanei vollends an Stelle des Magnifikats der Vesper einverleibt, so ist sie den Psalmi majores gleichgestellt, zum liturgischen Gesangsstück geworden.

Diese Unsicherheit und Verschiedenheit in der gottesdienstlichen Verwendung und liturgischen Stellung der Litanei erklärt sich aus dem Umstand, daß es eben die Prozessions-Litanei war, die Luther verdeutschte und unmittelbar in den Gottesdienst der evangelischen Gemeinde verpflanzte. Als Prozessionslitanei war die Form des antiphonischen Gebets dem Volke besonders lieb und geläufig geworden. Um dieser ihrer Volkstümlichkeit willen wollte sie Luther der Gemeinde erhalten wissen. Dies war nur dadurch möglich, daß sie in den Gottesdienst aufgenommen wurde. Hiezu schien es zu genügen, daß sie verdeutscht, und alles dem evangelischen Empfinden Anstößige aus ihr entfernt wurde. Allein die Prozessionslitanei war eben nicht bloß die Erweiterung des Kyrie eleison, ein entwickeltes Gebet wie andere, sie war der entwickelte Kyrie-Ruf der Wallfahrenden, der liturgisch-stilisierte Bittgottesdienst der Betfahrt, in Anfang und Ausführung eigentlich schon ein in sich abgeschlossener, abgerundeter Gottesdienst für sich, die Liturgie der Wandel-Betstunde. Es erging ihr daher ähnlich, wie es mutatis mutandis der entwickelten Bach'schen Kantate später gegangen ist, wo man sie auch einfügte, sie wurde — bewußt oder unbewußt — als wenn noch so schöne, noch so wirksame, aber doch immer aus dem Rahmen des Gottesdienstes herausreichende durch besonderen Anlaß motivierte, nicht notwendig durch den Gang des Gottesdienstes geforderte Einlage, als ein Gottesdienst im Gottesdienste empfunden, ja, als ein fremdartiges Gebilde, das unter ganz anderen Voraussetzungen und Bedingungen erwachsen war, das künstlich in den Gottesdienst der evangelischen Gemeinde verpflanzt, mit diesem nicht organisch verwachsen, innerlich zur Einheit verschmelzen wollte, sondern sozusagen überall an die neue Umrahmung mit seinen Ecken und Spitzen anstieß. Auch in der Art, wie man die in den Gottesdienst verpflanzte Prozessionslitanei zur Ausführung brachte, bekundet sich eine gewisse Verlegenheit, um nicht zu sagen Unsicherheit. Hier läßt man sie per alternos choros absingen, wobei (vice cleri) eine Anzahl Knaben den Part des intonierenden Prozessionsleiters übernehmen, während der eigentliche Chor mit der Gemeinde die Responsen ausführt, dort behandelt man sie überhaupt als durchkomponiertes, vom zweigeteilten Chor auszuführendes Chorstück. Um sie dem evangelischen Empfinden näher zu bringen, faßt man sie zu ein Kirchenlied (meist „Mitten wir im Leben sind")[1]) ein, oder man bildet sie ganz zum Kirchenlied um („Gott Vater in dem Himmelreich"[7]) („O Herre Gott im Himmelreich")[1]). Wieder anderswo verwandelt man sie in eine Kollekte[8]), in ein Fürbittengebet[10]), und läßt sie überhaupt nur vom Geistlichen sprechen[11]).

2

Tritt man an die Frage heran, „ob nicht nach Erfüllung bestimmter Bedingungen hier mit der Wiedereinführung, dort mit häufigerem Gebrauch der Litanei ein Versuch gemacht werden darf"[12]), so wird man sich, noch ehe man an die Prüfung der lutherischen

---

[6]) Wurtt. K.O. 1536. 1553; Wolfgang Pfalzgraf bei Rhein K.O. 1557 ff.
[7]) Luth. Geistl. Lieder bei Papst. Chuel. K.O. 1570, Oesterr. K.O. 1571 u. a.
[1]) Siegfried. K.Ges. 1608. [8]) Lüneb. K.O. 1564. 1598. 1565.
[10]) Veit Dietrichs Agendbüchlein 1548. 1565.
[11]) Das Nähere bei Kliefoth, Zur Geschichte der Litanei. Neues Mecklenb. K.Blatt 1861 Nr. 11 ff., bei Schoeberlein a. a. O. S. 329. Der Artikel „Litanei" von P. Drews in Herzogs R. E. [2] XI, S. [illegible] ist mir erst während des Drucks dieser Arbeit zugekommen und konnte deshalb leider nicht mehr berücksichtigt werden. Instanzen gegen die hier vorgetragenen Anschauungen begegneten mir in demselben übrigens nicht.
[12]) Simons, a. a. O. S. 322.

Digitized by Google

Litanei selbst nach Inhalt, Form und Vortragsweise geht und Erwägungen darüber anstellt, ob und wieweit sie der Evangelisierung bedürfe und fähig sei, vor allem über das Interesse das man dabei verfolgt über den Zweck den man erreichen will, völlig klar werden müssen. Man wird sorgfältig auseinanderzuhalten haben, ob es sich dabei um die Wiedereinführung des Litaneigebetes überhaupt, d. i. der die Gemeinde zu erhöhter selbständiger Beteiligung am Gottesdienst heranziehenden amtlyphonischen Gebetsweise als eines „zur Belebung geeigneten Elements“[13]) handeln soll, oder um die Erhaltung, bezw. Wiederbelebung der herkömmlichen der lutherischen Litanei, d. i. der ursprünglichen Prozessionslitanei für das gottesdienstliche Leben der evangelischen Gemeinden. Man kann das Erstere jedenfalls wünschen, wird das Litaneigebet der Gemeinde „ausdrücklichen Handlungsanteil gewährt“[14]), mithin der evangelischen Auffassung vom Gottesdienst als Gemeindehandlung am meisten entspricht und doch gegen die Verwendung der lutherischen Litanei gerade zu diesem Zweck Bedenken haben, weil man in ihr, ganz abgesehen von einzelnen Anstößen, ein Gebilde sieht, das als Ganzes sich der Einpassung in den Rahmen der Liturgie des Hauptgottesdienstes widersetzt. In diesem Fall wird die lutherische Litanei nur als das Modell dienen für liturgische Neubildungen, die selbständig aus der Idee des evangelischen Gottesdienstes heraus zu schaffen wären.

Man kann andererseits das Interesse dabei gerade die lutherische Litanei als solche dem gottesdienstlichen Leben der Gemeinde zu erhalten, weil man in ihr ein wertvolles Erbe der Vergangenheit erkennt und schätzt. In der Empfindung davon, daß sie nicht ein bloßes Gebet, sondern eine vollständige Andachtsübung darstellt, wird man versuchen, sie, um sie zu erhalten, zu selbständigen Andachten im modernen evangelischen Sinne weiter zu entwickeln und auszubauen. Auch in diesem Fall wird der lutherischen Litanei als Modell dienen, eine nicht als Modell für eine liturgische Andachten. Solche selbständige Litanei-Gottesdienste nach dem Vorbild der lutherischen Litanei und unter voller Ausgestaltung derselben kennt die Brüdergemeine[15]). Die bayrische Agende von 1856 verweist die lutherische Litanei als den eigentlichen Kern der Wechselandachten, behandelt sie also als besonderen Gottesdienst für sich. Als Modell für selbständige Gebetsfeiern dient sie in F. Meyers „Litaneien-Büchlein“[16]), der von Löhe angeregt ist. Der Letztgenannte meint „daß gerade der Form der Litanei zur Nachahmung einlädt, und daß man daher die mannigfaltigsten Litanien ausarbeiten und gebrauchen könnte“[17]), die von der lutherischen Litanei dem „herrlichen Bauwerk der alten Zeit“, Plan und Stil entnehmen, im Inhalt aber durch den Zweck bestimmt sind, dem sie dienen sollen[18]).

Wir nahen diese Unterscheidung ist des bestätigt ein Blick in eine Reihe von Agenden, welche die lutherische Litanei in der überlieferten Gestalt angenommen und zur Verwendung im Hauptgottesdienst an Stelle des allgemeinen Kirchengebetes, meist am Jahrfeiern Buß- und Bettag, vorgesehen haben wie z. B. der erneuerte preußische Agende der neue Agende für die lutherische, für die evangelisch-unierte und („wo es angeht“) für die reformierte Kirchengemeinschaft im Konsistorialbezirk Cassel (1896) die Braunschweiger

[13]) Simons a. a. O. 324.

[14]) Vergl. das „Litteraturblatt der evangelischen Brüdergemeine“ Gnadau 1882. Leider kam mir der treffliche Aufsatz von J. Th. Müller Entstehung und Entwickelung der brüderischen Kirchenlitanei in Nr. 5 dieser Zeitschrift (S. 152 ff.) erst zu Gesicht, als der vorliegende Artikel schon zum Druck gegeben war. Ich hätte der Geschichte der Litanei in der Brüdergemeine manche Belege für die Nachhaltigkeit der hier vorgetragenen Erwägungen entnehmen können. Ihre möchte ich dem Nachdrucken zunächst nur die Frage empfehlen, ob es sich nicht vielleicht empfehlen würde, die Ausgestaltung der bis 1875 einen selbständigen Gottesdienst bildenden Litanei zu dem Zugeständnis abzudringen, daß man dieselbe mit dem Hauptgottesdienst verbandt. Es war nicht bloß die Länge welche den liturgischen Empfinden Schwierigkeiten bereitete. Deshalb war es auch mit der bloßen Verkürzung nicht getan. „Das letzte Wort in dieser Frage ist jedenfalls noch nicht gesprochen“, sagt der kundige Herr Verfasser S. 158.

[15]) Leipzig 1881. [16]) Löhe, Haus- Schatz und Kirchenbuch S. 62.

[17]) Löhe, Agende für christ. Gemeinden I. S. 354 ff.

„Alterbog für den noske Kirke" (Kristiania 1889), von früheren das Kirchenbuch für die evangelische Kirche in Württemberg (1842), das Kirchenbuch für die evangelisch-protestantische Kirche im Großherzogtum Baden von 1858, die Lucius'sche Agende von 1859 u. a. m. Die unmittelbare Herübernahme der Prozessionslitanei in den Hauptgottesdienst erscheint am Buß- und Bettag auf den ersten Blick natürlich und unbedenklich. Allein man vergegenwärtige sich einmal unter völliger Wegdeutung des „unvergleichlichen Kirchengebets", wie von Zezschwitz die Litanei nennt[18]) und ohne den Wunsch, diesem irgendwie und irgendwo im Gemeindegottesdienst Raum schaffen zu wollen, die Gedanken, welche sich am jährlichen Buß- und Bettag der evangelischen Gemeinde aufdrängen und nach gemeinsamem Ausdruck verlangen, und frage sich unbefangen, ob sie sich mit der Litanei decken, ob man nach der Litanei greifen würde, um ihnen Ausdruck zu geben, wenn man diese nicht eben verwenden und an angemessener Stelle unterbringen wollte? Gewiß trägt die lutherische Litanei Bußcharakter, sie ist aus der Stimmung der Buße hervorgequollen und atmet sie. Aber ist sie wirklich (liturgisch betrachtet) ein eigentliches Bußgebet? Mit Recht betont Simons, daß sie mehr dem Charakter des Bet-Tages entspreche[19]). Sie ist der erweiterte Kyrie-Ruf der unter der Erfahrung von mancherlei Not und Drangsal sich zu Gott drängenden Gemeinde. Daß die Not, die zum Gebete treibt, die geistliche Not der Sünde einschließt, ist selbstverständlich, aber die Litanei beschränkt sich nicht auf diese, betont sie nicht einmal in erster Linie. Sie setzt die Erkenntnis und das Bekenntnis der Schuld voraus, involviert beides, aber sie selbst ist kein Sündenbekenntnis. Sie ist ein Not- und Bittruf der Gemeinde, die sich auf Gottes Erbarmen geworfen fühlt, aber es ist nicht zuerst und nicht ausschließlich die sündevergebende Gnade, die angerufen wird, sondern das durch Christus vermittelte Erbarmen Gottes überhaupt. Sie trägt eine Reihe von Bitten vor, die dem Bußtag nicht eigentümlich sind, am Bußtag mindestens nicht näher liegen als an jedem anderen Tage. Kurz, sie ist nicht mehr und nicht weniger Bußgebet als jedes andere, echt evangelische, aus Buße und Glaube quellende Gebet. Ja, sie läßt gerade solche Gedanken vermissen, die sich dem evangelischen Christen vor allen anderen zumal am Bußtage auf die Lippen drängen. Es ist die erschrockene Bittfahrten-Gemeinde, weniger die Gemeinde der in Christus sich versöhnt wissenden, auf dem festen Grunde des sola fide Fuß fassenden Gemeinde der Kinder Gottes (Röm. 8, 14—16), die in der lutherischen Litanei betet.

Soll sie nicht eben nur um bei Pietät willen bewahrt, sondern dem Gottesdienst der evangelischen Gemeinde als ihr natürliches Bußgebet assimiliert werden, so mußte sie zu einem solchen erst noch bestimmter geprägt, sie mußte der Idee des evangelischen Bußtages genauer angepaßt, von ihr aus umgestaltet werden; bloße formelle Änderungen, Umstellungen und Beifügungen würden hiezu nicht genügen. Die Urheber der bayerischen Agende von 1856 sind daher von einem ganz richtigen Instinkt geleitet gewesen, wenn sie die Prozessionslitanei der Betstunde zugewiesen, genauer sie als einen „Gebetsgottesdienst" behandelt haben unter Hinzufügung einiger die Umrahmung vervollständigenden Stücke.

Fordert so, genau betrachtet, schon der Bußtag die Umstilisierung der Prozessionslitanei, ihre Individualisierung nach der Idee und dem Charakter des evangelischen Bußtags, soll sie sich anders dem Gottesdienst als homogenes Stück einfügen, so drängt sich diese Forderung noch mehr auf an den anderen Tagen, für die man etwa die Litanei in Aussicht nehmen wollte, weil die intensive Erregung des Gemütes, welche der Charakter des Tages, die im Mittelpunkt stehende Heilstatsache oder Heilserfahrung, unwillkürlich mit sich bringt, die erhöhte Aktivität der Gemeinde fordert oder doch natürlich erscheinen läßt. Simons nennt als solche Tage den Karfreitag, den ersten Sonntag in der Passionszeit, das Neujahrsfest und je den ersten Sonntag des Monats, wir möchten noch auf den Silvester-Abend, den Gedächtnistag der Verstorbenen, das Ernte-Dankfest, einzelne vaterländische Gedenktage verweisen. Die Idee, der Charakter und die Stimmung des Tages fordert und

[18]) Herzogs Real-Encykl.² VIII, S. 700. [19]) a. a. O. S. 328.

motiviert zwar die erhöhte Beteiligung der Gemeinde am Gebet, also die Gebetsweise der Litanei am Ende auch den emphatischen Kyrie-Ruf, nicht aber gerade diejenige Reihe von Bitten aus denen sich die lutherische Litanei zusammensetzt. Inhalt und Reihenfolge der Bitten müßten aus dem Gedanken des Tages sich entwickeln, nach ihm sich richten, die Litanei wäre nach dem Tage, dem sie zu dienen hat, zu individualisieren. Es ist ganz richtig gehandelt, wenn die Casseler Agende von 1896 wie schon früher das badische Kirchenbuch von 1858[20]) für den Karfreitag die Litanei vorsieht, aber nicht die herkömmliche lutherische (Prozessions-)Litanei, sondern die Litanei vom heiligen Leiden und Sterben Jesu einstellt, eine Litanei, deren bewegendes und gestaltendes Motiv die Karfreitagstatsache bildet, eine Litanei, die aus dieser hervorwächst, um sie sich rankt, mit ihr sich zusammenschließt, während das badische Kirchenbuch hierzu zwar die lutherische Litanei, aber in verkürzter Gestalt, verwendet. —

5

Man wird also, sofern man dabei den Hauptgottesdienst im Auge hat, gut tun, zunächst lieber nicht von der Wiedereinführung oder häufigeren Verwendung der Litanei d. i. der lutherischen (Prozessions-)Litanei, zu reden, sondern von der Zurückeroberung und häufigeren Verwendung des Litanei-Gebetes für die evangelische Gemeinde im Hauptgottesdienst, weil die Einstellung der Litanei in den Hauptgottesdienst von vornherein die Individualisierung der Litanei nach dem Grundgedanken des Tages, mithin eine gründliche Umgestaltung, nicht bloß Revision des Inhalts fordert. Nicht um die unmittelbare Verpflanzung der lutherischen Litanei in den Hauptgottesdienst könnte es sich handeln, sondern um Neubildung nach ihrem Modell.

Ja, dieses selbst dürfte dabei nicht ohne weiteres als unbedingt maßgebend behandelt werden. Das Litanei-Gebet soll ja an die Stelle des allgemeinen Kirchengebets treten. Die Prozessionslitanei trägt nun zwar wohl im Ganzen den Charakter eines solchen, gemäß 1 Tim. 2, 1 und 2, aber sie ist nicht bloß ein Gebet wie andere, sie bildet als Liturgie der Wandelbetstunde einen Gottesdienst für sich. Es fragt sich, ob und wie weit diese selbst etwa noch weiterer Modifikation bedarf, damit die Litanei nicht als fremdartige Einlage empfunden werde, sondern sich mit der Liturgie des Hauptgottesdienstes einheitlich verschmelze. Ist es bloß die übermäßige Länge, welche die Einstellung der Litanei in den Hauptgottesdienst erschwert? Ist es nicht vielleicht auch und noch mehr die Schwierigkeit ihrer Einpassung in die Liturgie desselben, die Schwierigkeit des glatten und sinngemäßen Anschlusses nach rückwärts und vorwärts? Ist es nicht zuletzt auch die Vortragsweise, die Schwierigkeiten bereitet?

Die Länge der Litanei beschäftigt uns zunächst nicht, da wir ja von der unmittelbaren Herübernahme der lutherischen Litanei in den Hauptgottesdienst absehen, und die von uns für notwendig erachtete inhaltliche Individualisierung der Litanei die Kürzung ohnehin mit sich bringt. Übrigens gab es und giebt es Kirchengebete, die an Länge der Litanei keineswegs nachstehen und gleichwohl fleißig im Gottesdienst verwendet werden.

Wie steht es nun aber mit der Einfügung des Litaneigebetes in den Rahmen des Gottesdienstes? Die Litanei soll das allgemeine Kirchengebet vertreten. Läßt sie sich an der Stelle, die dieses einnimmt, überhaupt, läßt sie sich in dem für sie wesentlichen geschlossenen Aufriß, in der für sie charakteristischen Umrahmung durch den nachdrücklichen Kyrie-Ruf ohne weiteres in den feststehenden Rahmen der Liturgie einpassen?

Wir möchten nicht näher auf die Frage eingehen, die E. Chr. Achelis in der schon angeführten Abhandlung über das Kyrie eleison[21]) behandelt hat, ob der Kyrie-Ruf überhaupt dem Gebet einer christlichen, vollends einer bewußt evangelischen Gemeinde anstehe, und die der genannte Forscher im verneinenden Sinne beantwortet, weil dieser Ruf die Tendenz habe, daß der Flehende, der außerhalb der Sphäre göttlichen Erbarmens stehe, in die Sphäre dieses Erbarmens eintrete, die Jüngerschaft Jesu und die christliche Gemeinde der apostolischen und nachapostolischen Zeit aber sich als die ἐκκλησία ἡ ἠλεημένη wisse,

[20]) S. 49. [21]) S. Mitschr. IV (1899) S. 161 ff., S. 241 ff.

der Erbarmung widerfahren ist und demgemäß diesen Ruf nicht über die Lippen gebracht habe." Wir stimmen dem zu, was Simons a. a. O. S. 326 sagt: „Die christliche Gemeinde kann solche Worte so gut wie andere vorchristliche Gebets- und Segensworte (Halleluja, Hosianna, aaronitischen Segen) sich aneignen" — namentlich dann, wenn sie dieselben etwa singt! — „und ihren Geist beneinlegen, sie kann das „Herr, erbarme dich" zum kürzesten Ausdruck christlicher Sündenerkenntnis machen, sie kann es auch in dem Sinne brauchen, in welchem Ph. Fr. Hiller bittet: „Gott, der du reich bist an Erbarmen, nimm dein Erbarmen nicht von mir!" Im Munde der evangelischen Gemeinde hat das „Herr, erbarme dich" nicht „die Bestimmung, durch reumütiges und demutsvolles Flehen allererst Gott gnädig zu stimmen, daß er die nachfolgenden Bitten um so sicherer gnädig annehme"[22]; vielmehr giebt es im Sinne von Daniel 9, 18 oder Luk. 18, 13 dem Bewußtsein der Stellung Ausdruck, die wir auch, wenn wir uns als Gottes Kinder (Gal. 4, 6, Röm. 8, 15 ff.) wissen, ihm gegenüber einnehmen als solche, die schlechthin auf Gnade angewiesen sind, und die Betonung dieser Grundstellung der demutvollen Glaubenszuversicht ist da, wo überhaupt das liturgisch bewegte, aus besonderer innerer Erregung quellende, von besonderer innerer Beteiligung getragene Litaneigebet am Platze ist, gewiß psychologisch motiviert, wahr und natürlich und deshalb wohl angebracht als der Grundton, aus dem das Gebet emporsteigt.

Aber ist dieser Gebetseingang, so natürlich er der Prozessionslitanei, dem Gebetsgottesdienst der Bittfahrt, ist am Platze innerhalb des Hauptgottesdienstes in dem Augenblick, da die Gemeinde auf Grund der vernommenen Evangeliumsverkündigung sich anschickt, ihr Herz vor Gott auszuschütten und mit dem Gebet der Kinder Gottes vor ihn zu treten? Ist es der rechte Eingang für das allgemeine Kirchengebet? Reißt der Kyrie-Ruf hier nicht die Gemeinde aus der durch die Evangeliumsverkündigung gewirkten Stimmung wieder heraus? Versetzt er sie nicht von der Höhe der soeben im Evangelium gewonnenen Freudigkeit der Kinder Gottes wieder zurück auf die Stufe derer, die erst der Gnade ihres Gottes gewiß werden wollen? Dieser Eindruck könnte entstehen, wenn der Kyrie-Ruf unvermittelt einsetzt. Damit also durch diesen die Einheit der evangelischen Grundstimmung nicht durch einen fremden Ton gestört werde, erscheint eine liturgische Vermittelung angezeigt. Diese wird am natürlichsten durch die Einschiebung eines Einleitungsspruches vor dem Gebet dargestellt, eines solennen Schriftwortes, das den Gebetsruf des „Herr, erbarme dich" fallizitiert und motiviert und zugleich die Aufgabe hat, denselben evangelisch zu prägen. Daß der Kyrie-Ruf, den die Gemeinde anstimmt, in deutscher Sprache zu erfolgen hat, erscheint uns selbstverständlich. Der Grund, den die katholische Kirche für den Gebrauch der griechischen Sprache angiebt, ut unum ejus populum esse ostendamus unumque Deum utrumque populum[23], fällt für evangelische Gemeinden weg. Daß die preußische und die Casseler Agende den griechischen Kyrierruf beibehalten, können wir uns nur aus übertriebener geschichtlicher Pietät erklären.

Damit sind wir bereits in die Frage nach der angemessensten Vortragsweise eingetreten. Für die katholische Kirche ist diese gegeben: die Litanei wird wechselweise zwischen Geistlichem und Gemeinde (bezw. Chor) gesungen. Ihre Vortragsweise wurde von der lutherischen Kirche übernommen. Aus der Mannigfaltigkeit der hier üblich gewordenen Vortragsweisen (s. o.) treten zwei Haupttendenzen hervor: die eine geht dahin, die Litanei als Chorgebet der Gemeinde zu erhalten; sie wird auf zwei Chöre verteilt, deren einer (einzelne Anaden) den intonierenden Geistlichen (vice cleri) verteilt, deren anderer die Gemeinde einschließt, oder sie wird in ein deutsches Gemeindelied umgegossen und ganz von der Gemeinde vorgetragen. Die andere geht dahin, die Litanei als liturgisches Gebet festzuhalten, und behandelt sie daher wie die übrigen Gebete, weist den Vortrag dem Pfarrer allein zu, der sie spricht, oder verwandelt sie in ein gewöhnliches Kirchengebet.

Beidemale wird die Litanei des ihr eigentümlichen Charakters zuletzt entkleidet, denn dieser besteht eben darin, daß sie von Liturg und Gemeinde wechselsweise gebetet wird.

(Schluß folgt.)

[22] Thalhofer, Handbuch der kath. Lit. I. S. 496.
[23] Alcuin, De divin. offic. c. 40. Migne P. L. 101, 1248 c.

Bedarf die evangelische Kirche eines Chorraums?

von **P. Brathe**, Oberpfarrer in Ranis (Thür.)

(Schluß.)

Um in einer für die Grundanlage der Kirche so bedeutungsvollen Frage zur Klarheit zu kommen, müssen wir auf den Grundbegriff des Kirchengebäudes selbst zurückgehen. Ein Bauwerk, das als Kunstwerk angesehen zu werden beansprucht, muß nicht bloß seinem praktischen Zwecke entsprechen, sondern auch in seiner Erscheinung sein eigentümliches Wesen erkennen lassen. „An jedem Werke der Baukunst lassen sich die beiden Elemente des Praktisch-Notwendigen und des Idealen, deren Vereinigung erst das Kunstwerk ausmacht, nachweisen. „Der hellenische Tempel, der gotische Dom ragen soweit über die praktischen Zwecke hinaus, daß dieselben nur noch als ein zu Grunde liegendes Motiv in Betracht kommen."[15] „Die protestantische Kirche sollte in der Anlage sowohl als in der Ausführung ihre Bestimmung deutlich erkennen lassen."[16]

Es fragt sich nun, worin Wesen und Bestimmung des evangelischen Kirchengebäudes besteht. Die einen sagen, die Kirche sei Gotteshaus und solle sich als solches darstellen, die andern, sie sei Gemeindehaus. Beides sind Schlagworte, keine Erklärungen, aus denen sich Folgerungen ziehen ließen.

Was ist die Kirche? Wie für die Heiden der Tempel die Behausung war, wo die Gottheit wohnte und man sie besuchte, und wie deshalb die Gestaltung des Tempels mitbestimmt wurde durch den vorgestellten Charakter der betreffenden Gottheit[17] so sieht der Katholik in der Kirche wesentlich Wohnstätte und Audienzsaal Gottes und will sie so ausgestattet wissen, daß dadurch die Erinnerung an diejenigen Eigenschaften Gottes, welche in der katholischen Vorstellung prävalieren — seine Größe, Herrlichkeit, Heiligkeit — geweckt werde. Und weil Gott räumlich gegenwärtig ist in der verwandelten Hostie, so ist der Chorraum das eigentliche Gotteshaus, um dessentwillen die Kirche zunächst gebaut wird. Der übrige Raum ist minder wichtig, nur eine Art Vorraum für jenen, dazu bestimmt, damit das christliche Volk da in der Nähe Gottes erscheine, ihm seine Ehrerbietung beweisen und dadurch sein gnädiges Gedenken sich sichern könne.

Daß für evangelische Christen die Kirche nicht in diesem Sinne Gotteshaus sein kann, bedarf keines Beweises. Aber auch Gemeindehaus schlechtweg ist die Kirche für uns nicht. Gemeindehäuser giebt es ja in sehr verschiedenem Sinne und zu sehr verschiedenen Zwecken. Welche davon nennen wir Kirchen?

Evangelische Kirchen werden gebaut zu dem Zwecke, daß die christliche Gemeinde da ihre Gottesdienste feiere. Im weitesten Sinne ist für uns jeder Ort eine Kirche, wo eine größere oder kleinere Gemeinde zusammenkommt, um ihren Gottesdienst zu begehen. So kann zeitweise eine Stube, eine Scheune, ein Platz im Walde zur Kirche werden. Wir nennen aber Kirchen nur solche Gebäude, welche ständig zu diesem Zwecke benutzt werden und in ihrer gesamten Erscheinung diese ihre Bestimmung erkennen lassen. Eine Kirche im evangelischen Sinne ist also eine zum Gottesdienst der Gemeinde bestimmte Stätte, die den Charakter ihrer Bestimmung trägt.

Sie ist deshalb in der That ein Gemeindehaus, denn sie ist für die Gemeinde bestimmt. Katholiken bauen Kirchen auch an einsamer Orte. Daß Leute da sind, die da hineingehen, ist nicht unbedingt nötig. Es ist an sich etwas Gutes, dem lieben Gott möglichst viel Stätten zu bereiten, wo er wohnen kann. Eine evangelische Kirche entsteht nur, wo eine Gemeinde ist — zum Zweck des Gottesdienstes dieser Gemeinde. Als Stätte des Gottesdienstes der Gemeinde muß sie sich charakterisieren. Nicht nur, daß eine Gemeinde da zusammenkommt, sondern auch, daß die Gemeinde da Gottesdienst feiert.

---

[15] Lübke, Gesch. d. Architektur S. 3.

[16] Weise, Erläuterungen zu den „Studien zur baulichen Gestaltung protestantischer Kirchen."

[17] Vgl. Ehrenfeuchter, Theorie des Kultus S. 291.

muß in Erscheinung treten. Wie das geschehen kann, ergiebt sich aus der Beantwortung der Frage, was eigentlich die Feier des Gottesdienstes ihrem Wesen nach ist. Die Anschauungen hierüber haben im Laufe der Zeit manche Wandlungen durchgemacht.

In der Zeit der lutherischen Orthodoxie mit ihrer ausschließlichen Richtung auf Lehrkorrektheit wurde der Gottesdienst ganz unter dem auch von Luther anfänglich einseitig hervorgehobenen pädagogischen Gesichtspunkt angesehen. Die Gemeinde kam in die Kirche, um dort in den Glaubenswahrheiten unterrichtet, mit der reinen Lehre gespeist zu werden. Diese Auffassung der Liturgemeinde als einer Lerngemeinde und des Gottesdienstes als einer pädagogischen Veranstaltung beherrscht der Pietismus bei und steigerte die Rationalismus in einseitig intellektualistischer Weise. Dem entsprach die spalatige Gestalt vieler Kirchen jener Epoche und die Umwandlung der Kirche in einen sonntäglichen Hörsaal in der rationalistischen Zeit.[18])

Seit Schleiermacher ist in der Liturgik die Erkenntnis zum Durchbruch gekommen, daß der Gottesdienst mehr ist als eine Veranstaltung zum Zwecke ideologischer religiöser oder sittlicher Belehrung, daß er eine gläubige Gemeinde voraussetzt, die das Bedürfnis hat, das in ihr waltende Leben zum Ausdruck zu bringen. So sehen jetzt viele Liturgiker um Gottesdienst wesentlich eine Selbstdarstellung des Glaubens der Gemeinde. Die Gemeinde kommt zusammen, um das, was von Glauben, Liebe, Dank, Gelöbnis in ihr lebendig ist, zur gemeinsamen Darstellung zu bringen. Was im Gottesdienst geschieht, geschieht durch die Gemeinde oder in ihrem Namen und Auftrage. Sie erbaut sich so durch sich selbst. Wird dann noch, wie es besonders durch Sulze geschehen ist, in einseitiger Weise betont, daß Gott eben nur in lebendigen Persönlichkeiten gegenwärtig sei, daß wir Gott nur in uns selbst suchen können, daß die Seelen der Gemeindeglieder das Allerheiligste in der Kirche sind, darin Gott im Geist und in der Wahrheit wohnt, die Gemeinde also die Wohnstatt Gottes ist[19]) so ist es verständlich, daß man auf dieser Seite die ganze Kirche als Gemeinderaum gestaltet wissen will, einen besonderen Chorraum für unnötig zweckt und ideenwidrig erklärt, endlich auch die amphitheatralische Form des Kirchengebäudes bevorzugt, wo die Versammelten sich auch gegenseitig sehen können.

Demgegenüber ist doch geltend zu machen — und hier tritt zu Tage, daß die letzten Wurzeln der Kirchbaudevise über das liturgische Gebiet hinaus bis in das dogmatische hineinreichen, die bis zu dem „tiefen Graben" der verschiedenen Auffassung und Bewertung der Sünde — die zum Gottesdienst versammelten Gemeindeglieder, wenn sie auch prinzipiell als gläubige Christen angesehen zu werden berechtigen dürfen, bleiben dennoch immer sündige Menschen, in denen nicht bloß Gott im heiligen Geiste wohnt, denen viel Altgöttliches und Widergattliches anklebt — es sind Strebende und uns auf dem rechten Heilsweg Befindliche, aber noch nicht am Ziele Stehende. Es sind arme zerbrechliche und beschmutzte Gefäße, in welche die Gnade Gottes ein wenig himmlischen Inhalt hineingefüllt hat. Und wie stärkend es auch für den einzelnen sein mag, wenn er sehen darf, daß viele andere mit ihm denselben Weg gehen sich zu demselben Herrn halten, dasselbe ewige Gut erstreben, so kommt es doch nicht allein darauf in die Kirche an, das zu sehen. Es will vielmehr mit diesen Gleichgesinnten gemeinsam Gott anbeten, mit Gott in Beziehung treten, von Gott etwas empfangen, Stärkung, Mahnung, Trost, Weisung, kurzum alle die Gnadenmittel des Worts und Sakraments. Gerade dieser Faktor der Anbetung ist der grundlegende und beherrschende Akt zum gegenseitigen Austausch der gemeinsamen geistlichen Besitzes versammeln sich die Gemeindeglieder, sondern zur gemeinsamen Anbetung Gottes, um sich ihm als ein lebendiges Dankopfer darzustellen und von ihm unsere Förderung zu empfangen.[20])

So ist also der Gottesdienst Gemeinschaftsverkehr der gläubigen Gemeinde mit ihrem Gott. Dem Herrn wird etwas dargebracht und vom Herrn nicht bloß von einander will man etwas empfangen.

[18]) Man lese hierüber die vortrefflichen Ausführungen von J. Meez im Christl. Kunstbl. 1894 S. 91.

[19]) Sulze, die evangel. Gemeinde § 4. 21. 25.

[20]) Vgl. Rietschel, Lehrbuch der Liturgik § 4–8.

Sind es nur zwei, der im Gottesdienst mit einander in Wechselbeziehung treten Gott und die Gemeinde beruht gerade darin das Wesen des Gottesdienstes, so muß dies auch in der Gestaltung des für den Gottesdienst bestimmten Raumes zum Ausdruck kommen der ja eben — sofern er ein Kunstwerk sein will — das Wesen dessen, wozu er bestimmt ist, wiederspiegeln soll Es muß zu sehen sein, daß da zwei mit einander Verkehr pflegen

Dies läßt sich aber räumlich nur keine andere Weise zur Darstellung bringen als dadurch daß in dem gottesdienstlichen Raum zwei Raumteile geschaffen werden die mit einander verbunden sind und sich doch von einander abheben Nicht als wäre uns der Chorraum die „Wohnung Gottes“ im alttestamentlichen aber katholischen Sinne, aber nur so wird es augenfällig, daß außer der sichtbaren Gemeinde auch noch ein anderer da ist der unsichtbare Herr Das ist kein plattes willkürliches Symbolisieren, sondern eine Forderung die sich aus Wesen und Bestimmung des Kirchengebäudes ergiebt

Daher rührt das Gefühl des Unbefriedigtseins, welches chorlose Kirchen bei vielen wecken, ohne daß sie sich recht über den Grund Rechenschaft zu geben wüßten Nicht nur, daß man etwas vermißte was man nun einmal gewohnt ist, sondern solche Kirche sagt uns nur daß sich da eine Gemeinde zu ernster, religiöser Feier sammelt Aber sie sagt uns nicht, daß sich auch Gott zu der Gemeinde naht In dem Sinne muß allerdings die Kirche „Gotteshaus“ sein daß darin nicht bloß die Gemeinde zur sinnlichen Erscheinung komme, sondern beides ausgedrückt sei „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten“ — Aus dem Gesagten ergiebt sich, wie weit wir uns mit denen berühren welche die Zweiteilung der Kirche fordern mit Rücksicht auf die Unterscheidung sakramentaler und sakrifizieller Handlungen im Gottesdienst Diese Scheidung hat, wie Rietschel a a O hervorhebt ihre Bedenken und läßt sich im einzelnen nicht streng durchführen Wohl aber hat der zu Grunde liegende Gedanke, daß eben im Gottesdienst ein göttlicher und ein menschlicher Faktor zusammenwirken seine volle Berechtigung

Da nun also der Chorraum die Erinnerung an den im Gottesdienst mit anwesenden und mithandelnden Herrn wecken soll, so muß er zweckentsprechend in seiner gesamten Ausstattung von Gott reden und dem, was Gott in seinem Sohne für uns getan hat und tut Wir stellen deshalb vor allem das Gerät hinein das am meisten an den „Gott für uns und mit uns“ erinnert den Altar wo der Herr uns segnend und spendend besonders nahe tritt beim heiligen Abendmahl und im Gottesdienst und gottesdienstlichen Handlungen So erst erhält wiederum der Altar seine volle Bedeutung als Tisch des Herrn während er in einer chorlosen Kirche in die Mitte der Gemeinde gestellt und von ihr umgeben, als Tisch der Gemeinde erscheint

Da wir ferner aus dem eben genannten Grunde gerade im Chorraum Bilder und Darstellungen Gottes, göttlicher Dinge Taten und Tätigkeiten anbringen, so wird auch das von Freunden des Chorraums zuweilen angeführte, aber leicht mißverständliche und den Verdacht willkürlicher Symbolisierei erweckende Wort verständlicher der Chorraum sei „das Abbild der Welt der Verklärung, welcher die Gemeinde entgegenpilgert“[21]

Wenn nun aber verlangt werden muß, daß in einer normalen Kirche die Zweiheit der handelnden Subjekte des Gottesdienstes in der Zweiteilung des gottesdienstlichen Raumes zur Erscheinung komme, so darf doch andererseits nicht außer acht gelassen werden daß nach evangelischer Lehre Gott und seine Gemeinde sich nicht als zwei Fremde gegenüberstehen Wir sind mit ihm versöhnt, seine begnadigten, geliebten Kinder Wir nahen uns ihm nicht mit scheuer Zurückhaltung Wir stehen mit ihm auf Du und Du und reden kindlich und vertrauensvoll mit ihm Er hält sich nicht streng und kalt von uns zurück, er läßt sich ganz nahe zu uns herab und redet als Vater mit seinen lieben Kindern

So wäre es also für eine evangelische Kirche unangemessen wenn der Chorraum sich in katholischer Weise von dem Gemeinderaum scharf absondern würde Nicht bloß aus praktischen Rücksichten sondern gerade auch aus innern Gründen muß zwischen Chorraum und Gemeinderaum eine so nahe Beziehung, ein so enger Zusammenhang hergestellt werden,

---

21) Luthardt über kirchl Kunst S 8

als es überhaupt unbeschadet der Besonderheit beider möglich ist. Sie dürfen nicht einfach neben einander gestellt werden, sondern müssen in der Art ihrer räumlichen Verbindung gerade ihre Zusammengehörigkeit erkennen lassen. Ein isolierter Chorraum entspricht nicht der evangelischen Anschauung vom Verhältnis der Gemeinde zu ihrem Gott und hat stets etwas Katholisches. Daß der Chorraum in der evangelischen Kirche breiter und flacher angelegt wird, als dies in katholischen Kirchen in der Regel geschieht, ist gut, genügt aber noch nicht ganz. Es mag sich die teilweise Umfassung desselben durch den für die Gemeinde bestimmten Teil des Kirchengebäudes empfehlen. Freilich dürfte dadurch die Selbständigkeit des Chorraumes nicht verwischt werden, die Umfassung also nicht bis zur Stirnlinie des Altars reichen.

Rietschel hebt bei der Darlegung des Begriffes des Gemeindegottesdienstes zuletzt hervor, daß der gesamte Gottesdienst doch schließlich als Tat der Gemeinde angesehen werden müsse[22]), da auch die sogenannten sakramentalen Akte erst durch sie zu stande kommen. Ob man ihm hierin zustimmen kann, ob man diesem Gesichtspunkt einen Einfluß auf die Gestaltung des Kirchengebäudes einräumen muß, ob daraus gefolgert werden darf, daß die innere Zweiteilung des Gebäudes in eine höhere Einheit zusammenzufassen ist, ob also dennoch das ganze Kirchengebäude als „wie einerlei Gebäu gebauet" (Luther) sich darstellen kann oder muß, mag weiterer Diskussion überlassen bleiben. Die Hauptsache ist zunächst einmal festzustellen, daß die oben entwickelte Auffassung des Gottesdienstes auch die Heraushebung eines selbständigen Chorraumes im gottesdienstlichen Hause nötig macht.

Altchristliche Darstellungen der Taufe Jesu.*)

Die große Bedeutung christlicher Denkmäler für die Erkenntnis der Volksfrommigkeit aller Zeiten tritt in der Gegenwart in immer helleres Licht. Die Urheber jener Kunstgebilde griffen wie das Volk, in dessen Dienst sie arbeiteten, viel weniger auf die schlichten und keuschen Berichte der Bibel zurück als auf die aus späterer Zeit stammenden, bunten und legendenhaften Darstellungen apokryphen Schriften, die durch Volkspredigt und Liturgie Gemeingut der großen Masse wurden. Die literarischen Produkte, die hierbei in Betracht kommen, waren natürlich nur Wenigen zugänglich und gingen mit der Zeit gutenteils verloren; der Volksglaube blieb und mit ihm die Werke der Kunst, beide in steter Wechselbeziehung zu einander.

Durch die Untersuchung eines koptischen Evangelienfragments wurde Adolf Jacoby zu Studien über allerlei alte Berichte in Sachen der Taufe Jesu geführt, deren Ergebnisse auch für den Leserkreis der Monatsschrift wissenswert sind. In der Hauptsache handelt es sich um eine Darstellung der Taufe in dem Chronicon paschale, einer am Anfang des 2. Jahrhunderts verfaßten anonymen Schrift. Diese Darstellung scheint auf altägyptischer Überlieferung zu beruhen; der übrige andere Ereignisse des Lebens Jesu behandelnde Text bietet Zeitbestimmungen römischer, der Taufbericht dagegen ausschließlich solche ägyptischer Herkunft. Nach der genannten Osterchronik ist die Taufe Jesu über die biblischen Berichte hinaus durch folgende Begleiterscheinungen ausgezeichnet: Der Jordan weicht zurück, Jesus fordert den Täufer auf, den Wassern zu befehlen, daß sie stille stehen, was auch sofort geschieht, Johannes betet den Herrn an, die Wasser brausen auf, der Himmel öffnet sich und

---

[22]) A. a. O. S. 63 ff.

*) Adolf Jacoby, Ein bisher unbeachteter apokryphen Bericht über die Taufe Jesu nebst Beiträgen zur Geschichte der Didaskalie der zwölf Apostel und Erläuterungen zu den Darstellungen der Taufe Jesu. Mit 8 Abb. Straßburg, Trübner. 1902. VI. u. 107 S. — Das Studium der interessanten Schrift wird leider durch das Fehlen jeder Übersicht und Teilung des Stoffes wie durch das beständige Ineinanderübergehen von Zitat und Ausführung unliebsam erschwert.

als feurige Taube fährt der heilige Geist herab, es wird eine donnergleiche Stimme gehört. Alle diese Einzelheiten haben offenbar den Zweck, die Heilsschicksale des sich Erniedrigenden zu bezeugen. Dann das Rätsel, das in der Unterweisung des Sohnes Gottes mittels die Johannestaufe zu liegen scheint, sodaß sämtlich als Lösung eine in gehäuften Wundern sich bekundende Verherrlichung.

Jacoby prüft die angeführten legendarischen Züge auf ihre eventuelle Heilkraft, wobei sich herausstellt, daß die bereits von Paulus (1 Kor 10, 1 f.) hergestellte Parallele zwischen der Taufe und dem Durchgang Israels durch das rote Meer in der Kirche weiter ausgebaut und Anderes teils aus biblischen teils aus heidnischen Vorstellungskreisen hinzugefügt worden sein muß. Jedenfalls hat die im Chronicon paschale gegebene vielleicht der „Didaskalie der Apostel“ seiner weder mit der Didache noch mit den apostolischen Konstitutionen identischen, bisher nicht aufgefundenen Schrift) zugehörige Darstellung der Taufe Jesu Jahrhunderte lang einen tiefgehenden Einfluß geübt auf die Predigt, die Katechese, die kirchliche Dichtung, das Ritual die christliche Literatur (in's Besondere die „Pilgerschriften“ und die Erzählungen von der Taufe berühmter oder mächtiger Leute). Unerwartig wird durch diese Betrachtung von allem die Wahl der Lektionen für das Epiphanien- oder Taufest (Ps 113 115 29, 77, 2 Mos 14, Josua 3 u. s. w.

Interessanter noch sind die Ausführungen Jacobys über die Kunstdenkmäler, auf denen mit die Nachwirkung des mehrerwähnten Taufberichts feststellen können. Aus Prof. Dr. Strzygowskis „Ikonographie der Taufe Jesu“ diesel er eine Anzahl Abbildungen, deren zwei hier mit

Abb. 1.

Abb. 2.

Belandnis des Verlegers (Dr. Crüwell, Straßburg) Platz finden. Die erste gibt eine byzantinische Darstellung. Zu den Füßen Jesu liegt mit Zeichen des Schreckens der personifizierte Jordan; zwei Engel halten Jesu Gewänder über den auffallend jungen Täufling kommt die Taube herab. Diese bringt auf der zweiten Abbildung armenischer Herkunft ein Gefäß (mit Feuer oder Öl?) herunter, die Rechte hat Jesus mit königlicher Würde zum Segnen erhoben. Seine Kleider trägt ein Engel. Die Ufer des Flusses sind durch Bäume angedeutet. Nicht unbedingt klar ist der Sinn des Wasserlegels, der innerhalb der Gestalt des Täuflings sichtbar wird. Man denkt naturgemäß zuerst mit Mezzoni an Joh-

z 68. Keinesfalls ist Pipers Meinung richtig daß dieses Stück des Bildes den normalen Jordanstrom vorstellen soll, obgleich mehr Ufers Deutung es sei das ausdrausende Wasser treffend sein Hier wird dann aber an ein Zeichen der Freude über die „Epiphanie Gottes“ gedacht werden müssen Fabllose, ähnliche oder andere Züge des Taufberichts wiederspiegelnde Darstellungen sind nachweisbar

Sind die biblischen Erzählungen von Jesu Taufe Veranlassung zu den apokryphen Berichten geworden, aus denen Jacobs Auskunft gibt, so mögen diese uns zurückführen zu jenen und uns zum Nachdenken reizen über den so denkwürdigen und entscheidungsvollen Vorgang im Leben unsres Herrn, den einigermaßen zu verstehen gewiß für jeden seiner Jünger überaus wichtig ist J Smend

Zur Glockenfrage.

1 Nachwort zu Heft 5, S 151f

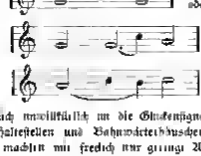
Am Tage nach der Veröffentlichung des Heftes in dem ich S 151f die campana 130 Jahre früher als bisher nachgewiesen zu haben glaubte teilte mir mein Kollege Herr Kunstbeirat Achelis mit daß im Christlichen Kunstblatt die Fecundus-Stelle bereits 1901 S 125 besprochen worden sei Meine Überraschung wuchs als ich beim Nachlesen jenes Artikels „Erstes Vorkommen des Wortes campana“ erfuhr daß bereits 1900 E Wölfflin in München den gleichen Fund getan und an 2 Stellen in den Sitzungsberichten der K B Akademie d Wiss zu München (Phil histor Klasse) S 3—9 und in seinem Archiv f lat Lexikographie und Grammatik XI 537—540 die gleiche Welt davon in Kenntnis gesetzt hatte Um nicht wider Willen fremdes Verdienst in Anspruch zu nehmen, beeile ich mich, so sehr es mich beschämt daß ich selbst den Artikel im „Archiv“ übersehen hatte, die Leser dieser Zeitschrift zu benachrichtigen daß die von 1871 (nicht 72, wie W angibt) bis 1900 unvermerkt gebliebene Notiz zur Geschichte der Glocke zuerst von einem Philologen an ihrer Bedeutung erkannt worden ist Vielleicht behalten meine Zeilen trotzdem einen bescheidenen Wert, da W den Beruf des Fecundus lange auf „um 515“ ansetzt, auch nicht erwähnt, daß es sich um eine aus Afrika nach Campanien transportierte Glocke handelt, fest recht nicht, daß sie nach dem Wunsch des Empfängers den Namen des kaethagischen Spenders hatte tragen sollen — Für W steht außer Zweifel daß campana den Namen von der in Plinius „Naturgeschichte“ erwähnten Bronzemischung als Campanum erhalten hat. Ein Substantiv wore zu ergänzen doch kann Archiv S 539 nicht pelves (Becken), wie W Sitzungsberichts S 9 noch annimmt, sondern aus dem Plinius vasa Campana sei ein Fremdwort sing geworden wie das französische la lemille aus Folia Ich halte diese Frage noch nicht für entschieden, ohne näheres Untersuchung der Geschichte von campanum, campanile (Glockenturm) und campanista wird man auch wohl nicht ans Ziel gelangen wie sind sonst die im Chr Kunstblatt herangezogenen Zweifel „inneren Gründen Anzahlen“ wie die allen italienischen „Glockenriesen“ als Aufbewahrungsstätten für sonore campanae ziemlich rätselhaft Ad Jellinek

2. Noch einmal die Campana

Die dankenswerten Ausführungen Adolf Jöllichers S 151 d Archiv erwecken neues Interesse für die älteste Geschichte der Glocken. Ohne die von ihm gegebene Warnung vor unvorsichtigen und zu weitgehenden Folgerungen aus dem Auge zu lassen, kann ich doch den Hinweis nicht unterdrücken, daß bei weiteren Forschungen auch die Geschichte des heidnischen Mönchs- und Anachoretentums zu berücksichtigen sein wird, wo vom dort vielleicht endgiltige Aufschlüsse zu erwarten sind Möglicherweise ist die Wiege der Glocke in Indien zu suchen Die indischen Gymnosophen brauchten bei gebotenen Anlässen in die Ferne („Agni kommt!“) oder bei Festen („Wer es essen, war es wohnt“) einen feierlichen Akzent, der im

Digitized by Google

Sanskrit Rampa oder Rumpana d. i. „Erhitzen, Erheben“ genannt wird. Die mit voller Sicherheit bestehende Ausführung desselben nimmt sich musikalisch (so aus[1])



Die Beispiele reihen sich unwillkürlich an die Glockensignale im Eisenbahnbetriebe, wie sie in den Läden von Bahnsteigen und Bahnwärterhäuschen so häufig zu hören sind. Sprachforschende Freunde machten mir freilich nur geringe Aussicht auf einen Zusammenhang zwischen dem Rampana des Sanskrit und der Campana des Latein, wollten die Möglichkeit aber auch nicht bestreiten. Die wissenschaftlichen Hilfsmittel unserer Stadt reichen zu eingehenderen Untersuchungen nicht hin. Vielleicht kommt aus dem Leserkreise die richtige Beantwortung der angeregten Frage.

Paul Stade, Tilsit.

Ein handschriftlich aufbewahrtes Gebet aus dem 16. Jahrhundert

mitgeteilt von Lic. theol. **E. Bröhl** in Danzig.

In einem der Danziger Stadtbibliothek gehörenden Drucke aus dem Jahre 1000*) steht auf den Blättern die dem Titel vorgeheftet sind, ein Gebet das der Veröffentlichung interessant zu werden verdient. Es lautet:

Ein gebet wider alle Zauberey

† Gott dem Vatter gib ich mich, † Gott dem Sohn deuelich ich mich † der Heylige geist der weyse mich die krafft Gottes stercke mich sein heyliger zorter fronleichnamb die Speise mich sein Rosenfarbes blutt das trenke mich, also gesegne mich der Mann, der Todt unnd Marter an dem Stammen des Creutzes namb. für allen meinen feinden sie seyen sichtbar oder unsichtbar † Im namen Gott des Vatters † Gott des Sohns † unnd Gott des heyligen Geystes. Ammene. Jesus von Nasarel, ein König der Juden Erbarm dich über mich armen Sünder. Ammen.

Ave der Rörsteine des Blutes siebt

Ein Segen für die Rosen

Der sundt den ich hier findt das er wider verschwindt wie der wehende windt im Nahmen Gott des Vatters**) im Nomen Gott des Sohns**) unnd Im Nahmen Gott des Heyligen geistes. Amm[en] **) Das muese also 3 mahl gesprochen werden. Unnd man muese auff den ort wo der Schade ist mit der handt abwerts streichen, auch alle mahl wo der kopff stet bussen.

---

[1]) Nach Gustav Fleischer, Neumenstudien I. S. 83. 84. 106. Leipzig, Verlag Fr. Fleischer. 1895.

*) Es ist eine französische Übersetzung der „Geheimnisse“ des Alexius Pedemontanus. Die „Secreti“ waren im 16. Jahrhundert ein sehr verbreitetes Buch, sie wurden aus dem Italienischen in andere moderne Sprachen und ins Lateinische übersetzt und wurden im Zeitalter bis ins 18. Jahrhundert immer wieder aufgelegt. Als angeblicher Verfasser Alexius ein Dominikaner Piemonts, will seine medizinischen und andern Geheimnisse auf Grund einer 25jährigen Erfahrung mitgeteilt haben. Der wirkliche Verfasser ist ein Italiener Girolamo Ruscelli.

**) An diesen Stellen Abbildung eines menschlichen Kopfes mit sichtbarem Hauch des Mundes.

Die Schnitzjäger sind der drei 15 Jahrhunderts Das Gebet selber mag aus den sechziger oder siebziger Jahren stammen. Schon der Ausdruck Frohnleichnam weist auf eine Zeit, wo dieses Wort noch nicht ausschließlich dem katholischen Sprachgebrauch angehörte sondern auch in lutherischen Kreisen noch ganz und gabe war Katholischer Herkunft kann das Gebet nicht sein, das zeigt der allein auf Christi Kreuzestod sich gründende Glaube gerade in einem Gebet wider alle Zauberei hätte ein Katholik Maria und die Heiligen nicht fehlen lassen Auch die Hinderung auf das Abendmahl unter brüderlei Gestalt schmeckt eine katholische Herkunft dieses Gebets aus Überhaupt ist der ganze Inhalt evangelisch Genau angesehen ist es nicht bloß ein Gebet wider alle Zauberei sondern wider alle die unsichtbaren Mächte, mit denen nach dem Worte des Paulus Eph 6 12 der Gläubigen zu streiten haben. Man streiche die Überschrift und die erste Hälfte des Schlußsatzes und das Gebet könnte in einem evangelischen Andachtsbuche stehen Die Anrufung Jesu als König der Juden ist auffallend Ob sich hiermit noch Näheres über den Ursprung des Gebetes ermitteln läßt? —

Der „Scarn für der Rosen“ ist freilich anderer Art Des Gegensatzes halber mag er mit abgedruckt werden

Kleine Mitteilungen.

Etwa 300 evangelische Theologen Deutschlands und 50 hervorragende Laien haben sich zu einem Komitee zusammengeschlossen um zur 300jährigen Wiederkehr von Paul Gerhardts Geburtstag diesem großen Dichter unserer Kirche in Lübben wo er zuletzt gewirkt und unter dem Altar der Kampfkirche seine Ruhestätte gefunden hat, auf dem Marktplatz vor der Kirche ein Denkmal zu errichten. Zur Entgegennahme von Gaben dürfen sich die Firma F W Krause & Co. Bankgeschäft in Berlin, Leipzigerstr 35 sowie selbstverständlich die Redaktion der Monatsschrift gern bereit Sm.

Auf der diesjährigen 69 Versammlung der allgemeinen Pastoralkonferenz für Elsaß-Lothringen hielt Prof. zurmd Straßburg das Referat über die Frage: „Ist für die evangelischen Kirchen Elsaß-Lothringens ein eigenes Kirchenbuch erwünscht?“ Der Vortrag bot eine eingehende Kritik der hier zu Lande meist verwendeten Württemberger Agende und erklärte auf Grund der Geschichte und des gegenwärtigen Bestandes des evangelischen Lebens in den Reichslanden ein eigenes Kirchenbuch für eine Ehrenpflicht Der Referent, Pfarrer Ernst-Straßburg, glaubte das Bedürfnis, womit die Gemeinden gesegnet wurden, verneinen zu sollen, brachte es aber in Übereinstimmung mit dem Referenten für die Pfarrer Pflicht treuen energisch gegen jeden gesetzlich verbindlichen Gebrauch des zu erstrebenden Kirchenbuchs ein Die unsere dennoch stark dem die Versammlung faßte einstimmig eine Resolution worin ein Proj Entwurf abzufassenden Landesliturgie sorgfältig begrüßt von jeder Beteiligung der Konferenz an der herstellung jedoch Abstand genommen wird, um von vorn herein den Schein einer offiziellen Agende zu vermeiden Sm

Nach dem Hinweis von Pfr Jüngst-Dersen in Nr 6 der „Monatsschrift“ (S 203 ff) auf die Notwendigkeit der Ausbildung guter Organisten konnte mich erinnert auf die Ausbildung kirchlichen Taktes in der Wahl der Orgelstücke hingewiesen werden. Dazu in romanischen Ländern werde weltliche als geistliche Musik auf die Orgel kommt, besonders in Italien ist bekannt. Aber wunderliche Dinge erlebt man auch in Deutschland Bei dem diesjährigen Jahresfest eines Zweigvereins der Gustav-Adolfstiftung in J. am 28 Mai bei dem die Kirchenchor dem musikalischen Ruf der Stadt alle Ehre machte, konnte der Organist es im Festgottesdienst nicht lassen zwischen der Predigt und dem Jahresbericht den „holden Abendstern“ aus dem Tannhäuser und damit seine eigenes Licht leuchten zu lassen Besonders peinlich wirkte die Sache dadurch daß das Lied in der — wie gesagt — musikalisch einen gewissen Ruf genießenden Stadt ganz bekannt ist, und daß der Vorsitzende des Vereins der gerade sein zojähriges Jubiläum in diesem Amte feierte im Jahresbericht auf die Möglichkeit seines baldigen Hinscheidens anspielte Die Verbindungslinie zwischen dem Inhalt des Liedes und diesen Worten war leicht zu ziehen Wie wollen wahrhaftig nicht in unserer Kirchenmusik eine rückständig-ängstliche Absperrung gegen die moderne musikalische Entwicklung befürworten, aber was Sup Nelle hymnus für Kirchenchöre in „Kirchl. Monatsbl f d ev. Gem Rheinlands und Westfalens“ 1902 Heft 4 schreibt, empfand man zur der Orgel hier deutlich „Noch immer jetzt es für Gustav Adolf-Feiern und Feiern des Ev Bundes an Confessen“ und — singen wir hinzu — an Solchen, die sie zu finden wissen Jüngst-St Johannisberg

Digitized by Google

Das Kurzum ist der achte Jahrgang des Jahrbuchs der Musikbibliothek Peters (für 1901) erschienen herausgegeben von Rudolf Schwartz. Die statistische Band enthält u. a. vom Verausgeber ein Verzeichnis aller in den Kulturländern während des Jahres 1901 erschienenen Bücher und Schriften über Musik. Eröffnet aber wird das Buch mit einem Aufsatz von Friedrich Spitta, Neuere Bewegungen auf dem Gebiete der evangelischen Kirchenmusik. Der Verfasser entwickelt hier auf einem Dutzend Seiten im Gegensatz zu noch immer herrschenden Meinungen seine an Luther orientierten Anschauungen vom Wesen gottesdienstlich gestalteter, aber von jeder Art Uniform und Kirchengesetz freier evangelischer Tonkunst. Sm

In der Aprilnummer der Monatsschrift haben wir uns ein hochinteressantes mittelalterliches Bauwerk beschreiben lassen in Gestalt der Doppelten Stadtpfarrkirche zu St. Johann. Mit Recht hat doben Herr Privatdozent Mag. theol. J. Freh die Portalfiguren als Jesus im Apostelkreis erklärt. Im Zweifel war es, was er aus den reichlich und klug von Jesus anbefohlenen Figuren machen solle. Dieselben sind wie in vielen anderen Darstellungen aus derselben Entstehungszeit nichts anderes als Johannes der Täufer und Maria die als Fürbitter vor dem unter dem Besitz der Apostel das jüngste Gericht abhaltenden Weltenrichter knieen. Das Ganze ist also eine eigenartige Darstellung des jüngsten Gerichts, welche bekanntlich sehr häufig in Tympanien der Westportale oder in deren Umrahmung angebracht ist. Der einzelne Kopf über dem Fenster unter dem Portalgiebel könnte als Andeutung der Auferstehung angesehen werden, ein auferstehender Gerechter, dem ein Teufel seinen irgendwo weiter unten angebrachte auferstehende Unselige entsprechen. Pfr. Kapplers Beitlbeim

Zu dem Aufsatz über das Zwingli-Lied (M. Sche. VII. Ag. 6. S. 198 ff.) können wir ergänzend hinzufügen, daß unsere Übersetzung nicht bloß in die neuen Gesangbücher von Elsaß-Lothringen, Rudolstadt und Egypten Aufnahme gefunden hat, sondern man auch in das Gesangbuch der Zionsgemeinde zu Baltimore (Baltimore, Schneidereith & Söhne 1903), über das demnächst in der M. Sche. eingehender berichtet werden wird. Sp.

In dem „Sammlungen für Gesunde und Kranke" Nr. 23 (Evangelischer Verlag zu Heidelberg) wird mitgeteilt: „Der Pfarrer einer Landgemeinde machte den Vorschlag, in der allergeschäftigsten Zeit des Jahres in der Erntezeit alle Morgen jedesmal in die Kirche eine ganz kurze Andacht zu halten, an der womöglich die ganze Gemeinde als eine einzige große Familie teilnehmen sollte. Er dachte wohl, in dieser Zeit, wo die Kranke so von leiblichen Dingen in Anspruch genommen seien, sei es nun so wohl wenigstens auf einige Minuten die Seele auszuruhen zu lassen in Gott! Die Leute schüttelten die Köpfe bei Pfarrer erhielt die Antwort: „Wir haben keine Zeit." Der Pfarrer wartete dennoch, einen Tag noch einen, und am dritten Tage war die Kirche so voll wie an einem Festtag. Hanebeck

Traueind verzeichnen wir den am 17. Juni erfolgten Tod des hervorragenden Leipziger Gegelmeisters Karl Pinkle. Wir gedenken in dem Entschlafenen einen hochgeschätzten Mitarbeiter. An der Jahreswende werden wir von ihm eine Gegelvorspiel hervorragendsten zu dem Choral „Freh ich soll mein Herze sprengen." Sm

Bücherschau.

Adolf Rosenberg: Handbuch der Kunstgeschichte. Mit 885 Abbildungen im Text und 2 Beilagen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1902. 646 Seiten. Geh. 16 Mark.

Noch ehe der dritte und letzte Band der bei ihm erscheinenden allgemeinen Kunstgeschichte von Lübke-Haupt und Jim Lemmann angekündigt ist, überrascht der bekannte Verlag dieses neue Handbuch der Gesamtliteratur. Rosenberg schreibt in gediegener Weise, so daß es sich auch unbemüht zu werden, dabei ist seine Darstellungsweise fließend und angenehm lesbar. Er bietet eine wohlgelungene Übersicht über den jetzigen Stand der kunstgeschichtlichen Gesamtforschung nur gegen das Ende hin hören Besonnenheit und Umsicht einfach auf. Er ist ein eingefleischter Gegner der modernen Kunstbestrebungen, die er einfach nicht verstehen kann und die er darum mitunter recht schief beurteilt. So geht ihm seine Abneigung der neuen Art doß er z. B., anstatt des meist modernen Arrangeurs so unkenntnisvoll und einleuchtende Deutung von Lizzios sogenannter himmlischer und irdischer Liebe als eine zu Liebe übereredende Venus anzunehmen, sich noch obendrein über die lockliche Zaubermi Medea zu schämen, die von der Liebesgottin verlockt wird, ihre verhängnisvolle Kunst zu Gunsten des Geliebten zu üben. Sehr reich, fast überreich und den Text redezierend ist der Bilderschmuck des Buches. Die Bilder sind zumeist vortrefflich, nur manchmal gar zu klein, worunter namentlich die Nachbildung von Gemälden leidet. Rich. Wüstner

Otto Richter, Kgl. Musikdirektor. Musikalische Programme mit Erläuterungen. 2. vermehrte Auflage. Eisleben 1902. G. Reichardt. VIII u. 140 S. M. 1,90.

Auf die erste Auflage dieses verdienstlichen Werkes habe ich im vorigen Jahrgang (VI, S. 174) aufmerksam gemacht. Diese neue bereicherte Ausgabe hat Richter dem Deutschen Kirchengesangverein gewidmet. Vor letzterem hielt er inzwischen sein bedeutsames Referat, zu dem sein Buch einen höchst wertvollen Kommentar bildet. Die Absichten des Verfassers sind bekannt. Er knüpft mit Bewußtsein an vorreformatorische Bemühungen um die musikalische Bildung des Volks sowie an die Kantoreien des 18. Jahrhunderts an und seine anscheinend auf Anregungen, die A. W. Ambros vor 40 Jahren gab, sich gründenden Bestrebungen haben eine Bewegung in Fluß gebracht, die diesseits und jenseits des Ozeans in vielen großen und kleinen Orten sich Bahn gebrochen hat. Die „Programme" sind nicht nur für gleichgesinnte Dirigenten eine anregende Lektüre, sondern für jeden gebildeten Musikliebhaber ein schätzenswertes Nachschlagebuch, darin uns über die Elemente der Musiktheorie wie über wichtige Gebiete der Kirchen-, Oratorien- und Klaviermusik (z. B. Bachs Suiten, Inventionen und Sinfonien, das wohltemperierte Klavier usw.) dankenswerte Aufschlüsse gegeben werden. Dazu kommen hymnologische und musikhistorische Notizen, wie sie die Verfertiger von Programmen und Texten für Kirchenkonzerte und liturgische Feiern mit viel Gewinn gebrauchen können. J. S. Bach steht überall im Vordergrunde. Eine hübsche Sammlung von denkwürdigen Aussprüchen über ihn und seine Musik (S. 110 ff.) sei herausgehoben. In den „Volkskirchenkonzerten" sind die Texte der gemeinsamen Gesänge nicht immer auf der Höhe. Die Angaben über die Melodien unserer Kirchenlieder, z. B. der altstraßburgischen, bedürfen der Revision. Die Bemerkungen über Händels Messias (z. B. S. 159 f.) lassen den Hinweis auf Mozarts Instrumentierung vermissen. Eine dritte Auflage darf nicht ohne alphabetisches Verzeichnis der Komponisten und ihrer Werke ausgehen. Im Übrigen kann das im vorigen Jahrgang dem Buche und seinem rühmenswerten Autor gespendete Lob nur in verstärktem Maße wiederholt werden.

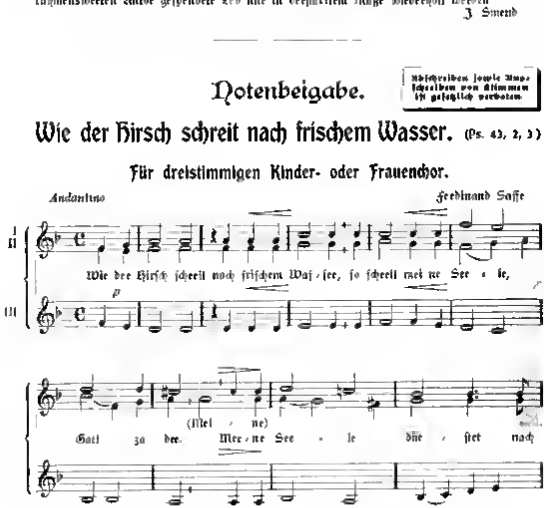
J. Smend.

Notenbeigabe.

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Wie der Hirsch schreit nach frischem Wasser. (Ps. 43, 2, 3)

Für dreistimmigen Kinder- oder Frauenchor.



Andantino — Ferdinand Saffe

I
II
III

Wie der Hirsch schreit nach frischem Was - ser, so schreit mei - ne See - le,

(Mei - ne)

Gott zu der Mei - ne See - le dür - stet nach

nach dem li - ben - di - gen Wie der

Gott, nach dem li - ben - di - gen Gott. Wie der Hirsch schreit

Hirsch schreit nach fri - schem Was - ser, wie der

wie der Hirsch schreit nach fri - schem Was - ser,

wie der Hirsch schreit nach fri - schem Was - ser

Hirsch schreit nach frischem Was - ser, so schreit meine Sei - le

nach frischem Was - ser, nach fri - schem Was - ser, so schreit meine See -

ser, nach fri - schem Was - ser, so schreit meine Sei - le

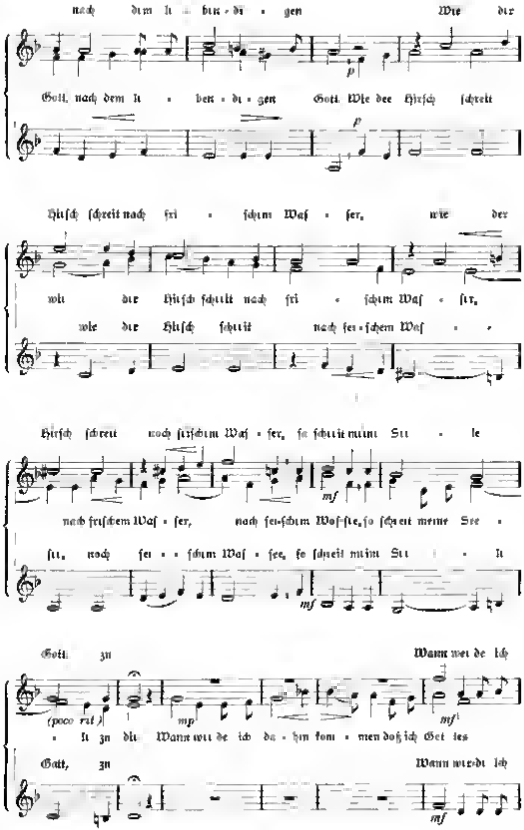
Gott, zu Wann wer de ich

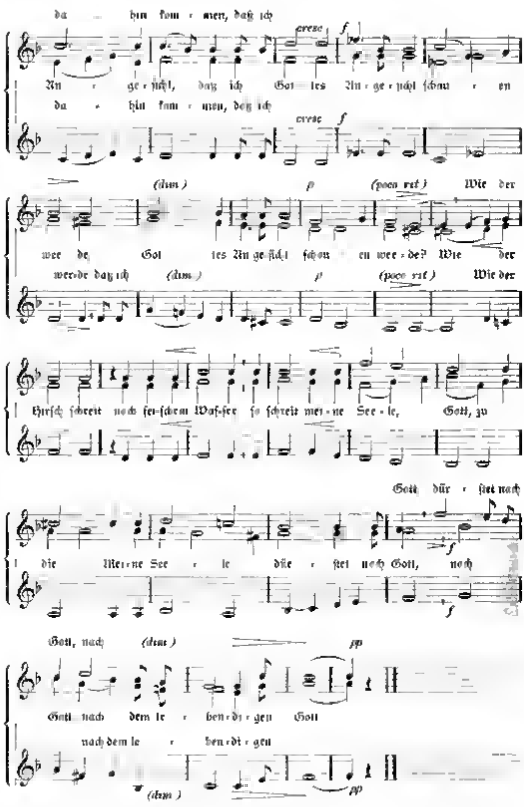
(poco rit.) mp mf

- le zu dir Wann wer de ich da - hin kom - men daß ich Got tes

Gott, zu Wann wer de ich

mf




da bin kom-men, daß ich
cresc. f
An-ge-ſicht, daß ich Got-tes An-ge-ſicht ſchau-en
da bin kom-men, daß ich
cresc. f
(dim.) p (poco rit.) Wie der
wer-de daß ich (dim.) p (poco rit.) Wie der
Hirſch ſchreit nach fri-ſchem Waſ-ſer ſo ſchreit mei-ne See-le, Gott, zu
Gott dür-ſtet nach
die Mei-ne See-le dür-ſtet nach Gott, nach
f
Gott, nach (dim.) pp
Gott, nach dem le-ben-di-gen Gott
nach dem le-ben-di-gen
(dim.) pp

7. Jahrgang Nr. 8. August 1902

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 80 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland" jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5079. Ausgabe mit „Correspondenzblatt" 2. Nachtrag Nr. 5079a.)

Inhalt: Spitta, Die Zitationsformel für den Predigttext. — Bürkner, Paramente. — Kostlin, Zur Evangelisierung altkirchlicher Liturg. Stücke 2 (Schluß). — Hofmann, elf lothr. Gesangbuch. — Wolf, Eine neue engl. Musikgeschichte. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Notenbeigabe.

Die Zitationsformel für den Predigttext.

Ein Kapitel über allerlei kirchliche Zöpfe von **Friedrich Spitta.**

Meiner kleinen Plauderei aus dem homiletisch-liturgischen Seminar über „Sitzen und Stehen im Gottesdienste" (vgl. vorige Nummer der Monatschrift) füge ich gleich eine zweite hinzu, deren Resultate sich leichter in die Praxis werden umsetzen lassen, als die der vorigen.

Es ist uns Seminarleitern immer von Neuem überraschend, wie unsere frischen jungen Leute, wenn sie anfangen zu predigen, auf einmal so altmodisch tun, als ob sie von der Gegenwart durch ein Jahrhundert getrennt wären. Dieselben, welche mit voller Sympathie die „Jugend" lesen und in Kleidung und gesamtem Auftreten recht geflissentlich jeden Anklang an Altmodisches und Philisterhaftes vermeiden, bringen es nicht fertig, wenn sie die Kanzel besteigen, zu reden, wie sie es sonst tun, sondern kopieren sorgfältig das, worüber sie sich sonst wol auf der Kneipe lustig machen. Es würde weit über den Rahmen hinausgehen, den unsre Monatschrift festhalten muß, wenn ich versuchen wollte, den Beweis hierfür aus der Predigt selbst zu bringen. Aber die liturgischen Formeln, mit denen man die Vorlesung des Predigttextes einleitet, dürfen wol an dieser Stelle einmal unter einen Scheinwerfer gestellt werden. Denn jene Neigung zu falscher, gedankenloser Altertümelei findet sich nicht bloß bei den Studenten unsres Seminars, sondern bei sehr vielen — was sage ich? bei den meisten Predigern, die von der früheren Generation der Homileten ihre Zöpfe erhalten haben, um sie säuberlich konserviert, der folgenden als unveräußerlichen Besitz des evangelischen Gottesdienstes zu übermitteln. — Und nun zur Sache!

Unser jugendlicher Prediger besteigt die Kanzel und das Erste, was wir nach einem wirklich einmal richtig zitierten apostolischen Segenswunsch zu hören bekommen lautet, wenn ich mich recht erinnere: „Vernehmet in Andacht die Worte unseres heiligen Evangeliums aus dem Evangelium St. Lucae, allwo die heiligen Worte im fünften Kapitel vom ersten bis elften Verse also lauten." — Was für Umstände einer so einfachen

Sache wegen! Was soll denn eigentlich geschehen? Das Sonntagsevangelium soll verlesen werden. Das wird im lateinischen Lapidarstil der Messe schneller und würdiger eingeleitet. Zweierlei fällt uns bei unserm Prediger vor allem auf: die genaue Zitation der Stelle, wo der betreffende Abschnitt in der Bibel steht, und dann die ästhetischen Zutaten, in welche diese Zitation eingewickelt ist.

Hat die Gemeinde ihre Bibeln in der Hand, dann ist es wohl erwünscht, daß der Pfarrer wenigstens genau die Stelle angebe, wo er zu lesen beginnt, der Schluß ergibt sich dann von selbst. Aber wie es in dieser Beziehung mit unsern Gemeinden aussieht, ist in meinem vorigen Artikel bereits beleuchtet worden. Haben die Leute überhaupt kein Buch zum Nachlesen, dann soll man doch nicht meinen, die genaue Zahlenangabe von Kapitel und Versen würde den Leuten den Dienst tun, daß sie zu Hause den Text nachlesen könnten. Wenn man ihnen bloß das Buch und das Kapitel sagt, so behalten sie es nicht bloß besser, als wenn man noch die Verse hinzufügt, sondern werden auch veranlaßt, den ganzen biblischen Zusammenhang nachzulesen, dem die Perikope entnommen ist, und das kann unter Umständen von unschätzbarem Werte sein. In Gegenden nun gar, wo die sonntäglichen Vorlesungen in den Gesangbüchern abgedruckt sind und dort von den Gemeindegliedern nachgelesen werden, fällt überhaupt jeder Grund hin, zur Einleitung des Textes etwas anderes zu sagen als die Angabe des Tages, dem die Perikope zugehört, denn darüber können auch fleißige Kirchgänger wohl einmal in Unsicherheit sein, zumal wenn man sich in der Trinitatiszeit befindet.

Aber nun die pastorale Ästhetik: „Wer kann sich denn mit der nackten Ankündigung begnügen: Das Evangelium des fünften Sonntages nach Trinitatis oder: So lesen wir im fünften Kapitel des Evangelisten Lukas“! — In der Tat, das klingt viel zu schlicht sachlich und so ganz, wie man heutzutage auch sonst zu reden pflegt. Da fehlt jene Art von Feierlichkeit, ohne welche sich mancher überhaupt keinen Gottesdienst zu denken vermag. Wie kann man nur jenen „schönen“ Kurialstil preisgeben! Daß wir Süddeutschen — wenigstens wir in der westlichen Ecke — bei den verschiedenen Graden der Geistlichkeit nicht mehr mit aller Sorgfalt darob halten, dem Namen ein Ehrwürden, Hochwürden, Hochehrwürden hinzuzufügen, wird uns von dem norddeutschen Kollegen übel angemerkt. Nur unbesorgt: das „Hochwohlgeboren“ haben wir uns bereits angewöhnt, so sehr, daß schließlich keiner mehr „Wohlgeboren“ sein will. Und was uns auf unsern Briefumschlägen abgeht, davon machen wir im Kurialstil unsrer Gottesdienste um so reichlicheren Gebrauch — „Vernehmet in Andacht“ — wie mußten es unserem Prediger noch danken, daß er uns so billig bediente. Wie sind hier zu Lande ganz andere Töne gewöhnt. Statt der schlichten Anrede in der zweiten Person des Plural, liebt man die in der dritten des Singular „Eine christliche Gemeinde vernehme“, oder „Eure christliche Liebe vernehme“ oder auch nur „Eure Liebe“. Wie mancher wird das überhaupt gar nicht verstehen! Ich war gewiß kein besonders intelligenter Junge, aber es mag doch wohl manchem wie mir gegangen sein, wenn er die berühmte Einleitung zum Aufgebote der Verlobten hörte, die jeden Sonntag mit tötlicher Sicherheit in ganz derselben Form wiederkehrte: „Es sind auch Personen vorhanden, die gewillet sind, in den Stand einer heiligen christlichen Ehe zu treten, beachten Eurer christlichen Liebe Fürbitte und werden heute zum ersten (bezw. zweiten) Male aufgeboten“. Lange habe ich gemeint, unser Pfarrer begehe mit „Eurer christlichen Liebe Fürbitte“ einen groben grammatischen Fehler, da es doch „Eurer christlichen lieben Fürbitte“

Digitized by Google

heißen müsse — Also unser Predicae sagte ganz vernünftig „Vernehmt", aber ein kleines Opfer mußte er doch der ihm gewöhnten Mode bringen und so fügte er hinzu „in Andacht". Wozu das? Man sollte doch denken wer nicht mehr gerade an der Pforte des Gottesdienstes steht, würde bereits in Andacht sein. Ueberdies läßt sich die Andacht nicht anbefehlen. Man gestalte den Gottesdienst in Wahl der Lieder und Gebete und in deren Aussprache so, daß die Leute, die überhaupt dieser Stimmung des Gemütes zugänglich sind, andächtig werden müssen. Eine Aufforderung wie „Vernehmt in Andacht" bleibt ohne dies leeres werkungsloser Schall. Nicht anders ist es, wenn unsre Prediger den Schlußsegen entweder mit Empfange nun endlich mit gläubigem Herzen den Segen, den der Herr auf sein Volk zu legen befohlen hat". Solcher Unfug kann da natürlich nicht aufkommen, wo diese Stücke vom Liturgen gesungen werden. Aber er haftet doch auch nicht notwendig an der gesprochenen Liturgie.

„Vernehmet in Andacht" — aber was will dieses Zöpfchen bedeuten gegen den Riesenzopf der von nicht wenigen unserer Kanzeln sonntäglich verabreicht wird: „Die Worte der heiligen Schrift, die wir unserer heiligen Gott gebe, gesegneten Andacht zu Grunde legen wollen" — bezw. „zu Grunde gelegt haben" u. s. w. Zunächst die dieser Formel zu Grunde liegende Illusion, als ob die Predigt identisch sei mit der Andachtsstunde. Gott sei Dank daß dem nicht so ist, denn dann würde wohl der eingefügte Gebetswunsch „Gott gebe, gesegneten Andacht" sehr häufig nicht zur Erfüllung kommen. Aber selbst wenn das alles imanstoßig wäre, so sagt man doch nicht alles, was richtig ist zumal wenn es sich von selbst versteht. Ganz schlimm wird es nun freilich, wenn die nachfolgende Predigt sich wie ein Hohn auf diese Einleitung ausnimmt. Ich habe manche Predigten gehört und sie waren noch nicht einmal die schlechtesten, von denen man mit dem besten Willen nicht sagen konnte, daß ihnen der verlesene Text zu Grunde liege. Liest man einen biblischen Abschnitt vor ohne folgende Predigt so weiß ein jeder daß es eine bloße Vorlesung sein sollte, läßt man aber auf die Vorlesung eine Predigt folgen, so mag diese den Beweis erbringen, daß sie sich die Bibelworte zu Gemüte gelegt habe. Alles Reden darüber ist vom Übel, ja, es ist dreimal zu verwerfen, wenn diese selbstverständlichen Worte Sonntag für Sonntag wiederkehren, ohne daß sich Pfarrer und Gemeinde noch das Geringste dabei denken — höchstens daß dadurch gelegentlich einem Spaßvogel Wasser auf seine Mühle geleitet wird. Ich glaube und hoffe, daß manchen ehrliche Pfarrer mit dem Seufzer zur Kirche und Kanzel geht, es möge doch dieser Gottesdienst für die Gemeinde nicht unfruchtbar, sondern gesegnet sein. Aber je mehr ihm das das Herz bewegt, um so mehr wird man das an der Art seiner Predigt merken, auch wohl an einem freien Gebete das er mit der Predigt verbindet. Aber daß das hier empfundene Gefühl in der eingangserwähnten Stelle einer parentheseartigen Bemerkung in der Filationsformel der Predigt seinen richtigen Platz habe, wer mag das glauben?

Allein diese Art des Stiles ist so zu sagen liturgisch approbiert wie sich aus jenem Meisterstück einer Anrede an die Gemeinde ergibt: „Geliebte und so der Herr uns Gnade gibt, auch andächtige Zuhörer". Man sollte es ja wohl für unmöglich halten, daß ein lebendiges Kind unsere Tage sich eine solche Redeweise je aneignen könnte. Aber auf unserm Gebiete geschehen Zeichen und Wunder. Wie manchem Burschen, dem selbst die Anzugjacke zu eng wurde, begegnet man später durchaus liturgisch stilsicher in Aleidung und Frisur.

Doch kehren wir zu unserer Zitationsformel zurück. Daß das darin sich äußernde Stilgefühl ein sehr gelautertes wäre, kann man nicht sagen, es wäre doch sonst wohl das zweimalige Evangelium unmittelbar hinter einander vermieden worden, und das doppelte „heilig" ist nur deshalb erträglicher, weil das erste in lateinischer, das zweite in deutscher Form sich darbietet. Inhaltlich ist freilich gegen Letzteres um so mehr einzuwenden. Nicht als ob an der Heiligkeit der heiligen Schrift irgend wie gemäkelt werden sollte. Aber auch hier gilt: Was sich von selbst versteht, soll man nicht immer wieder betonen. Einen Verächter der Bibel wird man durch eine solche Wendung nicht zu anderer Ansicht bringen. Man lese das Wort Gottes so vor, wie es in der in der vorigen Nummer mitgeteilten Liturgie der Waldenser gefordert wird, das ist das beste Mittel, um anderen einen Eindruck davon zu verschaffen, daß es sich hier um eine heilige Sache handelt. Es wird meinen Lesern nicht unbekannt sein, daß sehr entschiedene Vertreter der lutherischen Ansicht vom Abendmahl sich auf das bestimmteste gegen den Gebrauch der Spendeformel „Dies ist der wahre Leib (das wahre Blut) unseres Herrn Jesu Christi" erklärt und die Fortlassung des „wahre" gefordert haben, weil es ihnen unpassend schien, am Altar gegen andere Ansichten zu polemisieren, wo überhaupt nicht polemisiert werden sollte. Man kann in der theologischen Streitfrage anders denken und doch überzeugt sein, daß liturgisch betrachtet, jenes Verhalten das einzig angemessene ist. Schwerer sind die Bedenken gegen den „St. Lukas", das nimmt sich aus wie die lateinischen Inschriften, die man bei der Restaurierung unserer Kirchen an den Wänden und den gemalten Fenstern anzubringen pflegt, weil sie im Mittelalter wohl so dagestanden sind. Daß unser Volk sie nicht versteht, ist Nebensache. Das kirchliche Gesetz für den Kunststil geht über alles. Der „St. Lukas" nimmt sich natürlich auch eher wie ein stilisiertes Glasgemälde mit dem obligaten Heiligenschein aus als wie der Begleiter des Paulus, der in so lebendiger und anschaulicher Weise uns in den Wirpartieen der Apostelgeschichte von dem Ergehen des wirklichen, nicht eines gemalten Paulus Bericht erstattet hat.

Aber freilich „St. Lukas" steht in guter Nachbarschaft, wenn die Rede fortfährt „allwo die heiligen Worte". Man muß nur bedauern, daß dieser Satz nicht den vollen Ausklang gefunden hat „... folgendermaßen lauten". Aber was ist es denn überhaupt mit diesem ganzen Satze? Wenn der Pfarrer sagt, das Evangelium stehe an der und der Stelle, und dann den Schriftabschnitt verliest, so bedarf ja wohl die Gemeinde nicht erst der besonderen Aufklärung darüber, daß „die heiligen Worte daselbst folgendermaßen lauten". Wozu also dieses Perrückenschütteln? Nun hört man darauf die Antwort in denjenigen Gegenden, wo man im Gottesdienste nur bei der Verlesung der heiligen Schrift und beim Segen aufsteht: es müsse eine derartige Redekadenz vorhanden sein, damit man die Gemeinden überhaupt zum Aufstehen bringe. Aber weshalb gewöhnt man die Gemeinden nicht um? In der Messe hat man das berühmte „folgendermaßen" nicht nötig, um den Leuten den Wink für das Aufstehen beim Evangelium zu geben, dafür genügen die betreffenden Worte des Priesters: Initium Sancti Evangelii. Man gebrauche eine Formel oder mehrere wechselnde, wo das Wort „Evangelium" oder ein entsprechendes das Zeichen zum Aufstehen gibt. Das ist leicht umgelernt, jedenfalls tue man nicht so, als ob derartige Signale nur im Kurialstil gegeben werden können. Hat in den Gottesdiensten der Brüdergemeine der Prediger etwas mitzuteilen, wobei die Zuhörer zu stehen haben, so erhebt er

sich, und sogleich folgt die Gemeinde seinem Beispiel. Aber nicht bloß in diesem Punkte, sondern in allen den besprochenen ist sie den Sitten der großen Landeskirchen, die ich in dieser Plauderei gestreift habe, durch Natürlichkeit und Unmittelbarkeit überlegen. — Das ist beschämend für uns. Woran unsere Gottesdienste leiden und was ihre Anziehungskraft so sehr verringert, das ist doch nicht zum geringsten Teile das Minnenhafte, das ihnen eigen ist, und das bei Fernstehenden den Schluß auf ein Überlebtsein des Christentums überhaupt so nahe legt. Wahrhaftig, wir wollen den Geist unserer lieben Alten nicht fahren lassen, und aus ihren Formen können wir ebenfalls noch immer viel lernen. Aber der Staub, den die Jahrhunderte naturgemäß auf ihr Äußeres haben fallen lassen, den wollen wir nicht künstlich wieder über unsere Jugend streuen, um ihr ein stilgemäßes Äußere zu geben. Seien wir ganz wie selbst, in der Predigt, wie wenn wir die Gemeinde einladen, sich mit uns um das Wort zu sammeln, das allein unserm Gottesdienste ewige Jugend zu geben im Stande ist.

Paramente

von Superintendent **R. Bürkner** in Ostheim (Rhön)

Ich will mir einen frischen Mut fassen und einmal kurze Worte gegen die Gotik in unserer Paramentik schreiben. Mut gehört deshalb dazu, weil ein wenig Martyrium damit verbunden ist. Man nennt mich nämlich nach solcher Art von Protesten je länger je mehr einen geschworenen Feind der Gotik. Und das ist mir leid, denn ich weiß keinen, der mich an ehrlicher Begeisterung für diese Kunstweise überträfe. Es wäre ja auch ein Tor, wer sich für Kirchenbauten interessierte und die Geschichte der kirchlichen Kunst studierte und dabei die Herrlichkeit der Gotik gering achten oder gar schmähen wollte. Ich protestiere auch nun und nimmermehr gegen sie als klassischen, künstlerischen Ausdruck des hohen Mittelalters, sondern lediglich gegen ihre romantisch moderne Wiederauffrischung als des eigentlichen und alleinigen kirchlichen Stils, und sage, daß das was einst mit zwingender Notwendigkeit an Formen und Bildungen aus dem schöpferischen Brunnquell des mittelalterlichen Zeitgeistes frei und kräftig hervorströmte, von uns Kindern einer anderen Denkweise und Gefühlsart nur kümmerlich nachgeahmt und mühsam nachempfunden werden kann, aber auf keinen Fall der ordnungsgemäße, geschweige denn der alleinige Ausdruck unseres gegenwärtigen kirchlich-religiösen Zeitbewußtseins sein kann und sein darf. Aber auch in unserer Paramentik spukt so etwas von der alleinseligmachenden Kunstform der Gotik, in deren Formenwelt wir uns da nach langen Anstrengungen glücklich hineingequält haben, obgleich sie uns innerlich fremd geblieben ist. Das kommt natürlich auch von unserem geschichtlich gerichteten Streben. Denn wer einmal in diese kirchlich mittelalterliche Vergangenheit etwas tiefer hineingeschaut, wird gemeinhin von dieser Märchenpracht entschwundener Kirchenherrlichkeit bezaubert. Aber das darf das Letzte solcher Umschau nicht sein, es gilt sich vielmehr von diesen Zauberfesseln allmählich wieder zu befreien und unsere kirchlichen Gewänder nicht mit dem künstlich erlernten Blick vergangener Zeiten zu betrachten, sondern mit dem eigenen Auge und Sinn.

Wir pflegen über die bald nüchternen, bald sentimentalen Muster und

Symbole aus den rationalistischen Tagen zu lächeln, und wenn wir von ihnen an Kanzeln und Altären noch geflickte Überreste finden, so werfen wir sie wohl mit dem überlegenen Achselzucken des kirchlich korrekten Empfindens zu den Lumpen. Gewiß werden uns diese Urnen und Strahlendreiecke diese Fackeln und Blumenkränze nicht mehr ohne Weiteres als Vorbilder dienen. Wir finden sie heute geschmacklos, denn sie reden eine Sprache, die nicht mehr die unsrige ist. Aber eins haben sie doch vor unserer ganzen stilvollen Paramentenkunst voraus: sie sind wirklich der Ausdruck ihrer halb kühl-verständigen halb schwärmerisch-empfindsamen Zeit gewesen. Sie entstammten dem allgemeinen Bewußtsein und wurden von aller Welt ohne Kommentar verstanden, während unsere heutigen Kunstformen trotz ihrer tieferen Bedeutung fast lediglich der Nachhall einer längst verklungenen mittelalterlichen Vergangenheit sind und vielfach noch einer weit ausholenden Erklärung bedürfen, wenn ihr Sinn dem einfachen Volksgemüt begreiflich werden soll.

Da ist z. B. gleich diese Farbensymbolik mit den berühmten fünf liturgischen Farben. Gelehrte Forscher verkündigen uns, daß damit allenthalben ein tiefer Sinn verbunden sei. So sei das Weiß das angebetete Licht bei Engel und aller Heiligen Farbe, eine so hohe Festfarbe daß es an Altar und Kanzelgewändern nur für die allerhöchsten, die Christfeste verwendet werden dürfe. Rot als die Blut- und Feuerfarbe habe die Braut Christi, die Kirche, an ihren höchsten Festtagen, den Kirchenfesten, anzulegen; denn sie sei einst durch die Feuertaufe des heiligen Geistes begründet worden. Grün, das Alltagsgewand der Erde, sei für die Alltagszeiten der Kirche geeignet. Violett in seinem feierlichen Ernste sei der Ausdruck der Sammlung, also passend für die Bußzeiten. Schwarz aber sei das Symbol der tiefsten Trauer und Demütigung. Noch gelehrtere Forscher werfen uns dann darauf hin, daß diese ganze Farbenskala sehr großen Schwankungen unterlegen gewesen, auch erst verhältnismäßig spät kirchlich approbiert und zu keiner Zeit genau innegehalten worden ist. So hat lange Zeit das Rot als Farbe der Sünde gegolten und seine Anwendung wurde vermieden. Aber auch gesetzt den Fall, alle Päpste und Konzilien wären in dieser Frage stets einig gewesen und durch die Jahrhunderte hindurch derselben Ansicht geblieben, wer in aller Welt kann denn von uns verlangen wollen, an der alten Farbensymbolik festzuhalten die einst für die Priestergewänder erkünstelt worden ist und heute gar nicht mehr unserer Auffassung und unserem Geschmack entspricht? Von den Pfarrern (allen?) und etlichen hierfür besonders interessierten „Laien“ abgesehen, hat heute doch kein Mensch mehr eine Ahnung von der Bedeutung dieser Farben. Daß Schwarz die Farbe der Trauer sei, ja, das geht jedem ein, das ist allgemein anerkannt. Aber wenn ein unbefangenes Gemeindeglied nach dem Worte des Rot gefragt werden soll, wird es in Erinnerung an fürstliche Purpurgewänder und festliche Dekorationen allerdings von der Festfarbe sprechen, aber schwerlich nicht um der Feuertaufe der Apostel oder um der Blutfarbe der Märtyrer willen. Und wenn man einen dieser kirchlich Namen fragen wollte, welche Farbe er wohl heute für gottesdienstliche Ausschmückung besonders geeignet halte, wird er zumeist antworten: Blau, weil ihm das Religiöse von selbst mit dem Himmel und seiner Farbe zusammenfällt. Aber gerade Blau ist bei unseren korrekten Liturgikern im Gotteshause aufs verpönt, und als wir uns einst in diese geschichtlichen liturgischen Tiefen hinabgestürzt hatten, haben wir alle auch donnernde Worte gegen dieses unhistorische rationalistische Himmelblau! Ach, und es ist doch eine so grundnatürliche Farbe für Altar und Kanzelgewänder!

Digitized by Google

Wie evangelischen Christen sollten doch wahrhaftig in solchen äußerlichen Dingen uns soviel Freiheit wahren, daß wir uns über derartige mittelalterliche Fündlein und Regeln schlechterdings hinwegsetzen sobald sie nicht mehr dem allgemeinen Gemeindebedürfnis entsprechen und nur künstlich in einer Art Scheinleben erhalten werden. Diese liturgischen Fragen sind vom Schwarz abgesehen, theologisch gleichgültige Leichen. Wir wollen sie in Frieden ruhen lassen. Nur den evangelischen Predigtstuhl, Abendmahlstisch und Taufstein, soweit hierfür überhaupt bestandene Gewändee beschafft werden, was in den meisten Fällen gar nicht nötig zu sein pflegt, ist jede Farbe brauchbar, soweit sie verständig angewendet wird und zu der übrigen farbigen Ausschmückung des Raumes in harmonischem Verhältnis steht. Die Ausbildung des Sinns für Farbenschönheit und Farbenzusammenklang ist wichtigee als das Kleben an allen Gesetzen. Hier muß die Ästhetik vor der Liturgik den Vorrang behaupten, jedenfalls muß wirkliche evangelische Freiheit walten.

Ähnlich verhält es sich mit dem Stoff der Paramente. Doch sei das nie flüchtig ringedenkt. Die üblichen Beschränkungen auf ganz bestimmte Gewebe, vor allem auf reine Wolle und höchstens noch Seide, müssen auch schlankweg außer Acht gelassen werden. Jeder gediegene haltbare und farbechte Stoff ist für den kirchlichen Gebrauch geeignet.

Und nun die Stickereien, die Nadelmalereien, Aufsee und Symbole. Der nüchternen Kahlheit früherer und den stilwidrigen Salonständeleien späterer Tage gegenüber, hat man seit etwa vier Jahrzehnten mit vollem Recht auf edle Einfachheit und kirchliche Würde gedrungen. Und alles was hierin gelan werden kann, um Liederlichkeit und Spielerei fern zu halten, kann im Grundsatz nur gebilligt werden. Aber nun hat man dabei auch allerlei Symbole und Formen eingeführt, denen man so zu sagen auf tausend Schritt die kirchliche Appeobation ansieht, denn sie sind unglaublich geistlos und wunderbar stilvoll. Ich weiß ihren Wert wohl zu schätzen. Sie hatten sogar einst einen notwendigen Beruf und haben diese Aufgabe, das Gefühl zur Würde und Stil zu wecken, erfolgreich erfüllt. Und was namentlich Professor Beck in Hermsdorf nach dieser Richtung hin geweirkt hat, ist des höchsten Lobes wert. Es ist ganz erstaunlich, wie geschickt und eigenartig dieser liebenswürdige kirchliche Stilist die Ausdrucksweise der gotischen Vergangenheit in seine eigene persönliche Kunstsprache übersetzt hat und wie nunmehr auch die derselben Motive immer wieder in ansprechender Weise zu variieren weiß. Also Beck in allen Ehren! Nur glaube Niemand, daß seine köstlichen Zeichnungen und Vorlagen wirkliche Gotik seien. Es ist Beck'sche modern-romantische Gotik. Die mittelalterliche sprach ganz anders, falls sie überhaupt solche Dinge redete. Und vor allem muß dann nun wirklich unsere ganze evangelische Paramentik in den Bahnen dieses einen wackeren Meisters wandeln? Es scheint fast so, denn bei weitem die meisten kirchlichen Gewandstickereien der Diakonissenmutterhäuser, Paramentenvereine und Ausstattungswerkstätten gehen diese Pfade. Aber es muß doch nicht sein. Vielmehr ist es dringend wünschenswert, daß auch hier einmal ein neuer Hauch wehe, der mit frischer Wärme neue Bahnen öffne.

Schon diese Symbole. Da giebt es z. B. Regeln für die Frauen die auf Fußteppiche anzubringen sind. Kreuze und ähnliche Sinnbilder sollen dazu nicht verwendet werden, denn es widerstreebt uns in der That solche Dinge mit Füßen zu treten. Aber Löwen sind erlaubt, denn im 91. Psalm wird davon geredet, daß der Fromme siegreich über Löwen und Drachen dahinschreiten solle. Ja, aber diese selbe Löwe, der uns noch als brüllender Löwe bekannt ist, als ein Bild des

böſen Feinds iſt doch dasſelbe Tier, das wie nach der Schrift als Löwen aus dem Stamme Juda kennen und auf unſern Herrn Chriſtus ſelbſt zu deuten gewohnt ſind. Bei Reden kann ich dieſe Symbilder erklären falls nicht der Zuſammenhang ſie ohne Weiteres deutlich macht, aber gemalt und geſtickt mag dieſer Doppelſinn einer einzigen Figur doch heillose Verwirrung anrichten. In dieſem Falle mu Teppichlöwen treten wie doch auch den Heiland mit Füßen.

Und die andern üblichen Symbole. Sie ſind vielfach ganz unverſtändlich und können kaum von gelehrten Pfaffen, geſchweige denn vom ſchlichten Chriſtenvolke nach ihrem Sinne gedeutet werden. Dieſer Phönix! Wer denkt ſich noch irgendwas dabei? Ich habe ſogar einige Bedenken gegen die allzu veralgemeinerte Anwendung des Lammes. Natürlich nicht allenthalben, denn ich weiß den großen Wert dieſes Symbols wohl zu würdigen wenn auch, daß es im geſprochenen und geſchriebenen Worte chriſtlicher Verkündigung gar nicht zu entbehren iſt. Aber es kann auch mißverſtanden werden, oder es bleibt für die Beſchauer tot und zwecklos ja ſeinen Zweck. Einem mir befreundeten Pfarrer in milchzuchtreicher Gegend iſt es geſchehen, daß ihm bei der Vorlage von Zeichnungen für ein Altargewand ein Bäuerlein ſagte: „Schafe haben wir genug daheim im Stalle, die brauchen wir nicht auch noch in der Kirche!“ Das war echt bäuriſch nüchtern und ländlich rationaliſtiſch gedacht. Aber ich perſönlich halte in dieſem Falle wirklich das Lamm bei Seite gelaſſen und durch etwas erſetzt, von dem ich annehmen konnte, es würde den Leuten anderes ſagen als vom Schafſtalle. Ich wollte nur darauf hinweiſen, daß man unnötigen nicht wahllos dieſe Symbilder anwenden ſoll, nur weil ſie ſchön und altchriſtlich ſind.

Ähnlich wie beim Lamm verhält es ſich mit den Evangeliſtenſymbolen, die ſehr gebräuchlich ſind und eigentlich unſeren Gemeinden oft gar nichts ſagen. Das Monogramm Chriſti, das A und O ſind wohl beliebt, aber ſie ſind auch mehr geheimnisvolle Zeichen als daß ſie ihrem eigentlichen Sinne nach verſtanden würden. Ebenſo iſt es mit dem IHS. Man verzeihe mir bitte recht, ich will dieſe und andere Symbole durchaus nicht etwa einfach verbannen oder verdammen, beileibe nicht! Aber ich möchte nur anregen, daß man ſie nicht gedankenlos gebrauche, ſondern mit Überlegung und Maß. Wo ſie nicht wirklich innerlich erfaßt werden, ſei man zum mindeſten ſparſam mit ihrer Verwendung, und immer vorſichtig. Dagegen ſoll man meines Erachtens getroſt ſolche Symbole zulaſſen die heute gut verſtanden werden auch wenn ſie nicht unmittelbar aus der Bibel oder aus dem kirchlichen Mittelalter erwachſen ſind. So habe ich z. B. nie begriffen warum ſich unſere kirchlich-korrekten Liturgiker ſo ſtark gegen den armen Schmetterling auf Grabdenkmälern ereifern. Gewiß, er iſt nicht bibliſch begründet, und ich perſönlich würde ihn nicht anbringen. Aber ſie Viele iſt er nun einmal ein beliebtes Symbild für die Auferſtehung und als ſolches doch wirklich ein hübſches Symbol. Darum laſſe man ihn doch getroſt gelten.

Wenn man nun aber meint, es ſei doch beſſer, ſich pietätvoll an die Überlieferung mit der in ihr entſtandenen ſymboliſchen Sprache zu halten, ſo könnte man ſich doch wenigſtens nicht ſo ſklaviſch wie es gemeinhin geſchieht an die üblichen ſteifen anatomiſchen Formen ſondern zeichne, bilde und ſticke friſchweg nach der lieben Gottesnatur. Stiliſiert müſſen ja natürlich dieſe Tiere und Pflanzen immer werden, es muß aber nicht die Stiliſierung des Mittelalters und der Romantik ſein, ſondern kann und ſoll auch vom modernen geſchulten Auge und der modern

gebildeten Hand geschrieben. Jeder Musterzeichner und jede Stickerin rede hier in eigener Sprache und eigenem Stil, und hafte nicht immer nur an den alten Vorbildern.

Als ich vernahm, daß der sehr verdienstvolle Frauenerwerbsverein in Dresden auch Stickereien für kirchliche Gewänder anzufertigen begonnen habe und ich dann weiter wahrnahm, daß dieser Abteilung eine feinsinnige Leiterin, eine erfindungsreiche und begabte Zeichnerin und eine vortreffliche Stickerin vorstehen, habe ich die Anregung gegeben, einmal von der altgewohnten sozusagen kirchlichen Schablone abzusehen und aus eigener freier Erfindung heraus liturgische Musterblätter versuchsweise zu gestalten. Dabei war ich mir wohl bewußt, daß das bei dem vollständigen Mangel an Vorbildern seine großen Schwierigkeiten haben würde und daß es sich zunächst nur um tastende Versuche handeln könnte. Ich hatte nur etwa in den Spuren zu wandeln, die Meister Wilhelm Struthahn in seinen wundervoll stilisierten Pflanzenzeichnungen in der Chronika eines fahrenden Schülers vorausgeschritten war. Drei der so entstandenen Zeichnungen gebe ich befolgend in Nachbildungen wieder. Sie sind — übrigens ohne besondere Berücksichtigung Steinhausens — von der Zeichnerin selbst entworfen. Natürlich mußten sie zunächst nicht so „kirchlich" an wie nur das sonst bei den üblichen Mustern gewohnt sind. Aber sie sollten das eben auch nicht. Es ist zunächst ein Kreuz, das von Lilien gebildet wird, die nicht die hergebrachte strenge Stilisierung zeigen, sondern sich dem natürlichen Vorbilde in freierer Auffassung nähern.

Dann zwei Skizzen, die einmal nicht nach dem Herkommen gezeichnet sind, sondern im Sinne des Psalmworts „Alles was Odem hat lobe den Herrn", und die Ehre Gottes durch seine Geschöpfe aussprechen und rühmen sollen, also frischweg wilde Rosen und wirkliche Vögel.

Um etwaigen Mißdeutungen von vornherein die Spitze abzubrechen, erkläre ich dabei Folgendes. Zunächst: diese Bilder sind nur flüchtige Skizzen, Versuche als Beispiel und Anregung, keine Vorlagen und Musterblätter. Nur einen leichten Anhalt sollen sie geben, wie man etwa mit den hergebrachten Formen brechen und etwas Freies, Neues schaffen könnte.

Sodann (das zu bemerken werde ich wohl dem Frauenerwerbsverein in Dresden schuldig sein) dieser

Digitized by Google

Verein arbeitet nicht etwa nur „Modernes", wobei denn der geneigte Leser vielleicht gar schaudernd an „Sezessions- und Jugendstil" denkt (obwohl ich glaube, daß dem die Zukunft auch auf diesem Gebiete gehören wird), sondern er zeichnet und stickt auch vortrefflich in kirchlich korrekter Art, wie einige vorzügliche Paramente für sächsische Kirchen beweisen, bei denen die liturgischen Farben, die tiefsinnigsten Symbole und die steifleinensten „gotischen" Formen auf Wunsch der betreffenden Bauherren und Pfarrer genau innegehalten worden sind.

Ich denke natürlich nicht mit diesen flüchtigen Zeilen die Frage der evangelischen Paramentik irgendwie erschöpfend behandelt zu haben. Bedenken und Einwendungen bleiben noch genug bestehen. Ich wollte diese Frage lediglich anschneiden, um ihre Erörterung in neuen freien Fluß zu bringen, weil ich nicht einsehe, warum wir auf diesem Gebiet kirchlicher Kunst noch in den alten Fesseln schmachten sollen, die wir anderswo längst abgeschüttelt haben, um in evangelischer Freiheit nach neuen Bildungen und Regeln zu suchen. Es muß nicht mit der bisherigen Entwickelung grundsätzlich und pietätlos gebrochen werden, aber es ist mit Unbefangenheit und Besonnenheit zu prüfen, ob dieser Entwickelungsreihe nicht neue bildende Kräfte zugeführt werden können.

Zur Evangelisierung altkirchlicher liturgischer Stücke

von **Heinrich Adolf Köstlin**

2. Die Litanei (Schluß).

4.

Wird also daran festgehalten, daß die Litanei gesungen werde, so ist folgerichtiger Weise zu fordern, daß auch der intonierende Liturg die ihm zufallenden Stücke singe, bezw. in gesangsmäßiger Stilisierung vortrage, daß er z. B. sprechend intoniere „Herr", die Gemeinde singend fortfahre „Erbarme dich!" u. s. w. macht sich schlecht und ist stilwidrig. An die Stelle des Geistlichen, wenn er des liturgischen Gesanges unkundig, oder wenn der Einzelgesang des Geistlichen überhaupt nicht üblich ist, Knaben treten zu lassen, ist ein Notbehelf, der sich wohl aus dem Wunsche erklärt, die überkommene, zum teil wertvolle Tonsetzung der Litanei zu erhalten, entfremdet sie aber genau betrachtet ihrem eigentlichen Wesen, indem der Liturg ausgeschieden wird. Da wird die Litanei zum Wechselgesang. Diesem fehlt aber, wenigstens was die überlieferte Gesangsform der Litanei in antiphonischer Gestalt betrifft, die Unmittelbarkeit des aus dem Drang des Gemütes hervorquellenden Gebets. Ganz gewiß wollen wir das Lied der Gemeinde in erster Linie als gesungenes Gebet, als Chorgebet gewertet und behandelt wissen, gerade deshalb dringen wir für den Gemeindegesang auf volkstümliche, dem natürlichen Tonsinn entsprechende Weisen, die dem Ohr

Digitized by Google

mühelos eingehen und ohne besondere musikalische Reflexion leicht vom Munde fließen. Wir verlangen, daß dieselben der Gemeinde so geläufig seien, daß ihr Gebrauch als unwillkürlicher, spontaner, naiver werde, der nicht durch musikalische Reflexion die Andacht aufhalte oder ihre Unmittelbarkeit trübe. Gleichwohl wird das gesungene, das musikalisch stilisierte Gebet dem gesprochenen vollends dem still im Gemüt bewegten an Unmittelbarkeit immer nachstehen. Dem gesungenen Gebete der Gemeinde, dem Kirchenlied, lassen wir das gesprochene als Zusammenfassung und bestimmten Ausdruck der Andacht folgen. Dazu kommt, daß die dem antiken Sprachgesang entsprechende Weise der Litanei unseren Gemeinden auch wenn je an die litaneiische Altarweise gewöhnt sind, doch keineswegs so geläufig ist, wie die Weisen des Kirchenliedes, ja mehrere die melodischen Flexionen wohl der Mehrzahl fremd wie Klänge einer längst verschwundenen Zeit vorkommen. Es ist nicht die die Gemeinde verbindende, ihr gemeinsame, ihr angeborene Art sich musikalisch auszudrücken. Es ist eine fremde Sprache für sie deren Gebrauch besondere Anstrengsamkeit fordert und eben deshalb die Unmittelbarkeit der Andacht beeinträchtigt. Die Litanei will aber in erster Linie Gebet sein zumal wenn sie an die Stelle des allgemeinen Kirchengebetes tritt soll.

Es entspricht daher richtigem liturgischen Empfinden, wenn da wo der wechselweise Vortrag zwischen Liturg und Gemeinde aus irgend welchen Gründen nicht möglich oder nicht angängig ist, die Litanei dem Geistlichen zugewiesen und von diesem gesprochen wird. Aber dann darf sie nun Wechsel-Gebet zu sein, sie unterscheidet sich dann den übrigen gewohnten Gebeten nur durch die altertümliche Form und Ausdrucksweise, durch die ungewohnte Periodik und Parataxis. Die Gemeinde hat die Empfindung, daß die Stimme der Dreigangenheit an ihr Ohr klingt daß sie im Gebet mit den längst heimgegangenen Geschlechtern sich zusammenschließt. Das ist gewiß ein feiniges Gedanke,[24]) aber es ist doch nicht der Grund, weshalb wir die Wechselbeteiligung der Litanei wünschen. Wir möchten die Gemeinde zu intensiverem Mitsprechen heranziehen ihr größeren Handlungsanteil im Gebet verschaffen.

Dies könnte dadurch ermöglicht werden, daß der Gemeinde die ihr zufallenden Responsen wieder überlassen und von ihr sprechend ausgeführt werden. Ich habe in katholischer Gegend die Litanei oft so ausführen hören, und wenn es in würdiger Weise geschieht, kann der Eindruck ein tiefer sein. In der Regel aber ist der Eindruck der eines mechanischen, monotonen Abbetens. Auch sind der Bedenken, die gegen ein regelmäßiges Zusammensprechen der Gemeinde sich erheben, allzuviele. Die Gefahr, daß das Gebet zum mechanischen gestalte, überwiegt den Vorteil, daß die Gemeinde um am rechten Ort einzufallen zu intensivem Anmerken und Mitbeten genötigt wird.

Wir wären es aber wenn wir dem Liturgen zwar das ganze eigentliche Gebet wort ideal ließen, der Gemeinde aber die Möglichkeit schufen, sich dieses in der ihr geläufigen Weise d. i. mit Versen von Kirchenliedern jedesmal anzueignen? Das deutsche geistliche Lied ist aus der Durchdichtung des Kyrie-Rufes der Litanei hervorgegangen. Wollen wir nicht diese dadurch vollends mechanischen daß wir sie in die Kyrie-Rufe einbauen?

Der antik-responsorische Wechselgesang der eine Aussage, einen Satz zweiteilig vortragen läßt, wurde durch eine — ich darf es der Kürze halber so nennen — deutsche Antiphonie ersetzt, wobei der Liturg in der ihm nach unserer (vielleicht beschränkten?) Auffassung allein anstehenden Weise d. i. sprechend, ausdrückt, die Betgemeinde aber an den entsprechenden Stellen das Gebet in der ihr angemessenen Weise des Chorgebets mit einer Liedstrophe aufnimmt und sich zueignet. Der Wechsel zwischen gesprochenem und gesungenem Wort ist hier keine Stilwidrigkeit, weil nicht zusammengehörende Redeteile getrennt, Sätze,

[24]) Wo die Gemeinde seit Jahr und Tag gewohnt ist, die lutherische Litanei an den stimmten Tagen zu hören und schauernd in Ehrfurcht zu hören, soll ihr durch diese Exkretionsart der Gebrauch wahrlich nicht verleidet werden. Hier läßt die Pietätsscheu mit dem lieb gewordenen Gebet der Vorzeit die Empfindung nicht aufkommen, daß dasselbe streng genommen nicht genau in den Rahmen der Liturgie passe. Die Andachtsstimmung die heutigen Gemeinde fließt mit derjenigen welche in den Gebete der Vorzeit zum Ausdruck kommt, unmittelbar zusammen ohne über dessen Wortlaut zu reflektieren und legt sich keine die Worte und in dieselben. Unsere Exkretionsart haben den Fall im Auge wo es sich um Wiedereinführung oder häufigere (als die gewohnte) Verwendung handelt

die ein Ganzes bilden zerschnitten werden, vielmehr das gesprochene, wie das gesungene Wort für sich ein Ganzes bilden.

Eine grundstürzende Neuerung bedeutet unser Vorschlag nicht. Schon früher wurde z. B. in Süddeutschland der Litanei der Choral „Mitten wir im Leben sind" beigefügt. Die Brüdergemeine verwendet in der „Großen" und in der „Kleinen Kirchenlitanei", ebenso in der „Litanei vom Leben, Leiden und Sterben Jesu Christi" Strophen und Strophenteile von Kirchenliedern. Wir geben über sie nur darin hinaus, daß wir fordern, statt in die überlieferte Litanei an passenden Stellen Liedstrophen einzustreuen, vielmehr das Litaneigebet selbst bei aller Anlehnung an die überlieferte Form in eine bestimmte Kyrialse einzufassen, in ein Lied, das dem Tage, für den die Litanei bestimmt ist, zugehört, unter den Liedern dieses Tages ein standard-Lied bildet, seinen Gedanken schlagend, prägnant, volkstümlich zum Ausdruck bringt, also recht als das Lied, das Chorgebet der Gemeinde für diesen Tag erscheint, so für Karfreitag „O Lamm Gottes unschuldig", für den Bußtag „Aus tiefer Not", für das Totenfest etwa „Jesus, meine Zuversicht", oder „Mitten wir im Leben sind".

Im übrigen hätte die Gemeinde von der Litanei nur zu singen, was ihr von sonst her geläufig ist, also etwa den Eingang und Schluß: „Herr, erbarme dich", wenn sie diesen Gesang vom Gottesdienst her kennt. Wo nicht, in Gemeinden, wo keine entwickelte Eingangsliturgie in Übung steht, würden auch diese Worte dem Geistlichen zugewiesen, oder wegfallen.

Zur Veranschaulichung folgen zwei Entwürfe solcher Litaneien, besser gesagt, liturgisch belebten Gebete. Sie wollen, darum bitte ich dringend, nicht als Muster, sondern als ganz bescheidene Versuche angesehen werden, die nicht dazu bestimmt sind, die lutherische Litanei da, wo dieselbe in Übung stehe, zu verdrängen, sondern zeigen wollen, in welcher Form vielleicht solchen Gemeinden, welche die Litanei nicht haben oder ablehnen, eine Gebetsweise geboten werden könnte, die ihnen an besonderen Tagen, welche eine erhöhte Beteiligung der Gemeinde erwünscht erscheinen lassen, in etwa das leisten könnte, was die Litanei da, wo man sie hat und liebt, leistet.

Die Entwickelung der Litanei zur selbständigen liturgischen Gebetsübung sei einer späteren Betrachtung vorbehalten. In ihr werden wir uns vor allem mit den Schöpfungen der Brüdergemeine zu beschäftigen haben.[25])

Am Karfreitag

Geistlicher: Wir haben nicht einen Hohepriester, der nicht könnte Mitleid haben mit unseren Schwachheiten, sondern der versucht ist allenthalben gleichwie wir doch ohne Sünde. Darum lasset uns hinzutreten mit Freudigkeit zu dem Gnadenstuhl, auf daß wir Barmherzigkeit empfahen und Gnade finden auf die Zeit, wenn uns Hilfe not sein wird (Hebr. 5, 15 f.)

Gemeinde: Herr, erbarme dich! Christus, erbarme dich! Herr, erbarme dich!

Geistlicher: Herr Gott, Vater im Himmel! Herr Gott, Sohn, der Welt Heiland! Herr Gott, heiliger Geist! Erbarme dich über uns!

Herr Gott, Vater im Himmel, der du deines eigenen Sohnes nicht hast verschonet, sondern hast ihn für uns alle dahingegeben, ihn, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht und unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung: sei uns gnädig, verschon uns lieber Herr und Gott! Sei uns gnädig, hilf uns, lieber Herr und Gott!

O Jesus Christus, Gottes Sohn, der du wohl hättest mögen Freude haben, aber erduldetest das Kreuz und achtetest der Schande nicht, der du arm wardst um unsertwillen allenthalben versuchet, gleichwie wir, dahingegeben in der Sünder Hände schmecktest des Todes Bitterkeit und der Gottverlassenheit tiefste Not, der du Gehorsam lerntest an dem, was du littest, und gehorsam warst bis zum Tode,

---

[25]) Zunächst sei auf Friedrich Spitta, die Kirchenlitanei der Brüdergemeine in Mischr. VI, S. 375 ff. verwiesen.

Digitized by Google

so zum Tode am Kreuz, o du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trug, erbarme dich über uns!

Gemeinde: O Lamm Gottes unschuldig

Erbarm dich unser, o Jesus!

Geistlicher: Wir arme Sünder bitten dich, o heiliger Jesus, du wollest durch deines Leidens Kraft uns erlösen von allen Sünden, von Haß und Neid, von Hochmut und liebelosem Richten, von Selbstsucht und Herzensbärtigkeit, von Trägheit und Kreuzesscheu, von Kaltsinn und Liebeserkaltung wollest du uns erlösen, o heiliger Jesus, aus Macht geben, Gottes Kinder zu werden, daß wir dir nachfolgen als rechte Jünger in Sanftmut und Demut, unser Kreuz auf uns nehmen in der Verlassenheit zum Vater rufen, in seine Hände unseren Geist befehlen.

Im Kampf wider die Sünde, in der Sünde der Versuchung, im Dunkel der Anfechtung, wider schwere Gedanken, in der letzten Not hilf uns, Herre Jesus Christus!

Gemeinde: O Lamm Gottes unschuldig

Erbarm dich unser, o Jesus!

Geistlicher: Sammle unter deinem Kreuz die Kinder Gottes, die in der Welt zerstreut sind, führe herzu, die noch ferne sind, rufe zurück die Verlorenen, bringe heim die Irrenden, gehe entgegen den Suchenden! Hilf uns, uns werden, daß wir einander lieben und von Herzen einander vergeben. Du unser Friede, gib uns deinen Frieden!

Gemeinde: O Lamm Gottes unschuldig

Gib uns deinen Frieden, o Jesus!

Geistlicher: O Jesus Christus, Gottes Sohn, o du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, erbarme dich über uns! O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, erbarme dich über uns! O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, verleih uns stets Frieden!

Gemeinde: Herr, erbarme dich, Christus, erbarme dich, Herr, erbarme dich unser!

Geistlicher: Unser Vater im Himmel

Am Bußtag

Geistlicher: Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus, durch welchen wir auch den Zugang haben im Glauben zu der Gnade, darin wir stehen! (Röm. 5, 1 f.)

Gemeinde: Herr, erbarme dich, Christus, erbarme dich, Herr, erbarme dich!

Geistlicher: Herr Gott, Vater im Himmel, erbarme dich über uns! Herr Gott, Sohn der Welt Heiland, erbarme dich über uns! Herr Gott, heiliger Geist, erbarme dich über uns!

Geistlicher: Herr, Herr Gott barmherzig und gnädig und geduldig, wir liegen vor dir mit unserem Gebet, nicht auf unserer Gerechtigkeit, sondern auf deine große Barmherzigkeit!

Gemeinde: Aus tiefer Not schrei ich zu dir u. s. w.

Geistlicher: Wir arme Sünder bitten: Alle unsere Sünden wollest du uns vergeben, unserer Missetat und Übertretung nimmer gedenken, uns heilen von aller Unbarmherzigkeit und reinigen von aller Unlugend, in uns geben deinen Geist, daß unser Herz fest werde durch deine Gnade und wir nimmer weichen von deinen Wegen, noch fallen aus deiner Liebe! Denn du, Herr, bist unser Vater, von Anfang der ist dein Name barmherzig und gnädig von großer Güte und Treue!

Gemeinde: Darum auf Gott will hoffen ich u. s. w.

Geistlicher: Du wollest, o barmherziger Gott, deine Gnade uns nicht entziehen und dein heiliges Evangelium nicht von uns nehmen, auch fernerhin seine Verkündigung

erhalten und segnen, treue Arbeiter in deine Ernte senden, deinen Geist und Kraft zum Worte geben, alle Irrenden und Verjubelten wiederbringen, deine heilige christliche Kirche regieren und führen, alle Hirten und Lehrer im heilsamen Wort und heiligen Leben erhalten, allen Königen und Fürsten Fried und Eintracht geben, und unseren Kaiser und Landesherrn und das ganze deutsche Vaterland leiten und schützen, unseren Rat und Gemeinde, unsere Schulen und Familien segnen und behüten, die Früchte auf dem Felde geben und bewahren, unsere Herzen erfüllen mit Dankbarkeit und frohem Genügen.

Allen, so in Not und Gefahr sind, wollest du mit Hülfe erscheinen, alle Kinder und Kranken pflegen und warten, alle unschuldig Gefangenen los und ledig lassen, alle Witwen und Waisen verteidigen und versorgen, aller Betrübten und Verzagten dich annehmen, allen Angefochtenen beistehen, aller Menschen dich erbarmen!

Gemeinde: Und ob es wabet bis in die Nacht u. s. w.

Geistlicher: Du wollest, Gott, allen Ärgernissen steuern, hinwegnehmen jeden Bann in unsrer Mitte, zurechtstellen, was wir verschoben haben, erstatten, was wir versäumt haben, heilen die Wunden, die wir geschlagen, zu Vergebung und Friede uns helfen, das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen, das glimmende Docht nicht verlöschen!

Gemeinde: Ob bei uns ist der Sünde viel u. s. w.

Geistlicher: O Jesus Christus, Gottes Sohn, der du bist um unsrer Sünde willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket, bekenne dich zu uns! In der Sünde Angst, in der letzten Not, im jüngsten Gericht, von dem ewigen Tod hilf uns, barmherziger Herr und Gott!

O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, erbarme dich über uns! O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, erbarme dich über uns! O du Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, verleih uns steten Frieden!

Gemeinde: Herr, erbarme dich, Christus, erbarme dich! Herr erbarme dich!

Geistlicher: Unser Vater in dem Himmel!

—

Das neue elsaß-lothringische Gesangbuch in amerikanischer Beleuchtung.

Ein Brief an die Redaktion der Monatschrift.

Baltimore, Md., 16. Jan. 1900.

Verehrte und liebe Herren!

Schon lange bin ich Ihnen zu Dank verpflichtet wie der Schüler den Meistern. Aber nicht nur den lehrenden, sondern den begeisternden zumal schulde ich ihn, der ich in der Fremde weile und als ein Einsamer in mancher geistlichen und geistigen Gefahr bin. Durch freundliche Vermittelung von Herrn Professor Budde bin ich Ihnen kein Fremder mehr, sowenig ich beabsichtigt hatte, durch meine Mitteilungen an die Öffentlichkeit zu treten. Allein Ihr herzliches Glückauf! hat mir doch wohl getan, und ich danke Ihnen von Herzen dafür.

Die Gemeinde, an der ich seit vorigem Sonntage zehn Jahre arbeite, hat eine eigentümliche Geschichte, der ich mich bemühe, gerecht zu werden, ohne doch darauf zu verzichten, ein Neues zu pflügen. Es sind neue Zeiten gekommen, und Vieles in unserm kirchlichen Leben ist anders geworden.

Der letzte Schritt war die Einführung des „Gesangbuches". Es teilt das Schicksal und die Art aller Gesangbücher, die nach dem Ihren erscheinen werden: es ist von ihm abhängig, ja mehr noch, es ist nicht denkbar ohne es. Bis in die Einzelheiten hinein bin

ich ihm gefolgt habe ich ihm folgen müssen Ich kann nur bitten und hoffen, daß Sie mir nicht zu zürnen brauchen über die Art, wie ich es benutzt habe

Ich hebe der Grundsätze zuberlang mit mir allein durchgerechnet Mein theologischer Entwicklungsgang war immer von Wandlungen meiner Ansichten über die Gestaltung eines Gesangbuches begleitet Ich fühle voll und schwere die Verantwortung, der auf dem Einzelnen lastet der nur zwei schwache Augen hat Aber eines meine ich sicher verleiten zu können das ist Freiheit gegenüber dem kirchlichen Gesangbuch Dort ist das in Beschränkheit auseinandersetzen?

Die Lieder sind alt Wir leben nicht mehr die Anschauungen ihrer Entstehungszeit Die Erlösung durch Christus ist besonderen ist uns nicht mehr nur die Erlösung durch seinen Tod In der Predigt und in allem was wir der Gemeinde geben ist aufs Gewissenhafteste bei Scheu zu vermeiden als ob unsere Verkündigung alt, unsere Theologie hinzugen neu sei. Wir haben nun aber nichts besseres als das Alte (oder Neues in der Art des Alten) Darum müssen wirs ermöglichen daß man das Alte und Fremden singe Dem ungehemmerlichen Aussprüche, den wir in der Fremdzeit unsres Glaubens leicht überhören, der sich aber doch in die Seele saß alles unserer Glaubigen eingesenkt hat daß der Glaube etwas Altes sei em in moderner Zeit fördernmdes muß die Tatsache daß die Leute in dem Alten leben und Leben daraus gewinnen, still und mächtig entgegenwirken Daza müssen wir alles entfernen, was den Liedern Befremdendes anhaftet Die Lieder müssen allgemeingültig werden, d h vor allem sie müssen für unsere Zeit gelten Mit wunderbarer Kunst und Sicherheit hat das Elsäß Gut alles Subjektive, nur Liedermäßige ausgeschieden Ich glaubte auch die Spuren der Theologie ihrer Entstehungszeit daraus tilgen zu sollen

Zweierlei mildert freilich die Härte dieses Grundsatzes Beides ist aus dem neuen geschichtlichen Sinne erwachsen Theologisch bedeutet es das ich darf wohl sagen durch Ritschl gewonnene Verständnis des Glaubensinhaltes vergangner Zeitabschnitte und deren Formen der Dogmen, für die allgemeine Kultur das Einsehen in die Lebensbedingungen, der Anschauungen und die Sprache der Vorzeiten Beides hat uns die Vergangenheit erträglich und fruchtbar gemacht Beides hat auch den Abstand der Zeit der reformatorischen Theologie von der unseren vereinigt Wie sich mit Bewußtsein Romantiker Wie verstehen aber nicht bloß den Sinn des Alten, sondern wir können uns auch bis zu gewissem Grade es selber aneignen Und hier ist die Grenze an der Gebildete und Ungebildete sich trennen Für den Ungebildeten ist der Zustoß an theologisch und historisch Fremdem unüberwindlich So liegen dem wüste Stellen unserer Klassiker einfach brach Die geschichtlichen Voraussetzungen für das Verständnis Gottscheder Lyrik Tiedscher Novellen fehlen Der Ungebildete kann nicht mit Kommentaren lesen Er soll es auch nicht Noch bedeutender wird dieser Sachverhalt, dieser Mangel in Dingen des Glaubens, wo nicht um das Ihrvermögen zu gewinnen sondern zuerst der Widerwille gegen Unwahres dem Alten gegenüber steht. Dieses ist als eine positive Frucht des Rationalismus zu der evangelische Auffassung des Christentums doch unendlich reich geworden Die peinliche Gewissenhaftigkeit ist ihre am Platze

Schon in der Tatsache, daß Gesangbücher für verschiedene Landeskirchen herausgegeben werden, liegt die Anerkennung der verschiedenartige Voraussetzungen bestehen und verschiedenartige Bedürfnisse zu befriedigen sind Auch der der Einzelgemeinde wird dem der Fall sein Auf ihrer theologische Vergangenheit, auf ihren gegenwärtigen Glauben und sozialen Stand muß Rücksicht genommen werden. Pädagogisch freilich muß auch auf sie eingewirkt werden, allein doch nicht in erster Linie durch das Buch, das immerdin den kalten gedruckten Buchstaben zeigt Gesangbücher sind der Niederschlag der gegenwärtigen Entwicklung nicht deren Ausgang oder vorzüglichstes Mittel

Historischer Sinn ist in meiner Gemeinde nicht vorhanden Viel Bewunderung und viel Furcht der Katholischem besteht als eine Art Aberglaube in den Herzen Nur kein Kreuz! Instinktive Furcht vor allem Liturgischen verwerrenste Ansichten vom Gottesdienst sind die Hauptmerkmale gewesen und spuken noch Auf diesen Grund habe ich das neue

Buch gestellt mit Zittern und Beben und „großer Arbeit“. Es ist nun fertig, und ich glaube wohl, daß es das unter solchen Umständen Erreichbare darstellt.

Antiqualettern beschloß die Gemeinde gegen mich. Versehen in der Liedernummerierung oder kommen nicht auf mein Konto, ebensowenig Unebenheiten in der Rechtschreibung „Jacob“. Möglichst habe ich das Komma getilgt. Den Abschnitt „Bitte und Gebet“ habe ich trotz des von Prof. Spitta Gesagten — das ich allerdings erst kürzlich las — nicht wegnehmen wollen. Unter der formalen Überschrift vereinige ich doch die Stücke, die beim Drange des geängsteten oder dankbaren Herzens oder in der Andacht aufgesucht werden. Ich muß meine Gemeinde beten lehren, indem ich ihr Gebete anbiete. Nr. 51 ist das Lied „Jesu, Freund der Menschenkinder“. Zu „Schmückt das Fest“ habe ich die beanstandete Melodie genommen „Jesu, meine Freude“, weil sie mir leichter singbar erschien und auch freudigen Ausdrucks fähig. Denn wenn wir die Stimmung gläubigen Vertrauens des „Befiehl du“ in die Mel. „Herzlich tut“ legen können, so ist es wohl auch hier möglich, der Melodie die nötige Färbung zu verleihen. Leider war ich nicht imstande, die Melodien beizufügen. Habe also die Gedichtbücher um eines vermehrt. Allein ich als Einzelner und musikalischer Erzieler konnte nicht wagen, über die Form der Melodien Entscheidungen zu treffen. Aber auch örtliche Schwierigkeiten hätte ich nicht überwinden können. So gab ichs schweren Herzens auf. Ich muß auf irgendwelche Weise Ersatz schaffen. Das Buch ist abgeschlossen.

Ich habe das Gefühl, mit dem wir Prediger die Kanzel verlassen, Zittern und wenn auch nicht Zagen, so dabei doch mein Blick in die Seele meiner Leute, um zu sehen, was sie bei dem Buche empfinden. Denn es verlangt doch gar viel von ihnen. Der Gemeindegesang hat sich schon gehoben. Er war freilich in aufsteigender Richtung begriffen. —

Noch ein Wort über die Streichungen. Sie sind zuerst dogmatischer Natur. Ich kann die Satisfaktionstheorie nicht in dem Lehrkreis Jesu wiederfinden. Sie ist mir persönlich in der von Ritschl angebotenen Auffassung erträglich, allein sie steht mir nicht im Mittelpunkt und scheint mir die Qualität Jesu zu verringern. Ich bin so wenig Moralist in Sachen der Religion, daß ich diese Theorie, die auf das Tun des vollkommenen Menschen gegründet ist, als einen Abweg ansehen muß.

Sodann habe ich gestrichen, um dem modernen Begriff vom Wert der Zeit zu genügen, dem die längeren Produktionen unerträglich sind. Das bezieht sich auf musikalische Stücke so gut wie auf Gedichte. Zudem wird nur eine begrenzte Zahl von Versen gesungen. Wir haben also immer den Eindruck eines Torso. Schließlich liegt die Klimax der Lieder und oft auch ihre dichterische Schönheit am Schlusse. Diese Betrachtungen bewogen mich, die Streichungen zu wagen.

Bei alledem erscheint es kühn und allzujugendlich vertrauensvoll, sich von dem Elsäß. Gesangb. abhängig zu nennen. Und doch bin ichs und bins in tiefster Dankbarkeit. Zum zweiten Mal übers Meer, zum ersten Mal über den Ozean hat das Buch seinen Lauf genommen. Die Geschichte der Gemeinde, die Theologie des Herausgebers zusammen mit mancherlei Erwägungen haben seine Gestalt verändert. Möchte es trotzdem angenehm sein! Es stellt das unter diesen Umständen Erreichbare dar.

Herzlich und aufrichtig danke ich Ihnen, meine Herren, als ein Unbekannter in der Ferne, als ein zum Lernen Bereiter, der von Ihrem Werke reichen Gewinn gezogen hat. Allsonntäglich soll Sie ein Echo ihrer Arbeit grüßen, von Wegen der vielleicht, die nicht die Ideen sind, die aber doch hinleiten zum Einen, der der Weg ist.

Ich empfehle mich Ihrem freundlichen Urteile und bitte Sie, an die Aufrichtigkeit meiner Bestrebungen zu glauben, in denen ich mich als dankbar Lernender Eins weiß mit Ihnen, verehrte Herren,

als Ihr ergebenster

Pastor Hofmann

Nachschrift vom 8. Mai 1902.

„Die Flucht vor der Öffentlichkeit“ konnte das Motto vorstehenden Briefes sein. Aber nein, damit allein ist doch nicht erklärt, warum mein Brief zwei Jahre lag. Ich wartete

Digitized by Google

auf Bewährung der Sache und der Gedanken im und durch den Gebrauch, ich wollte ausreifen lassen. Und heute möchte ich an dem 1900 Geschriebenen nichts ändern. Es ist, was die Lage der Dinge anbelangt, die einfache Wahrheit.

Ich selber bin in diesen beiden Jahren nicht still gestanden. Einiges davon ist auch ins Gesangbuch gekommen, so daß das in der Mitte meines Briefes über verschiedene Mißstände Gesagte nicht mehr gilt. Den interessanten Druckfehler, Straßb. G. B., N. 312, Vers 4, Zeile 2: fort! oft habe ich Ihnen schon gemeldet.

Ich setze voraus, daß unser Buch eine Besprechung in der M.-Sche. finden wird, sowenig es mich drängt, damit vor die Welt zu treten, so weiß ich, daß diese ein Recht hat, über veröffentlichte Dinge zu urteilen.

Heute erlaube ich mir, Ihnen eine Sammlung Reden und die Ordnung der Passionsandacht zu schicken. Es wäre Undankbarkeit von mir, wenn ich mich nicht freute, daß innerhalb eines Halbjahrzehnts solch ein Umschwung stattgefunden hat. — Der Melodie des „Ave verum" habe ich mit Bewußtsein eingeführt. Diese Stimmung gerade scheint mir, muß neben der andern vertreten sein.

Allzulang und allzuviel habe ich Sie, verehrte Herren, schon bemüht. Aufrichtig ergeben

D. O.

Eine neue englische Musikgeschichte[1])

von Dr. **Johannes Wolf** in Berlin.

Eine ungemeine Rührigkeit entfaltet sich nicht allein in deutschen Ländern auf musikwissenschaftlichem Gebiete. Alle bedeutenden Nationen weisen eine Reihe von Männern auf, welche ihre ganze Kraft in den Dienst musikhistorischer Forschung gestellt haben. Einen besonderen Reiz scheint das Studium mittelalterlicher Musikverhältnisse auszuüben. Sehen wir die Franzosen besonders auf dem Gebiete des gregorianischen Gesanges thätig und namentlich bemüht, die rhythmischen Verhältnisse desselben zu ergründen, so wenden sich die Engländer mit Vorliebe der mehrstimmigen Musik zu. Hier hat ihr Fleiß eine ganze Reihe vortrefflicher Werke gezeitigt. Ich erinnere nur an die Schrift „English Carols of the 15th century" von Fuller-Maitland, an die Neuausgabe des „Fitzwilliam Virginal Book" von Fuller-Maitland und Barclay Squire, an die vortreffliche Arbeit der Familie Stainer: „Dufay and his contemporaries", sowie an die Publikationen der Plainsong and Mediaeval Music Society, aus denen ich die von H. E. Wooldridge besorgte Faksimilien-Sammlung „Early English Harmony from the 10th to the 15th century" besonders herausheben möchte. Und schon wieder treten die Engländer mit einem großen Unternehmen auf den Plan, einer „Oxford History of Music", welche die vorhandenen Musikgeschichten, Biographien und Nachschlagebücher ergänzen will, indem sie vom rein Biographischen Abstand nimmt und sich auf eine zusammenhängende Darstellung der Kunstentwickelung selbst beschränkt. Geplant sind 6 Bände, deren beide erste die Musik des Mittelalters umfassen sollen und H. E. Wooldridge zum Verfasser haben werden. Während Band I die Entwickelung polyphoner Musik bis zum Schlusse der Periode des Diskants behandelt, wird der zweite Band sich mit der Entwickelung des Kontrapunkts bis Palestrina beschäftigen. Der dritte Band, aus der Feder von Hubert Parry, wird die monodische Bewegung von Josquin und Arcadelt bis Purcell verfolgen. Band IV, von J. A. Fuller-Maitland, vor allem Bach und Händel behandeln. Im 5. Bande wird der Herausgeber dieses Geschichtswerkes, W. H. Hadow, die Wiener Schule und die Entwickelung der Instrumentalformen von Haydn bis Schubert darstellen, während der sechste, von E. Dannreuther, die romantische Schule zum Vorwurf haben wird.

---

[1]) The Oxford History of Music, volume I. The polyphonic period, Part I. Method of musical art, 330–1330 by H. E. Wooldridge, M. A. Oxford, at the Clarendon Press 1901. XVI u. 388 S. 8°. Preis M. 10.—

Digitized by Google

Erschienen ist der erste Band: The polyphonic Period, Part I. Method of musical art (330—1330) von H. E. Wooldridge. Verfasser geht zum großen Teil denselben Weg, die Hugo Riemann in seiner „Geschichte der Musiktheorie vom IX. bis XIX. Jahrhundert" gegangen ist, deren ersten Teil eingehend die Geschichte der Mehrstimmigkeit behandelt. Und doch ist Wooldridge's Arbeit keineswegs überflüssig, die enge Fühlung welche sie mit der auf uns gekommenen Praxis nimmt macht sie nur wertvoll und unentbehrlich. Verfasser verwertet nicht nur kritisch die gemeldegenden Veröffentlichungen Coussemaker's an älterer praktischer Musik, er trägt auch aus dem reichen Schatze der englischen Bibliotheken her, was in die behandelte Zeit gehört, und macht vor allem das Antiphonarium Medicaeum der Laurenziana zu Florenz für die Musikwissenschaft nutzbar. Es ist dies jene Handschrift, in der jüngst Wilhelm Meyer[2]) an Hand der Beschreibung des in der Zeit des Frankonen lebenden englischen Anonymus IV[1]) das große Chorbuch von Notre Dame in Paris (beziehungsweise eine Kopie desselben) wiedererkannt hat, welches das ganze 13. Jahrhundert hindurch an genannter Pariser Kirche in Gebrauch war und, ähnlich wie der Codex von Montpellier die Entwickelung polyphoner Musik vom Ende des 12. Jahrhunderts bis zur frankonischen Zeit (etwa 1260) vortrefflich wiederspiegelt.

Verfasser zeigt gestützt auf Gevaert[3]), daß die Musik der lateinischen Kirche aus der griechischen Musik ihren Ursprung nahm. Die ältesten christlichen Hymnen weisen dieselben Tonarten auf, welche uns in den Resten altgriechischer Kunst bekannt sind, das Dorische (E F G a h c d e) das Jenische (G a h c d e f g) und das Aeolische (a h c d e f g a). Hinzu kommt aus dem Antiphonen-Gesange das hypolydische (F G a h c d e f). Erst im 6. Jahrhundert geht in der Whiten, die über Italien hereindrechen, die griechische Tradition verloren. Sie wird im 9. Jahrhundert infolge byzantinischer Einflüsse wieder wach, aus dem äußeren standen griechischen System entwickelt sich das mittelalterliche Tonsystem.

Verfasser spricht der griechischen Musik jegliche Polyphonie ab[4]). Allein in dem Oktavgesang welcher sich beim Vortrag derselben Melodie durch Männer und Knaben ergibt, sowie in der Oktavbegleitung der Magadis vermag er eine Wurzel der Mehrstimmigkeit zu erkennen. Auch der älteste Kirchengesang der lateinischen Kirche enthebt der Polyphonie. Erst im 9. Jahrhundert erhalten wir die erste Kunde von einer Form der Mehrstimmigkeit, dem Organum, bei Scotus Erigena. Wooldridge verfolgt nun die Entwickelung dieser Form über Regino von Prüm, Hucbald und den Verfasser der Musica enchiriadis bis hin zu Guido, Cotto und dem anonymen Malländer Tractat ad organum faciendum. Ausgiebig vom Quinten- und Quarten-Organum, zeigt er immer unterstützt von Beispielen wie die Zahl der möglichen Zusammenklänge eine reichere und ihre Folge eine gesetzmäßigere wird, wie allmählich Gegenbewegung eingeführt wird und die Stimmen sich freier von einander abheben. Aus dem Organum geht im 12. Jahrhundert der Diskant hervor, dessen Entwickelung Verfasser an Hand von Theorie und Praxis bis zum Ende des 12. Jahrhunderts verfolgt. Der Diskant zeugt gegen Ende des 12. Jahrhunderts die Theorie der gemessenen Notenwerte.

Da die erste Periode des Diskant eine feste Mensur noch nicht kennt, ist die Kapitelüberschrift „Discant or measured music" nicht ganz zutreffend. Als einen Mangel empfindet man es, daß die Notation etwas nebenher abgethan und eigentlich nur vom Standpunkte frankonischen Theorie aus dargelegt wird. Es ist dies um so mehr zu verwundern, als Verfasser bei Behandlung des „Antiphonarium Mediceaum" immerfort mit der älteren Lehre in Berührung kommt, die der frankonischen gegenüber doch recht merkliche Unterschiede aufweist. Die Modaltheorie wäre besser im Zusammenhange darzustellen gewesen. So wie das Werk jetzt vorliegt, erfährt man von der Existenz perfekter und im-

[1]) Der Ursprung des Motetus (Göttingen Hoffmann 1898).
[2]) Coussemaker, Scriptores I 342.
[3]) La melopée antique dans le chant de l'eglise latine, 1895.
[4]) So schon läßt sich im Hinblick auf Platos „Gesetze" Buch 7 § 12 die Mehrstimmigkeit doch nicht abweisen.

Digitized by Google

perfektes modi sowie der ordines modorum erst gegen Schluß des Buches. Für die Selbständigkeit desselben wäre es sicher ein Gewinne gewesen, wenn Verfasser von den aus Coussemaker[6]) entnommenen Beispielen einige Takte in der Originalnotation mitgeteilt hätte, da Coussemaker's Werke selbst nur in wenigen Händen sind. Für eine große Zahl von Beispielen liegt glücklicherweise des Verfassers Faksimiles-Sammlung „Early English Harmony from the 11th to the 15th century" vor und aus dem „Antiphonarium Medicaeum" schmücken 8 Faksimiles den Band. Der Übersetzungen stellen dem Können des Verfassers das glänzendste Zeugnis aus. Nur möchte ich bemerken, daß es wohl möglich gewesen wäre, den Wert der Tedeumote des Pleni an Hand der auf uns gekommenen Troccolischen Schriften zu bestimmen. Überhaupt wäre es wohl gut gewesen, auf die Verzierungen etwas näher einzugehen. Zur Vervollständigung des currenten verweise ich auf den englischen Anonymus IV dessen Traktat jüngst in Walter Riemann[7]) einen vortrefflichen Exklarer gefunden hat.

Höchst dankenswert ist die Erläuterung der Formen (Organum purum, Conductus Octetus, Organum communiter sumptum, Cauliculus, Rondellus, Rota, Motetus) und ihre Belegung mit Beispielen aus der Praxis. Leider hat Verfasser die „Theoria Johannis de Grocheo"[8]) nicht benutzt die gerade zur Erkenntnis der Formen manches Neue beiträgt.

Überblicken wir zum Schluß noch einmal den Band als Ganzes so müssen wir nochmals daß der „Oxford History of Music" nicht würdiger eingeführt werden konnte als es durch diesen ersten Band geschehen ist.

Kleine Mitteilungen.

In Posen ist Ende April dieses Jahres ein Kampf um Bach ausgebrochen, dessen Beginn weite Kreise auch außerhalb der Stadt und Provinz beunruhigt hat und besorgen muß. Der bekannte Posener an der Kreuzkirche, Karl Straube, leitete eines Nachmittages der fein fast 6 Jahren in hoher Blüte steht und dem die Pflege u. a. der Aufführung der Bachschen Johannespassion (zweimal) mehrerer Bachschen Kantaten sowie der „Geburt Christi" (dreimal) der „Passion" und der „Himmelfahrt" von Hunderten dankt, erfuhr daß der unter Führung von Prof. Hennig stehende gemischte 6 als Nachchristen zusammengesetzte „Gesangverein für 1905 die Aufführung der Matthäuspassion von Bach in Aussicht genommen habe. Da dies einer zwischen den genannten Herren getroffenen formellen Vereinbarung nach Ansicht des Posener redaktionell widerspricht, daß dieser unter Hinweis auf den „kirchlichen Charakter" und die von dem Kirchenchor ebenfalls für 1905 geplante Aufführung des musikalischen Werkes Prof. Hennig mehr von seiner Absicht zurücktreten. Auf zwei Briefe antwortete Hennig nicht überhaupt sie aber endlich der Öffentlichkeit und verklagte den Geschäftsführer bei seiner vorgesetzten Behörde. Letzteres hatte keinen Erfolg. Jene Protestkundgebung aber in der Hennig sich als jeder gemeinsamen Auffassung vom Unterschiede zwischen Konzert- und Kirchenmusik unzugänglich erwies, begegnete Straube mit einer vom 10. Mai datierten, siegreichen Antwort, in der er sich u. a. auf die gewichtigsten Äußerungen von Fritz Volbach (Musikal. 1900 S. 97) Willy Pastor (Lpzl. Rundschau 1900 Nr. 19), Friedrich Spitta (Monatsschrift 1900 S. 91) Ernst Munds (Programm der Straßburger Aufführung der Matthäuspassion, 1903) Wilhelm Nelle (Wissenschaften und Künste der Gegenwart, 1898, S. 305), Carl Johnsohn (Bachs Matthäuspassion 1903 S. 19) und auf einen zweiten Artikel im Kunstwart 1904, S. 410) beruft. Kostbar ist folgende doppelt bezeichnende Äußerung von Hennig „Die Aufführung der Matthäuspassion ist kein Gottesdienst, denn in ihr ist die Verkündung des Evangeliums nicht vorgesehen". Diesem furchtbaren Mangel wird Posen Genüge leisten. Die Tollheit ist der Band schon abhelfen. Zu diesem Fasse neubauge modern wir folgende Thesen zur Kenntnis unsern Lesern bringen die Genüge in Berlin am 20. Juni einem Vortrag über das Thema: „Welche Pflichten hat die deutsch-evangelische Kirche den Werken Johann Sebastian Bachs gegenüber?" zu Grunde gelegt hat. Sie

1. Es gibt für besonders protestantische Kirchenmusik. Ihre Wurzeln liegen im deutschen Kirchenlied und in der Orgel und. Die Werke J. S. Bachs sind die schönste Blüte am großen Baume der protest. Kirchenmusik. 2. Diese Erkenntnis von wenigen katholi-

[6]) Histoire de l'harmonie au moyen âge — L'art harmonique aux 12e et 13e siècles — Adam de la Halle.

[7]) Über die abweichende Bedeutung der Ligaturen in der Mensuralmusiktheorie der Zeit vor Johannes de Garlandia. Erschienen als Beiheft VI der Internationalen Musik-Gesellschaft. Leipzig Breitkopf u. Härtel. 1902.

[8]) Sammelbände der Internationalen Musik-Gesellschaft I, 65 ff.

steenden Konsonitzen dieselben von der großen Mehrheit der Urteilsfähigen anerkannt ist bis heute immer noch nur Theorie 5 In der Praxis sehen wir die kirchlichen Werke Bachs in den Konzertsaal verwiesen; und wenn sie in der Kirche aufgeführt werden, dann geschieht es doch zumeist nicht im Rahmen des Gottesdienstes 6 Dagegen wird in unserer Kirche zumeist noch Chormusik gepflegt die weder vom historischen noch vom liturgischen noch vom ästhetischen Standpunkte aus berechtigt erscheint a) alle kalvinische Sätze im Psalmenstil dreist man das Männerchen unter meist erbarmlichen deutschen Übersetzung aufgehängt hat (Donscher in Berlin), b) der sogenannten „Motetten" (in Schlesien auch „Begert" genannt) denen meist jede Beziehung auf die Kirchenzeit und aller kirchliche Stil fehlt; c) englisch-amerikanische Importware schlimmster Sorte wie sie zu uns den Kreisen der „Gemeinschaften" immer mehr in die Kirche eindringt 5 Die Werke Bachs aber werden in den Konzertsaal verwiesen — a) weil Instrumentalmusik und Solosang nicht in die Kirche gehören, und b) weil sie zu schwierig für die Ausführung und darum auch unverständlich für die Gemeinde seien 6 Beide Vorwürfe sind nichtig a) Die evangelische Kirche kennt keine „Normalform" für die Andachtung Gottes und die geschichtliche Entwicklung unserer Kirchenmusik weist Beides — Instrumentalmusik und Solosang — auf b) Bachs Kirchenmusik ist für die Ausführung nicht leichter und nicht schwerer als jede andere gute Kirchenmusik, und sie ist auch für die musikalisch Vorgebildeten durchaus nicht unverständlich im Gegenteil ist sie (mit Ausnahme weniger Werke) populär im besten Sinne des Wortes 7 Wenn somit weder prinzipielle noch praktische Bedenken gegen die Widereinführung der Bachschen Musik vorliegen so hat unser Kirche die heilige Pflicht diesen „Schatz im Acker" nicht liegen und verkommen zu lassen, namentlich auch im Anschluß des Wortes Matth 7 6 8 Die Vorbedingung dafür wird aber eine besser Ausbildung der Lehrer und Theologen in musikalisch-liturgischen Dingen sein a) Da Bachs Chormusik eng mit der Orgelmusik zusammenhängt, werden erheblich höhere Anforderungen an die Organisten gestellt werden müssen. Was jetzt in den Seminaren für Orgelspiel u s w nach Tage der Verhältnisse geleistet werden kann ist unzureichend die Kirche wird daher in Zukunft zur Anordnung tüchtiger Organisten selber Sorge tragen müssen b) Ebenso wird von allen Theologen auch den sogen „unmusikalischen" eine intensivere Beschäftigung mit diesen Fragen gefordert werden müssen Denn wie es zur allgemeinen Bildung gehört die Hauptwerke von Goethe und Shakespeare Raffael und Dürer zu kennen so kann und muß von jedem evangelischen Theologen gefordert werden daß er eine Verständnis habe für den größten Sohn unserer Kirche neben Luther Johann Sebastian Bach!

Bücherschau.

Hermann Götz. Eine Orientreise. Mit über 250 Textabbildungen und acht Aquarelldrucken Leipzig E A Seemann 294 Seiten 7 Mark eleg geb 8 Mark.

Wer Normanns Asia gelesen hat weiß daß dieses Buch sobald nicht erreicht werden kann Nur allzusehr wird der diesen Schilderungen die fromme Redensart als sinnige Darstellung, das greifreich sind Gesichte für tiefes Denken ausgegeben Bei dem verlegenden Buche ist wie das Musterwerk rasch entschwunden Es ist das ebenso aufsprudelnde wie tüchtige Werk eines, leider inzwischen verstorbenen schöpferische klugen Künstlers der Leiter der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe gewesen ist. Die Art seiner Reisefreudigkeit ist schlicht und treuherzig der Gesichtspunkt unter dem er morgenländische Kunst und Lebensstätte zu schauen und zu beschreiben pflegt der künstlerische in wohlkundiger Übersetzungsfreiheit Der Hauptwert des Buches liegt in den zahlreichen Abbildungen Viele davon sind flott skizzierte oder sorgsam ausgeführte Federzeichnungen des Verfassers die meisten getreue in sorgsamster Treue ausgezeichnete photographische Aufnahmen wieder, nicht — und das ist der Glanzpunkt des Werkes — sind meisterhafte Darstellungen nach köstlichen farbenprächtigen Aquarellen des Künstlers entstanden

Rob Böckner

Max Reger, Psalmsonntagmessen (Ein Geibel) für 8stimmigen gemischten Chor a capella München J Aibl Verlag Partit u Stimmen je Mk 1 50

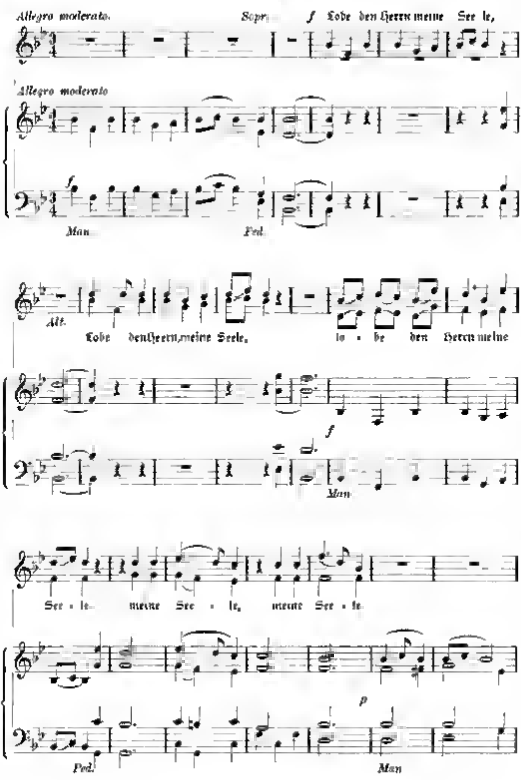
Den bereits mehrfach komponierten Text hat auch Reger als Grundlage einer Kompositionen verwählt und noch erstlicher Weise gelang kann man das Urteil fällen daß die feine en Reiserit und Linienführung äußerst glücklich getroffen ist also daß der Dichter mit dem Komponisten die Palme teilen muß Gleich der Anfang „Es fiel ein Tau vom Himmel" zeigt alle Reize feinster Harmonik und Modulation seltene Klangsicherheit und Fardenreichtum. Wie ergreifend wirkt die Sequenz „Laß dein Sehnen laß die Tränen", wie charakteristisch das Fugato „Ein sanftes Sausen kommt aus hoher Luft" Lebendiger gestalten sich der Satz vom 2 Abschnitt an „Göttlich Leben fühl ich werden", kunstvolle Polyphonie teilt sich „Macht sich das Tor, der Himmel zieht ein" Glanzvoll und begeistert gestaltet sich der 5 Teil „Strenet Palmen singet Psalmen" im Geiste Bachs! Das kleine aber feine Meisterstück sei allen Chordirigenten wärmstens ans Herz gelegt

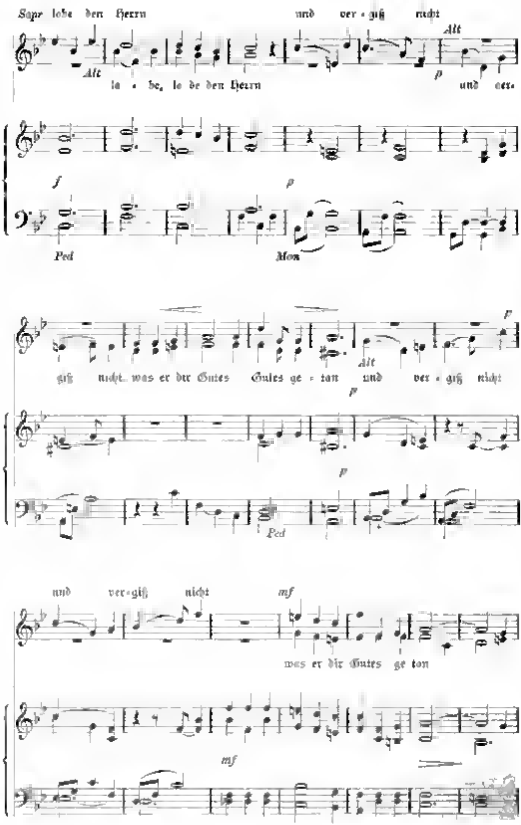
R Franzel, Schneeberg i S

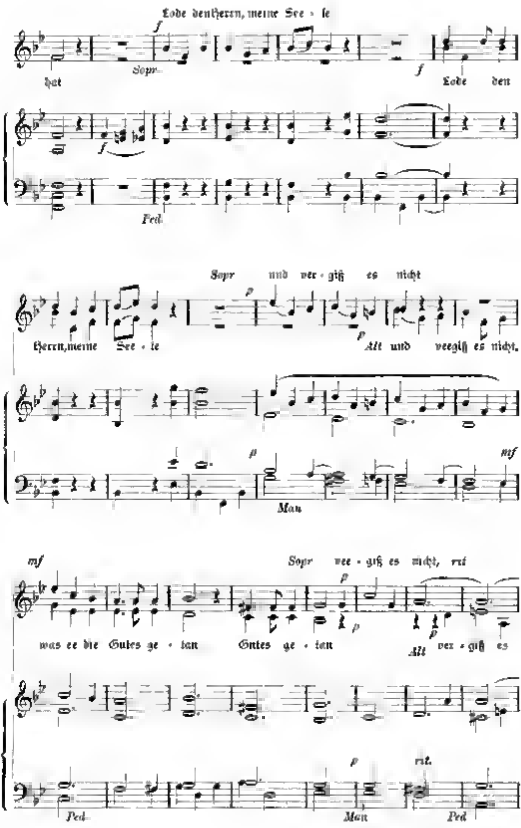
Motette für Frauenchor und Orgel.

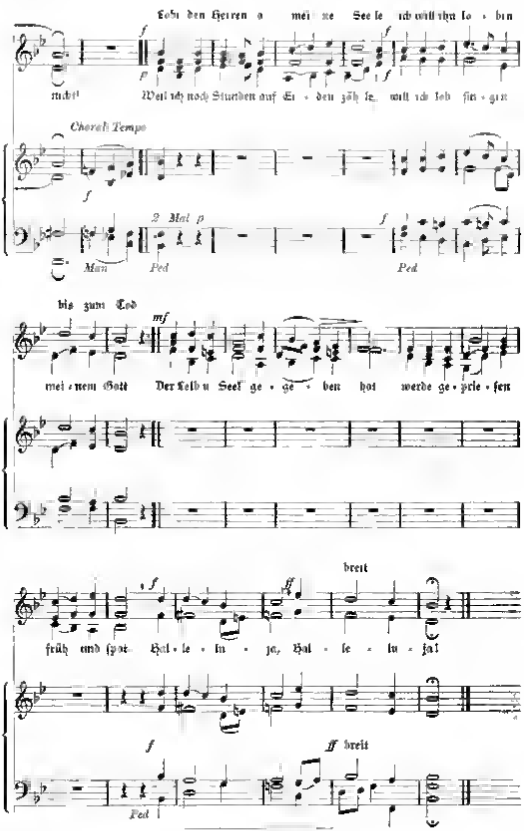
Nachdruck sowie Nachschreiben und Stimmen ist gesetzlich verboten.

J. Wallschlägel.




Sopr. lobe den Herrn und vergiß nicht
Alt
Alt
lo - be, lo - be den Herrn
p
und ver-
f
p
Ped
Mon
F
giß nicht, was er dir Gutes Gutes ge - tan
Alt
und ver - giß nicht
p
p
Ped
und ver-giß nicht
mf
was er dir Gutes ge - tan
mf


Lobe den Herren, meine See - le
Sopr
hat
Lobe den
Ped
Sopr und ver - giß es nicht
Herren, meine See - le
Alt und vergiß es nicht,
Man
mf
Sopr ver - giß es nicht, rit
was er die Gutes ge - tan Gutes ge - tan
Alt ver - giß es
Ped
Man
rit.
Ped


Lobt den Herren o mei ne See le ich will ihn lo bin
nicht! Weil ich noch Stunden auf Er den zähl le, will ich lob sin gen
Choral Tempo
2 Mal p
Man
Ped
Ped
bis zum Tod
mf
mei nem Gott Der Leib u Seel ge ge ben hat werde ge prie sen
breit
früh und spat Hal le lu ja, Hal le lu ja!
Ped
breit

7. Jahrgang. Nr. 9 September 1902.

Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und **Dr Julius Smend**

Professoren der evangel. Theologie an der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Eingetr. in d. Postzeitungspreisliste. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes. (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5873. Ausgabe mit Teerrotationsglanz. Nachtrag Nr. 6078.)

Inhalt: Geyer, Johann Georg Herzog. — Smend, Wie man in Frankreich unsern Bach verlegert und verherrlicht. — Diehl, Das Reichenbach'sche Lied. — Hennings, Kriegsschmuckkästchen in den Ostseeprovinzen Rußlands (Schluß). — Kleine Mitteilungen. — Büchertisch. — Notenbeigabe.

Johann Georg Herzog

von Dr **Christian Geyer.**

Am 6. September feiert Professor Herzog, der bis ins Greisenalter hinein jugendfrisch und schaffensfroh gebliebene Meister der evangelischen Kirchenmusik, insonderheit des Orgelspiels seinen 80. Geburtstag. Da wacht in den Herzen seiner Schüler u. Freunde die alte Verehrung und Liebe auf, die er sich wie nicht leicht ein anderer akademischer Lehrer Erlangen zu gewinnen verstand. Die ernsteste Hingabe an seine heilige Kunst paarte sich mit einem prächtigen Humor, und die wir bei ihm auf der Orgelbank sahen und in dem von ihm dirigierten geliebten und bisweilen auch gefürchteten akademischen Gesangverein mitsahen, oder gar die unvergleichlichen der Harmonie- und Kompositions-Lehre gewidmeten Samstag-Vormittagsstunden in seinem gemütlichen Studierzimmer verbrachten, wußten in der Tat nicht, was uns mehr zu diesem prächtigen Manne hinzog, seine Meisterschaft oder seine Persönlichkeit, genug ist aber, daß zu unserer Zeit das Prädikat höchsten studentischen Lobes „ein feiner Mann" keinem so oftwiederholten Anflagen erteilt wurde wie dem von uns allen bewunderten und geliebten Professor Herzog.

Er war bereits im Jahre 1854 nach

Erlangen gekommen, um das neu gegründete Institut für Kirchenmusik zu leiten. Eben war das neue bayrische Gesangbuch ausgegeben worden, das nicht nur die Liedertexte in der ihnen ursprünglichen Form wiedergab, sondern auch die Melodien so ließ wie sie ursprünglich komponiert waren. Zwei Jahre später erschien der neue bayrische Agendenkern, dessen musikalische Redaktion ebenso wie die Beaufsichtigung des zu ihm gehörigen Musikalischen Anhanges für Kantoren und Organisten der Oberkonsistorialpräsident v. Harleß ihm bereits vorher übertragen hatte. Nun bestand seine Aufgabe — die ihm gegebene Instruktion hat er selbst kürzlich im Darmstädter Correspondenzblatt für den ev. Kirchengesangverein Deutschlands veröffentlicht — namentlich darin, dem sog. rhythmischen Gemeindegesang und der einzuführenden Liturgie Vorschub zu leisten und im Übrigen die wieder als notwendig empfundene musikalische Ausbildung der Theologie studierenden Jugend in die Hand zu nehmen. Harleß hätte unmöglich eine bessere Wahl treffen können, denn Herzog war durch seine ganze Veranlagtheit für diesen Posten prädestiniert. Am 6. September 1823 zu Schmölz in Oberfranken als der Sohn eines schlichten Webermeisters geboren, hatte er den Wunsch ein Pfarrer zu werden wegen der anfänglichen Mittellosigkeit seiner Eltern aufgeben müssen und nun wurde die Musik die Exkoerne seines Lebens. Wohl vorbereitet durch den Orispfarrer Schmidt und den durch mehrere gediegene Kompositionen bekannten Kantor Bodenschatz, der manchesmal schon seinen zehnjährigen Schüler an Gottesdienst hatte die Orgel spielen lassen, zog er 1839 über Erlangen nach Altdorf um in das dortige Lehrerseminar einzutreten. In Erlangen kam er damals in die Kirche, er dachte: könntest du doch auch einmal Organist an einer solchen Kirche werden! Diesen Wunsch hat ihm der liebe Gott treulich erfüllt, denn die nämliche Orgel, die er damals hörte, kam später unter seine Hände. In Altdorf gab Vierling den Musikunterricht. Er scheint anregend auf seine Schüler gewirkt zu haben, Herzog erzählte gelegentlich von einem Mitschüler, der 100 verschiedene Harmonisierungen der Melodie „Herzlich tut mich verlangen" schrieb und Herzog selbst komponierte Orgelstücke, die alsbald in weiteren Kreisen Beachtung fanden. Seine hervorragende musikalische Begabung wurde bald erkannt und verwertet. Nach seinem Austritt aus dem Seminar (1841) war er nur kurze Zeit als Lehrer in Bruck bei Hof — sein Jahresgehalt betrug ganze 150 Gulden — tätig, da erhielt er 1842 einen höchst ehrenvollen Ruf als Organist an die protestantische Kirche in München. Seiner Meldung hatte er Rucks und R. Schumanns günstige Beurteilung über jenes Heftes Orgelstücke beigelegt, das er bereits als Seminarist hatte drucken lassen, außerdem verwendete sich Hofkapellmeister Stunz in München für ihn auf Grund einiger Arbeiten, die er ihm geschickt hatte.

Nun war der zwanzigjährige mit einem Einkommen von 400 Gulden ausgestattete Jüngling auf einmal mitten hinein in ein reges musikalisches Leben versetzt. Es fehlte ihm zum Glück nicht an treuen Führern, neben dem schon genannten Stunz nahm sich seiner namentlich der treffliche Kenner der älteren Kirchenmusik Dr. Fr. Flitz an, der damals im Auftrag des preußischen Königs ältere Musikwerke der kgl. Bibliothek studierte und kopierte. Auch der damalige Kantor an der protest. Kirche, Orelloph war ein tüchtiger Kenner der Kirchenmusik. Dieser veröffentlichte unter der Mitwirkung von Herzog, Flitz und Güll ein 80 Melodien in ihren ursprünglichen Urstimmen und Tönen enthaltendes Choralbuch das die Grundlage zu dem später von Zahn bearbeiteten und bis heute im katholischen Gebrauche Bayerns stehenden „Melodienbuche" bildete. Nach seinem unter

Herzogs Mitarbeit entstandenen Choralbuch gab das Oberkonsistorium die bekannten 12 rektifizierten Melodien heraus, womit der zehn Jahre später siegreich beendete Kampf um die Zurückführung der Melodien auf die ihnen von den Erfindern und Komponisten gegebene Form eröffnet wurde. Da Herzog nach Orllophs Rücktritt auch das Kantoral erhielt und 1849 neben seinen kirchlichen Ämtern die Stelle eines Lehrers für Orgelspiel an der kgl. Musikschule übernahm, hatte er eine große und ihn überaus befriedigende Wirksamkeit als Dirigent, Lehrer und Virtuos. Die vorzüglichsten Orgelbuchstabe Bayerns, J. Rheinberger, Fr. Riegel, Deprossé, Dollhopf u. a. nennt der greise Jubilar mit Stolz seine Schüler. Eine größere Studienreise nach Norddeutschland, auf der er die berühmten Organisten Hesse, Brosig, Johann und Fr. Schneider, Ritter, Becker u. a. kennen lernte, erweiterte seinen Gesichtskreis und erschloß ihm das tiefere Verständnis des damals in München nur wenig gekannten J. Seb. Bach. Dieser größte Genius der evangelischen Kirchenmusik blieb fortan der Stern, zu dem er emporschaute und von dessen Herrlichkeit er unablässig mit Wort und Tat zeugte. Es wird ein unvergängliches Verdienst Herzogs bleiben, daß er bestrebt war, seinen Schülern das Verständnis des größten Meisters zu erschließen und seine heilige Begeisterung für dessen herrliche Kunst auf sie so zu übertragen, daß viele unter ihnen für ihr ganzes Leben ehrliche Bachianer geworden sind.

So war also Herzog als ein in seiner künstlerischen Weltanschauung fertiger, vom höchsten Ideal begeisterter Meister 1854 nach Erlangen gekommen. Zu seinen Obliegenheiten gehörte von Anfang an das Orgelspiel und die Leitung des Chorgesangs in den Gottesdiensten der Neustadter Kirche (Universitätskirche). In den Hauptgottesdiensten gab er hier Sonntag für Sonntag eine unübertreffliche Musterlektion für kirchliches Orgelspiel. Er war durchaus nicht nur Orgelvirtuos, sondern zugleich ein vorbildlicher Meister des kirchlichen Spieles, der alle Kunstgriffe kannte und mit ganzem Herzen bei der Sache war. Wenn er spielte, konnte der Prediger jede, auch die unbekannteste Melodie singen lassen. Er brachte sie im Präludium, ließ sie während des Gemeindegesangs ohne zu Mixturstimmen seine Zuflucht zu nehmen, in der höheren Oktave mitanklingen und behielt immer die Leitung des Gesanges in seiner Hand, ohne ihn jemals zu übertönen. Der Virtuos nahm erst zuletzt das Wort, wenn er eine Fuge von Bach oder Krebs oder eine eigene Komposition als Nachspiel hören ließ. In den Nebengottesdiensten ließ er seine vorgeschritteneren Schüler spielen, wobei er aber jedesmal mit einer alle Studenten beschämenden Pünktlichkeit zur Stelle war.[1] Indem er gelegentlich die Transponierung eines Chorales oder die Improvisation eines Vorspieles verlangte, erzog er sie zu großer Selbständigkeit, ohne irgend welchen Schlendrian aufkommen zu lassen, denn in seiner Kritik war er ziemlich scharf.

Eigentliche Kollegien hat er zu unserer Zeit nicht gelesen, er liebte es, Theorie und Praxis zu verbinden. Allein in seinen Lehrstunden, namentlich in den

---

[1] Aus seiner Münchener Zeit erzählte er einmal folgende hübsche Anekdote. Er hatte, um ja nicht zu spät zu kommen, seine Zimmeruhr eine Viertelstunde vorausgerichtet. Ohne sein Wissen ließ einmal seine Hausfrau die Uhr stehen, um sie mit der Turmuhr in Einklang zu bringen. So kam er ein einzigesmal in seinem Leben in einem Nebengottesdienst etwas zu spät auf seine Orgelbank. Zum Unglück wurde eine Melodie gesungen, die ihm unbekannt war, und er hatte nur das alte bayrische Gesangbuch ohne Noten zur Hand. So spielte er denn nach eigener Erfindung, wobei jeder Vers ein wenig anders geriet. Nach mehreren Wochen sprach ihn ein alter Pensionist auf der Straße an: „Herr Organist, warum wird denn das schöne Lied gar nicht mehr gesungen, bei dem jeder Vers anders geht?“

der Harmonie und Tonsatzlehre gewidmeten, wie auch in den für die „alten Häuser“ eingerichteten liturgischen Übungen steerte er als ein an Wissen und Können reicher Mann Goldkörner aus, deren Wert die Zukunft erprobte. In dem von Dr. Schoberlein gegründeten akademischen Kirchengesangverein, den er dirigierte, suchte er wenn die nötigen Kräfte vorhanden waren auch Oratorien und Kantaten aufzuführen, allein der kirchliche Chorgesang war ihm stets die Hauptsache. In den an künstlerischen Genüssen armen Sommerabenden pflegte er immer zugleich kleine Konzerte, indem Herzog begabtere Instrumentalisten, Sänger und Sängerinnen veranlaßte mit ihren dankbar aufgenommenen und zur Nacheiferung ermunternden Gaben die Versammlungen zu verschönen. Seine Leistungen Wirksamkeit erhielt sich während der 34 Jahre seines Amtswirkens auf der gleichen Höhe. Das Bewußtsein, daß man wie im Leben so auch in der Kunst, im Wissen und Können niemals auslernt bewahrte ihn davor, leicht mit sich selbst zufrieden zu werden, und die Gefahr, stille zu stehen oder gar rückwärts zu schreiten, bestand für ihn so wenig daß die Söhne von dem alten Herzog mit der nämlichen Begeisterung redeten, mit der die Väter von dem einzigen zu erzählen nicht müde wurden. Die Strenge seiner Selbstkritik war so groß daß er eine gewisse Scheu vor der Öffentlichkeit nicht ganz überwinden konnte doch ließ er sich nicht nur alljährlich und in zahlreichen Kirchenkonzerten in Erlangen, sondern auch in Nürnberg, Regensburg, Augsburg München, Köln Frankfurt a. M. u. s. w. am liebsten allerdings vor einem kleineren und gewählten Kreis, manches mal als Gegelspieler hören. Sein Ruf verbreitete sich über die ganze Welt. Im Jahre 1871 erhielt er von London eine Einladung während der Ausstellung auf der großen Orgel in der Albert Halle zu spielen allein er mußte die Reise wegen Krankheit leider aufgeben.

Unter den vielen kirchlichen Kirchenmusikalien, die er veröffentlicht hat, sei vor allem genannt die mustergültige „Orgelschule“, wohl die beste, die überhaupt existiert, ferner „Das kirchliche Orgelspiel“ in 3 Teilen, das in Bayern kirchlich eingeführte „Präludienbuch“ (3 Bände) „Die gebräuchlichsten Melodien mit einfacher Harmonie, mehrfachen Vor und Nachspielen“ in 8 Heften (bei A. Deichert in Erlangen), die prachtige Sammlung „Geistliches und Weltliches“ für Gesang, „150 Kirchengesänge für gemischten Chor“ „Vorspiele zu 192 Kirchenmelodien“ (Essen, bei Bädeker) und „Kirchengesänge für die kleine Feste“ (Leuckart in Leipzig) Unter seinen Orgelkompositionen, die in zahlreichen Einzelheften erschienen sind, finden sich auch sieben Sonaten. Ein Choralbuch für Harmonium und Gesang ist bei A. Deicheert erschienen.

Zur Herstellung neuer Choralbücher ist seine Mitwirkung vielfach erwünscht worden, so für Hessen Darmstadt den Konsistorialbezirk Kassel für Sondershausen und Schleswig. Im Auftrag des Konsistoriums zu Kassel hat er auch ein Chorgesangbuch für den bestehenden Kirchengesangverein bearbeitet.

Seine Verdienste brachten ihm mancherlei Auszeichnungen. Die Erlanger Universität verlieh ihm den Doktortitel honoris causa, nachdem er gleich mit Antritt seines Erlanger Amtes den Titel eines kgl. Professores der Musik von Allerhöchster Stelle erhalten hatte. Er ist Inhaber des Ritterkreuzes 1 Klasse Philipp- des Großmütigen und des Kronenordens III Klasse.

„Was meine Kompositionen betrifft“, so äußerte er sich kürzlich selber, „weiß ich mit Überzeugung daß kein Mensch mehr geben kann, als ihm von Gott verliehen ist. Man kann durch Fleiß und unablässige Studium der besten Meister

Geschmack und Stil verbessern, aber was die Erfindung der Grammatik anbelangt, sind äußerliche Kunstmittel noch lange nicht ausreichend, um sich mit diesen Eigenschaften schmücken zu wollen. Wenn meine Orgelsachen zum großen Bach hinführen und meine Gesänge die Gemeinde erbauen und der Ehre Gottes dienen — so ist mir dies genug."

Seit dem Jahre 1888 weilt der verehrte Jubilar mit seiner trefflichen Gemahlin, der treuen und liebevollen Pflegerin seines hohen Alters, in München. Mögen ihm diese Zeilen Kunde bringen, daß überall, wo Liebe zur evangelischen Kirchenmusik blüht, eine große Familie verbunden ist, die in ihm einen ihrer ehrwürdigsten Väter erblickt und es sich nicht nehmen läßt, ihm von Herzen zu danken und Gottes reichen Segen zu wünschen.

Wie man in Frankreich unsern Bach verketzert und verherrlicht.

von **Julius Smend**.

Merkwürdige Gegensätze müssen im französischen Klerus bei einander sein. Die evangelische Bewegung unter den Priestern des Landes läßt uns den tiefen Ernst erkennen, der nicht wenige zwingt, unter Daransetzung ihrer ganzen Vergangenheit und ungeachtet einer in den meisten Fällen aussichtslosen Zukunft, ihrem Gewissen zu folgen und der Wahrheit die Ehre zu geben. Andererseits rufen die der Politik ergebenen kirchentreuen Geistlichen in der Masse des entkirchlichten Volks die ebenso fanatischen Gelüste der Verneinung und des Hasses zu einem Kampf auf Leben und Tod heraus. Im Volksständchen sind wohl durchgängig die päpstlich gesinnten Kleriker ihren an der alten Kirche verzweifelnden Kollegen immerhin weit überlegen. Aber gerade das ist eigentümlich, wie diese, ohne von der Volksgunst getragen zu sein, getrost ihren Weg gehen, während jene mit allen Mitteln ihrer Leute wohl zu machen bestrebt und befähigt sind. Nicht nur mit den Schlagwörtern und Agitationskünsten des politischen Betriebes, sondern z. B. auch mit den Reizen eines dem Geschmack der Halbbildung schmeichelnden, wunderlosen Kultus. Jenes bezeichnende Wort, eine neue Reformation sei in Frankreich nicht zu befürchten, da das Volk viel zu wenig religiös lebendig sei, tritt hier, auf dem Boden des Gottesdienstes, in eine ganz verblüffende Beleuchtung.

Vor mir liegt das Juliheft einer angesehenen französischen Zeitschrift *) das sich in mehreren Aufsätzen mit der Pflege der kirchlichen Kunst beschäftigt. Durch dieses Heft erfahren wir mehrere interessante Ereignisse aus letzter Zeit, die, sämtlich in Paris vorgefallen, in ihrem innern Zusammenhange unmittelbar verständlich sind. An der Kirche St. Gervais bestand seit zehn Jahren ein vorzüglicher gemischter Chor. Dieser hatte sich zur Aufgabe gemacht, in den katholischen Kultus die Meister des 16. und 17. Jahrhunderts, vor allem Palestrina, zurückzuführen. Von der Arbeit dieses Chores gingen in Stadt und Land die fruchtbarsten Anregungen aus. An vielen Orten verlor man den Geschmack an der herrschenden Operettenmusik in der Messe, und es schien, als sollte durch diese begeisterten Freunde edler Kirchenkunst geradezu eine Reform in größerem Stile angebahnt

*) Fol et Vie, Revue de Quinzaine V, 13 (1. 7. 1904) p. 407.

werden. Allein die Sache hat ein jähes Ende gefunden. Ein neuer curé meinte seinen Amtseintritt mit der Ausschließung jenes Chores markieren zu sollen, und die Sänger schienen in geradezu brüsker Form an die Luft gesetzt worden zu sein. Der bekannte Musikreferent des Temps, Pierre Lalo, ein Sohn des gefeierten Komponisten, hat der Öffentlichkeit davon Kenntnis gegeben. Begründet wurde die Ausschließung mit dem Bemerken, die Kirche verbiete die Mitwirkung von Sängerinnen im Gottesdienst, — eine in Paris unerhörte Behauptung —, verbiete im Sonderheit das Betreten des Chorraums durch Frauen, — man sang stets nur von einer Empore aus. Das Schönste ist jedoch dies, daß nach Entfernung des Sängerchors eine Dame im Chorraum von St. Gervais auf dem Violoncell konzertiert hat, indem sie während einer Seelenmesse die Meditation de Thaïs vortrug! Lalo deckt die wirklichen Ursachen besagter Unduldsamkeit folgendermaßen auf: Tous, ou presque tous les maîtres de chapelle sont compositeurs de leur métier. Chacun d'eux a fait quelques Libera ou quelques Pie Jesu sirupeux et doucereux, tout glissants d'une onction fausse, tout baignés de larmes fades et théâtrales, qui ne sont que des airs d'opéra hypocrites, qui n'ont ni passion franche, ni piété sincère, à qui toute beauté et toute vérité sont interdites, et qui deshonorent du même coup la musique et la loi. Es scheint in der Tat, daß diese Inhaber eines unantastbaren Monopols nicht länger mit sich spaßen lassen. Sie haben die Soutanen auf ihrer Seite. Malheureusement, fährt Lalo fort: les maîtres de chapelle sont aidés dans leur effort par le goût, le goût abominable, le goût scandaleux, le goût sacrilège, de presque tout le clergé de Paris. Ce clergé n'aime qu'une chose; il aime d'une passion ardente, opiniâtre, invincible: c'est la musique d'opéra. Ce qu'il lui faut, c'est quon chante l' Agnus Dei sur la musique de „Salut, demeure chaste et pure", ou qu'on adapte an trio de „Faust" les paroles de l'O salutaris!

Daß dieses Urteil nicht zu hart ist, ergeben entsprechende Vorkommnisse in andern Pariser Kirchen. Der Pfarrer von der Trinité hat den berühmtesten Organisten in Frankreich, den bekannten Komponisten Guilmant, seines Amtes entsetzt, weil er neben Pachelbels und Buxtehudes Werken auch diejenigen von Bach auf die Orgel zu bringen sich erdreistet hat. Und die Geistlichkeit an der Madeleine eröffnet ihrem Kapellmeister der bisweilen Chöre von Palestrina darzubieten wagte, das Äußerste, was man ihm über das Übliche hinaus zubilligen könne, sei die Cäcilien-Messe von Gounod.

Es scheint also wirklich, daß die Kirche Frankreichs oder doch die von Paris die Gunst der Halbbildung nicht riskieren mag durch Preisgabe einer unwürdigen Kirchenmusik. Und man wird tatsächlich auf diesem Boden an die musikalischen Leistungen vorreformatorischer Klerker erinnert, wie sie G. Doven in seinem Werk über Cl. Marot seinen Landsleuten in ihrer ganzen Drastik geschildert hat. Ist denn der Galgenhumor des sterbenden Mittelalters wirklich das angemessene Vorbild für den modern französischen Katholizismus? Und sind die Erfahrungen von drei oder vier Jahrhunderten, wenigstens auf diesem Felde, für ihn gänzlich verloren?

Es gibt inzwischen doch Stimmen in Frankreich, die dringend zur Umkehr mahnen. Als ein solcher Rufer im Kampf für eine gründliche Reinigung der Kirchenmusik stellt sich u. a. Vincent d'Indy dar, der vor einem Jahre in Angers Vorträge hielt über la Musique et les Maîtres de la classe continue des XVII• et XVIII• siècles. Ein heftiger Feind des Protestantismus und fanatischer Antisemit, hat er es auf die Wiederherstellung der spezifisch katholischen Tonkunst abgesehen.

Digitized by Google

Und so lautet seine Hauptthese: L'influence du protestantisme sur la musique a été funeste. Le protestantisme a porté à la musique une mortelle atteinte. L'invasion jouit l' arbitre. Im Angriff auf die Urheber unermüdlich, begründet er deren Religion als vollendete Gottlosigkeit und gibt „dem Prinzip des freien Forschens abermals die schallende Ohrfeige, die ihm der gesunde Menschenverstand und die Vernunft so oft gegeben haben“. Allenthalben preist man diesen Propheten, den hervorragenden, gründlichen beschlagenen Gelehrten mit seinem eminenten Lehrberuf. Die Revue des Revues bringt (1. August 1901) sein Porträt mit dem schmeichelhaftesten Kommentar. Herr d'Indy aber bezeichnet als die Meister, deren Rückkehr in den katholischen Kultus er bewerkstelligen möchte, Carissimi, Dumont, Charpentier, Schuts (!) und ce colosse, J. Seb. Bach! Was soll man dem hinzufügen? Hier ist die freie Forschung durch freien Phantasie ersetzt. Ob man in Rom, wo Bachs Orgelkunst, wie noch kürzlich versichert wurde, in der Peterskirche oft genug zu Gehör gebracht wird, über die Konfession des Leipziger Kantors ebenso fehlbar denkt wie in Frankreich?

Daß übrigens die Kirchenmusik nicht das einzige Gebiet religiöser Kunst ist, das bei unsern Nachbarn darniederliegt, zeigt eine Studie von André Hallays im Journal des Débats vom 27. Juni. Auch hier wird der Confunst gedacht. Wir erfahren daß der erwähnte Priester an der Madeleine seinem Organisten geschrieben hat: Je vous prie de rétablir l'usage traditionnel dans l'Eglise de France, qui est de faire le tonnerre et le vent à la messe de la Pentecôte! Mokritten ihre Melodien aus Lohengrin, das Haec dies zu Ostern nach der Weise des Pilgerchors aus dem Tannhäuser ein Agnus Dei zu Motteten aus l'Arlésienne werden als allgemein verbreitete „Kirchenmusik“ bezeichnet. Chopins Trauermarsch für Orgel, Harfe und Klarinette eingerichtet, gehört zu den Seltenheiten. Es gibt Ausnahmen. Aber von den sechs staatlich unterstützten kirchlichen Singschulen in Reims, Moulins, Nadrz, Montpellier, Nevers und Limoges ist, wie wir hören, nur die letztere im Prüfung einer gesunden Tradition. Als Stätten rühmenswerter Kunstpflege nennt Hallays die Chorschulen an St. Joseph in Marseille, die am Dom in Lyon, an St. Benigne in Dijon am Dom in Poitiers, — letztere die hervorragendste, darüber wird die Chapelle patriarcale in der Windenanstalt von Angers genannt, gerichtet von Mlle. Mulot. Partout ailleurs, c'est l'ignorance, la médiocrité, la recherche de virtuosité, de l'effet ou du tintamarre.

Wie es um die bildende Kunst in der Kirche steht, ersieht man aus folgender Charakteristik. Im quartier Saint Sulpice grassiert man noch Hallays die denkbarsten Eindrücke von der Erlösungsfähigkeit des heutigen Katholizismus. Aber alle Kirchen von Paris ohne Ausnahme sind mit Produkten der nämlichen Art ausgestattet: tous les Sacrés Coeurs, tous les Christ blonds, lassasses, bonasses et brillatres offrant à la dévotion des fidèles l'image d'une pièce anatomique, d'un viscère inuté avec le réalisme le plus inconvenant; toutes les Vierges aux yeux bleus démesurés, vêtues d'azur et éperdues de naiserie, les anges aux visages roses, aux regards mouillés; toutes les gesticulations d'extase et de pathétique familière aux acteurs d'un théatre forain, toutes les laideurs du vérisme le plus grossier et toutes les vulgarités du sentimentalisme le plus sot. Et les invraisemblables statues des saints à la mode! saint Hubert botté de brodequins chamois, avec sa barbe bien taillée et ses moustaches en croc, parmi à un cénorino d'opéra qui aurait posé pour l'usurier d'un coiffeur! et, surtout, l'inévitable Saint Antoine de Padoue, l'air d'un jeune sarrasin benêt, qui presse des lis sur sa poitrine, tandis que, sur son livre de prière, sautille un Enfant Jésus, monstre de difformité!

Daß in einem Lande, dessen hauptstädtisches Kirchenwesen mit diesen Gegen der Gesetzlosigkeit gekennzeichnet wird, ein Buch heimlich werde kaum kein Mensch verlangen. Selbst gute Konzertaufführungen werden ihn natürlich bei Kirche nicht näher bringen. Der Protestantismus, und soeben der deutsche, hat den guten Geschmack wahrlich nicht in Erbpacht. Aber es ist doch wissenswert, daß die Nation der man in dieser Richtung gewiß hohes Lob spenden darf, solche Allgebundung seitens der katholischen Kirche erträgt. Sie erträgt sie, weil ihr die Kirche gleichgültig geworden ist. Und gerade darum beruht die Mission jener prêtres convertis die ihr Volk nicht endgültig der Glaubenslosigkeit anheimgeben mögen Protestantisch, so sagt man, wird es schwerlich jemals werden, möge ihm denn durch den Dienst seiner treuesten Söhne eine andere Auferstehung des Christentums beschieden sein! Dann wird zwischen hüben und drüben ein neuer Austausch geistlicher Gaben und Kräfte wirksam werden, wie hatten dazu unsre Schätze bereit, in's Besondere unsern Schütz und ee colosse, J. Seb. Bach.

Das Kelchreichen durch Laien.

Von Pfarrer Lic. Dr. **Diehl** in Hufschorn.

In meinem Buche „Zur Geschichte des Gottesdienstes und der gottesdienstlichen Handlungen in Hessen" habe ich auf Seite 245 f. darauf hingewiesen, daß nach den Bestimmungen der hessischen Kirchenordnung von 1566 und der Agende von 1574 das Kelchreichen durch Laien in bestimmten Fällen nicht nur erlaubt war, sondern daß noch 1628 mehrere Beispiele dessen in hessischen Gemeinden vorkamen und von den in diesem Jahre die Kirchenvisitation abhaltenden Hessen-Darmstädtischen Kommissaren auch als etwas durchaus Unanstößiges behandelt wurden. Zu dieser Stellungnahme der Kommissare an sich schon merkwürdig, da die Visitatoren sämtlich auf exklusiv-lutherischem Standpunkte standen so wird diese Erscheinung noch auffälliger, wenn wir (wie ebenfalls a. a. O. angedeutet wurde) bedenken, daß sie frühere Zeiten noch für eine weit größere Anzahl altreformierter Orte die Sitte des Kelchreichens durch Laien nachgewiesen ist, aber in den meisten durch die mehr der reformierten Lehre zuneigenden Hessen-Cassler Superintendenten der Gelegenheit der Einführung der Verbesserungspunkte ausgetilgt wurde. Aus dieser verschiedenartigen Stellung des lutherischen Hessen Darmstadt und des reformierten Hessen Cassel zu dieser kirchlichen Sitte hätte ich schon gern bei Abfassung meines Buches über den hessischen Gottesdienst Schlüsse gezogen, wagte es aber nicht da mir das vorliegende Material noch zu unbedeutend schien, um gesicherte wissenschaftliche Ergebnisse aus ihm abzuleiten. Heute bin ich auf Grund weiterer Forschungen dazu im Stand und habe deshalb das Versäumte nach.

Bei Schulgeschichtsstudien machte ich kürzlich in der Registratur des Ge Ministeriums des Innern in Darmstadt einen interessanten Fund. Es fielen uns den archivalischen Beständen des früheren katholischen Kirchen- und Schulrats in Darmstadt stammend die ältesten Kompetenzbücher der Pfalzer Ämter Groß-Umstadt und Otzberg in meine Hände. Dieselben sind reich an wertvollen Notizen. Sie kannten für eine Reihe von Gemeinden die Anfänge eines geordneten Schulwesens genau festgestellt werden, für andere lag interessantes statistisches Material über Bevölkerungszahlen vor, für andere wurden neue Beiträge lokalgeschichtlichen Charakters geliefert. Alle diese Dinge erweckten mein Interesse in hohem Grad. Und doch dies Alles hat mich nicht so gefreut wie eine Klageschrift, in der der damalige Pfarrer von Groß Zimmern im Jahre 1593 das vorbringt, was er an seinem Schulmeister Bastian Becker auszusetzen hat. Diese enthält nämlich eine äußerst wertvolle Nachricht über Kelchreichen durch Laien in einer lutherischen hessischen Gemeinde und eine Kritik durch den reformierten Pfalzer Pfarrer von Groß Zimmern, die alle Beachtung verdienen. Wir ersehen aus ihnen, wie grundfalsch es ist die Sitte des Kelchreichens durch Laien auf

reformierte Einflüsse zurückzuführen, und wie diese Sitte in der Zeit der schärfsten Gegensätze zwischen reformiertem und lutherischem Kirchentum gerade als etwas dem reformierten Kirchenwesen Fremdes und dem lutherischen Eigentümliches (in Hessen wenigstens) angesehen wurde. Die Stelle besagt von der Groß-Zimmerer in trauriger Verfassung befindlichen Schule folgendes.

Wirt itziger Zeit bedienet von Bastian Becker seines Handwerks ein Schneider und ein Wirth. Ist Schreibens und Lesens zimlich erfahren. Ist daß Glocken Ampt mit der Schulen nit conjungirt, helt aber doch zugleich auch Schul in seim Wirthshaus auß mangel eines eigenen Schulhauß. Helt sich in seinem Ampt gar fahrlesig und meisterhaftig, leut und stellet die Auer wan und wie es ihm gefället. Sonsten seinem eusserlichen Wandel anlangendt ist er ein stolzer hochmütiger Mann, ein offentlicher Lesterer und schänder nit allein unser Religion sonder auch aller derselben Diener und Zugethanen. Wie er dan auch alle Fest gen Spachbruckh in ein lutherisch art der benachbarschafft nit allein mit seinem gantzen hausgesindt zum Nachtmal gehet, sonder auch Er dem Pfarrer daselbsten Coenam administriren hilffe (ohn angesehen er ein offentlicher Wirth ist) und den Leuthen mit großer Ergernuß den Kelch reicht. Auch mir unwissent diß verschienen Christfest dahin mit seinem gantzen gesindt gezogen, und sein Ampt verlassen, also daß mir auch diß nach 9 Uhr mit dem Zusammenleuten müssen warten, doch nit kommen. Wie er dann auch seithero so lang daß ichs ins Werk gebracht, daß die Kinder unsern Catechismum, den sie bei mir im Pfarhauß lernen, und in der Kirchen recitiren und aufsagen nit mehr alß zweimal in der Kirchen gewesen, da man den Catechismum verhört. Ursach zeigt er andern an, daß er diß Zwinglisch gebett nit mög hören. Helt auch ein Schul wie gemelt, darzu ihm der Graff er gratia jährlich 7 Malter Korn läst reichen, hat weiter davon nichts, dan waß die Knaben zu Schulgeld geben. Deren er doch auch gar wenig seiner fahrlässigkeit halben hat und die Bauern wol verstehen, daß sich Wirth und Schulmeister zu sein übel zusamen schicken. So fern aber ists auch daß er unsern Catechismum bei seinen Schulern solte treiben, daß er ihn dieselbige gar nit lehret betten. Wie er dan auch wol nun über die 14 Jar Schulmeister gewessen, dannoch nit ein Kindt im gantzen Dorff, welches ein Namen schreiben von ihm gelernet.

Um diese Stelle recht würdigen zu können, muß man festhalten, daß in dieser Pfarrei wie im ganzen Amte Umstadt und Otzberg im Jahre 1595 die Gegensätze zwischen Reformierten und Lutheranern äußerst scharf ausgeprägt waren, was daher kam, daß das ganze Gebiet ursprünglich lutherisch gewesen und dann gewaltsam reformiert gemacht worden war, sowie daß nach 1595 viele sich zum alten lutherischen Glauben allen Mahnungen und Bestrafungen zum Trotz, hielten. Das tut auch Becker. Wie die Akten ausweisen, war ihm außer seinem mangelhaften Schulhalten (das damals in der Pfalz nicht sonderlich auffiel) nichts Schlechtes hinsichtlich seines Wandels nachweisbar. Er war nur ein Schauder der reformierten Religion, und das dadurch, daß er zu einem lutherischen Geistlichen kommunizieren ging und bei diesem auch noch die überaus verwerfliche Handlung des Kelchreichens durch Laien in eigner Person ausübte. Ich glaube, diese Stelle hat eine große Beweiskraft zu Gunsten meiner oben ausgesprochenen These.

Aber es könnte mir jemand vorhalten: Sprachbrücken gehört zur Obergrafschaft Catzenelnbogen in kirchlicher Beziehung, d. h. einem Gebiete, in dem 1595 die Gegensätze zwischen Lutherisch und Reformiert noch nicht so bestimmt betont wurden. Außerdem war nach 1628 das Luthertum der Obergrafschaft ein ganz eigenartiges. Er könnte bei diesem Einwurf sogar auf eine Reihe von Sätzen hinweisen, in denen ich selbst diese Eigenart des Kirchenwesens der Superintendentur Darmstadt nach Seiten des Kultus und vor allem der Kirchenverfassung beschrieben habe.

Ich lasse den Einwurf z. T. gelten und will deshalb zur festeren Fundierung meiner Ansicht über die Sitte des Kelchreichens Beispiele aus einem hessischen Gebiete wählen, oder

Digitized by Google

dessen lutherischen Charakter in den Jahren vor 1598 gar kein Zweifel obwalten kann, die Niedergrafschaft die Diözese St Goar. Wer die Verhandlungen kennt, die der Entstehung der Agende von 1574 vorausgingen, wird daß ich recht habe, wenn ich diese Diözese in der Zeit vor Einführung der Verbesserungspunkte „entschieden lutherisch“ nenne. Wem dieser Beweis nicht genügt der sei auf meinen Aufsatz in der Zeitschrift für praktische Theologie 1900 „Die neunerfarsundenen Acta Synodi Comitalus Catto-odiensis in ihrer Bedeutung für die Geschichte des spätdalen Lebens in Hessen“ verwiesen. Er wird finden, daß man in dieser Diözese wirklich gehörig auf die pura doctrina im lutherischen Sinne acht gab. Endlich erwähne ich dazu die Niedergrafschaft bei Einführung der Verbesserungspunkte noch eine ganze Reihe von Martyrern des lutherischen Bekenntnisses hatte (trotzdem die Vater der Kurfürstsonsänderung in diesem Gebiet Superintendent Christian Zindel, schon von 1598 an dafür gesorgt hatte, daß reformierte Lutheraner nicht ruhig recht ansommen und solche die es dennoch waren sich auf die Dauer nicht halten konnten (vgl. darzu und zum folgenden die Visitationsakten des St Goarer Stiftsarchivs). Trotzdem mußte Zindel der prinzipiell als ein der reformierten Lehre zuneigender hessen-Cassler ein Todfeind des Reformierens durch Laien war, es noch 1605 treiben, daß der Pfarrer Philipp Menius zu Dornholzhausen einen Laien den Kelch in seiner Gemeinde reichen ließ. Menius war freilich auch ein so entschiedener Lutheraner daß er 1601 seine Pfarrei gegen den Superintendenten Zindel wenigstens vorübergehend Maine räumen mußte. Es ist nun interessant, daß bei Gelegenheit der Visitation von 1603 der von Menius noch beibehaltene Satz des Kelchreichens durch einen Laien als ein Gegenzatz gegen Zindels Anschauungen vom rechten Gottesdienst bezeichnet wurde, den man auf gleicher Höhe mit der Tatsache stellte, daß Menius von seinem zum Reformieren eigentlich verpflichteten zindelten Schulmeister Textor als einem zwinglischen Pfaffen redete, den man ihm auf die Nase gesetzt habe. Tatsache ist also, daß in der Niedergrafschaft einer der entschiedensten Lutheraner 1603 die Reformierung durch Laien einführte und darüber eine Maßregelung von Seiten seines reformiert gesinnten Superintendenten empfing.

Zu diesem Beispiel kommt noch ein weiteres das sich ebenfalls auf einen früheren Niedergrafschaftspfarrer bezieht aber außerhalb der Niedergrafschaft spielt. Bis zum Jahre 1602 gab es in dem königsteinischen Orte Rockenberg (bei Marienschloß dem jetzigen preußischen Landeszuchthaus) eine lutherische Gemeinde. Schon 1530 wurde an dem Orte evangelisch geprediget durch Caspar Gordel (auch Caspar Wenig genannt), der, wenn von dem auch die Stadt Butzbach die ersten Fruchte reformierten Glaubens haben durfte Seitdem war zwar manchermal ein Egal Reformierungs in der Welt gewandert (da die Nonnen von Marienschloß die Kollatur der Pfarre hatten), aber der lutherische Glaube war dem Volke fest eingewurzelt. In diese Pfarrei kam 1588 ein Pfarrer aus der Niedergrafschaft M. Johannes Andreae. Über seine entschieden lutherische Gesinnung ist kein Zweifel möglich. Er hatte vorher in Braubach gestanden und war wegen seiner gut lutherischen Stellung als Assessor Synodi in die sog. Nassauer Synode, d. h. als Vertrauensmann in die Diözesansynode der Niedergrafschaft, aufgenommen worden. Der Superintendent nahm ihn sogar mit auf die Generalsynoden nach Marburg und durfte allezeit in ihm einen kompetenten Verfechter der lutherischen Dogmatik finden. Dieser Mann kam 1588 nach Rockenberg als Pfarrer, mußte aber bereits 1589, den Angriffen der Jesuiten erliegend von der Pfarre weichen. Er hinterließ seinen Nachfolger eine Abendmahlsführung, nämlich das Kelchreichen durch einen Laien, den früheren Gerichtsschreiber von R. einen Metzger. Nun ist zwar sicher daß der diese Sitte beibehaltende Nachfolger, der Pfarrer Jacob Knipper, darüber sich der seiner Weihung, die 1594 erfolgt sein muß Vorhalt mußte machen lassen, dies um so mehr, als der Schulmeister von R. auf diese Ehe glaubte Anspruch machen zu müssen und Knipper deshalb verklagte. Aber interessant ist daß Knipper dies Kelchreichen im vorliegenden Fall für etwas durchaus Angängiges ansah und daß die Einrichtung der Sitte auf einen so gut lutherischen Mann wie Andreae zurückgeht. Knipper spricht sich darüber in einem undatierten Schreiben folgendermaßen aus (Hess.-u. Staatsarchiv Kirchenakten, Abt V. 4 Conv 150)

Hiergegen aber daß ich ihn Ruden beneben mir in officio sacro nicht wollen lassen ignorin ominiteleen helffen ist solches diese Ursach, daß er von wegen seiner hiebevor begangenen Unzucht, darvon Buß- und Bittgang ein gange Stadt voll ist, nach nie kein mahl in funff Jahren bey mir begehret buß zuethun, aber sich zum hochwurdigen Sacrament daß Altares mit andere Christen zuebegeben miellens gewesen da rumb ihn dann nicht zuelassen wollen. Inmassen auch seine Hausfraue in den 9e mellen funff Jahren nie kein mahl, es aber Anfangliche nur einmahl zum Nachtmoll gangen ist und nicht die Ursach, mit er vorgemenbel. Ich lasse den Reich den Communianten durch einen Metzger, nemblich Jost Henckell gewessenen Gerichtsschreiber, ein eine hierzue ummrdige Persohn boeeichen do doch dieselbige Persohn nunmehe in Gall entscheiden, biß ihn ihr grob aan beiden Gemeinden Müntzenberg und Rokdenberg ein heerliches Christliches exsimanium hetzebracht und mitgenomen dasumb ich se auch bieweill se in solcher Administration bey meinem Interessare zue under schiedlichen gelegenheiten zum gehulffen gefunden billich dorbey gelossen

Dies sind die Nachrichten, die ich über dies äußerst interessante Thema in der letzten Zeit gelegentlich gefunden habe. Ich glaube, sie geben uns ein Recht zu dem Satze, den die bisherigen Materialien schon nahe legten, daß es ein gründlicher Irrtum ist, wenn man bisher vielfach annahm, die Sitte des Kelchreichens durch Laien sei dem Einfluß reformierten Kirchentums und reformierter Kirchenverfassungsgedanken zuzuschreiben. Gerade die entschiedenen Lutheraner in Hessen haben sich zu Verteidigern dieser Sitte aufgeworfen, sie eingeführt oder dem Herkommen nach in Anwendung gebracht, und zwar zum großen Aerger ihrer reformierten gesinnten Kollegen oder Vorgesetzten. Es wäre zu wünschen daß ähnliche Studien auch für andere Gebietsteile angestellt würden, damit festgestellt werden kann, ob wie es in diesen vorliegenden Tatsachen mit einer lokal beschränkten Eigentümlichkeit oder einem allgemeinen dem lutherischen Kirchenwesen eigenen Brauch zu tun haben. Immerhin dürfte aus dem Gesagten erhellen, daß unsere landläufigen Anschauungen über die gottesdienstlichen Eigentümlichkeiten lutherischen und reformierten Kirchenwesens noch in mehr als einem Punkte der Klärung bedürftig sind.

Liturgisch-musikalische Bestrebungen in den Ostseeprovinzen Rußlands

von **Carl Honnlos.**

III. Aus Kurland.

Aus dem herzoglichen Kurland sind zunächst einige geschichtliche Notizen angeführt, aus denen sich Schlüsse auf einen lebhaften Sinn für die Kirchenmusik ziehen lassen. In einer Abschrift des Inventares der Lateinschule zu Mitau (im Archive der livl. Ritterschaft) das vom Kirchenvisitator Martin Ruprecht am 6. Juni 1722 angefertigt worden ist, findet sich eine Reihe höchst wertvoller kirchenmusikalischer Werke, die eine recht entwickelte Musikpflege für die damalige Zeit bezeugt. Dem Gesangunterricht in den Schulen waren damals 4 Stunden wöchentlich eingeräumt. — Eine bedeutsame Stellung unter seinen Zeitgenossen nimmt demzufolge Andr. Hammerschmidt († 1675) ein, der in seinen Kirchenkonzerten durch Einflechtung von Kirchenliedern als Antwort auf Bibelsprüche die Bachsche Kantate vorbereitet. Jenes Bachsche Verzeichnis enthält die 10 Bände seiner „Musikalischen Andachten“ und 9 Bände der „Musikalischen Gespräche über die Evangelien“ (Komp. 1655—56). Samuel Scheidt in Halle (1587—1654) der Schüler des großen niederländischen „Orgelmeisters“ J. Pieter Sweelinck, der bestimmend auch auf die deutsche Orgelkunst gewirkt hat, zeigt in seinen Cantiones sacrae (Komp. in 3 Bänden vorhanden) bereits Ansätze zu den wundersamen Gebilden der Bachschen Kunst. Von Sweelinck selbst finden sich 3 Bände seiner Cantiones sacrae, Jakob (Gallus) von Werk († 1596) der berühmte niederländische Kontrapunktist, zeichnet

sich durch außerordentliche Fruchtbarkeit als Komponist zahlreicher Madrigale, Kompanetten und Motetten aus. Seine mehrfach aufgelegten Werke gehören zu den besten damaliger Zeit. Das Vorhandensein der 6 Bände seiner schwierigen Modulationes sacrae läßt auf eine hohe Entwicklung des Kirchenchores in Danzig schließen. Eduard Badenschatz († 1658) um 1600 Kantor in Schulpforta ist besonders durch seine Sammelwerke berühmt. Sein „Florilegium Portense“ enthält 265 4—10stimmige Gesänge von 93 Komponisten der Zeit um 1600. Es erschien in 2 Aufl. 1618. Von den 18 Bänden dieser 21teiligen Sammlung weist der Bauske'sche Katalog 9 Bände auf. Joh. Eccard, der jüngere Freigenosse und Schüler des großen Lassus († 1611), ist mit seinen 6 Bänden der „geistlichen“ und 5 Bänden „christlicher Lieder“ vollständig vertreten. Bei ihm ist bereits das Ideal des vierstimmigen Kirchenliedes klar gezeichnet. — Auch Praetorius († 1621) monumentales Werk der Musae Sionae“, enthaltend 2—12stimmige Konzertsätze über deutsche Psalmen oder Kirchenlieder und 4stimmig gesetzte Choräle sind mit 8 Bänden fast vollzählig da. Von Orlando Lasso († 1594) dem Michel Angelo in der Tonkunst, finden sich 6 Bände vor. Von ihm vereinigt ist Jakob Gallus (Händell, † 1591) zu Prag von dem das „Mornale“ in 6 Bänden kompl. vorliegt. Den Beschluß des reichhaltigen Katalogs machen die Werke folgender weniger bekannten Komponisten: Theod. Kraens, Cantiones sacrae 6 Bände inkompl. und Herm. Bedenkumpf, Psalmodiae sacrae 4 Bände kompl. (Die letzten Namen sind schwer zu identificieren.) Vielleicht finden sich diese Werke noch irgendwo im Stande einer bessern Bibliothek. Aus dem Vorhandensein einer Unterricht-Notentafel und einer „Tadelle mit musikalischen Fragestücken“ geht hervor, daß auch musikalisch-theoretischer Unterweisung der Schüler stattfand. Bei Begräbnissen in der Bauske'schen Gemeinde sangen die Schüler. Es ist sehr wahrscheinlich, daß für als Kirchenchor auch in Festgottesdiensten mitgewirkt haben. Die Organisten damals besser gestellt als heute, hatten Deputate von 160 Thlr. oder Land, was heute etwa dem fünffachen der gleichen Summe entspräche. Außerdem gab es noch Kantoren deren Stellung selbständig war. Schon darum konnte auch mehr für den Kirchengesang geschehen. Es wirkten damals vielfach wissenschaftlich gebildete, ausländische Organisten im Kurland. So weiß man z. B. von einem Organisten Wingrave in Neuenburg, der einem Rufe nach Stockholm Folge leistete.

Wenden wir uns nach diesem historischen Rückblick der Gegenwart zu. Die beiden Pioniere Kurlands Libau und Mitau kommen auch für liturgisch-musikalische Bestrebungen fast allein in Betracht.

Der verdienste Organist an St. Trinitatis in Libau J. Sermekol, sendet mir seine Programme und meldet: Die Trinitatisgemeinde ist die einzige deutsche in Libau und hat seit 1887 einen Kirchenchor der aus ca. 60 mitwirkenden Dilettanten besteht. Es singt an besonderen Festtagen, sowie zu Jahresfesten der Mission Diakonie und Unterstützungskasse Litteg Gottesdienste finden bisher nur am Christabend und Karfreitag statt. Jedes Jahr bringt etwa 3—5 geistliche Konzerte, leider noch keine kirchlichen Musikaufführungen im regelmäßigen Sinne. 1899 wurde der Haydn'sche Schöpfung“ am Haydn vom Kirchenchor und der Philharmonie gemeinsam aufgeführt. Wenn hinderten wie den „Elias“ ein. Für eine Aufführung in der Kirche muß erst ein bedeutender Vorhau in den Gemeinde gemacht werden, und es fragt sich, ob der Kirchenvorstand dazu für erforderlich hält. Der Brief schließt mit lebhafter Anerkennung für unsere „Monatsschrift“. Wie diese schon stärkeren Einfluß, so müßte man das an der Höhenlage der Kirchenmusikprogramme spüren. In dieser Beziehung lassen Libau und Mitau (abgesehen von seinem Bachverein) Riga bedeutend den Rang ab. Man sehe nur auf die Chorleistungen im Hauptgottesdienst zu Libau. Ostern: Händel, Würdig ist das Lamm. Erntefest: Psalm 148 von Rolle, Matth. 27 von Faißt. Reformationsfest: Rolle. Es ist in keinem andern Heft. Totenfest: Offb. Joh. 14, 13 v. L. Spohr, Neujahr: Joh. durch. Du dürftest dem Ruhm ꝛc. — Ostern: Spohr, Preis dem Erlöser der Erstandenen. Reform.-Fest: Mendelssohn, Verleih uns Frieden gnädiglich. Erntefest: Phil. Em. Bach. Gerz ist der Herr. Mendelssohn. Wirf dein Anliegen ꝛc. Weihnacht: Mendelssohn, (aus „Christus“). Es wird ein Stern aus Jakob aufgehn. (Die Kirchenchöre sollten sich dieser wirkungsvollen Chöre

ogle

zu Weihnacht nicht entgehen laſſen.) Pſingſtern: H. M. Schirlitzer „Jeſus ſo 52 7 Totenfeſt: C. H. Rinck „Selig ſind des Himmels Erben. — Oſtern: Glück „Hoch tut euch auf, Pfingſten: Borowansky „Wann oder der Tröſter kommen wird“ Erntefeſt: Rheinberger, Preis und Anbetung“ Totenfeſt: C. Stein „Gott wird abwiſchen“ Weihnacht: J. S. Bach „Beſ. an du ſchönes Morgenlicht“ Neujahr: Glück „Pſalm 24, 7. 8. 3 — Oſtern: Naumann, Meinrich „Jeſus lebt mit dem auch ich“ Neujahr: C. Becker, Du biſt, Herr Gott, unſere Zuflucht immerdar“

Die Programme der liturg. Gottesdienſte zeichnen ſich durch Sorgfalt und gute Gewählte Chornummern aus, unter denen wir die dreiſtimmige Schrift-Textſtelle und der Name des Komponiſten fehlen. Zur Konfirmationsfeier in Lehen iſt immer durch Wechſelgeſang zwiſchen Chor und Gemeinde ausgezeichnet. Am Konfirmationstag wird Jak. Handl Gruber, wie der Gerechte mag ſterben und Palestrina, Fürwahr du biſt mein“ — geſungen. Zum Ende verlieſt der Küſter die Imprecatorien, die der Chor 3mal mit dem „Chriſte du Lamm Gottes“ unterbricht. H. Schütz „Ehre ſei die, Chriſte“ beſchließt den Gottesdienſt. Ein anderes Mal hören wir A. Lotti „Fürwahr, getragen hat er unſere Schmerzen“ oder „Allegris „Gott ſei mir gnädig“ Silchers „Schau hin nach Golgatha“ und andere Wiederholungen, wie denn das Schema der liturg. Gottesdienſte etwas einförmig iſt. — Zur Weihnacht ertönt Silchers „Ehre ſei Gott in der Höhe“, Palmers „Tröſtet, tröſtet mein Volk“, Borowskys „Heilig iſt der Herr Zebaoth“, Kindergeſang „Stille Nacht“, Franck, J. W., „Heilige Nacht, ich grüße dich“, und wieder Kindergeſang „O du ſeelige“ — Oder andern Wiederholungen: Engels „Ach daß die Hülfe aus Zion käme“, Bach „Zu Bethlehem im Abendſchein“ oder Händels „Tochter Zion“. — Der Beicht- und Abendmahlsgottesdienſt am Sylveſterabend ſcheint nicht rein liturgiſch behandelt zu ſein da die Chorgeſänge nur als Einſchiebſel erſcheinen, ſo C. Stein „Wo hierher hat der Herr geholfen“ oder Lützel „Pſalm 62 2, Bach „Nun nimmt ieden Gott“, oder Fr. Mergner, „Was willſt du dich betrüben?“ Hier findet ſich auch zum Schluß die Litanei in antiphoniſcher Form zwiſchen Liturg und Gemeinde. Durchweg kehrt in allen Sylveſtergottesdienſten das bei uns ſehr beliebte „Höret, meine Seele“ wieder. — Der Abendchor beteiligte ſich außerdem an mehreren geiſtlichen Konzerten in der Trinitatiskirche. Wir hörten die früheren gehörten Sachen aus den Programmen bevor. Sie ſind nicht gerade alle evangeliſchen Geiſtes: Laudate Dominum v. Mozart Schlußchor aus dem „Jünglinge zu Nain“ v. Schwalm, Ave Maria (!) f. Orch. v. Cherubini, Offertorium (!) a. d. ungor. Krönungsmeſſe v. Liszt, Variationen über „Ein feſte Burg“ f. Orch. v. Orgel v. Reinecke, Arie aus „Stabat mater“ v. Pergoleſe, „Wache auf, ruft uns“ aus Bruder Philidium und Fuge über BACH v. Liszt, Motette v. Lotti, 4. Orgelſonate v. Rheinberger, 3 geiſtliche Lieder v. Radecke, Raff v. Kreutzer, Largo reſignato für Orch. v. Gregl v. Kaminszky, Karfreitagszauber (!) f. Orch. v. Orgel v. Wagner, Die Worte des Erlöſers am Kreuze v. Joſ. Haydn, Ernſte Geſänge v. Brahms, Pſalm 63 v. Rheinhardt. Trauermarſch (!) aus „Feanziskus“ f. Orch. u. Orgel v. Liszt. Dieſe Angaben ſind für der Geſchmacksrichtung des übrigens verdienſtvollen Leiters kennzeichnend. Wenn wir die drei unvollkommeneren Muſikverhältniſſe des im Vergleich zu Riga 5mal kleineren Libaus (200 000 E.) berückſichtigen ſo ſteht Riga im geiſtlichen Konzertleben auffallend zurück.

Wenden wir uns in Riga zu. Der Johannis-Kirche (Organiſt Ed. Rade) beſitzt einen Kirchenchor der regelmäßig zur hohen Feſten ſingt. Daß auch hier im Allgemeinen ein guter muſikaliſcher Geſchmack vorherrſcht, zeigen Namen wie Glück, Gerli, Bach (Choräle) Schneider, Borowansky (hier wohl unvermeidlich), Palmer, J. W. Franck, C. Stein, Naumann (Stabat mater), ſie kehren immer wieder. Die Blütezeit des Kirchenchores fiel in die Jahre 1889—92. Der Zahl der Mitwirkenden ſchwankt zur Zeit zwiſchen 14 und 24. Leitung früher als Musikdirektor H. Rötigers bezeugte mir daß ſeit meinem regelmäßigen Aufſuchen der „Gottesdienſt und kirchliche Kunſt“ in der Düna-Feſtung in jeder Gemeinde ſich das Streben bemerkbar mache, einen ſelbſtändigen Kirchenchor zu begründen. Aber eben darum werde es immer ſchwieriger, größere Chormaſſen unter einen Taktſtock zu

vereinigen. Denn könnte nur durch allgemeineres und gründlicheres Schulung der Stimmen abgeholfen werden. An und für sich sollten doch unsere großen Stadtgemeinden, ohne sich schädigende Konkurrenz zu machen, in zu leistungsfähigen Kirchenchören vereinigen können. Die Leistungen des Cantionalis-Kirchenchores (Dirig. W. Rötliger) ergeben sich aus folgenden Programm-Nummern: Händel, Tochter Zion. Schelleberg, Ich habe meine Augen auf. Berthaven, Gott deine Güte reicht. Bach, Jesu meines Glaubens Zier. Alb. Becker, Stumme mich mit deinem Licht (Synode). Alb. Becker, Lieber Vater, lehre mich. Alb. Becker, Zu Bethlehem geboren. R. Postel, O Lamm Gottes. Bach-Wallner, Hier lieg ich nun. J. P. Schmebl. Der Herr ist erhöht. Händel, Wenn Christus der Herr. W. Rötliger. Herr Jesu, deine Angst und Pein. Schelleberg, Christus ist auferstanden. Mich. Vulpius, Lobet den Herrn, ihr Helden. J. W. Franck, Komm heiliger Geist. J. F. Reichardt, Der Mensch lebt und besteht. Barth. Gesius, Ich bin ein Gast auf Erden.

Von liturgischen Gottesdiensten liegt uns nur ein Programm aus der Pastorszeit von 1899 vor, das wir im Album zum Schluß die Worte der Improperien bringt. Der Chor greift nur einmal mit einer Motette in den Gang ein, die im Rahmen des herkömmlichen Wechsels von Schriftwort und Gemeindegesang verläuft. Um so reicher gestaltet sich der Gottesdienst in der festfeiernden Konzertprogramme. Da der gemischte Chor der Philharmonie die meisten Angehörigen des Cantionalis-Kirchenchors zu Mitgliedern hat und diese somit auch zu Gunsten der Kirche in der Philharmonie ihre Schulung erhalten, so werden die folgenden Berichte auch von die letzten vermehrter Aufführungen erwähnt werden. 1898: Oberndorf. Requiem, Messias von Händel. 1891 Orgel-Saale in 4 Sätzen v. Theodor Uhlfuß. Bruchstücke aus dem „Deutschen Requiem“ und dem „Christus“ v. Liszt, Joh. Eccard, Maria wallt zum Heiligtume. F. v. Holstein, Wer nimmt den Schein des höchsten Sitzes. Alb. Becker, Geistl. Duett. F. Schubert, Chor der Engel aus Goethes „Faust“. Jos. Rheinberger, Bleib bei uns. Bach, Oberndorf, Liszt, Seligkeiten, Lotze v. Berg des Gebets. Hier fehlen jedenfalls die abgedruckten Nummern der Rigaschen Programme. Ein Konzertprogramm von 1892 bringt: Bach, Präludium „Schmücke dich“. Richter. Wie schön leuchtet und Gottes Sohn ist kommen. Skizzen für Pedalflügel v. Schumann, Joh. Eccard, Übers Gebirg Maria geht. An größeren Oratorien-Aufführungen sind zu verzeichnen 1894 und 1896. Das deutsche Requiem v. Brahms, 1897. Es dur Messe v. Schubert und 1900: Oratorium Manasse v. Higar. Von 1894 verzeichnen wir den Schützchor der Matthäuspassion Th. U. das Orgelkonzert „Ostern“ von C. A. Fischer, Arie v. Händel und Bach (?) Motette „Lob und Ehre und Weisheit“ 1895: 9 Orgelsonate v. Rheinberger, Choral für Alt und Chor v. Mendelssohn (Deines Knabs Gebet erhöre), Chöre 5 u. 8 aus der Kantate „Ein feste Burg“ v. Bach 1896 brachte Psalm 42 u. 98 v. Mendelssohn. Arien v. Bach und Claudio Monteverde, Orgelwerke v. Weber u. Guilmant. 1897: 2 italienische Arien, Chöre v. Klein u. Bach, Trauermarsch und Scherzo-Einleitung f. Orgel op. 17 v. Guilmant, Ouverture und Menuett aus der Cäcilienode v. Händel. Benjamin f. Chor (aus d. „Palmsonntag“) v. Lassen. Vorspiel zu Parsifal v. Rich. Wagner. Chöre v. Becker u. Lassen. Chor a. d. „Gebet Theseus“ v. Berzogenberg. (Im die Westeuropäischen Gedenken ein Umsturz da berzogenbergs Kompositionen sonst beharrlich ignoriert werden?) Die Programme von 1898 u. 1899 bringen v. A. Messias. Ouverture v. Handel, Chöre v. Becker, Choral Vorspiel v. Rötliger. „Vom Himmel hoch“. Weil nachtstill a. d. 12. Jahrh. v. Rob. Vollmann, Choralvorspiel v. Rötliger. „Gerd dich zusammen mit sei stille“, Chöre v. Rötliger u. Bach (Wallner). Abendlied v. R. Schumann. Geistl. Lied v. Alb. Becker.

Wir sind am Schluß unseres Überblicks und hoffen, daß die hier zum ersten Male versuchte Sichtung des liturgisch-musikalischen Materials das Interesse für diese höchst zweckmäßigen Bestrebungen in unseren Gemeinden mehren werde. Der nicht ganz unberechtigte Vorwurf, der dem Cäcilienverein auch bei uns zu Lande gemacht wird, daß es nur zu leicht eine Pastorenkirche erzeugt, die sich mit der Predigt des reinen Wortes und der Verwaltung der Sakramente begnüge, muß durch lebhafteste Heranziehung des Laienelementes auch

zur Mitwirkung am gottesdienstlichen Leben wiedereigi werden. Die Belebung des Interesses für die Gründung und Mitwirkung von Kirchenchören hat neben der musikalischen auch eine didaktische Seite. Der soziale Sinn, der religiös-sittlichen nicht zu vergessen. Das tätige Interesse der Laien an ihrem Gottesdienste wächst und man hört auf, bloß passiver Zuhörer der Predigt zu sein, die, wie das Wasser von der Ente abläuft, ohne daß irgendwelches in Herzen haften bliebe, ohne daß der Wille für den Lebenskampf überhaupt einen Antrieb erhalten hätte. Die Gottesdienste müssen in ganz anderem Sinne als bisher Gemeindeangelegenheit werden. Leider lanzenieriert sich, namentlich in den Städten das Interesse der Kirchenbesuchen durchaus auf den Prediger. Die gute Sache der Kirchenmusik, wie für den Kirchenchor pflegen kann und muß, dient an ihrem Teil gewiß mit dazu, hier allmählich Wandel zu schaffen.

Kleine Mitteilungen.

Die Neue Bachgesellschaft hat das zweite Geschäftsjahr beendet. Sie zählt gegen 800 Mitglieder, was gewiß ein beschedener Erfolg genannt werden muß. Im Stile Kretzschmars der von Leipzig nach Gummo umzogen, ist Prof. Kruschal an die Spitze des Direktoriums getreten. Die beiden Veröffentlichungen des Vereines hatten zu mannigfachen Klagen Anlaß gegeben. Das „Geistliche Leben und Amt aus Schmidts Gesangbuch usw.“, aus Ernst Wurmanns für Plauderei ausgestelt, mögen immerhin manchen Liebhabe willkommen gewesen sein. Die Lieder und Arien“, aus Wüllners für 4stimmigen gemischten Chor“ gesetzt, enttäuschten aber ausgesprochenlich. Diese Laien können mit den in den alten Schlüsseln — eine unbegreifliche Schnulle! — gegebenen Sätzen wenig anfangen, andererseits werden die Gelehrten durch die philologische Mangelhaftigkeit der Ausgabe geärgert. Für das abgelaufene zweite Geschäftsjahr wurde als erste Gabe Bachs „Gegelbüchlein“ für Klavier zu 4 Händen dargeboten von Bernh. Friedr. Richter, verfaßt. Damit wird dem deutschen Hause sicherlich ein gutes Drucht erwiesen. Aber in Satz ist recht ungeschickt, und warum hat Richter an Stelle der interessanten Ordnung Bachs die alphabetische gegeben? Als zweites Heft sahn 5 ausgewählte Kirchenkantaten, darunter neu Jammer und Schrecken, nicht vor Ende 1902 wird ein erstes Heft für das 5. Geschäftsjahr ausgegeben werden. Mitteilungen über das zweite Bachfest stehen noch aus. Möge das Direktorium nicht übereifrig, was Künstlisch des ersten Festes gefagt und geklagt werden ist (vgl. Monatshefte VI, S. 186 ff.) und denn auf dem Hammer Jahresfest ausgesprochenen Wunsch des Deutschen Kirchengesangvereins Genüge tun (vgl. in diesem Jahrgang S. 215)! Dann wird man dem segensreichen Unternehmen die Wedung von Sympathie und Erfolg voraussagen können, auf die es bei ordentlicher Leitung Anspruch hat. Zur Zeit ist es wie man hört mit der Teilnahme der Deutschen evangelischen Welt noch nicht wenig bestellt. Sind wir recht berichtet, so ist in Bremen und in Potsdam bisher so gut wie niemand gewonnen, in Minden, in Hannover, Kassel, Dortmund je zwei, in Stuttgart ganze drei usw. Sm.

Wir erhalten folgende Zuschrift. Gestatten Sie eine kurze Bemerkung zu den Ausführungen Mannschusts Nr. 7 S. 527 f. Was Lic. Böhme meint, und zwar Goethesprüche, die beim „Brauchen“ angewandt werden sind. Beim zweiten ist es offenkundig, denn die Liebesschrift (für die Rosen gegen die du uns als „Rose“ bezeichnest Anschlagkraftkraft) und das angeführte Rezept (3 mal sprechen und dadei abwärts streichen) zeigt dies ja zu Genüge. Aber auch mit dem ersten ists so. Darauf führt eine Vergleichung mit gleichartigen und gleichzeitigen Segenssprüchen wie ich z. B. eine Sammlung aus den Mitteilungen ten 1628 in der Zeitschrift f. Kulturgeschichte 1901 S. 287–324 veröffentlicht habe. Darauf führen auch die Ausdrücke „das rosenfarbene Bild“, „es gesegne dich die Mann“, „der heilige Leichnam.“ Das sind termini technici des „Brauchs“! Daß das Ganze evangelisch klingt, ist begreiflich, denn tatsächlich werden die zu Stande gen guten Evangelischen z. B. von einem Mann in einem mittel- (fränk.) fehr Spruch gebraucht zu Wundheilung in denen alle heidnische oder katholisch klingenden Worte und Ausdrücke sorgfältig durch evangelische ersetzt sind. Wohl sinds „nichts als gute Wort“, wie einmal im Jahr 1562 der „Segen“ bezeichnet werden, aber gute Wort zu einem durchaus heidnischen Zweck zusammengestellt (Brauchen sind Segenssprecher.) Dr. Drechsler, Pfr.

Auf die Anfrage von Dreyer in Nr. 3 (S. 44) möchte ich mit der Gegenfrage antworten, ob der Ausdruck „einen Rauch an ihm verbrennen“ nicht die Vorstellung von Weihrauch von vornherein ausschließt. Solchen wird nicht „verbrannt“. Auch die Bemerkung des Angeklagten „mit Brot oder Wein möchte er es ehr länger aushalten“

scheint bei Annahme von Werkzeug nicht mehr vorhanden. Dagegen findet man jetzt nach im Inventar mancher Kirchen Kirchenspannen mit langem oder langem Stil die dazu dienten, an hellen Tagen oder auch bei schlechter Luft, mit Kohlen oder Kienöl gefüllt, in der Kirche umher getragen zu werden. Damit die Verbrennung des einen etwas Wärme die des anderen eine Verbesserung der Luft erzielt, je nach Jahreszeit oder Bedürfnis. Eine Aufbesserung der Lebensgeister bei langdauerndem Pfingstfeiern Gottesdienst wird der Zweck gewesen sein Damit stimmt dann auch besser die gelassene Aeußerung des Hans Böller

Stadtpf Lechler-Bopfingen

Über den Eindruck des Choralgesangs in der unsern Lesern bekannten neuen Paulus Kirche zu Krefeld sagt in diesem Jahrgang S 52—55) erhalten wir folgenden zur die Beurteilung der Chorgemeinde wichtigen Bericht

Fortwährend möchte ich meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß trotzdem schon an vielen Orten Chor und Orgel im Interesse der Gemeinde angeordnet wurde man noch nirgend wirklich durchgegriffen hat, dem Chor den seinem Glanz beraubte Platz hin aus seiner lediglich gebundenen Stellung befreite und als organisches Glied des Gottesdienstes, als Teil der Gemeinde wirklich in die Gemeinde hinein setzte Daß der solch halben Reformen Anordnung des Chors und der Orgel angesichts der Gemeinde auf hoher Empore) niemand so recht warm wird, daß selbst Künstler wie Reinke angesichts solch unbefriedigender Versuche Gegengründe suchen, finde ich vollkommen begreiflich Denn bei dieser ich wiederhole nochmals halben Reform hat man alle Nachteile des sichtbaren, aber noch kaum einen einzigen der unberechenbaren Vorteile des in Dunkelheit (in 1:50) angesetzten der Gemeinde unsichtbaren Chores Das ist der wahrhaft befreiende Eindruck den wir Augenzeugen beim Besuch dieses eigentlichen Gotteshauses haben mag hier ist ganze Arbeit geleistet worden hier hat man einmal gründlich mit den alten, für die protestantische Gemeinde Kirche so unzweckmäßigen Formen aufgeräumt. Die Praxis lehrte uns sogar daß die wahrhaft Andersgearteten die ganze Gemeinde alles Absolute freilich etwa daß es in der Kirche zu dunkel sei u s w Aber daß man in eine Kritik der doch eigentlich revolutionäre modernen Choranlage eingetreten wäre, ist mir noch kaum zu Ohren gekommen Man empfindet das Ganze gleichsam instinktiv als das durchaus Richtige Zweckmäßigste und was hier das wichtigste ist Kirchliche

Als unser Pfarrer Allmen kürzlich im Konfirmanden Unterricht die Frage vorlegte, was an der neuen Kirche besonders auffalle wurde alles Mögliche angeführt, aber niemand kam auf die Idee die Choranlage abfonderlich zu finden Es ist aber auch ein zu bescheidener Eindruck des ungekünstelt Natürlichen wenn nicht aus ästhetisch weiterer Ferne, sondern lediglich im Angesicht der Gemeinde die Orgel Stimmen heraus wenn nicht ausgeregt einer unsichtbarer hohe sprudelnd durch hoch nunmöglinische Geräusche als da sind Scharren, Trappeln) in der Chor relaxt sendern wenn wie es hier der Fall ist mitten aus der Gemeinde als bestes Fleisch und Blut von diejenigen erhoben welche einen Platz zur Erbauung hinzubringen ihnen wie bei der Kirchweihe in gewaltigen Tonen zurufen „Jauchzet dem Herrn alle Welt" oder sie wie am ersten Sonntag der Passionszeit, in schlichten durch kein gesprochenes Wort an Tiefe des Eindrucks nur annähernd zu erreichender Weise hinführt zu „dem Lamm welches der Welt Sünde trägt"

Man könnte sagen solche Eindrücke haben wir auch bei der alten Anordnung erlebt Zugegeben! Aber in solch lebendiger plastisch anschaulicher Weise nimmermehr Ich möchte den Unterschied des Eindrucks bei alter und neuer Anordnung vergleichen mit dem wie Goethe es jadelnd ausdrückt, sich mit schwarz auf weiß Gedrucktem in eine Ecke kauern und dem lebendig persönlichen Hören und Schauen des Redners selbst sind erst die Sänger! Wo sie sonder une die mehr oder weniger bunten Rückansichten der weiten Gemeindemitglieder zu bewundern hatten hochstens hin und wieder ein von gewaltsamer halsverrenkung verzerrtes Gesicht zu sehen bekamen, sehen sie heute die Gemeinde Aug in Aug gegenüber sehen in Blicken und Mienen wie das wo sie die Sänger im tiefsten ergreifen und empfinden was sie will der ganzen Kraft ihrer Seele hineinwirken möchten in die ganze Gemeinde weiblich empfindet Wie kann es Wunder nehmen daß die Begeisterung wächst und Leistungen daraus kommen die man sonst dem besten Willen nicht erreichte Die klingischen Andachten gestalten sich jetzt wo alle mitwirkenden Faktoren in so lebendig unmittelbarer Wechselbeziehung stehen man kann sagen zu Kunstwerken aus Einem Guß Die Morgenandacht zu Ostern sah an Ihr Schema aus Missionspredigt Jahrg 1 unterbrund gestaltete sich zu einer wahren Siegesfeier Das etwas gewagte Experiment einen der Gemeinde vollständig unbekannten Choral zum Wechselgesang zu machen gelang in ausgezeichneter Weise Die von Ihnen vorgeschlagenen in den Gemeinde Gesang eingeflochtenen Betlieder Gesänge des Chors wirkten bei dieser unmittelbaren Wechselwirkung zwischen Chor und Gemeinde überschwenglich Auch der Text und wurde von dem Verlauf der Feier so weggerissen daß er die Anordnung seiner Ansprache umwarf und so frei einstimmte auf das den Höhepunkt der Feier bildende „Allein gläubiges Herze, freudocke" Der beste Beweis dafür, daß die neue Einrichtung sich alle Herzen erobert hat dürfte darin zu sehen sein daß auch beim Bau der neuen Luther Kirche, deren Grundbeziehung wie ein Himmelsbildstock steuerte. Dieselbe Idee zu Grunde liegt

Frig de Feres z Dirigent des Kirchenchors.

Google

Uns geht folgende Bitte an den nächsten deutsch-evangelischen Kirchengesangvereinstag, sowie an die nächste rheinische Provinzialsynode zu

„Es ist bekannt daß seit einigen Jahren regelmäßige Fortbildungskurse für Organisten in Bonn gehalten werden. Ich vermute aber, daß deren Frucht bis jetzt nur den Städten zu gute kommt und daß das Land ziemlich leer dabei ausgeht. Jedenfalls gehen wir auf dem Land in der Organistenfrage einer jede ernsten Anklage entgegen. Alle ist da klar gewunden in meiner jetzigen Gemeinde. Seit Erkrankung des Organisten, der als Lehrer wegen seiner Krankheit beurlaubt wurde habe ich an Dekretorin in Jahresfrist im Ganzen 7 auf der Orgel gehabt. Da konnte man die verschiedensten Beobachtungen machen. Bei dem einen trat bestes Wille zusammen mit bedauerlichstem Mangel an Fertigkeit bei dem andereen jugendliche Sangesfreudigkeit nun nicht zu sagen Gleichgültigkeit, und nur besonders Fähigkeit. Einer spielte alles im Leichenzugtempo, ein anderer nahm in demselben Gottesdienst zu einer zubelnden, mit voller Orgel gespielten Melodie zweimal ein ganz sanftes Dorfidyll mit sanften Registern. Wieder ein anderer dachte zu dem zu spielenden Lied ein Vorspiel das für einen ganz anderen Choral aufgehoben war. Oder man hört plötzlich an entsprechender Stelle als man einsetzte sämtliche Register in der Orgel singen und merkte das auch erst nach vielen Sekunden! Gelegentlich wurde auch der Gesang infolge des Orgelspiels unmöglich. Da habe ich denn gesenzt über die nun hergen gefeierte Orgel. Wäre sie nicht dagewesen, wir hätten singen können. Aber nun sie da war, mußte sie natürlich gespielt werden einerlei wie, und wenn auch mit Todesverachtung die kräftigen Registeren die unreinsten Töne und Akkorde herausgebracht wurden, das mußte die zum Gottesdienst versammelte Gemeinde alles über sich ergehen lassen. —

Am schmerzlichsten ist mir die Entdeckung gewesen daß in Lehrerkreisen noch lange nicht die Anschauung sich durchgesetzt hat, daß Gottesdienst Gottesdienst ist, einerlei wo er gehalten wird ob aus Bauern oder aus reinen Stadtgemeinde, daß vielmehr noch immer punktsich die Anschauung vertreten wird sür den Bauern ist jedes Orgelspiel gut genug, er versteht ja doch nichts davon. Demgegenüber ferne ich nach meine Gemeinde schweigt so haben daß sie stumperhaftes und fehlerhaftes Orgelspiel sehr wohl zu unterscheiden weiß. Am meisten besorgniserregend ist daß auch jüngere Lehrer, wie es scheint eine mäßige Fertigkeit und nur geringes Verständnis für die Bedeutung des Orgelspiels im Gottesdienst vom Seminar mitbringen. Früher mußte jeder auf dem Seminare Orgel spielen lernen, jetzt ist das Orgelspiel nicht mehr obligatorisch. Die Zahl der ausgebildeten Lehrer nimmt also ab. Ein Vertreter der Regierung sagte mir einst heraus: „Und das wird immer schlimmer". Wohin soll das führen? Da muß Wandel geschaffen werden. Wo ein Wille ist, ist ein Weg. Oder ist's bei uns auf dem Lande einen anders als in den Städten? Ist nicht bei uns die Hälfte des Einkommens vom Gottesdienst genau so wie in der Stadt in die Hand der Organisten gelegt? Kann er nicht bei uns durch sein Spiel genau so viel verderben und nützen wie in der Stadt? Wenn doch nur dies Eine den jungen Lehrern auf dem Seminar dringebracht würde: Gottesdienst ist Gottesdienst, was er auch gehalten wird in dem bescheidensten Dorfkirchlein wie in der stolzesten Stadtkirche. Daß man den Text des Liedes vorher im Gesangbuch durchlesen muß wenn man anders das Lied auch wirklich spielen will dafür sind ich wenig Verständnis, es würde mir sofort zugegeben daß man dergleichen auf dem Seminar nie zu Rede sei. Lange Zwischenspiele bei ganz kurzen, im Gedankengange auch sonstzerreißenden Versen sind nichts seltenes. Was nützt denn der rein theoretische Unterricht, wenn diese sür den Gottesdienst wesentlichen Fragen übergangen werden? Man sollte wenigstens dafür sorgen, daß bei jeder Kirchenvisitation insbesondere das Orgelspiel und der Gemeindegesang einer Revision unterzogen auch jedesmal die Zahl der in Übung stehenden Melodien festgestellt würde und ferner, daß bei den Visitationsgottesdiensten nicht etwa ein fremder Herr, sondern der Organist selbst auf der Orgel sitzt damit der Visitator das Spiel der Organisten auch wirklich hört. Aber auch in den Seminaren müßte der Unterricht wenigstens im letzten Jahr, mehr für den Gottesdienst umgestaltet. Und warum das Orgelspiel fernhalten, solange wir keine andere Quelle für Organisten haben als die Lehrerseminare?!

Eng damit zusammen hängt eine andere Frage. Wenn in anderen Landesteilen verehrte Orgelrevisoren angestellt sind, warum können wir im Rheinland das nicht auch haben? Herr Organist Kohler hat sich an Sr. Gemeindedirektor für Rheinl und Westf. No 9 energisch dafür ausgesprochen. Ich wollte darum die Sache an die Kreissynode bringen, zumal wir Erfahrungen gemacht haben mit unserer Orgel. Aber nun maßgebender Stelle wurde mir erwidert die Sache scheitere an den Kosten und daran daß keine Gemeinde gezwungen werden könne sich des Orgelrevisors zu bedienen. Ich meine, daß ist durchaus Sache der Provinzialsynode und des Konsistoriums, Wege zu finden, auf denen die Kosten beschafft werden, und die Einrichtung obligatorisch zu machen sind die den Gemeinden Unsere Landgemeinden sind jedenfalls ohne Orgelrevisoren am schlimmsten dran. Bei der Aufstellung der Orgeln werden Fehler gemacht. Niemand verhandelt sie. Sie sind sie da

für jenes Geld voran es in armen Landgemeinden in der Regel mangelt müssen sie später defektigt werden oder was auch vorkommt sie sind nicht wehr zu defektigen Der Provinzial Obersteuerkasse könnte zuweilen in bestimmten Zwischenräumen einen das Sämmtliche der Gegend übersehenden Mann jede Landgemeinde allein das Sämmtliche zusammensetzen so werden die dabei Direkte abweichende und der plötzlichen Notfällen ihre oft schwer den Gegenstimmen rasch zu bekommen Diese Übelstände würden vermindert wenn nicht gar defektige werden durch Anstellung eines verdächtigen Obersteuermanns für die Provinz

Ich hier herzlich bedaure nur auf dem Land, die Sitte zusammenkommt das Wohl der Kirche zu berathen" Dagegen über den großen Stadtgemeinden, die Such desthätigen nicht die ärmen vielen Landgemeinden die gegenwärtig in der Organisirung einer ähnlichen Art entgegengehen" — Wir finden diesen Ausdruck sehr geschickt und können wir es nicht ändern und nun raten Wo die Gemeinde ein unbedeutendes Singen' In sehr vielen Fällen ist besser als das vorhandene kein Orgelspiel Sm

Der Versuch Stober campana Glocke aus altnd kampâna herzuleiten (oben S. 256 f.) scheitert abgesehen von allgemeinen Erwägungen schon daran daß ihm ein Irrtum über die Bedeutung der indischen Terminus zu Grunde liegt Die eigenthümliche Lautveränderung, die nach Verschwinden der indischen Grammatiker beim Ausen in die Ferne und beim Singen eintrete heißt Hueo Der Ausdruck campis oder campanus dagegen bezeichnet eine Altgemeinderung die durch den Akzent der folgenden Silbe bedingt ist und mit Ausen und Singen nichts zu thun hat sin den Irrtum ist übrigens der Verfasser nur zum Theil verantwortlich zu machen da sein Gewährsmann fleischer. Anmerkungen I zwar auf S. 53 die beiden Erscheinungen auseinander hält aber S. 84 das von ihm selbst Gesagte vergessen hat und die beiden durcheinander wirft Jakob Wackernagel-Göttingen

Am 27. Juli hatte Direktor Münch in Straßburg mit etwa 700 Sängern (den evangelischen Kirchenchören Lehrern und Lehrerinnen der Stadt) die 16 stimmige Messe von Greil zur Aufführung. In langen Zwischenräumen sind Berlin Leipzig, Frankfurt vorangegangen, Straßburg hat sich würdig angereiht. Das Hauptlob alle Vorzüge der reinen Vokalmusik offenbarende Werk kam trotz aller Schwierigkeiten — 16 Soloparts! — vorzüglich zur Geltung. Münchs Phantasie, seine Energie und selbstlose Begeisterung haben auch andere unterstützt die Sache gelegene Glücksumstände begünstigen. Ob die Komposition, deren gewaltiger Apparat zu der Ausführungsraum Größe bekanntlich in starkem Kontraste steht so viel Mühe wirklich lohnen konnte darüber waren die Meinungen geteilt. Viele werden ein einziges protestantisches Choralsing sage evangelischem Empfinden mehr als ein solches 1½ stündige auf die Dauer recht ermüdende Oberstilschwanz Aber Alle mußten für die Gelegenheit sich an der Hand einer unterzeichneten Aufführung über Größe großer Schöpfung ein Urteil zu bilden, ansichtig darüber sein Sm

In San Francisco sindet man um die Mittelstadt Andrang die neue englisch-lutherische Gesangbuch ein Einstimmig wird demnächst folgen Das ist die beste Antwort auf einen „Offenen Brief", mit dem der nordamerikanische Predigerverein unsre Kirche seines entschieden Gesangbuche sogl. Jahrgang VI S. 423 beantworten zu sollen geglaubt hat. Dieser Schreiben enthielt in unwürdiger Form eine derartige Häufung von Entstellungen und Unwahrheiten leider auch bewußten daß die nächstbetroffene Pfarrerkonferenz sich zu ignorieren beschlossen hat Sm

Bücherschau.

W. Thümmel, Professor der Theol. in Jena. Die Verfassung der kirchlichen Bestattungsfeier, ihre geschichtliche Entwickelung und gegenwärtige Bedeutung. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung. 1902. VIII und 196 S. — M. 2.80

Es ist mit willkommen zu heißen, daß die schwierige und brennende Frage nach der Reform der evangelisch kirchlichen Begräbnisfeier einmal von der Seite her beleuchtet wird, von der uns Thümmel ihr Licht zuwirft. Drei Viertel seiner Arbeit beschäftigen sich mit der Geschichte der Bestattung von vorchristlichen Zeiten an mit der vorgeschriebenartigen Weihung der Aller der Leiden und Juden sowie in den christlichen Kirchen und mit den daraus sich ergebenden Maßgaben über Verfügung oder Unterlassung der angehörigen Feierlichkeiten. Den Schluß bildet eine gründsätzliche Untersuchung des Gegenstandes vom evangelisch-kirchlichen Standpunkte aus. Aus diesen Abschnitt will ich im Folgenden in Betracht ziehen. Thümmel ist der Ansicht, daß die evangelische Bestattungsfeier nicht dem Gebiet der Seelsorge zuzurechnen ist, sondern der Liturgik. Sie ist eine Kultushandlung der Gemeinde und diese begeht in ihr den unlösbaren Fürdestand der Gemeinschaft zwischen den Lebenden und dem Entschlafenen, die in dem Glauben an den lebendigen Christus Grund

und Bürgschaft hat trotz Lob und Grad Stil aun dier Zeugnis vor Verfassung bewedel bleiben, so maß die Gemeinde im Stande sein solche Feier auf Grund widersprechenden Taldesstander zu verfagen Recht, als ob sie damit „Ehren" verweigerte oder „Strafe" verhängte; denn um Ehren handelt es sich nicht, und strafen will und kann sie nicht — wedee Lebende noch Gott. Vollends hat es seinen Sinn, diese Begriffe auf Solche anzuwenden, mit denen die Gemeinde außer innerer Verbindung steht. Aber auch jener festgehaltene Gesichtspunkt daß die Kirche froh sein muß, Allen die es noch begehren adee doch nicht abweisen in einbrucksvollen Augenblicken Evangelium verdigen zu dürfen kann unmöglich den Ausschlag geben, da zur Besätigung der Seelenpflege unsere öffentlichen kirchlichen Handlungen keinen unmittelbaren Bezug haben. „Gelegenheiten zur Wahrheitsverkündigung lebren häufiger wieder als die Anligung, der Feier der christlichen Gemeinde ein zu erhalten." Ausdrücklich ist die Verfagung der kirchlichen Besätigungsfeier nur unter bestimmten Voraussetzungen Brauch. 1) Wieder dem Toten nech den Hinterbliebenen darf daraus eine Schädigung der bürgerlichen Ehre erwachsen. Das Begräbnis ist (wie der Einsätigung) ein weltliches Werk. Daß bei Wegfall kirchlicher Zitel weltliche Ehren vielleicht um so erlichlicher Platz greifen darf man den Beteiligten gönnen „Das schändet die Kirche nicht, wenn ein lasterhafter Edelmann vierspännig zu Grabe gefahren wird, und wenn sein Grab an der Mittelallee des Friedhofes liegt, aber wenn der Geistliche im Ornat hinter diesem Sarge hergeht, und wenn er bei dieser Bestattung — sei's auch noch so undeutlich, sarde los drückt um den Gebäuden stellen" sodee aus Mangel an christlichem Wahrheitsmut) „auch hier die Hoffnung einer seligen Heimgange des Verstorbenen und die in Christo unaufhebbare Gemeinschaft mit ihm bezeugen zu wollen" 2) Die Verfagung darf nicht etwa ein consequentes geordnetes Verfahren geschehen. Und dazu bedarf es verantwortlicher Organe in jeder Gemeinde, einer geistlichen Tempelpolizei der gegründet es eine kirchliche Besätigungsinstanz geben muß, — abgesehen von der Notwendigkeit wirklichere äußere und innere Gemeindezusammenhangs. 3) Entscheidend können für die Verfagung nur solche unterschiedenden Qualitäten des Verstorbenen sein, die zur in jeder evangelischen Begräbnisfeier vorausgesetzte Glauben- und Liebesgemeinschaft schlechtedings ausschließen. Bestimmungen dieser Art sind in Sachen gewisser kirchlichen Rechte rast allenthalben längst aufgestellt, ja selten überall auf das kirchliche Begräbnis ausgedehnt und ausgeübt worden. „Man hate sich nur, denjenigen Personallassungen zur Verfagung bei denen aus der Art der Bestattung heraus eine damit verbundene kirchliche Feier als geschändet erscheinen könnte, eine besondere Wichtigkeit beizulegen. In einer weltfälschen Stadt wurde vor nicht langer Zeit in dem Leichenzuge eines Funkenbesitzers dessen Leichnam sofee in Feuerbestattung gemäß mitgeführte und bricher Sitte ging der Geistliche hinter dem Sarge, nach dem das Pferd. Einzelne Stimmen tadelten damals den Geistlichen, anderer wiesen darauf hin, daß, was dem vornehmen Pferdeführende recht sei jenem billig bleiben müsse. Bei Bestattung eines Radfahrers wollten die Sportfreunde den Leichenwagen. Hinter dem der Geistliche einherschritt kolorieren." Thümmel ist in diesen Dingen zum Gewährenlassen geneigt. Nur das Widerchristliche Abberne oder Närrische müsse angeschlossen bleiben — Man wird einwenden, daß der Durchführung der hier ausgesprochenen Forderungen große Schwierigkeiten entgegen werden, darum bleiben sie aber doch zu Recht bestehen und weich ein Segen wenne durch Einschränkung des Bereiche der evangelischen Bestattungsfeier die Verfachungen zur schmählichen Conventionalität vermindert der viersach sehr mangelhafte Respekt vor der Kirche und ihren Dienern erhöht werden könnte." Jedenfalls muß einer Kirche die von sich aus niemanden zwingen will das Recht verbleiben, sich auch gegen jede Nötigung zu einer Feier zu verwahren „die sie für unwahr und schändend hält." Thümmels Schrift sei dem Nachdenken aller weiterfahrenden evangelischen Christen empfohlen

J. Smend

A. Hahn, Die Kunst des kirchlichen Vortrags. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1905. VI, 124 S. gr. 8. 2 Mk. in Leinw. Mk 2.50

Der größte Teil dieser gedegenen, schon vielfach dankbar begrüßten Schrift handelt vom Predigtvortrag und kommt daher an diesem Orte nicht in Betracht. Aber auf Seite 101—105 wird „Das Vorlesen im Gottesdienst" in einer wahre die Grundgesetze alles kirchlichen Vortrags — Ruhe und Bewegung — auch auf dies Gebiet anzuwenden werden. Es kommt dabei allerlei Nützliches zur Sprache vor allem die Verschiedenheit der Bedeutung seiner Gesetze für die Kanzelrede einerseits, die Lektion andererseits. Aber es wäre ein großer Gewinn gewesen hätte sich Hahn der Andeutung Seite (Bischof II, S. 8 f.) zu nutze gemacht z. B. die Bemerkung: „Es ist durchaus nötig daß eine Prophetenstelle anders gelesen wird als eine evangelische Geschichte, ein Psalm anders als eine epistolische Perikope. Wo aber ist das Bewußtsein davon lebendig?" Doch ist jedwe Schrift eben wesentlich nur als hermletische „Anleitung und Anregung" gemeint, was eine zweite Auflage auch im Titel aussprechen sollte

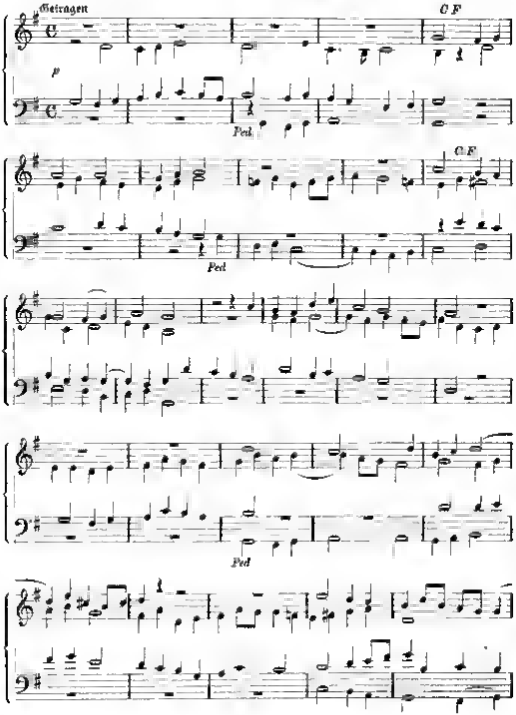
J. Smend

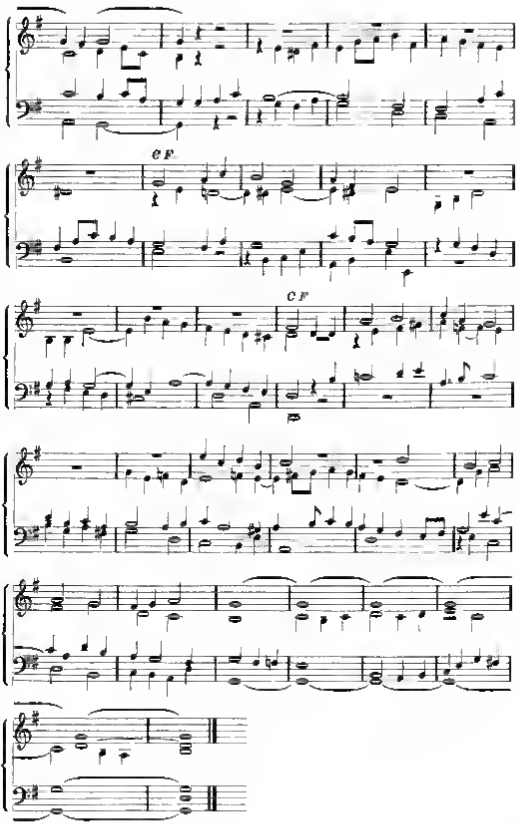
Zwei Orgelsätze von J. G. Herzog.

Abschreiben sowie Nachdrucken von Stimmen ist gesetzlich verboten

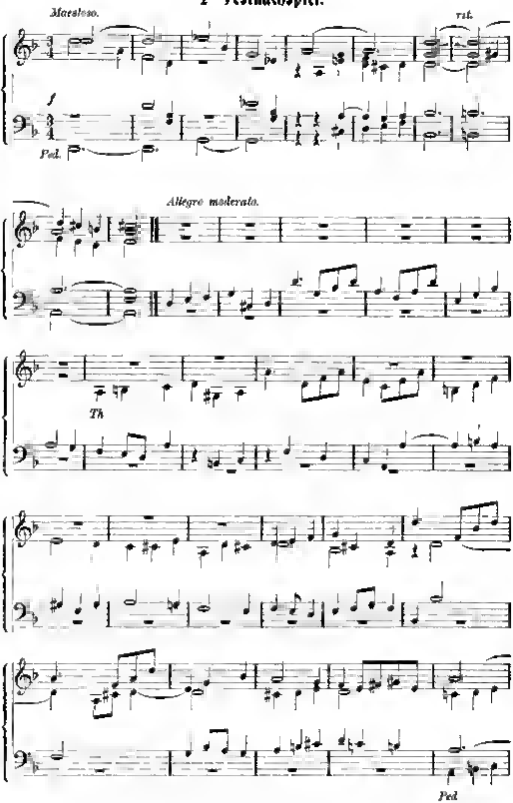
1. Choralvorspiel

Herr, wie Du willst, so schicks mit mir.

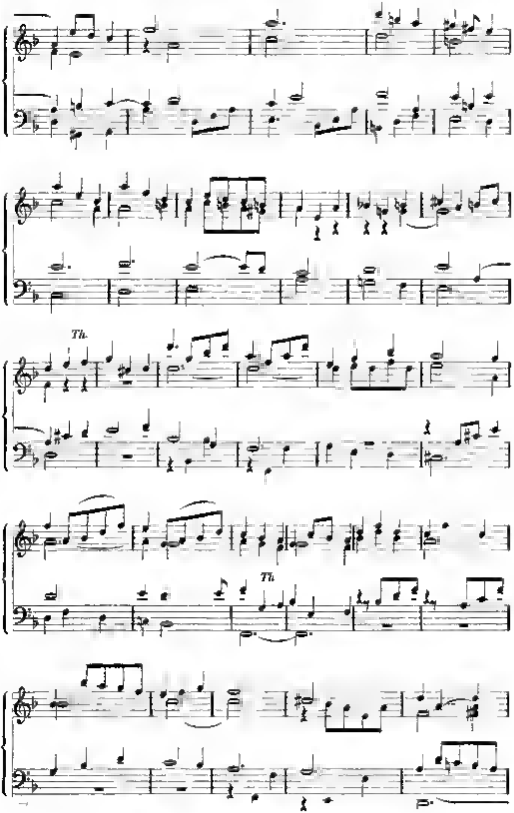


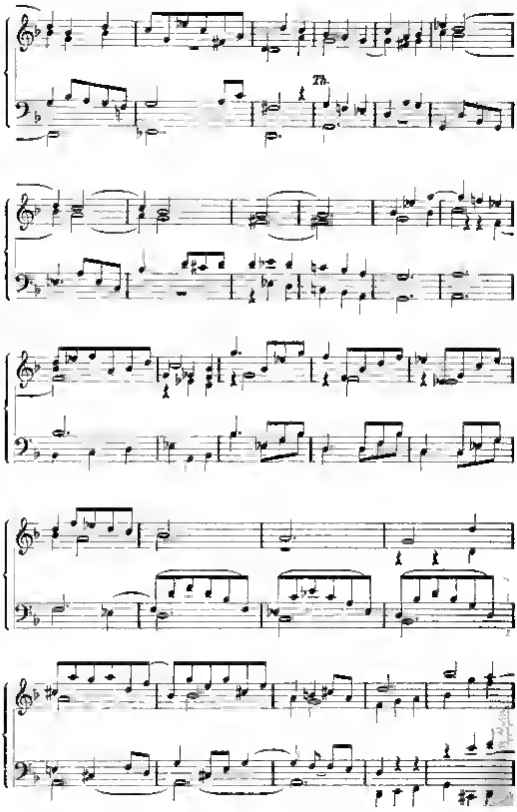

cf
cf

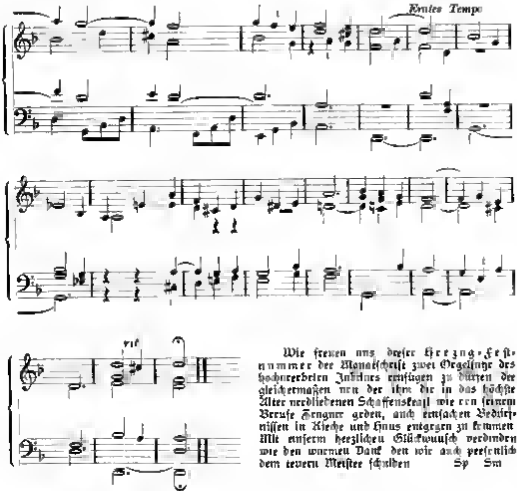
2 Festnachspiel.



Digitized by Google


Th.
Th.





Wie freuen uns dieser Herzens-Festnummer der Monatsschrift zwei Gesänge des hochverehrten Jubilars einfügen zu dürfen die gleichermaßen von der ihm in das höchste Alter verliehenen Schaffenskraft wie von seinem Berufe Zeugnis geben, auch zahlreichen Verehrern in Kirche und Haus entgegen zu kommen. Alle unserm herzlichen Glückwunsch verbinden wir den wärmsten Dank den wir auch persönlich dem teuren Meister schulden. Sp. Sm.

Heinrich Schütz, Drei kleine geistliche Concerte.

Für eine Singstimme mit Begleitung der Orgel (Harmonium) oder des Klaviers bearbeitet von **Arnold Mendelssohn.** Leipzig, Ritter-Biedermann. Jedes Heft Mk. 1.

Geistliche Konzertmusik ersten Ranges, die hoffentlich die Mittelware und die Arrangements, die sich noch immer auf dem Programme breit machen zu verdrängen berufen ist! Einer Zeit die an R. Wagners Gesangsformen gewöhnt ist wird die durch Arienform nicht derartige Deklamation von Schütz nicht fremdartig vorkommen. Und gerade in den drei hier bearbeiteten geistlichen Konzerten treten die glänzenden Seiten von Schütz in blendendster Weise hervor. Sie alle sind Gesänge an Christus. Nr. 1 und 2 sind zuerst in früheren Jahrgängen der Monatsschrift (I, 422 ff. IV, 331 ff.) veröffentlicht worden, Nr. 3 hätte längst einem weiteren Kreise vom Musizierenden zugänglich gemacht werden sollen, als dem die große Schütz-Ausgabe zur Hand ist, wo man sie Originale im 6. Band S. 94—98 finden wird. Den lateinischen Text von Nr. 3 hat Mendelssohn vorzüglich verdeutscht. Ich hatte diese Arbeit schon einmal für mich ausgeführt, ohne sie Mendelssohn mitzuteilen. Jetzt sehe ich bei einem Vergleiche beider Übersetzungen, daß er an vielen Stellen viel besser getroffen hat als ich. — So seien denn die Gesänge, die für eine hohe Stimme geeignet sind, allen denen dringend empfohlen, die nach passendem Material für geistliche Konzerte suchen. Nr. 1 würde für die Weihnachts- und Neujahrszeit, Nr. 2 für Passion, Nr. 3 für die letzte Zeit des Kirchenjahres passen. Fr. Spitta.

F. W. Rincker, Sinn, Nassau

Glockengiesserei u. Maschinenfabrik

empfiehlt sich zur **Lieferung sowohl einzelner Glocken als ganzer Geläute** unter langjähriger Garantie zu billigsten Preisen.

Ebenso Lieferung **schmiedeeiserner Glockenstühle.** Kostenanschläge und Zeichnungen sowie Zeugnisse kostenlos

Kirchenheizung

(über 1500 Anlagen ausgeführt, bestes und unbedingt **billigstes, irisches System**)

Schul-, Saal- u. Zimmeröfen gleichen Systems

Springbrunnen aller Art für Garten und Parkanlagen etc.

Christuskörper, Grabkreuze, Altargeländer, Grabeinfassungen, Crucifixe etc.

H. v. Bötticher, Hamburg V.

Justus Lyra.

Die „Christl. Welt" schreibt im Jhrg. 1903 Nr. 19: „ . . . Der Pastor Justus Lyra hat nicht nur als Student „Der Mai ist gekommen", „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald", „Mein Mut ist gegangen", Heeweghs Reiterlied und Eichendorffs Wanderlied mit ihren allbekannten Melodien komponiert, sondern er hat auch Motetten und Kantaten in strengem Stil geschaffen. Er war ein Kenner der alten Kirchenmusik und ein Theoretiker der kirchlichen Tonkunst, dem es Wenige gleichgethan haben. Den Mann zu vergessen ist bitteres Unrecht."

„Zwei Gelehrte aus seiner Heimatstadt Osnabrück haben ihm jetzt in einem Buche ein Denkmal gesetzt: Dr. Bär und Dr. Ziller: Justus Wilhelm Lyra (Leipzig 1901, Breitkopf und Härtel, 95 S. 1,50 Mk.). Bär schildert mit warmer Teilnahme den mitsäglich schweren, ernsten Lebensgang Lyras. Ziller zeichnet ihn als Musiktheoretiker und Komponisten. Besonders Zillers Arbeit verdient um Lyras — und um ihrer selbst willen die aufmerksamste Beachtung. Sie zeugt zugleich von der liebevollsten Versenkung in Lyras Eigenart, von einer unbeugsamen Strenge sachlicher Kritik, von dem feinsten Verständnis für den Stimmungsgehalt der musikalischen Formen und von einer seltenen selbständigen Sicherheit in den Fragen der musikalischen Ästhetik. Den Kenner mache ich z. B. auf die gelegentlichen Bemerkungen über das Komische in der Musik aufmerksam. Von Lyras theoretischen Schriften sollte mindestens eine im Besitze jeder lutherischen Kirche sein: **Die liturgischen Altarweisen des evangelischen Hauptgottesdienstes** nach ihrer Reinheit und Einheit in musikalischer Beziehung untersucht und festgestellt. Nebst Anhängen und einer Notenbeilage: Musikalischer Grundriß der Liturgie für den lutherischen Gottesdienst nach dem System der zweiten Kirchentonart."

Der Preis ist augenblicklich auf 140 M. ermäßigt (statt 280 M.).

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

7. Jahrgang. Nr. 10. Oktober 1902.

Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 80 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland" jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5079, Ausgabe mit „Correspondenzblatt", 2. Nachtrag Nr. 50 90.)

Inhalt: Spitta, Zur Pflege des Kirchengesanges im Reformationszeitalter. — Smend, Noch einmal Gottesdienst und Predigt. — Uhlhorn, Oberdiecks Kritik an der Hannov. Agende. — Frommel, Wolfrums Beurteilung der kirchl. Tonkunst in der Gegenwart. — Hasenclever, Deutsche Gesellschaft für christl. Kunst. — Spitta, Kritiken und praktische Winke. — Kleine Mitteilungen. — Notenbeigabe.

Zur Geschichte der Pflege des Kirchenliedes im Zeitalter der Reformation.

Das in vieler Beziehung vorbildliche evangelische Gemeinwesen, das unter der Führung der Brüderpaare Blaurer und Zwick leider nur kurze Zeit (bis 1548) in Konstanz blühte, ist bekanntlich auch für den evangelischen Kirchengesang von großer Bedeutung gewesen. Hier dichteten Johannes Zwick, Ambrosius und Thomas Blaurer ihre Lieder, die, ob auch lange vergessen, nichts von ihrer Kraft und Sinnigkeit verloren haben, und um sie scharten sich Dichter zweiten Grades, die es immerhin wert sind, daß man ihr Gedächtnis wieder auffrische. Hier wurde in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre des Reformationsjahrhunderts das leider nur noch in der späteren Auflage von 1540 erhaltene Gemeindegesangbuch herausgegeben, dessen Einfluß nicht bloß auf die Gesangbücher der deutschen und romanischen Schweiz und des südlichen und westlichen Deutschland, sondern auf die der deutsch-evangelischen Kirche überhaupt lange hin spürbar geblieben ist, und dessen von J. Zwick verfaßte Vorrede ein für alle Mal den Zwinglischen Abweg in Sachen des evangelischen Gemeindegesanges überwunden hat. Hier schuf Zwick zuerst Gebet- und Liederbücher in lateinischer und deutscher Sprache für die Kinder, die regelmäßig zu besonderen Gottesdiensten versammelt wurden. Hier verstand man auch, was im 20. Jahrhundert manche Gemeinden noch nicht verstanden haben, bezw. zu ihrem eigenen Schaden nicht ausüben, den Gesang der Gemeindeglieder zu heben und zu pflegen durch besondere Übungen, die man mit den Kindern anstellte. Der letztgenannte Punkt ist wohl interessant und wichtig genug, daß unsern Lesern darüber einige Mitteilungen gemacht werden dürften.

Im Jahre 1540 legten die Schulherren Onofrius Hirus und Zunftmeister Labhart dem Rate eine verbesserte und vermehrte Ordnung der deutschen Schule vor, die gebilligt und sofort eingeführt wurde. Die Einleitung lautet so:*)

*) Vgl. Ph. Ruppert, Konstanzer Geschichtliche Beiträge, viertes Heft. Konstanz, Selbstverlag des Verf. 1895. S. 55.

Das end und die recht wolfart einer guten schulordnung stat darinnen, daz ain knab ee und er zu ainem handwerck gethan oder hinweg geschickt, aachtin in denen stucken recht grundlich und wol unterricht werd

Erstlich daz ee im gesund und mit verstand wol kunde lesen truckte und geschribens von briefen und büchern allerlei gattung, dergleichen auch schribeu und rechnen, sonst ainem gemainklich von nöten ist

Nachmals das er nach gut sytten gelernt hab und dieselben nit nur im buch lesen kund, sondern an ihm hab, ma ee zu den leuten käm, daz er wolerzündig und züchtig sey

Und zum dritten das ee auch in christlicher fromdkait, im gottsdienst und leer des glaubens fin unterricht sey

Wann nun die jugend in sollichen dreyen punkten dy zil unterwisen, möcht man dester mee guts von inen und von dee nachkommenden well hoffen. So gehöreud nun diese punkten in alu schul unter die christen und welcher zu solchem hilft und eat, der hilft uud rat dem gemainen nutz und euch das noch thürer ist, dem rich gottes

Was nun dere dritten diesee Puakte betrifft, so heißt es darüber nachher im Besonderen:**)

Das man die knaben des kirchengesanges mit fliß unterrichte und dasselbig in dee schul übe. Dach zu dee zil so an dee gmain schul leee am minsten abgan mag, als nameutlich am zinstag eae und nach dee kindereredig, am samdstag und headent nach essen die zu den zwayen und sonntag morgens eai der predig, oder auch etwan am meektag zu abent so man ußlassen will und die andee leee oalldeacht ist

Ituee dee Vorschriften for Dieustag Samstag und Sonntag heißt es dann noch speziell

Zinstag morgens, so die kinderpredig gehalten. Vor der predig das aateeunsee, den glauben und die X gebot, auch das kiechengesang üben und die knaben erdentlich darin unterrichten.

Samstag morgens.

Nach essen soll man die knaden im gebot, glauben, X gebalen, auch dem kiechengesang üben dernach zu zwaien ußlassen und halten, wie sunst

Sonntag

Vor dee predig die knaben üben, wie am zinstag vor der predig liem psalmen zaigen. die man singen wird, auch in die kirchen alsa gan und die knaben unter der predig still und in allen zuchten halten und sy nit allein zu der morgenpredig, sondern auch zu dem andern mit allem eloß ziehen, sonderlich das die schulmaister dem kirchengesang und gotsdienst ernstlich ußwarten, auch die knaben nit mit wüstem gerumel, geschray und geschwätz uß dee kiechen laufen lassen.

Es konnte diese Vorschriften ohne viel Veränderung auch für unsere Verhältnisse gegeben werden, und beiten wir die, welche es angeht die mitgeteilten Worte doch einmal ernstlich zu überdenken. Wie sehr würden doch unsre Gottesdienste gewinnen, wenn ihr gesanglicher Teil so vorbereitet würde, wie es hier angeraten wird. Dazu gehört nun aber freilich nicht bloß „daß die Schulmeister dene Kiechengesang und Gottesdienst ernstlich auswarten", sondern daß der Pfarrer Hand en Hand mit ihnen arbeitet. Wenn dieser seine Lieder etwa erst ausnicht wenn es anfängt zu läuten, vielleicht erst gar in der Sakristei dann kann der redlichste Lehrer, Kantor und Organist nichts erreichen. Aber es wäre wohl für den ganzen Gottesdienst, besonders für die Predigt, von großer Bedeutung, wenn der Pfarrer bei Beginn der Woche nicht bloß seinen Text für den nächsten

*) A. a. O. S. 58.

Sonntag bedenken, sondern auch das Gesangbuch zur Hand nehmen wollte, um dann bereits die Lieder festzustellen. Dann würde alles zu erwünschter Einheit zusammenwachsen, und die Kinder könnten den Gesang so vorbereiten, daß sie auch bei schwierigeren Melodien die Gemeinde mit fortreißen würden.

Fr. Spitta.

Noch einmal Gottesdienst und Predigt

von **Julius Smend.**

Max Niegers zweiter Offener Brief an meine Adresse (in diesem Jahrgang Nr. 6, S. 183 ff.) ließ mich auf einen Aufsatz hinweisen, den ich unter dem Titel „Zur Frage der Kultusrede" in der Holtzmann-Festschrift der Straßburger theologischen Fakultät (Tübingen, Mohr, 1902) veröffentlicht habe. Der Inhalt meiner Ausführungen ist dieser: Bei Beurteilung der evangelischen Predigt wird fast immer vergessen, daß die Schwierigkeit der Aufgabe und die Mangelhaftigkeit der Leistungen, aber auch die große Empfindlichkeit der Kritiker sich hauptsächlich daraus erklärt, daß unsre Predigt ein regelmäßiger Bestandteil des Gottesdienstes, daß sie Kultusrede sein will. Kultus und Kultusrede haben sich niemals recht vertragen wollen, sie haben sich geradezu gegenseitig ruiniert. Aus dieser Erkenntnis erwächst die gewichtigste unser gottesdienstliches Leben betreffende Frage: Wie läßt sich zwischen Gottesdienst und Predigt ein Alle befriedigendes Verhältnis herstellen? Die Antwort lautet: Indem man beide einerseits von einander befreit, andrerseits aber doch in Fühlung erhält. So gelangt man zu drei notwendigen Kultusformen: 1) Predigtlose Gottesdienste, 2) Predigten, 3) Predigtgottesdienste. —

Die Öffentlichkeit hat bisher von meinem Aufsatz kaum Notiz genommen, doch sind privatim mancherlei Äußerungen an mich gelangt, von denen ich annehmen darf, daß sie für unsern Leserkreis Interesse haben. Nieger erklärt in allem Wesentlichen seine Zustimmung, vor allem in dem Sinne, daß die Predigt vom Gottesdienst wohl getrennt, aber nicht verdrängt werden solle. Gewichtig ist die Zuschrift eines der angesehensten Theologen der Gegenwart, der sich über die feindlichen Geschwister so ausspricht: „Es wiederholt sich hier in ganz eigenartiger Weise das gegensätzliche Verhältnis, in welchem trotz nächster Verwandtschaft Frömmigkeit und Theologie jeweils zu einander gestanden haben. Wie oft hat die eine die andere tot gemacht! Wir Theologen haben vor andern Berufsarten, die sich auf gemeinverständlichere Programme und auf Waffen einfacheren Kalibers gewiesen sehen, doch immer die reizvollere Aufgabe voraus, daß wir zusammenhalten müssen, was sich zu fliehen scheint, Instrumenten verschiedenartigster Mache ablauschen müssen, daß und wie sie auf einander gestimmt sind, an allen Antinomien des Verstandes die sie aufsaugende Virtuosität der „praktischen Vernunft" bewähren müssen, allen Kriegserklärungen den Friedenskongreß derjenigen entgegen setzen müssen, die einer letzten Einheit in sich selbst sicher sind."

Wird in solchen Worten die geschichtliche Seite meiner Studie in Erwägung gezogen, so wendet sich die Mehrzahl der Zuschriften den praktischen Vorschlägen zu, die ich soeben mit 1, 2, 3 bezeichnete. Hier hat es mir viel zu denken gegeben, daß ich an demselben Tage drei freundliche Kritiken zu Gesichte bekam, die sich kurz so formulieren lassen: A. Ich bin für 2 und 3, aber gegen 1, B. Mit

1 und 3 einverstanden, aber gegen 2, C 1 und 2 halte ich für ganz vernünftig, nicht aber 3. Ist das nicht für unsere kirchliche Lage sehr bezeichnend, daß von den durchaus sachverständigen Beurteilern der erste keine predigtlosen Gottesdienste, der zweite keine blogen Predigten, der dritte keine Predigtgallesdienste haben will?

Am Ausführlichsten läßt sich zur Sache ein „Laie“ aus, vielleicht erkennen ihn einige unserer Leser, da er ihnen kein Fremder ist. „Wenn Sie die Kombination von beiden (Gottesdienst und Predigt) schließlich doch als das Ideal hinstellen, so suchte ich die Mehrzahl der Leser werde daraus schließen, daß alles beim Alten bleiben muß. Ich glaube, daß wirklich beide Veranstaltungen definitiv getrennt werden sollten. Ausgezeichnete Predigten, z. B. die von Claus Harms, auch Schleiermachers Predigten, sind viel zu mächtig, um nicht Alles, was vorher oder nachher geboten wird, zu erdrücken. Diese Form geistiger Produktion kann also ihr höchstes nie erreichen, wenn sie dominiert. Und ferner liegt die Rücksicht auf den Zweck des Kultus dem Predigen Schranken auf die dem echten Prediger unerträglich sein müssen. Man fordert mit Recht, daß die Predigt keinen Anstoß erregt, daß sie die Leute nicht aus der Kirche hinauspredigt, — mit Recht, weil in der Tat die Gemeindefeier so gestaltet sein muß, daß keiner, den sein Herz hineinführt sich durch das, was er da erlebt, zurückgestoßen fühlt. Wenn aber dieser aus der Idee des Kultus folgende Gedanke die Predigt beherrschen soll, so wirkt diese Rücksicht wie ein Maulkorb, den der bedeutende Prediger sich einfach nicht gefallen läßt, während die unbedeutende dadurch zur frommen Phrase, welche 90 % aller Predigten füllt, geradezu angeleitet wird. Es soll nicht dogmatischen Anstoß geben, also muß er sich in faden Allgemeinheiten ergehen, weil die dogmatische Zersplitterung so groß ist, daß er als eine selbständige religiöse Persönlichkeit sich gar nicht klar, frisch, entschieden aussprechen kann, ohne, wenn nicht gerade Anstoß, doch wenigstens leblosten Widerspruch zu erregen. Aus demselben Grunde darf er über tremende ethische Tagesfragen nicht reden, muß alles Politische ängstlich meiden, während z. B. Claus Harms wahrhaft demosthenische Reden hielt, die von Anfang bis zu Ende Politik sind. Kurz er muß immer nach Allgemeinheiten streben, während gerade der innig begabte Prediger erst da, wo er auf das Spezielle kommt lebendig und packend werden kann. Über das Duell den Bücherkrieg, die Ehescheidung, unter Umständen auch über Konzälle, über Theater und andere Lustbarkeiten über gute und schlechte Bücher, über Erziehungsfragen, kurz über Alles, was in die Luft, auch in den speziellen Teil gehört muß gepredigt werden können ebenso wie über die allerbestrittensten dogmatischen Fragen. Allerdings muß dabei, wie mir scheint, Widerspruch möglich sein. Überhaupt ist es ein ungeheures Rückschritt, daß wir keine Religionsgespräche, keine Leipziger Disputationen mehr haben, sondern daß das nur in Zeitschriften abgemacht wird, wo jeder zu seinen Gesinnungsgenossen spricht.

Die Gebetsversammlungen — in dem umfassenden Sinne Ihres Aufsatzes — werden selbstverständlich eine kurze stimmungsvolle Betrachtung nicht ausschließen, die dann nur der Ausdruck dessen wäre, was jeder normal gestimmte Teilnehmer aus den verlesenen Schriftabschnitten, aus Gesängen und Gebeten herausliest. In Berlin in der Matthäikirche war früher jeden Sonntag Nachmittag 5 Uhr ein Gottesdienst den man lieber Vater nie versäumte, wo der alte Buchsel, der allerdings gerade diese Gabe des Stimmungsvollen im höchsten Maße hatte, 5 bis 10 Minuten sprach. Etwas Derartiges konnte überall sein, während Sie schon in einer Stadt von der Größe Straßburgs leben müssen, um sicher zu

sein, daß Sie jeden Sonntag einem Gottesdienste beiwohnen können, in welchem nicht die Leerheit, Phrasenhaftigkeit und Langweiligkeit der Predigt die Erbauung ausschließt." —

In diesen gewiß sehr beherzigenswerten Sätzen kann ich eigentlich nur Zustimmung zu meinen Anschauungen erkennen. Diese sind ja überhaupt, soweit sie in praktischen Vorschlägen gipfeln, nicht eigentlich neu. Wir haben längst predigtlose Gottesdienste, Predigten, Predigtgottesdienste. Aber wir haben sie nicht in genügendem Maße und nicht überall, wo sie am Platze wären. Man ist sich eben über die Notwendigkeit dieser verschiedenartigen Veranstaltungen und über ihren Sinn noch nicht klar geworden. Sie sind auch nicht alle überall vonnöten. Es sei mir erlaubt, meine Meinung noch einmal kurz zusammen zu fassen.

Das erste Erfordernis im evangelisch-kirchlichen Leben ist und bleibt die Predigt. Wir haben in dieser Beziehung nicht nur mit der Geschichte, auch nicht bloß mit unabweisbaren Bedürfnissen zahlloser Individuen, ganzer Territorien, ja Völker zu rechnen, sondern mit dem Wesen der Sache selbst. Das persönliche Zeugnis von Christus in Form der freien und öffentlichen Rede bildet bei Vielen, Vielen die Voraussetzung für die Entstehung und Erhaltung evangelischer Überzeugung (Röm. 10, 14). Es ist durchaus wahr: es kann nicht genug gepredigt werden! Aber diese Forderung bleibt nur richtig, wenn man dem vorhandenen Bedürfnis auf möglichst verschiedenen Wegen entgegenkommt und zu diesem Dienst möglichst verschiedenartige Organe ausbildet, denn auf tunlichst freie und mannigfaltige Gestaltung des öffentlichen Zeugnisses kommt es an. Und hier soll man die liturgische Zutat ja zurückhalten, wenn sie der Entfaltung oder Wirkung des Wortes irgend hinderlich wird, sich auch nicht scheuen, des der herkömmlichen kirchlichen Feier gewährten Polizeischutzes gegebenen Falles verlustig zu gehen. Hier muß auch dem Laienwort Raum gegeben und freie Diskussion zugelassen werden. Vor allem, wenn diesen Ansprüchen nicht genügt wird, so bleibt das Recht jeder andersartigen gottesdienstlichen Unternehmung zweifelhaft und deren Bevorzugung verdächtig. Es ist nicht unnütz, das z. B. auch unsern Kirchengesangvereinen bei jeder Gelegenheit einzuprägen.

Allein es gibt Hunderttausende in der evangelischen Christenheit, deren Herzen mit verständigem Wort nicht beizukommen ist, und es gibt — was viel mehr sagt — „Dinge, deren Eindruck nur abgeschwächt wird, wenn man viele Worte über sie macht" (Kliefoth). Beides macht sich dort in sehr verstärktem Maße geltend, wo aus irgend welchen Ursachen die Leistung des Predigers nur einem Teile der auf ihn angewiesenen Glaubensgenossen genügen kann. Wir bedürfen durchaus predigtloser Gottesdienste, auch deren kann es nicht genug geben! Wie unsre Kirche ein Recht hat, in der, nur dem oberflächlichen Blicke erschrecklichen, Unterschiedlichkeit und Gegensätzlichkeit ihrer Glieder ihren Reichtum zu erkennen, so soll sie in der Befriedigung von deren mancherlei Ansprüchen ihre wahre Aufgabe sehen. Sie hat Mittel in Fülle, um vor allen denen, die für die Sprache der Töne zugänglich sind, mit alten und neuen Zungen das Evangelium zu verkündigen. Fort mit der Meinung, das könne nur durch den Geistlichen im Amtskleide geschehen! Hindert oder schmälert das gepredigte Wort den Eindruck von Lektion oder Gebet, Volkslied oder Chorgesang, so soll selbst die Ansprache beiseite bleiben. Und schiene solch eine Feier ohne Predigt bis hart an die Grenze dessen zu gehen, was man sonst mit dem Namen „Konzert" bezeichnet, — auch jeder

andere Gottesdienst soll ein Konzert sein, ein heiliger Wettstreit der Seelen im Lobe Gottes.

Dennoch halte ich keine der hiermit umschriebenen Gottesdienstformen für die höchste und letzte. Jede ist ein Provisorium, ein Missionar im Dienst der rechten Gemeindefeier, des Predigtgottesdienstes. Es wird immer Sachen unter uns geben, denen weder die bloße Predigt noch die predigtlose Feier völlig genügt so dankbar sie beide hinnehmen mögen. Sie wollen in der Versammlung der Gemeinde „zusammenballen was sich zu fliehen scheint", was aber in ihnen selbst als Einheit ruht: das in klare Begriffe Gedanken und Worte zu fassende und das Unaussprechliche, jeder Formel Spottende. Die Verbindung dieser beiden Elemente in einer Feier ist ihnen nichts zufällig Gewordenes, Willkürliches sondern etwas Sinnvolles, dem Wesen der Dinge Entsprechendes. Das Eine erhöht nur die Wirkung des Andern. Das bedeutet auch keinen Traum, es wird an der Verwirklichung des Gedankens vielerorten mit Ernst und mit Erfolg gearbeitet, Gottesdienst und Predigt so auf einander einzustimmen daß die „geistlichen Gefäßmusiker" sich liebend umfangen. Dies Ziel wird aber um so leichter zu erreichen sein je allgemeiner die Forderung anerkannt wird, daß beide auch eine gesonderte Mission haben. Wird jeder der beiden Größen das Recht zugestanden, sich auf ihrem eigenen Gebiete in voller Freiheit auszuwirken so werden sie sich dazu verstehen, am geeigneten Orte in einer höheren Einheit aufzugehen. Ein Kunststück ist es nicht. „Die Antinomien des Verstandes werden aufgefasogen von der Virtuosität der praktischen Vernunft."

Die Kritik der Hannoverschen Agende durch Pastor Oberdieck

von Pastor **Friedr. Uhlhorn** in Hameln

Wenn ich auf den Artikel Oberdiecks über die Agende für die evangelisch-lutherische Kirche der Provinz Hannover (vgl. Nr. 6, S. 188 ff.) einige Worte erwidre, so werde ich dadurch kein jede Polemik zu vermeiden die nur verstimmen kann.

Zunächst einige Punkte mehr äußerlicher Art. O. schreibt: „In den Kirchen unserer Landeskirche liegt nicht die Bibel, sondern die Kirchenordnung auf dem Altar." Wir wollen nicht darauf hinweisen daß das seinen guten Sinn hätte — wenn es wirklich der Fall wäre. Der Altar ist nicht die Stätte der Wortverkündigung, sondern die der Gebete und der agendarisch zu vollziehenden Handlungen; die Bibel gehört auf die Kanzel und das Lesepult. Das ist die altlutherische Sitte die erst durch den Rationalismus, der alle alten guten Sitten vernichtete und für die symbolische Bedeutung des Altars als Stätte der Opfer kein Verständnis mehr hatte, vernichtet ist. Überdies findet man z. B. in den Kirchen der hiesigen Stadt auf dem Altar auch die Bibel. Sodann ist es positiv unrichtig, die Agende als ein Werk des „landeskirchlichen Kirchenregiments" hinzustellen, sie ist mit den Synoden zusammen geschaffen, also ebenfalls auch ein Werk der kirchlichen Genossenschaften. O. schildert freilich die Entstehung der Agende so, als ob der Abt die Synoden mit Drohungen einigermaßen und sie gezwungen hätte still zu schweigen und ihm die Agende zu überliefern. Nach seiner Darstellung hatten die Synoden bei der Sache eine traurige Rolle gespielt und sich vor Furcht Alles gefallen lassen. Dagegen haben in Wirklichkeit die Synoden in ausführlichen Votis ihre Ansichten äußern können, und tatsächlich wurde auf ihre Wünsche in weitgehendstem Maße eingegangen. Abt Uhlhorn hat mit der größten Sorgfaltigkeit — ich habe die ganzen Akten mit ihm durchgearbeitet — selbst jeden Einzel-

wunsch erwogen, und auch die Vorschläge Einzelner — z. B. auch des Herrn Pastor Oberdieck — genau erwogen und nicht selten berücksichtigt. Die Landessynode hat die Agende ausführlich durchberaten und Uhlhorn hat oft ausgesprochen, wieviel Verbesserungen die Agende dieser gemeinsamen und vielseitigen Mitarbeit verdanke. Der Vorsitzende des Ausschusses für die Agende bezeugte ausdrücklich: „Es ist keins der 12 Mitglieder (7 geistliche und 5 weltliche) der Kommission*) welches nicht seinen Beitrag geliefert hätte. Wir sind aber in dieser neuen Arbeit namentlich gefördert worden durch den Herrn Abt, welcher uns alle erbetenen Aufschlüsse gegeben und Mitteilungen gemacht hat über die Wünsche der Bezirkssynoden und unsern eigenen Gedanken und Wünschen stets bereitwilligst entgegengekommen ist." Wo bleibt da das „absolut kirchenregimentliche Gepräge", das O. der Agende zuschreibt?

Ferner redet O. von dem „behäbigen, würdigen" Aussehen der Agende, das sich zu „würdevoller Repräsentation" eigne. Seine Behauptung, daß die Agende für den Gebrauch „unhandlich und unbequem" sei, ist indessen unrichtig. Sie liegt vielmehr vermöge ihres günstigen Formates bequem auf der Hand und ist selbst bei Amtshandlungen, wo man sie mit einer Hand halten muß, ungemein leicht zu gebrauchen. Wenn O. aus der Bezeichnung der kleinen Agende „zum Handgebrauch" schließt, daß also die große Agende nicht zum Handgebrauch sein solle, so übersieht er einfach, daß diese kleine Agende bei den Amtshandlungen in den Häusern u. s. w. gebraucht werden soll, wohin der Pastor oft weite Wege zu machen hat. Hier würde die große Agende unbequem sein, weil der Pastor neben ihr noch die „heiligen Geräte" u. s. w. zu tragen hat und es unter Umständen auch bequemer ist, sie auf Fahrten oder Gängen ins Filial in die Tasche zu stecken. In der Kirche fallen diese Gründe fort, hier ist überhaupt schon aus ästhetischen Gründen ein großes Format zu wünschen. U. E. ist es dem Dekorum entsprechender, vor dem Altar ein größeres Buch in der Hand zu haben, wie ein feinfühlender Pastor auch der der Predigt nicht ein kleines Neues Testament in Miniaturformat gebraucht, sondern das „behäbige" Lektionar oder dessen die Bibel, die noch etwas „behäbiger" ist, als die Agende. Merkwürdiger Weise wünscht dann aber O. eine noch dickere Agende. Die Formulare sollen noch übersichtlicher, mit noch mehr Raumverschwendung gedruckt werden. Selbst ein kleinerer Druck würde nicht viel geholfen haben, ganz abgesehen davon, daß er viel kleiner nicht gewählt werden konnte. Und hätte nicht die Aufnahme der Orgelbegleitung, die O. noch wünscht, die ganze Raumersparnis wieder verschlungen? O. weiß nicht, wie sorgfältig auch die Druckfrage überlegt und mit tüchtigen Fachmännern im Buchdruck beraten ist. Wenn er aber die Begräbnisformulare wahre Labyrinthe nennt, in denen man sich nicht zurechtfinden könne, so gilt das doch nur für solche Pastoren, die sich erst am Sarge die zu verlesenden Sprüche, Lektionen und Gebete aussuchen wollen.

An dem Formular zur Einweihung einer Kirche tadelt O. die Vorschrift, daß „der Einweihende" „zu der Handlung außer dem Ortsgeistlichen einige benachbarte Pastoren zuzuziehen hat", und fügt hinzu: „Daß er auch die Gemeinde hinzuzuziehen hätte, ist nicht bemerkt." O. weiß aber doch, daß „der Einweihende" — ein streng genommen allerdings nicht korrekter Ausdruck, so wenig wie das Wort „Weihe" überhaupt — hier der Kürze wegen gesagt ist. Von der Gemeinde ist aber in den unmittelbar folgenden Worten der Anweisung nicht weniger als sechsmal die Rede.

Was den Inhalt der Agende anbelangt, so kann O. doch nicht umhin, den biblischen Charakter derselben, die Fülle von Parallelformen und Auswahlstücken, die Absicht der „Kirchenregierung", „möglichst jedem das ihm Passende und Befriedigende" zu geben, anzuerkennen. Also so ganz schlecht scheint dieses einseitige Werk der Kirchenregierung doch nicht zu sein. Freilich hatte man noch alle Vorschläge von berufenen und unberufenen Liturgikern aufnehmen wollen, so wäre die Agende noch dreimal so dick geworden.

Wir kommen zu dem dritten Abschnitte der Bemerkungen O.s. Die Geschichte der Entstehung und die Art der Einführung der Agende. Hier läßt für mein

*) Derselben gehörte auch ein Gesinnungsgenosse Oberdiecks, Pastor Chappuzeau, an.

Empfinden ſeine Darſtellung jede Sachlichkeit vermiſſen. Nach Oberdiecks Anſicht hatte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die liturgiſche Bewegung in Hannover durch die Paſtoren einen kraftloſen Aufſchwung genommen — er erwähnt allerdings zu bemerken daß Petri nicht eine Fortentwicklung erſtrebte ſondern einfach auf das Alte zurückging —, aber Uhlhorn hat der ſchönen Blüte im Keime gebrochen. „Gemeß ſeiner Eigenart beſtrigen Siedmangen ſich nicht entgegenzuſtemmen, ſondern ſich hineinzuſetzen vorangeſchwommen und ſie unmerkbar zu leiten, daß ſie ſeine Wünſche treiben mußten, iſt er auch auf die liturgiſche Strömung eingegangen und hat ſie in den landeskirchlichen Verfaſſungsapparat hineingeleitet. Was von beiden ihm dabei Mittel, was Zweck war, iſt nicht ſicher zu entſcheiden." Hier geſchieht dem Texten offenbar ſchweres Unrecht. Alſo nur aus Diplomatie, bezw. Heerdſchlauheit ſoll Uhlhorn auf die liturgiſche Bewegung eingegangen ſein und die Feerdeit der Paſtoren vernichtet haben? Wer Uhlhorns Leben kennt und weiß, wie er von Anfang an mit ganzem Herzen an dem Wiederaufbau der Liturgie — z. B. auch in der Schloßkirche — gearbeitet hat, der wird anders urteilen.

Es iſt uns nicht möglich, der geſamten Ausführungen O's bis ins Kleinſte durchzugehen — das würde ein ganzes Buch erfordern. Er hat die geſchichtlichen Wahrheiten auf den Kopf zu ſtellen und die einzelnen Tatſachen ſo zu gruppieren gewußt daß ein ganz verzerrtes Bild heraus kommt und eigentümliches Licht auf den ſittlichen Charakter der Kirchenregierung und allen Uhlhorns, fällt. Wir nehmen ſelbſtverſtändlich an, daß O das nicht mit bewußter Abſicht getan hat, aber „ganz anders mall in dieſem Kopfe ſich die Welt," und es wittert überall Intrigen, Heerdſchlauheit, nur die Beſtrebung Uhlhorns, die ihm dahin freien Paſtoren zu knechten. Auf dieſer Vorausſetzung geht er an die Sachen heran und ſchrenkt ſelbſt den ausdrücklichſten Worten Uhlhorns keinen Glauben. Wörtlich hatte Uhlhorn erklärt daß das Landeskonſiſtorium allerdings erſt den Weg der freien Entwickelung hätte gehen wollen. Nach der Zerſtörung aller liturgiſchen Ordnungen vorſichtig man ſie wieder herzuſtellen. „Der einzelne Paſtor ſüe ſich, beziehungsweiſe in Übereinſtimmung mit dem Kirchenvorſtande, führte dieſe oder jene der alten Ordnungen entſprechend der Kirchenordnung wieder ein und das Konſiſtorium deſyidierte das. Wie hatten gewünſcht auf dieſen Wegen dürften ſo können und ſo allmählich wieder die liturgiſche Ordnung einzundern." Wir bemerken ausdrücklich, es handelte ſich dabei nur um eine Wiederherſtellung des Alten nicht aber um Neuſchöpfungen von Paſtoren, bezw. modernen Liturgikern, wie O es darſtellt. Dieſer Weg darf auch nicht, wie O tut als verfaſſungswidrig hingeſtellt werden, denn das Landeskonſiſtorium iſt bis zu dem Neudener Falle durchaus der Anſicht geweſen daß dieſen Dingen nicht „gegen der Verfaſſung" ſei, wie ſeine und der Landesſynode Einwendungen gegen die Entſcheidung im Neudener Falle beweiſen. Aber der endgültigen Entſcheidung des Kaiſers, die jede Abänderung der herkömmlichen liturgiſchen Ordnung ohne ein neues Kirchengeſetz verbot, mußte man ſich fügen und man „füll" nicht wie O ſchreibt „zu der entgegengeſetzten Anſchauung hinüber daß die liturgiſchen Formen ſüe die ganze Landeskirche geſetzlich feſtzulegen ſeien", ſondern wurde dazu gezwungen, wenn die Entwicklung nicht überhaupt zum Stillſtand kommen und das einreißen ſollte, was O als Uhlhorns Abſicht betrachtet. „Die Liturgie ſollte auf jeden Fall und um jeden Preis deue freien Wachstum entzogen und ganz, der formellerechtlichen Inkraftſetzung preisgegeben werden." Genau das Gegenteil iſt die hiſtoriſche Wahrheit.

Nur macht allerdings O dem Abte den Vorwurf daß er ſich ſelbſt an deſſe Entſcheidung nicht gebunden, verſuchte ſelbſt eine Prinzipiengrenze zur Einſchränkung in die Gemeinden geſchmeſſere habe. Er vergißt jedoch zu erwähnen, daß dieſe Agende vom Jahre 1889 nunmehr die liturgiſchen Ordnungen enthielt welche der Landesſynode bes zu dieſem Jahre bereits als Geſetz angenommen hatte und in den anderen Stücken die in den Landeskirchen bereits an vielen Orten gebräuchlichere formulare bietet die dort alſo auch nach der Rechtslage gebraucht werden konnten. Wenn aber O zum Beweiſe daß die Neudener Entſcheidung keine rechtsbegründende Kraft erhalten habe darauf hinweiſt daß das Landeskonſiſtorium noch 1895 der Landesſynode erklärt habe „Der einzig richtige Weg erſcheint uns der, daß

in den einzelnen Gemeinden der Sinn dafür (für Einführung reicherer liturgischer Formen) geweckt und gepflegt wird, und so ohne oberliche Anordnung die Sache sich Bahn bricht", so vergißt er es wieder zu erwähnen, daß die Behörden — wie aus dem Protokoll der Landessynode von 1899/900 deutlich hervorgeht — damals noch der Nordener Entscheidung anzufechten und den Minister zu einer anderen Entscheidung zu bewegen versuchten, aber der Minister lehnte es rundweg ab und verwies wieder auf den Weg der kirchengesetzlichen Regelung, den das Landeskonsistorium dann von 1881 an eingeschlagen hat. Die Trauungsliturgie war mitsamt der Bußtagsordnung schon 1876 zustande gekommen, 1889 folgte die Ordnung für den Hauptgottesdienst an Sonn- und Festtagen, 1895 die Ordnung der Taufe und Konfirmation, endlich 1899 die übrigen liturgischen Ordnungen.

Das Hauptbedenken hat aber O. gegen die gesetzliche Festlegung der Agende. Nach seiner Meinung ist nach hannoverschem Rechte der Pastor in liturgischen Dingen seit 1800 souverän. Wenn Uhlhorn das bestreitet und auf die seit dem Nordener Falle „völlig veränderte Rechtslage" hinweist, so soll das nicht wahr und von den Synoden nur „gläubig respektiert" sein, „ein Zeichen von dem ungeheuren Aufeben, das der Abt bei uns hatte, und von der großen Selbstbescheidung mit der die Pastoren „als Laien" auf ein persönliches Eingehen in dergleichen Fragen und auf eigenes Urteil verzichten." O. brauchte nur die oben erwähnten Aktenstücke der Synoden einmal gründlich zu studieren, um das Verfehlte seiner Darlegung zu erkennen. Es lag in der Tat eine veränderte Rechtslage vor. Die Existenz der Uhlhornschen Agende widerspricht durchaus nicht dieser Behauptung. O. stellt diese Agende freilich als ein in allen Teilen privates, von U. selbst gemachtes Ding hin, was sie durchaus nicht ist. Und in der Tat konnten die Behörden — falls die Agende nicht zu stande kam — nach dieser Rechtslage keinen andern Weg gehen, als den einer „Feststellung und Festlegung aller Einzelheiten in sämtlichen Gemeinden", denn nach der allerhöchsten Entscheidung durfte von jetzt an nicht das Geringste geändert werden, und die kirchliche Behörde hatte die Pflicht, darüber zu wachen, daß solches nicht geschah.

Aber man hätte diese Rechtslage durch ein Gesetz, das die Agende den Geistlichen zu freiem Gebrauche darbot, ändern können, schreibt O. Ob eine gesetzliche Feststellung der Souveränität der Pastoren — denn von dieser redet O. immer nicht etwa von den Gemeinden — zum Segen der Gemeinden ausschlagen und nicht vielmehr eine unerträgliche „Buntscheckigkeit" der Landeskirchen, und damit eine Schädigung des kirchlichen Lebens überhaupt herbeiführen würde, ist mir nicht zweifelhaft. O. nennt das Wort Uhlhorns von der Willkür der Pastoren eine der geschichtlichen Wahrheit widersprechende Unzerrundlichkeit gegen die Geistlichen. Aber was nach den Akten der einzelnen Pastoren an Dingen in liturgicis ausgerichtet worden ist, ist unglaublich. Manche feierten frohgemut Leichen ein und aus, andere machten heute diese, morgen jene liturgische Neuerung; und die Gemeinden machten den liturgischen Sprüngen ihrer Pastoren, die heute Achelis und morgen Bassermann gelesen hatten, in den meisten Fällen aber nach ihrem liturgischen „Gefühl" handelten, folgen. Die Gemeinden schwiegen in der Regel — wo kein Kläger war, war auch kein Richter —, obwohl sie bei jedem Pastor wieder umlernen mußten und schon im nächsten Dorfe wieder andere liturgische Sitten fanden. Und dieser Zustand sollte durch Gesetz verewigt werden? Denn was die Anweisungen und Mahnungen der Behörde hier für die ferien meist recht selbstbewußten Pastoren bedeutet hätten, weiß O. doch selbst zu sagen. Mir ist jedenfalls in den Gemeinden ganz überwiegend — gerade bei den wirklich kirchlich gesinnten — der Wunsch entgegengetreten nach Beschränkung der Freiheit der Pastoren und nach festen Ordnungen, schon allein um der Erbauung willen, die durch das Hin und Her nur gestört wird. Wollte man diese sog. Freiheit, die im Grunde eine Knechtschaft der Gemeinde unter den Subjektivismus der Pastoren bedeutet, nicht zulassen, so konnte man nach der Rechtslage auch nicht die Agende „zum freien Gebrauche" geben wie in Schleswig-Holstein, wo der Rechtslage völlig anders war.

O. beklagt sich über die Unklarheit der Uhlhornschen Rede über die gesetzliche Festlegung der Agende. Ich muß gestehen, daß ich O.s Ausführungen hier meinerseits nicht verstanden habe, und wäre ihm für einige Erläuterungen sehr dankbar. Ich bitte ihn zu

definieren, was er z. B. unter christlich-sittlicher Autorität versteht? wessen Autorität er damit meint? etwa des Pastors? dem sich also die Gemeinde aus unbegrenzter Pietät vor der Höhe der wissenschaftlichen Erkenntnis und der christlich-sittlichen Persönlichkeit ihres Pastors schweigend beuge? Und sind der Abt und die übrigen Glieder des landesherrlichen Kirchenregiments keine christlich-sittlichen Autoritäten, denen man Pietät schuldig ist? Die Ausführungen Uhlhorns sind vollkommen klar. Grundlegend ist der unumstößliche Satz, daß die Kirche ohne Ordnungen nicht bestehen kann. Damit alles ordentlich und ehrlich zugehe, schafft die Kirche Ordnungen und Agenden, und nun setzt sie voraus, daß jeder Diener der Kirche und jedes Mitglied sich freiwillig in diese Ordnungen fügt. O. bezeichnet die Worte „setzt sie voraus" als Euphemismus für „fordert sie durch Gesetz". Das ist eine Entstellung, die Worte bedeuten „die Kirche erwartet von der Pietät der Pastoren und Gemeindeglieder". Denn wo es sich um Adiophora handelt, kann sie erwarten, daß sich jeder aus christlicher Liebe um des Ganzen willen — soweit keine Gewissensbedenken vorliegen — der Ordnung fügt. Das ist der klare Sinn der Worte, wie Uhlhorn mehr als einmal dargelegt hat. Die Ordnungen werden aber durch Gesetz gemacht, weil nur so die notwendige Einheit in der Landeskirche gewahrt wird. Ich wüßte nicht, wie O. allgemeine Ordnungen in der rechtlich verfaßten Landeskirche anders schaffen wollte, wenn er abwarten wollte, bis die souveränen Pastoren sich auch nur im Allgemeinen geeinigt hatten, konnte er bis zum jüngsten Tage warten. Und doch wird kein Zwang ausgeübt, welche sich den Ordnungen nicht fügen wollen, werden nicht bestraft, wie der Staat die straft, die seine Gesetze übertreten; sie können nicht beanspruchen, in der Kirche ein Amt zu haben, bezw. zu bleiben, deren Ordnungen sie nicht anerkennen wollen. Es ist das Gleiche wie in einer Familie. Auch da ist eine Hausordnung, und wer sich ihr nicht freiwillig fügen will, mag sich eine eigene Wohnung nehmen. Es ist einmal keine Gemeinschaft möglich ohne Ordnung. Das Ideal O.s ist aber die independentistische Gemeinde, die mit dem Begriff einer Landeskirche nicht zu vereinigen ist.

Endlich findet O. einen Widerspruch darin, daß Abt Uhlhorn die Bitte um ausgeführte Beispiele liturgischer Vespergottesdienste ablehnt. Das hätte ihm doch gerade ein Beweis sein müssen, daß U. nur soweit Gebundenheit haben wollte, als es um des Ganzen willen nötig war, sonst aber Raum zur Fortentwickelung lassen, die auch durch die neue Agende durchaus nicht abgeschnitten ist. Und in der Tat, in der Agende ist auch Gebundenheit mit der Freiheit verbunden; das sind durchaus keine Gegensätze, wie O. behauptet, so wenig wie Freiheit Ungebundenheit bedeutet. Daß aber bei diesen Neben- und außerordentlichen Gottesdiensten die „Rechtslage", „die den Pastoren liturgische Neuerungen ganz verbietet", überhaupt nicht anzuwenden ist, wird O. aus dem Studium des Kirchenrechts bekannt sein. Nicht das „ich wünsche" des Abts hat hier die Entscheidung gegeben, sondern in der Tat die Rechtslage, die hier dem Pastor bezw. Kirchenvorstande freie Hand giebt. (Vgl. überdies die Anmerkung zu den Passionsgottesdiensten.)

Nicht nur „mit dem Herzen", sondern auch mit dem Verstand hat sich die Synode für die kirchenregimentliche Festlegung der Agende entschieden. Wie jetzt schon in vielen Gemeinden die neue Agende eingeführt ist und nicht als „Luftschloß über der hannoverschen Landeskirche schwebt", so hoffe ich, daß immer zahlreicherer Gemeinden sich die letzte Gabe ihres Abtes, die er in Verbindung mit seiner Kirche getroffen hat, dauernd aneignen.

Schlußwort. Daß es mir in meinem Aufsatze nicht um eine Polemik gegen den eben heimgegangenen Abt Uhlhorn, dessen hervorragende Bedeutung ich wie jeder andere anerkenne, zu tun gewesen ist, sondern lediglich und ernstlich um das Thema, dessen Behandlung man von mir gewünscht hatte, wird jeder ruhige Leser anerkennen. Wenn sich darob der Sohn gekränkt fühlt, so bedauere ich das herzlich, flüchte mich aber gleichfalls unter das Urteil der Leser. Was endlich seine sachlichen Ausführungen betrifft, so bitte ich einfach wiederum die Leser, die einander entgegenstehenden Argumentationen zu prüfen. Wenn der Amtsbruder Uhlhorn überzeugt ist, daß die kirchengesetzliche Festlegung liturgischer Formen evangelisch und für die Kirche notwendig und heilsam ist, so will ich ihn in seiner

Google

Überzeugung nicht stören und mir daran genügen lassen, daß bei den Männern der Wissenschaft und der Praxis die Überzeugung im Boden gewinnt, daß sie unevangelisch, überflüssig und schädlich ist.

K. Oberdieck.

Professor Wolfrum über Ziele und Aufgaben der kirchlichen Musik in der Gegenwart

von Dr. **Otto Frommel**, Hofdiakonus in Karlsruhe.

Auf der diesjährigen, in Karlsruhe stattgehabten Tagung des badischen wissenschaftlichen Predigervereins am 25. Juni hielt Professor Dr. Philipp Wolfrum, der den Lesern unserer Monatschrift als Schöpfer des Weihnachtsmysteriums rühmlich bekannt ist, ein Referat über die kirchenmusikalischen Zustände und Aufgaben der Gegenwart. Gerade er mußte als der geeignetste Mann erscheinen, die Theologen der Landeskirche auf ihre Pflichten in kirchenmusikalischer Hinsicht wieder einmal energisch hinzuweisen. Saßen doch die meisten unter uns Jüngeren einst in Heidelberg zu seinen Füßen, um uns in die Geschichte des Kirchenliedes einführen zu lassen, wohl auch um Unterweisung im Orgelspiel von ihm zu empfangen. Entfaltet er doch als Dirigent des Heidelberger Bachvereins sowie des akademischen Gesangvereins bereits seit nahezu zwei Jahrzehnten eine überaus segensvolle Tätigkeit, als deren schönste Früchte die mustergiltigen Aufführungen der größten kirchlichen Meisterwerke von Palestrina und Orlandus bis auf Liszt und Berlioz, vor allem aber die Werke Sebastian Bachs in Heidelberg zu nennen sind. Es sei mir gestattet, im Folgenden die Grundgedanken des Wolfrumschen Referates wiederzugeben, sowie einige persönliche Bemerkungen daran anzuknüpfen.

1. Beginnend mit einem historischen Rückblick auf die Entwicklung der Kirchenmusik, breitete der Vortragende den ganzen Reichtum, die herrliche Fülle künstlerischen Schaffens, die im engsten Anschluß an die Kirche und ihren Kult in den mannigfachsten musikalischen Bildungen zu Tage gefördert wurde, vor seinen Zuhörern aus. Er führte den Nachweis, wie aus zwei Keimzellen gleichsam, dem kirchlichen (gregorianischen) Choral einerseits, dem volkstümlichen Kirchenlied andererseits, die beiden großen Epochen der Tonkunst, die eine kulminierend in Palestrina und Orlandus, die andere in S. Bach, erblüten. Beide Phasen, ihrem lokalen Ursprung und ihrer zeitlichen Folge nach von einander getrennt, die erste mehr kirchlich-liturgischen, die zweite mehr volkstümlichen Gepräges, wurzeln doch tief im Boden allgemein-christlichen Glaubens und Lebens und dürfen daher von keiner der beiden Konfessionen als konfessionelles Sondergut behauptet werden. In weitherzigster Weise hat die lutherische Reformation den dem evangelischen Kult nicht direkt fremdartigen musikalischen Elementen der alten Messe den Eingang in ihre Gottesdienste verstattet. Als neuer Bestandteil trat dann außer dem Lied die Instrumentalmusik hinzu, und alle Faktoren, die von Sebastian Bachs Meisterhand zusammengefaßt, das große, kirchenmusikalische Kunstwerk des 18. Jahrhunderts ergaben, waren vorhanden.

Diesem Weg zur Höhe folgte ein seit Bachs Tod beginnender, bis in die Gegenwart dauernder Niedergang der kirchlichen Tonkunst, der bis zur völligen Zerstörung der einstigen Herrlichkeit führte. Wolfrum sucht die Gründe dafür hauptsächlich im Emporkommen des Rationalismus und seinem Drängen auf verstandesmäßige Belehrung und Betrachtung, wodurch der künstlerische Organismus der Kultusfeier gesprengt und der Musik ihr Platz im Gottesdienst überhaupt streitig gemacht wurde. Reformbestrebungen sind seit Mitte des abgelaufenen Jahrhunderts wahrzunehmen. Sie erstrecken sich vor allem auf die Neubelebung des kirchlichen Gemeindegesangs im rhythmischen Lied und auf den Chorgesang. Wolfrum hat namentlich für das, was von unsern freiwilligen Kirchenchören geleistet wird, wenig übrig. Hier herrscht meist ein Dilettantismus, dessen Selbstgefühl im umgekehrten Verhältnis zum musikalischen Können steht. Die Ziele sind höher zu stecken. Der vorhandenen Schätze aus früherer Zeit sollten wieder gehoben, wieder dem Gottesdienst eingegliedert werden.

Die muſikaliſche Kunſt der Gegenwart ſollte kirchlich intereſſiert und zu ringen, dem Geiſt unſerer modernen großen Meiſter (R. Wagner, Liszt) angenäherten Schöpfungen begeiſtert werden. Ein kirchlicher Stil iſt wiederzugewinnen der vor allem aus Kirchenlied anzuknüpfen hätte.

Dieſer Wiederaufbau ſoll jedoch mit weiſer Beſchränkung und in zielbewußter Verwertung der Mittel geſchehen. Dazu bedarf es zunächſt einer gründlichen Umgeſtaltung der kirchlichen Kunſtſtätte. Auch dieſer Seite ſind Wolfsums Vorſchläge kurz folgende. Der Kirche hat die Pflicht, eine beſſere Vorbildung der Organiſten zu veranlaſſen. Organiſten, die nicht aus einem Seminar hervorgehen, deſſen Lehrplan Gegenſtand als Hauptfach aufweiſt oder die nicht wenigſtens durch eine Gegenſtandskurſe hindurchgegangen ſodaß eine fachmäßige Ausbildung garantiert iſt ſollten überhaupt nicht angeſtellt werden. Freilich muß dann auch eine entſprechende, denere Bezahlung der Organiſtendienſtes gefordert werden. Die freiwilligen Aushelfer ſind durch bezahlte zu erſetzen. Gewiß nicht Stellen ſchaft zu Verfügung ſtehen. Mindeſtens ein bezahltes Doppelquartett müßte als Grundſtock vorhanden ſein. Darum könnten ſich im Notfalle freiwillige anſchließen.

Wie die Organiſten bedürfen auch die Chordirigenten einer anderen Vorbildung als die ſie ſie von ihnen verlangt zu werden pflegt. Dirigentenkurſe oder auch praktiſche Studien am Anſchluß an ein großes kirchliches Kunſtinſtitut (etwa an einen Hofkirchenchor) mochten dieſem Zweck am beſten dienen. Dann aber dürfte die Anſtellung und Ausübung der Organiſten und Dirigenten nicht mehr in den Händen vielbeſchäftigter Leute liegen ſondern einzig und allein von Fachmännern bzw. muſikaliſch gründlich gebildeten Geiſtlichen vorgenommen werden.

Wenig Wolfsum den Hauptnachdruck legt, iſt aber dies, daß die Kunſt im Kultus mehr Luft und Lebenslicht, mehr Raum zu künſtiger Entfaltung erhalte. Die alten, von Luther übernommenen Elemente der Meſſe: Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus Dei, haben auch heute noch ihr gutes Daſeinsrecht in der evangeliſchen Kirche. Vorſchläge eine dem Geiſte kirchlicher Continuität Rechnung tragende Gottesdienſtordnung aufzubauen (Wendt, dabei an die Chronologie Lehrreiches) mögen freundlich berückſichtigt und nicht ſofort mit dogmatiſchem Theoretiſieren abgetan werden. Der kirchliche Künſtler ſollte wie einſtmals auch wieder ſein Wort bei der Geſtaltung unſeres Kultus mitreden dürfen.

Von der Befolgung aller dieſer Vorſchläge erhofft Wolfsum eine Wiederbelebung und Erneuerung der kirchlichen Continuität, die ihr und der Zeit den verlorenen Glanz die entſchwundene Herrlichkeit fördern. Andrerſeits zurück erobern dürfte.

2. Es fällt mir, als langjährigem Schüler und dankbarem Verehrer Wolfsums, nicht ganz leicht in einigen Punkten abweichende Meinungen kurz zum Ausdruck zu bringen. Ich möchte dabei von einer kurzen geſchichtlichen Betrachtung ausgehen. Ich kann den Verfall der kirchlichen Continuität im 18. Jahrhundert nicht wie Wolfsum faſt ausſchließlich aus dem rationaliſtiſchen Gebaren der Theologen herleiten. Dies war vielmehr wie mir ſcheint ſelbſt vor allem Symptom. Wir müſſen weiſe elementare Umwälzung die Aufklärung des 18. Jahrhunderts auf allen Gebieten des geiſtigen Lebens hervorgebracht hat. Es waren nicht blos die Theologen, die mit der kirchlichen Vergangenheit brachen — ſie vielleicht weniger ſchroff als andere Träger der geiſtigen Kultur. Wahre kommt es, daß die großen Componiſten unſerer klaſſiſchen Periode Gluck, Mozart, Beethoven, obwohl in der katholiſch viel konſervativeren katholiſchen Kirche aufgewachſen, ihre beſten Werke nicht für den Kultus ſchufen?! Nehmen wir die Texte der Gluck'ſchen und Mozart'ſchen Opern, in ſelbſt den Fidelio, und das Dunkel fällt ſich. Die Muſik war einem ganz natürlichen Entwickelungsgeſetze folgend, ſelbſt eingetreten in das Zeitalter der Aufklärung. Nicht weil ſie ſich von den böſen Theologen die Türe des Heiligtums hatte weiſen laſſen, ſondern weil ihre Vertreter ſelbſt tief durchdrungen waren vom Geiſte der Aufklärung. Dies ließe ſich viel geringer Mühe an den Werken nachweiſen, die vielleicht am erſten meine Behauptung zu entkräften ſcheinen — an Mozarts und Beethovens Requiemmuſik.

Man könnte aber noch einen Schritt zurückgehen und auf Johann Sebaſtian Bach ſelbſt hinweiſen. Bach hat bekanntlich während ſeiner ganzen Lebens Anfechtungen in

seinem kirchenmusikalischen Wirken erfahren. Man fand, er „konfundiere“ die Gemeinde durch sein Orgelspiel; man stieß sich an seiner Art, mit seinem Chor zu verkehren, an der Einführung einer Solistin in den Gottesdienst. Das mag zum größten Teil der Engherzigkeit und dem Unverstand kleiner Geister zur Last fallen, die den gewaltigen Genius nicht ertragen. Aber müssen wir nicht, wenn wir ganz objektiv urteilen wollen, zugestehen, daß bereits Bachs Kirchenmusik den Rahmen des protestantischen Kultus zersprengt? Seine Kunst weist so sehr sie der Kirche entstammt und nach vielen Seiten hin angehört, über die Kirche hinaus, ist gleichsam selbst ein grandioses Präludium zu der ihr unmittelbar folgenden Epoche einer vom kirchlichen Boden gelösten Tonkunst.

Der Verfall der Kirchenmusik, sowohl auf evangelischem als auf katholischem Gebiet, scheint mir daher nicht die Folge willkürlicher individueller oder einseitig-theologischer Stimmungen und Theorien, sondern das Ergebnis einer in den allgemeinsten geistigen Verhältnissen begründeten Umgestaltung der gesamten Kultur zu sein. Wie so manches ihrer Kinder mußte die Kirche auch die Musik, die bisher unter ihrem Schutz zu kräftigem Leben gediehen war, aus ihren Armen lassen. Der Tonkunst gereichte es zum Heil. Wer an Mozarts Requiem, an Bethovens Missa Solemnis und an den Parsifal, auch an Brahms Requiem denkt, wird gestehen müssen, daß sie auch in religiöser Hinsicht nicht ärmer wurde unter den veränderten Daseinsbedingungen. Die Kirche hat freilich bei diesem Umschwung Unendliches verloren.

Und nun ist die Frage: Wird sie das Verlorene auf den von Wolfrum bezeichneten Wegen zurückerobern können? Ich will hier nicht den Propheten spielen. Was eine fernere Zukunft uns in religiöser, kultischer und kirchlich-künstlerischer Hinsicht nach bringen wird, — wer kann das heute voraussagen? Nur das scheint mir allerdings ausgeschlossen, daß Reformbestrebungen wie die von Wolfrum angedeuteten uns das von ihm Erhaffte beschreiben werden, so daß die von ihm bezeichneten Wege für die Gegenwart ohne weiteres gangbar sind. Ich fürchte, wenn wir solchen Zielen nachstreben, wie sie das Referat ins Auge faßt, Zurückeroberung der großen kirchenmusikalischen Werke der Vergangenheit für die evangelische Kirche und ihren Kult (was anderer ist die allgemeine profane Kunstbetätigung, der wir die Tore unserer Kirchen nicht allzu ängstlich verschließen wollen) — sowie Schaffung von Kirchenordnungen nach dem Muster der alten Messe und mit Verwertung der modernen musikalischen Errungenschaften, — so setzen wir unsere Kraft an Aufgaben, denen unsere kirchliche Gegenwart ganz einfach nicht gewachsen ist. Denn woher nehmen wir, um das Nächstliegende zuerst zu nennen, das Geld, um bezahlte Chöre mit künstlerisch geschulten Dirigenten auch nur in unsern größeren Städten anzustellen? Ferner, woher beziehen wir die Organisten, die, wie Wolfrum es will, und wie es ja auch wunderschön wäre, einen Choral aus der Phantasie figurieren können? Die Antwort auf Wolfrums Wünsche in dieser Hinsicht gibt der uns in Baden der in den letzten Wochen vom Landtag beschlossene Wegfall des sogenannten Orgelparagraphen, wonach unsere Lehrer bisher von Berufe wegen zu Organistendiensten verpflichtet waren. Anstatt also unsere Ansprüche an die Organisten in nächster Zeit wesentlich erhöhen zu können, sind wir in der Lage, froh sein zu müssen, wenn wir überhaupt welche haben.

Und was den letzten Punkt der Wolfrumschen Thesen betrifft, die Bereicherung des Kultus mit musikalischen Elementen, so ist diese Frage vielleicht die allerschwierigste. Wir alle leiden unter der Verworrenheit und Trostlosigkeit unserer kultischen Verhältnisse. Wir alle seufzen unter den Übelständen, die das Ineinander von Liturgie und Predigt, diese unselige Ehe, mit sich bringt. Aber sollen wir die Lösung aller der hier vorliegenden Probleme in einer Rückkehr zur alten Messe, wobei die Predigt dann doch wieder als fremdartiges Element dazwischenstünde, also von einer, wenn auch noch so modern sich gebärdenden Repristination überwundener Kultusformen erwarten? Mag er, wer's kann! Wolfrums Kritik an den bestehenden Zuständen ist sicher berechtigt. Sie ging auch so scharf sie war, keine Linie breit über das, was wirklich ist, hinaus. Unser Kirchenchorwesen, unser Gemeindegesang, unser Orgelspiel — ich rede immer nur als Badener — liegt teilweise, trotz manchen Fortschrittes, noch sehr im Argen. Der selbstgefällige Dilettantismus treibt

noch immer seine Blüten. Aber sollte es nicht doch möglich sein, mit Anspannung aller Kräfte auf dem Boden des Gegebenen zu etwas höherem Niveau zu gelangen? Ich meine, wenn wir soweit kommen daß unsere Kirchenchöre nur gute, echte, wenn auch noch so einfache kirchliche Kompositionen vorlegten, daß unsere Organisten im Stande sind, einen Choral (Lied) absolut korrekt zu begleiten, ein schlichtes, über der Melodie des folgenden Kirchenliedes aufgebautes Vorspiel mit Geschmack vorzutragen, eine Kadenz einigermaßen folgerecht zu improvisieren, daß unsere Gemeinden vor allem wieder mehr und mehr heimisch werden in unserem Gesangbuch und seinen Melodien, wenn unsere Gottesdienste in dem, was sie von Einzelne bieten, die feine und kundige Hand des geschulten Liturgen verraten — dann ist das erreicht, was zunächst in unsern Kräften steht. Ich rede natürlich vom Durchschnitt. Wenn unsre besonders günstigen Umständen Gottesdienste mit reicherer künstlerischer Ausschmückung veranstaltet werden, kann das bei jedem Freund kirchlicher Kunst und gottesdienstlicher Würde nur freudige Zustimmung und Unterstützung finden.

Es ist keine angenehme Sache, in den steifen Wein hoher künstlerischer Begeisterung nüchternes Wasser zu gießen. Wolframs Vorschlage entflammen einer Stimmung glühender Liebe zur hohen Kunst der es ihre alte Stellung in der Kirche der Gegenwart zurückerobern möchte. Die obigen Ausführungen sind nicht aus übelwollendem, besserwissendem Theologenkollsommen heraus geschrieben, sondern aus einem die Lage zwar beherrschenden, aber in ihrer geschichtlichen Gegebenheit anerkennenden hohen Realismus. Unsere Kirche wie sie gegenwärtig ist und voraussichtlich noch ziemlich lange sein wird, ist nicht geeignet die starke Hand einer liedkommunistischen Kernaktionäre zu werden. Sie muß sich auch auf diesem Gebiet ihrer eng gewordenen Grenzen klar bewußt bleiben und innerhalb dieser Grenzen mit möglichster Treue und Gewissenhaftigkeit zu wirke gehen. Das große künstlerische Schaffen aber auch wo es sich religiösen Stoffen zuwendet, muß einstweilen sein Feld draußen, „vor den Tempeln", unter Gottes freiem Himmel ausschlagen oder sich innerhalb der gewölbten Hallen mit einer Gastrolle begnügen, die sich freilich nur wie ein wehmütiger Nachklang besserer Tage ausnimmt!

Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst*)

von Stadtpfarrer Dr. **Hasewelower** in Freiburg i. Br.

Unsre Hinweis auf das, was im vorigen Jahresgange der Monatsschrift (S. 193 ff.) über die Aufgaben und Ziele der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst gesagt wurde, wollen wir hier nur die Jahresmappe für 1905 zur Besprechung bringen. Diese zeugt wieder von einer reichen Arbeit auf dem Gebiet der kirchlich-katholischen Kunst und von einer Verbindung der Kunsttätigkeit mit der Religion, die für die am Kultus- und Gemeindeleben der katholischen Kirche beteiligten Kreise gewiß nur erfreulich sein wird. Aber auch wir Protestanten dürfen uns darüber freuen. Mag auch die vorliegende Jahresmappe kaum etwas enthalten, das ohne weiteres für einen evangel. Kultusraum zu verwerten wäre, so dürfen wir uns doch freuen wenn derjenige Teil der christlichen Kirche, der durch das Wesen seines Kultus der bildenden Kunst unzweifelhaft größere Möglichkeit ihrer Betätigung und damit mehr Nahrung bietet als die evangel. Kirche, mit Eifer, Geschmack und in richtiger Auseinandersetzung mit den berechtigten Forderungen der modernen Kunstübung die kirchliche Kunst pflegt. Denn dies kann auch auf den Protestantismus eine heilsame Rückwirkung ausüben, zumal da sie ihm freilich Vorurteile gegen die Verwertung der bildenden Kunst im Gotteshause geschwunden sind und die Bestrebungen noch einer dem modernen Geschmack wie den liturgischen Forderungen gleichermaßen entsprechenden künstlerischen Gestaltung unserer Gotteshäuser immer weitere Kreise ergreift.

*) Jahresmappe für 1905. Mit 12 Tafeln in Kupferdruck, Photographie und Strichzeichnung 19 Abbild. im Text und einem Atelmedaillon nebst einführendem Text von Prof. Dr. M. Spahn.

Digitized by Google

Posaunenengel von Busch

Referent hat in der Besprechung der Jahresmappen für 1899 und 1900 darauf hingewiesen, daß diese Mappen, welche ihre künstlerische Tätigkeit in den Dienst des Ruhms stellen, von den Forderungen der modernen Kunst natürlich nicht unberührt sind, aber sich bemühen, die richtige Mitte zu finden zwischen diesen Forderungen und denjenigen ihrer Kirche mit selbstverständlicher Vermeidung aller Einseitigkeiten und Absonderungen des modernen Kunstprinzips. Wie konnten damals sagen, daß diese Bemühungen im Allgemeinen gelungen erschienen. Von der Jahresmappe für 1901 möchten wir dies nicht so schlechthin behaupten, weder von den künstlerischen Beilagen noch von dem, von Prof. Spitzer in Straßburg verfaßten Einleitungsaufsatz, durch den die vorliegende Mappe eine besondere Bedeutung erhält. Der Aufsatz führt den Titel „Dem 19. Jahrhundert zum dankbaren Gedächtnis“. Spahr fängt hier der Kunst des abgelaufenen Jahrhunderts ein vollständiges Kodikill, das allerlei Manchem zu panegyrisch erscheinen möchte. Treffend hebt er hervor, worin die nachahmen nicht viele zurückzudämmenden Fortschritte in der Kunst des 19. Jahrh. liegen, und wie der technische Können sowohl wie das Hervortreten der schöpferischen Persönlichkeit die ungehemmte Herrschaft des individuellen künstlerischen Schaffens und Empfindens, Erringenschaften sind, die für alle Zeiten feststehen. Wir denken darum meist der Verfasser wie für unser Ziel die Natur zu schauen sei, unsere Stimmungslandschaft, unser psychologisch tiefes Bildnis, für die Flur unsres Hauses und unsre Heimat so auch für unser religiöses und Andachtsgemälde. Für unser Symbolik und für unsre Märchen andere Formen und Farben wie die Alten.“ Dies ist gewiß sehr wichtig. Man würde danach nun wohl eine Darlegung erwarten darüber, wie diese andern Formen und Farben, die das moderne Geschlecht auch in der religiösen Kunst verlangen kann beschaffen sind. Aber statt dessen weist der Verfasser uns die Nazarener und die heutige Benroner Schule als Meister hin.

Da haben wir die ganze Art des „Reformkatholizismus“, der im zweiten Satz zurücknimmt, was er im ersten zugegeben hat das Neue in der Theorie verlangt aber in der Praxis das Alte festhalten will. Und warum sollen die Nazarener vorbildlich bleiben? Weil sie „bekenntnistreue Söhne der katholischen Kirche“ waren; denn „was sie hoch emportrug, war das Bewußtsein der Übereinstimmung mit all ihren Glaubensgenossen.“ Diese Übereinstimmung ging nachher durch die verflachenwerte Entzweiung der gebildeten Kreise von der Kirche verloren. Es würde sich also darum handeln, diese Kreise für die Kirche wieder zurückzugewinnen. Und das glaubt man für das vorliegende Gebiet der Kunst durch die „neuen Formen und Farben“ der Nazarener durch die archaisierende Kunstübung des Meisters zu Beuron fertig zu bringen? Die Nazarener gewiß in allen Ehren. Wir wissen sie aus den historischen Verhältnissen ihrer Zeit wohl zu verstehen und zu würdigen. Aber die ganze Romantik war schließlich doch nur eine künstliche Reproduktion längstvergangner Empfindungen und darum konnte sie keinen Bestand haben. Sie wird noch weniger für das moderne Geschlecht maßgebend werden. Freilich ich glaube im Grunde meint Spahr mit dem Hervorheben der Nazarener nicht eigentlich ihre Malweise, sondern den Ideengehalt ihrer Werke. Aber er verlangt ja doch neue Formen und Farben“, auch für die religiöse Malerei. Diese sind aber gewiß nicht bei der Atelierkühlmalerei oder gar bei der Farbenfeindschaft eines Corneline zu finden. Es sei gezeichnet, schön und groß, gewollig und gedankenreich, aber die moderne Kunst will eben malen und weiter nichts. Jedermann weiß, welche Extravaganzen dadurch zu Tage treten und wir brauchen dies hier nicht des Näheren auszuführen. Jedermann weiß aber ebenso, daß die religiöse Malerei gegen den Inhalt ihrer Darstellungen nicht gleichgültig sein und von einem solchen nicht absehen kann. Und der alle Inhalt der religiösen Malerei sein scheint dessen Darstellung durch neue Formen und Farben gewiß nicht aus. Beides zu vereinigen das ist die Aufgabe die der modernen religiösen Kunst gegeben ist. Aber bei den Nazarenern sind keine neue Formen und Farben zu haben.

Wir glauben, daß die Künstler selbst den guten Ratschlag Spahrs am Entschiedensten zurückweisen werden. Die hier mitgeteilten Exzerpte der kirchlichen Kunst sehen wenigstens nicht nach den Nazarenern aus, sondern sind sichtlich bemüht, wenn auch mit verschiedenem

Digitized by Google

Der hl. Wendelin von Schirgl.

Erfolg, der modernen Kunstauffassung gerecht zu werden, wonach die Kunst nur ihren eignen Gesetzen folgen soll. Freilich ist dies bei einer zur Ausschmückung eines christlichen Kultusraums bestimmten Kunst doch nur cum grano salis zu verstehen. Doch ist ein Archaisiren hier kaum zu bemerken. Die kirchliche Architektur kann naturgemäß am wenigsten neue Bahnen einschlagen, denn hier lebt man ganz in der Vergangenheit und in der katholischen Kirche erst recht, während im Protestantismus das Suchen nicht nach einem neuen Stil — denn einen solchen erfindet man nicht — aber doch nach neuer Raumgestaltung, auch neue Bahnen für den Architekten geöffnet hat. Neue Kirchenbauten sind in der vorliegenden Mappe nicht mitgeteilt, sondern entweder nur Teile von Bauten wie zwei Altäre aus der St. Annakirche in München, von Seidl, oder kleinere Werke wie ein Brunnen vor dieser Kirche — von demselben Künstler — und ein Grabmal auf dem Münchener Friedhof, von Bachmann. Bei den genannten Altären vereinigen sich die drei bildenden Künste zu einem harmonischen farbenreichen Ganzen. Der Brunnen, zu welchem Professor Peuska die plastische Zier geliefert hat, zeigt einen reichen monumentalen romanischen Aufbau und stellt nach seinem Gedankeninhalt die vier Paradiesesströme dar. Bei dem Grabdenkmal, das im Aufbau gerade nichts Besonderes zeigt, ist die Beurteilung seiner Eigentümlichkeit, nämlich die Verwendung mehrfacher Arten verschiedenfarbigen Marmors, bei der vorliegenden Abbildung nicht möglich.

Von den plastischen Werken wollen wir vor allem den kraftvollen Bonifatius und den stürmischen Posaunenengel von Busch hervorheben, vielleicht das Bedeutendste, was die Plastik diesmal liefert. Auch die von ihm herrührende Verbindung eines Weihwasserkessels mit einem Opferkasten ist ein reizendes Werk. In seinem heiligen Antonius hat sich Busch an einen Vorwurf gewagt, der wohl eher für die Malerei als für die Plastik geeignet, aber auch für jene schon sehr schwierig ist: die Erscheinung des Jesuskindes, das wie eine Frucht des inbrünstigen Gebets dem Heiligen in die Arme sinkt. Die knieende Mannesfigur drückt die ekstatische Gebetsstimmung treffend aus, aber den ganzen Vorwurf kann ich doch nur als eine Geschmacksverirrung kirchlicher Kunstübung betrachten. Denn eine Verirrung bleibt es immer, wenn man innere seelische Vorgänge sinnlich und gar noch plastisch darstellen will. Die zur Ausführung in Holzschnitzerei bestimmten Reliefs von Winkler — Madonna mit zwei Heiligen, das andere die Flucht nach Ägypten — sind in der Auffassung sehr innig und, vor allem das erstgenannte Bild, der Technik vortrefflich angepaßt.

Aus den Erzeugnissen der Malerei hätten wir die den Umschlag zierende Madonna von Rudi gerne vermißt. Die im Text beschriebene Technik des als Gedenktafel in eine fürstliche Gruftkapelle eingesetzten Bildes — Malgrund ist eine polierte schwarze Marmorplatte — mag ja eigentümlich und vortrefflich sein, aber der Gegenstand, das sichtbare sinnliche Herz Mariä, flammend, vom Rosenkranz umwunden und vom Schwert durchbohrt, zeigt dieselbe Verirrung wie die eben erwähnte Darstellung des Antonius, sinnliche Darstellung innerlicher Empfindungen und Stimmungen. Wenn dort der Mutter des Heilandes verheißen wird: „Es wird ein Schwert durch deine Seele dringen", so dürfte die bildende Kunst zur Darstellung der Schmerzensmutter doch wohl andere und würdigere Mittel haben als ein wirkliches Schwert, das ein Herz aus Fleisch durchbohrt! Dafür fehlt uns Protestanten, die wir gewohnt sind, das Geistige geistig zu fassen, in der Tat jedes Verständnis. Sonst bietet die Malerei manches Vortreffliche. Wie weit die betreffenden Künstler in Farbe und Licht der modernen Malweise gerecht geworden sind, läßt sich nach den vorliegenden Abbildungen und ohne Kenntnis der Originale natürlich schwer sagen. Die Beeinflussung durch eine bestimmte Richtung moderner Kunstübung zeigt sich in den Bildern von Schieß! Wer seinen heiligen Wolfgang und vor allem seinen heiligen Wendelin betrachtet, sieht die Heimatkunst Thomas vor sich. Es ist deutsche Landschaft, deutsche schlichte und treuherzige Andachtsstimmung, was diese Bilder uns zeigen. Weiter sind aus den Malern Feuerstein und Feldmann hervorzuheben. Sie bilden einigermaßen Gegensätze. Jener zeigt in seinen Bildern, besonders einer Verkündigung und einem heiligen Blasius, etwas streng Konventionelles, das den Beschauer schwer warm werden läßt. Aber manche Einzelheiten, wie im erstgenannten Bilde die Bewegung der Maria, deren Gebärde dem Engel entgegen-

kommt, und in dem andern die hülfesuchende Volksgruppe, zeigen doch wie ein moderner Künstler auch dem kirchlich Konventionellen neues Leben einzuhauchen versteht. Feldmann ist inniger und wärmer. Sein Christus am Kreuz ist eine packende Darstellung, seine Madonna mit dem Kinde voll Anmut, auch in echt deutsch empfundener Auffassung. Die Bilder von Professor Hackl — Anbetung der drei Könige und Vincenz von Paul, welcher Kinder den Nonnen zuträgt — sind überaus kräftig gehalten. Den steifen Bischof auf dem erstgenannten Bilde könnte man freilich gerne missen.

Im Ganzen macht uns diese Mappe gegenüber den vorhergehenden den Eindruck, als sei dem kirchlich Konventionellen hier etwas mehr Spielraum eingeräumt. Es zeigt sich dies auch besonders in einem Punkt auf den wir noch hinweisen möchten, nämlich in der Darstellung des Jesuskindes. Es ist durchweg kein wirkliches Kind, sondern ein kleiner König sogar mit dem Reichsapfel oder ein kleiner Priester, der segnend die Hände erhebt. Ich kann meinerseits darin keinen Fortschritt erkennen sondern eine gefährliche Bahn die zu großer Geschmacklosigkeit führen kann. Soll etwa die Madonnendarstellung, wie sie Kraft in seinem Buch „Maria auf den Kunstdenkmälern der Naturvölker" verlangt, für die kirchliche Kunst des Katholizismus maßgebend werden? Wir vertrauen doch, daß sich der gute Geschmack der modernen katholischen Kunst zu solchen Derbheiten nicht herbeilassen wird.

Kritiken und praktische Winke für Ernte- und Reformationsfest

von **Friedrich Spitta**.

Vgl. M. Schr. VI, S. 325—326.

Nach der Zahl der Programme zu urteilen, die bei mir eingegangen sind, ist das Erntedankfest diejenige kirchliche Feier, die noch immer am wenigsten durch Kunstschmuck ausgestattet wird. Die Gründe dafür sind sehr begreiflich, aber doch nur äußerlicher Natur. Viele Kirchenchöre, besonders die auf dem Lande sind gezwungen, im Sommer eine Pause eintreten zu lassen da es an Zeit zum Singen fehlt — auch wohl an der Lust zum Üben. Hat man Zeit, so geht man lieber in die Natur hinaus und singt, was man sonst selber aufführt hat. Erst wenn die Tage sich kürzen, erwacht der Trieb zum Weitersinnieren. So geht man wenn das Erntefest kommt meistens ungerüstet da. Das brauchte nicht der Fall zu sein. Wenn unsere Chordirigenten sich ihren Übungsplan aufstellen, so sollten sie darin ein für alle Mal einige Dank- und Bittchöre allgemeiner Art einstellen, die bei entsprechender Gelegenheit zur Verwendung kommen können, ganz besonders aber am Erntefeste, wie die allgemeinsten Wahrheiten unseres Glaubens in Dank und Bitte ihren Ausdruck finden. Wer müssen uns allerdings hüten daß wir an die Mißstände herfallen, der früher mehr als heutzutage beeiferten, wo man solche Motetten ganz allgemeinen Inhalts, wie Krucks „Preis und Anbetung sei unserem Gott" an Weihnachten und Ostern hörte. Aber den Gemeindefesten im Freien, bei den immer mehr — auch auf dem Lande — in Aufschwung kommenden Gemeindeabenden sind solche Stücke immer zu gebrauchen und besser am Platze als Gesänge, die nur für ganz bestimmte Kirchenzeiten passen. In dieser Beziehung kommen noch immer die absonderlichsten Dinge vor. Ich greife hinein in Programme vom Wochenfestgottesdienst am Monatsende, also aus dem letzten Wochen des Trinitatisfestes. Da finde ich in dem einen mitten zwischen Texten, die für Ernte- und Reformationsfest passen Adventslieder in einem anderen die an allen möglichen und unmöglichen Stellen aufzutauchenden Weihnachtslieder von Cornelius in einem dritten das Mörikesche Neujahrslied von Hugo Wolf, in einem vierten in tollem Durcheinander Ostern, Mission, Totenfest, Advent, Karfreitag, Himmelfahrt, Weihnachten mit Texten, deren Stil und Geist verwandter, wo möglich, noch fremdartiger gegenüberstehen als die Inhalte. In dieser Hinsicht könnte man unseren Dirigenten ein wenig von dem Streben nach Ordnung und Zweckmäßigkeit wünschen das sich in der Zusammenstellung der Abend-Motetten von Bruno Kötzig findet, trotz mancher vielleicht nicht ganz zu vermeidenden Gezwungenheiten und Willkürlichkeiten. — Kehren wir zum Erntefeste zurück so wird es auf die angegebene Weise ganz wohl möglich sein ihm einen Schmuck von Chorgesang zu geben den es jetzt meistens entbehren muß. Daneben aber lasse man nicht aus dem Auge, daß gerade hier Gelegenheit gegeben ist, das Fest auf eine andere Weise sie auszuzeichnen wie es das verdient. Ich will nicht wiederholen, was ich an anderem Orte gesagt habe von der Notwendigkeit gerade die Feste zu pflegen, welche die Beziehungen zwischen dem Glauben und dem natürlichen Leben deutlich hervortreten lassen. Durch Ausschmückung der Kirche mit

den Gaben des Herbstes durch Verwendung des Kinderchores durch kirchliche Festesspiele ist gerade hier viel zu gewinnen. Wenn es meine Zeit erlaubt, werde ich im nächsten Jahrgange einen Beitrag letztgenannter Art zum Erntefeste bieten, um dessen Veröffentlichung ich schon ist angegangen bin.

Zum Reformationsfeste vgl. M. Sche VI, S. 537—539

Seit dem Lutherjubiläum 1883 ist die Bewegung zur Auszeichnung und festlichen Ausgestaltung des Reformationsfestes und des 10 Novembers immer mehr gewachsen sodaß man, namentlich was Festpredigt und dergl. anbelangt eher von einem Überfluß sprechen kann und zur Kritik des Gebotenen ermahnen muß. Unsere den Chorgesängen die in den letzten Jahren ans Licht getreten sind und die Gemeindefeiern zu schmücken, nimmt unstreitig das Hymnologen-Lied die erste Stelle ein, das in der vorsichtigen Bearbeitung Herzogenbergs unter den Sonderdrucken der Manufaktur jetzt bereits in sieben Auflagen (11 Tausend) erschienen ist und letzthin auch in Festgottesdienst des Kirchengesangvereins in Bonn seine Wirkung ausgeübt hat. (Vgl auch die anderen Sonderabdrucke der M-Sche in der Anzeigenbeilage der August-Nummer.) Daneben tritt auch das Bestreben sehr Reformationslied „Wohlauf in Gottes Namen") im Gebrauch mit immer steter Wirkung. Von zwei anderen Liedern lohnt es sich auch wohl hier Notiz zu nehmen Luthers Lied von den zwei Märtyrern zu Brüssel hat man wiederholt schon seiner herrlichen Melodie sowie gewisser naturgemäßlicher Worte wegen, für den Gemeindegesang zu gewinnen gesucht. Bei dem Original schreckt sich das für unsere Zeit um selbst aus Vergegenwärtigt es nahe statt jenes Bekenntnisses den beiden Märtyrer das Bekenntnis der Reformationszeit überhaupt und ihres Hauptvertreters, Martin Luthers, zu setzen. Das ist denn auch z B geschehen von A Thome (in seinem empfehlenswerten Heft Cotta-Spiel Karlsruhe J J Reiff) aber so daß das Originalmelodie verzogen wurde. Beides ist festgehalten in einer Rezension, die bei einer Reformationsfeier der Thomaskirchengemeinde in Straßburg im vergangenen Jahre gebraucht worden ist, und von der ich der zwei ersten Strophen mitteile

Ein neues Lied wir heben an,
das walt Gott unser Herre
zu singen, was Gott hat getan
zu seinem Lob und Ehre
zu Wittenberg im Sachsenland,
wohl durch Martinus Luther
hat er sein' Wundre macht bekannt,
den er mit seinen Gaben
so reichlich hat gezieret

Den alten feind das sehr verdroß,
erschrickt sein lang nit Drinnen,
erzeigt Macht und Liste groß
ob ihn sein Wort wollt reuen
Bischöfe und Doktoren viel
mit ihrer Kunst verleuren
versammelt er zu diesem Spiel,
der Geist macht sie zu Toren
sie konnten nichts gewinnen

Hieran kann man eventuell gleich die berühmte Schlußstrophe „Die laß man liegen immerhin, sie haben keinen Frommen" anschließen oder aber auch die anderen in ähnlicher Weise auf Luthers Lebenswerk umdichten Als Einleitung zu einer Luther- oder Reformationsfeier dürfte dieser Text, zumal für den Chor, gut neuerdings sein In Straßburg diente er zum Eingang für eine Feier die im Wesentlichen aus einem Wechsel von Chor- und Gemeindegesängen und Deklamationen aus der sonstigen Dichtung von Chr. Klein „Es werde Licht!" ein neues Lied von Luther (Selbstverlag, Preis 80 Pf) bestand.

Ein anderes Stück aus der Reformationszeit hat man in Posen zu neuem Leben erweckt es ist das Lied von Michael Weiße „Der Text ist jetzt übersetzt o ewiger Gott" sind Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied III Nr 850) dessen wunderschöne und an die Ohren fallende Melodie man bei Zahn, Die Melodien der deutschen evangelischen Kirchenlieder II Nr 8285, finden kann Die glücklich ausgewählten und meistens geschickt in die Sprache der Gegenwart übertragenen Strophen 1 2 6 8 sind von K Grenlich für den Wechsel von gemischtem Chor Solo-Quartett, Männerchor Frauenchor, gemischtem Chor bearbeitet was dem jedesmaligen Texte vortrefflich entspricht. Ob die Bearbeitung schon durch den Druck weiteren Kreisen zugänglich gemacht worden ist weiß ich nicht Interessenten wollen sich an ihren Pfarrer Karl Grenlich in Posen von dessen Buchkampfe der August-Nummer S 261 berichtet hat, um Auskunft wenden.

In den literarischen Feiern zum Reformationsfeste wird oft das Ganze gruppiert nach den Hauptgesichtspunkten der evangelischen Auffassung vom Christentum, wie sie in der Entwicklung Luthers einen dramatischen Ausdruck gefunden haben, ein Schema das bekanntlich auch Albert Bezkers Reformationskantate zu Grunde liegt Es geschieht das oft mit viel Geschick Aber es ist doch auch sehr erfreulich wenn andere Wege eingeschlagen werden So findet sich gerade in letzter Zeit die Verlegung charakteristischer Partien aus den Schriften der Reformatoren, besonders auf Luthers „Lob der Frau Musika". Eine sehr schöne, reiche und sinnige Feier fand im vorigen Jahre in dem elsässischen Dorfe Wimmenau statt wo der Bruder des Steinbergers Männer seine Gemeinde zu großer musikalischer Leistungsfähigkeit erzogen hat Es wurde der reiche Schatz der Reformationslieder unseres elsässischen Gesangbuches gründlich ausgenutzt Luther und Zwingli Spenlius und Vogtherr waren hier ebenbürtig, dazwischen traten Vorlesungen aus den Schriften der Refor-

maßnahmen über die kritische Schrift und den Glauben sowie Bücher aus der alttestamentlichen Reformationsgeschichte. Diesen Weg sollte nun weiter beschritten, und ich wiederhole den Angedot, das ich im vorigen Jahrgang S 338 gemacht habe

Im Übrigen dürfte die Bitte wohl am Platze sein, bei Reformationsfeiern breiter Art (Gemeindeabende, Feste des Evangelischen Bundes u. dergl.) in der Wahl der Musikstücke etwas vorsichtig zu sein und besonders die Militärmärsche zu überwachen, wenn diese zu Orchesternummern herangezogen werden. Es liegt mir das Programm einer Lutherfeier aus einer süddeutschen Universitätsstadt vor, wo die Festrede „Wie wurde Luther zum Reformator" das unbefriedigende Ave verum von Mozart als Postludium erhielt, und wo die ganze Feier schließt, nicht etwa mit dem gemeinsamen Gesange einer Reformationsliedes sondern mit — dem Pilgerchor und Lied an den Abendstern aus der Tannhäuser! — —

Und da ich nun einmal beim Bitten bin, so bitte ich schließlich um tunlichste Vermeidung folgender immer wiederkehrender historischer Irrtümer die mir auch in den Programmen der besprochenen Feste wieder aufgefallen sind: 1) Das Lied „Willst du dein Herz mir schenken" stammt nicht von Seb Bach sondern von Gloonmuni, vgl Phil Spitta, Johann Sebastian Bach I, 1245, 2) Das Kreißer sche Lied „Wenn Christus der Herr zum Menschen sich neigt" wird nur einige Melodie gefunden die nicht von Fr herrührt sondern von William Croft stammt, vgl S Kümmerle, Encyklopädie der evangelischen Kirchenmusik IV, 210 f

Kleine Mitteilungen.

Die erste deutsche Freienkursus für Gesanglehrer Gelegentlich eines Vortrages über Reform des Schulgesangunterrichts wurde vor kurzem von mir auf der Pfarrvikarenversammlung der Lehrer an den höheren Schulen zu Halberstadt der Vorschlag zur Einrichtung von Fortbildungskursen für Gesanglehrer an höheren Schulen gemacht. Der mich in Halberstadt anwesende Leipziger Konzertsänger Gesangslehrer und Komponist Dr Peterlitsche hat die ausgesprochene Anregung einem praktischen Versuch mit dem Kurse folgen lassen. Auf seine Einladung an „Gesanglehrer an Schulen alter Art" hatten sich 17 Herren aus allen Teilen Deutschlands zu dem Ferienkursus eingefunden der vom 19. Juli bis 2 August in Leipzig abgehalten wurde. Die weit gesteckte Zahl der Teilnehmer kam nur Veranlassung und auf Kosten von Staatsbehörden. Liebens- und Schulgemeinden Freundlicher Weise hatte der Gemeindekirchenrat von St Peter den Gemeindesaal, Herr Kommerzienrat Blüthner einen Konzertflügel für die Dauer des Kursus zur Verfügung gestellt. Täglich von 8—9 hrs Herr Borchers über Geschichte der Kunst und Schulgesanges, die Dienste Guidos von Arezzo die Solmisation, wie die Gesangsmethode der Jetztzeit wurden besonders beurteilt. Interessant und lehrreich waren die Lektionen mit Schulkindern nach der „Eitz"schen Tonwortmethode. Durch theoretische Vorträge und praktische Beispiele an Kindern, Frauen und Männerstimmen wurden die Teilnehmer mit der Erziehung des Stimmorgans zum naturgemäßen Sprechen und Singen bekannt gemacht. Den weitaus größten Raum jedoch nahm die Schulung der eignen Stimme der Gesangslehrer ein. Die freien Nachmittagsstunden wurden zum Besuch der Bluthnerschen Pianinofabrik, der Hanser Breitkopf und Haertel des musikhistorischen Museums von Paul de Wit, der Musikbibliothek Peters verwendet. Da die Kursisten fast ausnahmslos auch in kirchlichen Diensten standen, so wird eine segensreiche Rückwirkung auf die betreffenden Sängerchöre nicht ausbleiben. Der Besuch der Kurse die zu einer ständigen Einrichtung gemacht und in Finkmyk nach zentralische gestaltet werden sollen, ist uns zu empfehlen. Arno Werner.

Eine Ausbildung von Organisten und Kantoren wird nun Veranlassung des Konsistoriums der Provinz Sachsen in Verbindung mit dem Seminar zu Delitzsch eingerichtet. Der Kursus soll vier Wochen und findet um die Osterzeit in Magdeburg unter Leitung des Professors Nahne und des Domorganisten Musikdirektor Faschhammer statt. Aufgabe und Zweck des Kursus ist die theoretische und praktische Fortbildung strebsamer und begabter Organisten und Kantoren der Provinz damit sie das Gewonnene zur Förderung der Sonntagsfeier des Gottesdienste und zur Hebung des Kirchengesanges verwerten. Als Mittel dazu dienen Vorträge über Harmonielehre (mit Übungen im praktischen Satz) über Geschichte und Theorie der Kirchenmusik über Liturgie und Choralkunde und sonstige zweckdienliche Veranstaltungen. Die Zahl der Kursisten beläuft sich in der Regel auf 10 bis 20. Die Aufnahme erfolgt auf Antrag durch das Konsistorium, die Kgl Regierungen erteilen den Urlaub vom Schulunterricht und sorgen für kostenfreie Vertretung. Reisekosten und Diäten der Teilnehmer sowie alle übrigen Kosten der Veranstaltung werden aus dem Provinzial-Gesangbuchfonds bestritten. A Werner.

Am 20 Juli d. J. wurde das 200jährige Bestehen der reformierten Gemeinde Gemerke-Bremen festlich gefeiert. Die Festpredigt wies an der Hand vom 5. Mose 32 v 3 4, 7 angesehend von dem Thema „Gott allein die Ehre" auch wie sich die Treue

Gottes an der Gemeinde in 200jähriger Geschichte ordentlich hat, und was die Gemeinde aus ihrer zweihundertjährigen Geschichte lernen soll, der zweite Teil hatte folgende Gliederung: 1) daß jeder persönlich auf dem Felsen stehen muß, der da heißt Jesus Christus. 2) daß die Gemeinde bleibt, was sie hat, das Evangelium, den einfachen Gottesdienst, den Heidelbergischen Katechismus als Lehrbuch und Bekenntnis die einfache Schriftauffassung u. a. m. 3) daß alle Glieder ihre Treue geloben im Blick auf der Schaden und Gefahren, die doch auch zu Tage treten. Besonders Treue im Gebet für die Gemeinde und Treue in der Liebe. (Westdeutsche Rundschau vom 21. Juli). Uns scheint doch die Mahnung „Hoffe was du hast“ (Offenbarung 3, 11) zu hoch und zu tief, als daß sie gegenwendet werden dürfte auf den schulmäßigen Katechismus und auf den einfach so runterlernten, sohlen reformierten Gottesdienst. Auch scheint uns mit solcher Anwendung die Heidenlage verloren, die neue Festpredigt bekommen soll. Wer wissen abendrein heute, daß Zwingli obwohl er seit 1525 den Priestergesang durch gemeinsames und wechselndes Sprechen ersetzte — er fürchtete Trübung des Gesetzes durch das Sinnliche —, doch selbst Dichter und Musiker war. Myronius stellt ihm das Evangelium aus, in manchen Lagen nennt er excellebat. Wer weiß, ob Zwingli heute das Festhalten an dem einfachen Gottesdienste ohne weiteres billigen würde? Wir wissen doch auch, daß er sogar den Bildern nicht feindlich gegenüberstand. Hat er doch geurteilt „an den Bildern vergeht sich die Frömmer“ u. s. w. (vergl. S. 165 dieses Jahrgangs unten). Und ähnlich Calvin (ebendo). Warum also solche Töne bei solcher Feier?! Demgegenüber ist es erfreulich, daß man auf so streng reformiertem Boden wie in der Diskussionsstoll zu Rotterdam doch der Kunst nicht feindlich gegenübersteht. Der neue Musikbücher ist nie heerischen bunten Fenstern geschmückt, denen z. die Tätigkeit der Musik in ihren 3 Richtungen darstellen: Krankenpflege, Armenpflege, Unterricht.

Vielleicht interessiert die Leser ein Urteilen zu dem interessanten Aufsatz „Wie man in Frankreich unsere Bach verkleinert und verherrlicht“ im letzten Heft der Monatsschrift. Unter den Poet genommen „guten Konzertaufführungen“ seien in die Konzerte der Scola Cantorum in der Rue St. Jacques in Paris obenan. Die Scola ist bekanntlich eine Art klerikalen Konservatoriums das z. B. auch der Sänger von St. Gervais heranbildet und als Hauptlehrer Männer wie die auch von Prof. Smend rewahrten Vincent d'Indy und Guilmant hat. Sie hat einen Konzertsaal im eigenen Haus und hat sich zu diesem Winter eine große Konzertorgel von Mutin verschafft, die in einer musikalischen Feierlichkeit in der auch d'Indy sprach am 20. Febr. d. J. von dem Abbé de Bussy charmine Innenräume de Paris und cure de St. Gervais, bewohnert wurde. Vorher war gregorianische und Palestrina-Musik gesungen. Die ersten Klänge, die nach der Weihe der Orgel aufrauschten, waren — Lemoli Präludium und Fuge von Bach. In einem öffentlichen Concert d'inauguration du Grand Orgue de la Scola des Abends dem ist bemerkbar destoud das Programm aus 4 Werken von Bach ausserdem einem Orgelkonzert von Boudel und einer Sonate von Guilmant selbst. Bach dessen Kunstwerken regelmäßig in der einen Serie der Scolakonzerte aufgeführt werden, war mit einem Orgel-Präludium und Fuge Septimore Violinsolo und der Kol-wohl-Kantate „Wie danken dir, Gott“ vertreten, deren Klavierauszug als festgabe gedruckt zu Gunsten des Orgelfonds verkauft wurde und auch bei der Aufführung in vielen Händen zu sehen war. Das Werk wurde enthusiastisch aufgenommen und im höchsten Polkes nur Programmbuch gepriesen. Auch im Chor sah man den Kreuz verteilen Priester die alle protestantische Chorale (der Kontate schließt mit einer Strophe von „Nun ich mein Seel den Herren“) öffentlich müssingen dürfen. Und wer auch der Aufführung der Kantate nicht einwandfrei, so ist das der Wirkung im Ganzen keinen Abbruch. Will der französische Katholizismus ein wirklich gediegenes religiöses Konzert geben, das sich nicht auf der alten rein melodien Werke beschränkt, dann ist auch für ihn Bach das A und B des Programms.

Dr. F. Ludwig-Poisdom

Zur 26 Stiftsfest feiert der Gesangverein für geistliche Musik in Weenigeode sein 50jähriges Jubiläum. Aus diesem Anlaß hat Prof. Dr. Heinrich Deres die Geschichte des Vereins veröffentlicht. In der sich ein gutes Stück von dem unzeitlichen Werdegang der geistlich-kirchlichen Tonkunst und ihrer Pflege in Deutschland spiegelt. Unter der Leitung hervorragender Dirigenten (Trautermann, Eberhardt, Kriegsleuten) gelangten von der Gunst des gräflich fürstlichen Hauses Stolberg, bei der Verein recht Ansehnliches geleistet und die Programme der kirchlichen und weltlichen Aufführungen bilden eine interessante Lektüre. Aufgefallen ist die Wahl der Konzerträume, indem Grotius „Tod Jesu“ selber regelmäßig in einer der Kirchen, der Messias dagegen im „Goldenen Hirsch“, Pontius und Elias im „Deutschen Hause“, ebenso auch Bachsche Kantaten gesungen wurden, nicht minder daß wiederholt die „sieben Worte“ von Schütz (zuerst 1874 dann 1886, 1895 und 1901) dessen Wolfshäuspassion oder nur 1902 zur Aufführung gelangte. Die fortdauernde Pflege der Oratorien von Händel und F. Mendelssohn verdient wohlmend, weniger das gänzliche Fehlen von Meistern wie Meegaert, Herzogenberg, A. Mendelssohn. Dafür bietet das „Weihnachtsoratorium“ von Fidelis Mäuler keinen Ersatz! Möge dem Jubiläum ein weiteres frohes Gedeihen beschieden sein.

Sm

Gebet von Möricke.

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Andante — C. Faißt

Sopr. — Herr! Herr! Herr schi - cke

Alt. — Herr! Herr, schi cke was du willt schi ck

Tenor — Herr! schicke was du willt, Herr, schi - cke

Baß. — Herr! Herr! Herr, schi - cke

was du willt ein Liebes o - der Lei - des Ich bin ver -

was du willt ein Liebes o - der Lei - des Ich bin ver -

was du willt, ein Lie bes o - der Lei - des Ich bin ver -

was du willt, ein Liebes o - der Lei - des Ich bin ver -

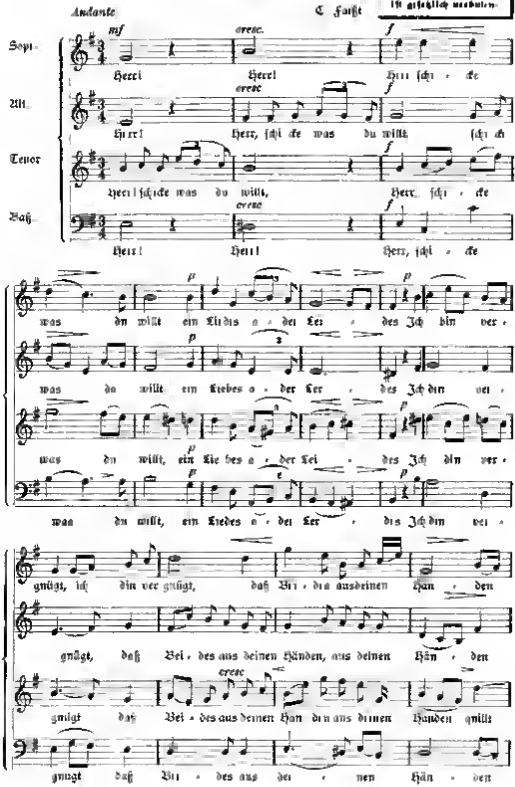
gnügt, ich bin ver gnügt, daß Bei - des aus deinen Hän - den

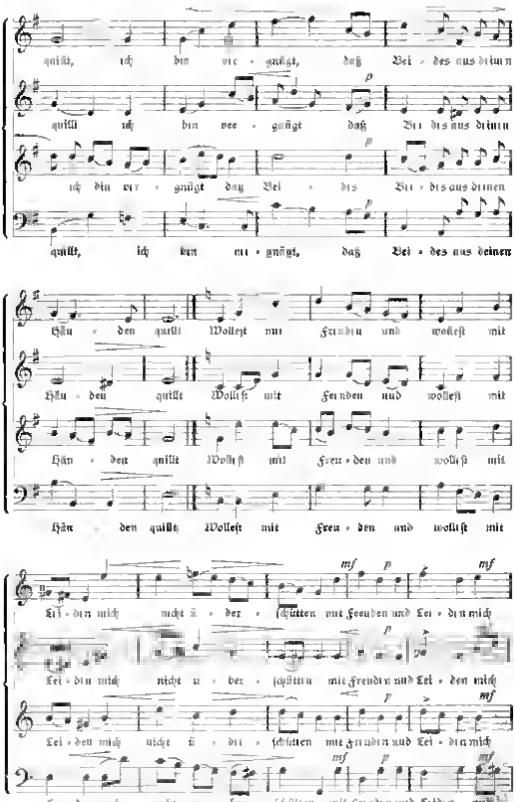
gnügt, daß Bei - des aus deinen Händen, aus deinen Hän - den

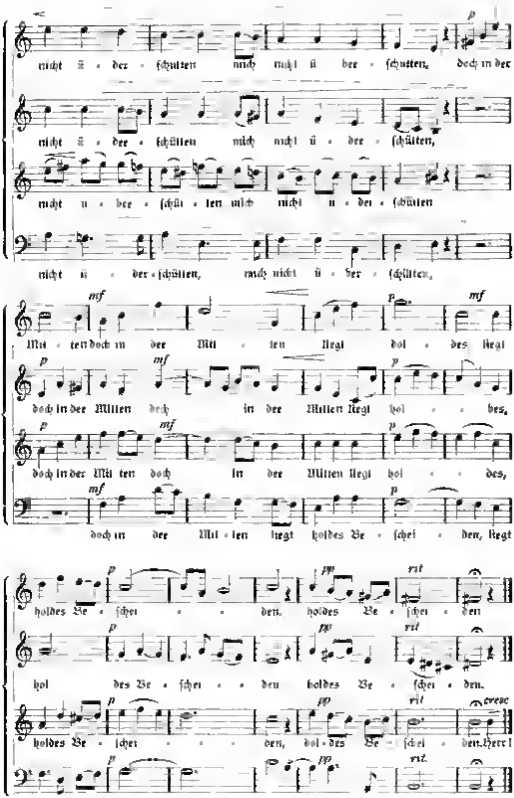
gnügt daß Bei - des aus deinen Hän den aus deinen Händen gnillt

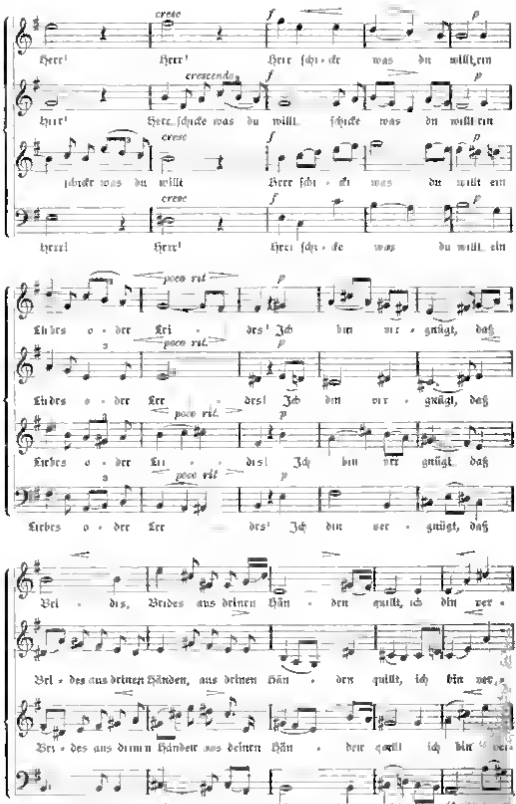
gnügt daß Bei - des aus dei - nen Hän - den

Digitized by Google

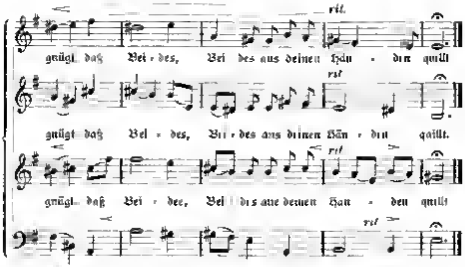



quillt, ich bin ver - gnügt, daß Bei - des aus deinen
quillt ich bin ver - gnügt daß Bei - des aus deinen
ich bin ver - gnügt daß Bei - des Bei - des aus deinen
quillt, ich bin ver - gnügt, daß Bei - des aus deinen
Hän - den quillt Wollest mit Freuden und wollest mit
Hän - den quillt Wollest mit Freuden und wollest mit
Hän - den quillt Wollest mit Freu - den und wollest mit
Hän - den quillt Wollest mit Freu - den und wollest mit
Lei - den mich nicht u - ber - schütten mit Freuden und Lei - den mich
Lei - den mich nicht u - ber - schütten mit Freuden und Lei - den mich
Lei - den mich nicht u - ber - schütten mit Freuden und Lei - den mich
Lei - den mich nicht u - ber - schütten mit Freuden und Lei - den mich


nicht ü - ber - schütten mich nicht ü - ber - schütten, doch in der
nicht ü - ber - schütten mich nicht ü - ber - schütten,
nicht ü - ber - schüt - ten mich nicht ü - ber - schütten
nicht ü - ber - schütten, mich nicht ü - ber - schütten,
Mit - ten doch in der Mit - ten liegt hol - des liegt
doch in der Mitten doch in der Mitten liegt hol - des,
doch in der Mit - ten doch in der Mitten liegt hol - des,
doch in der Mit - ten liegt holdes Ve - schei - den, liegt
holdes Ve - schei - den, holdes Ve - schei - den
hol - des Ve - schei - den holdes Ve - schei - den.
holdes Ve - schei - den, hol - des Ve - schei - den.Herr!
holdes Ve - schei - den hol - des Ve - schei - den
rit
cresc



Digitized by Google



In den nächsten Wochen erscheinen folgende Sonderabdrucke unserer Noten-Beilagen in neuen Auflagen:

Psalm 68 als Wechselgesang f Gemeinde u. gem Chor (Das alte Hugenottenlied) Tonsatz von **C. Gechsler** (Aus Monatschr VII 6.) 2 Auflage 9 Seiten, 16 Pfg, von 15 Explrn an je 12 Pfg

Bei Gustav-Adolf-Festen, Feiern des Sedan-Tages ꝛc als äußerst wirkungsvoll erprobt. Auf dem Kirchengesangstage in Hamm (8. und 9. Juni 1902) bei der Gesang des Liedes einen Höhepunkt der Feier gebildet.

Motette für das Reformationsfest für gemischten Chor von **Elias Gechsler**. op 15 Nr 1 (Aus Monatschrift V 10.) 2 Auflage 7 Seiten 15 Pfg, von 15 Explrn an je 10 Pfg.

Zwingli's Reformationslied f Gemeinde, gem Chor Männer- u Kinder-Chor gesetzt von **H. v. Herzogenberg**. (Aus Monatschrift II, 2.) 8 Auflage, 12 Tausend 2 Seiten 10 Pfg., von 15 Exemplaren an je 6 Pfg

Zwingli's Kupferner Lied ist von Fedr. Spitta durch eine Übertragung in unsere Schrift deutsch, der eine ursprüngliche Bearbeitung der Isaaner Chorgemeinde durch H. Herzogenberg beigefügt wurde, der Gemeinde der Gegenwart wieder dargeboten und bereits in fast allen Landen von Deutschen gesungen worden.

Motette für Advent für gemischten Chor. Von **Elias Gechsler** Erlangen op 15, Nr. 2. (Aus Monatsschrift V/11.) 2 Auflage, 7 Seiten 15 Pfg, von 15 Explrn an je 10 Pfg.

Drei 3stimm. Tonsätze für Weihnachten, Neujahr, Epiphanias gesetzt von **Max Reger**. (Aus Monatschrift V/12.) 2. Auflage 4 Seiten, 12 Pfg, von 15 Explrn an je 8 Pfg.

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

Kirchenheizung.

Bei Beschaffung einer Heizung handelt es sich stets darum, was kann und muß man verlangen, welches System ist das billigste und erfüllt demnach seinen Zweck **voll** und **ganz!** Von einer zweckentsprechenden Anlage muß man verlangen

1) möglichst gleichmäßige Verteilung der Wärme,
2) möglichst viel Wärme mit dem geringsten Quantum Brennmaterial zu erzeugen, denn **das** System ist unbedingt das billigste, welches am besten das Feuerungsmaterial ausnutzt. Erst in dritter Linie kommt die stylgerechte Ausstattung in Frage.

Diese Hauptbedingung hat das Kgl. Hüttenwerk Wasseralfingen mit seinen **dekorativ** schönen Kirchenöfen wohl in der bisher vollkommensten Weise gelöst. Nach vorliegenden Berichten hat **ein** Ofen in einer großen Kirche von ca. 5000—6000 cbm (Finkenwerder) die Wärme bis auf einen **halben** Grad R. ganz gleichmäßig verteilt. Besser wie bis auf einen halben Grad dürfte auch keine Centralheizung die Wärme verteilen. An Brennmaterial wurde pro Tag bei ca. 1200—1500 cbm **M. 0,70** bis **M. 0,90** benötigt und pro Jahr gegenüber anderen Systemen ca. **M. 50,—** bis **M. 80,—** gespart, in zehn Jahren also **M. 500,—** bis **M. 800,—** (siehe Bericht Gülten). Da kostete z. B. in Gülten die ganze Anlage nach Wasseralfinger System nur **M. 450,—**, die nach anderem System **M. 550,—** pro 1500 cbm, trotzdem erzielte Wasseralfingen noch eine um 4—5 Grad R. höhere Temperatur. Centralheizung kostet dem Wasseralfinger System gegenüber das Zwei- und Dreifache in der Anlage und ebenso in Unterhaltung, da im Kesselhaus außerhalb der Kirche viel Wärme verloren geht. Nach Ansicht von Fachleuten (siehe Bericht des Königl. Baurats Kirstein) ist für Kirchen Centralheizung überhaupt nicht zu empfehlen, da Centralheizung **anhaltender** Inbetriebsetzung und fachmännischer Bedienung benötigt, sonst aber viel Reparaturen zu befürchten sind. Das Hüttenamt hat in kurzer Zeit etwa 200 Kirchenheizungen ꝛc. geliefert.

Den Generalvertrieb für das Hüttenwerk Wasseralfingen hat die Firma **H. von Böttcher, Hamburg V,** die mit Offerten, Anschlägen und vorerwähnten Berichten kostenlos dient. Für Schulen, Auten, Säle, Wohnzimmer ꝛc. werden kleinere Öfen gleichen Systems, d. h. **wirklich irische** Öfen mit **doppelt gestürzten** Zügen und Mantel geliefert.

In 5. Auflage (4. Tausend) liegt vor:

Chöre zum Totenfest:

J. M. Bachs Choralmotette „Ich weiss, dass mein Erlöser lebt"

und vier leichte liturgische Sätze

von A. Mendelssohn.

Aus Monatschrift 1/8. 4 Seiten. Preis 12 Pfg., von 1 Exempl. an 10 8 Pfg.

Hier ist das Material zur Bestreitung einer ganzen Totenfest-Andacht beisammen. (Für gemischten Chor.)

Göttingen. **Vandenhoeck & Ruprecht.**

7. Jahrgang. Nr. 11. November 1902

Monatschrift

für

Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von

Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**

Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Preis jährl. 6 M. Einzel-Nr. 80 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland" jährlich 6 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5078, Ausgabe mit „Correspondenzblatt" 2. Nachtrag Nr. 5078 a.)

Inhalt: Bassermann, Kyrie und Gloria. — Nelle, Die Radenaarstrophe und andere Seeschlangen. — Schnaufer, Der Friedhof und seine Pflege. — Spitta, Der Veröffentlichungen der Neuen Bach-Gesellschaft. — Burkner, Der Abendmahlskelch. — — Spitta, Kritiken und praktische Winke für Bußtag, Totenfest und Advent. — Kleine Mitteilungen. — Bücherschau. — Briefkasten. — Anfrage. — Notenbeigaben.

Kyrie und Gloria

von **Heinrich Bassermann** *)

Die beiden Stücke, die wir zum Eingang unseres Gottesdienstes gehört haben, das Kyrie eleison „Herr erbarme dich", und das Gloria in excelsis „Ehre sei Gott in der Höhe", gehören zu den ältesten, uns bekanntesten Bestandteilen des christlichen Gottesdienstes. Wenn in der alten morgenländischen Kirche der Geistliche die verschiedenen Gegenstände nacheinander nannte, um welche die Gemeinde beten sollte, so lautete jedesmal die Antwort des Volkes, durch die es sich mit dem Gebet des Geistlichen zusammenschloß: Kyrie eleison. Oft also hintereinander erklangen diese Rufe. Und so ist wohl das Kyrie zu den Abendländern gekommen, jene Gebetsaufforderungen sind in der römischen Messe weggefallen, aber eine neunmalige Wiederholung des Kyrie ist stehen geblieben. — Auch das Gloria stammt aus dem Morgenland und ist uns schon aus aller Zeit als ein kirchlicher Morgengesang überliefert. Er ist ins Lateinische übersetzt worden und hat sich auch im abendländischen Gottesdienste eingebürgert. Man hat ihn dann in der römischen Messe unmittelbar an das Kyrie angeschlossen, und so, miteinander ver-

*) Wenn wir heute, von unserm Programme weichend, eine Predigt veröffentlichen, so erklärt sich die Annahme dadurch, daß diese, an die Geschichte von den zehn Aussätzigen (Luk. 17, 11—19) anknüpfende kirchliche Ansprache zwei altliturgische Stücke behandelt. Der Herr Verfasser bemerkt zur Einführung: Zu Beginn des Gottesdienstes (er war der das Sommersemester 1902 abschließende Universitätsgottesdienst am 27. Juli in der Peterskirche zu Heidelberg) war nach einem kurzen Eingangslied der Gemeinde das Kyrie und das Gloria aus Leyse Missa choralis vom Bachverein und akad. Gesangverein unter Direktion Ph. Wolfrums gesungen worden, das erste im Anschluß an ein Sündenbekenntnis, das zweite an eine Gnadenversicherung, welche der Liturg vom Altar aus sprach. Der Text war lateinisch und deutsch gedruckt in den Händen der Gemeinde. Da die beiden Stücke sonst hierzulande für gewöhnlich nicht gebraucht werden, schien es angezeigt, sie zum Gegenstand der gottesdienstlichen Ansprache selbst zu machen. Zwischen diese und die beiden Gesangstücke trat noch ein Altargebet, eine Lektion (Ps. 130) und das Gemeindehauptlied „Aus tiefer Not", unmittelbar nach der Predigt sang die Gemeinde die Schlußstrophe von „Womit soll ich dich wohl loben", worauf dann der Gottesdienst in Hauptgebet, Unservater, Ausgangslied und Segen seinen, dem Herkommen entsprechenden Abschluß fand.

bunden, ihrem Inhalt nach grundverschieden, und doch das eine wie eine jubelnde Antwort auf die voraus-gegangene Klage, stehen sie noch heute am Eingang der selben.

Es gibt bei aller Verschiedenheit des römischen und des evangelischen Gottesdienstes, doch glücklicherweise einige gottesdienstliche Stücke, die beiden Konfessionen gemeinsam sind. Dazu gehören diese beiden, sie werden auch von den Evangelischen vielfach gebraucht. Das kommt daher, daß sie ein schöner, feierlicher Ausdruck derjenigen Stimmungen sind, welche jedes fromme Menschenkind, es mag nun der einen oder der andern Konfession, ja es mag auch einer nichtchristlichen Religion angehören kann und kennen muß. Es sind die Elemente aller Frömmigkeit, die hier zum Ausdruck kommen.

Auch unser Text stellt ihre Vereinigung im Bilde dar: zu dem „Herr erbarme dich!" der zehn Kranken tritt der einzige Dank wenigstens des Einen Geheilten und gerade dieser eine wird obwohl er ein Samaritaner ist als das Bild wirklicher Frömmigkeit von dem Herrn anerkannt und gepriesen weil er auch „Gott die Ehre" zu geben nicht unterläßt.

Wohlan denn, so wollen wir heute miteinander betrachten, wie das Kyrie und das Gloria zusammen die wesentlichsten Stücke unserer Frömmigkeit ausmachen.

I. Das Kyrie ist ein Ruf der Not. Unter dem Drucke ihrer entsetzlichen Not ist es den zehn Aussätzigen denn Herren gegenüber über die Lippen gekommen. Und so wird es denn bis auf den heutigen Tag gar Manchem gerade durch seine körperliche Not als ein Gebetsseufzer abgepreßt werden. Auf wie viel Kranken- und Sterbebetten mag das „Herr erbarme dich meiner" wohl schon erklungen sein, sei es als ein Schrei der Qual unter unsäglichen Schmerzen, sei es als ein Hauch der Sehnsucht bei fast schon verlöschendem Atem? Ob es aber dann mehr ist als eine bloße Redensart, die, aus alten Erinnerungen aufsteigend, eben nur durch die Not wieder in Gebrauch genommen wird? Oft gewiß nicht. Denn es gibt so seltsam es scheinen mag, doch viele Menschen, die allen Ernstes der Meinung sind, Gott müsse wenn sie in Not sind, sofort beim letzten Rufen ihrer gedenken, trotzdem daß sie seinen vielleicht während ihres ganzen Lebens nicht gedacht haben. Als ob eine Pflanze auf einmal, sobald man es wünscht blühen oder gar leicht traben könnte, auch wenn man es ihr bisher an der allernötigsten Pflege hat fehlen lassen! Das Kyrie kann auch in seiner Not nur ein wirklich frommer Mensch recht beten, wer es aber da betet bei dem zeigt sich eben doch, indem er es betet, ein letzter, durch die Not aufgerührter Rest von Frömmigkeit.

Allein im Gottesdienst wenn es von einer Mehrheit ausgesprochen wird, da lautet es wie in unserem Texte „Herr, erbarme dich unser". Da ist ja das Schöne und Große an einer solchen gottesdienstlichen Versammlung, daß der Einzelne aus seiner Vereinzelung herausgehoben und mit den Übrigen zusammengeschlossen wird. Gott gegenüber sind wir alle Sünder, und in der Gemeinde fühlt sich jeder nur als einzelnes Glied an dem gemeinsamen Leibe. So werden wir denn hier auch ganz von selbst über die eigene persönliche, oft so kleine Not hinausgehoben, und die gemeinsame, viel größere die uns Alle drückt, tritt vor unser Auge. Dann wird dieses „Herr erbarme dich unser" zur Fürbitte, einer bittet dann für den andern, alle für das Ganze, weil für alle die gemeinsame Not die gleiche und deshalb das Bedürfnis, Gott in ihr anzurufen, dasselbe ist.

Das ist ganz gedacht nach jenem unvergleichlichen Mustergebet, das auch nicht beginnt mit: Mein Vater im Himmel, und dessen Bitten nicht lauten: Mein täglich Brot gib mir, erlöse mich von dem Übel.

Beten wir also so miteinander das Kyrie, so steigen vor unserm Geiste die großen gemeinsamen Anliegen der Christenheit, der Gemeinde auf, wir besinnen uns auf die wertvollen gemeinsamen Güter, die unser eigen und auf die schweren, allgemeinen Gefahren, von denen sie bedroht sind. Deshalb beten wir mit dem Kyrie für „alles was uns lieb und teuer ist“: für die Kirche, daß „sie bei der reinen Lehre des göttlichen Wortes erhalten werde“, für die Obrigkeit und ihre Träger und Vertreter unter uns, daß wir unter ihrem Schutz „ein ruhiges und stilles Leben führen mögen“, für das Vaterland, daß es einig und stark bleibe, für den Hausstand, daß er gesegnet sei, für die Früchte der Erde, daß sie gedeihen, für die Kranken, Elenden und Sterbenden, daß sie getröstet, ja für unsere Feinde, daß sie uns friedlich gesinnt werden mögen. Ihr kennt alle das große allgemeine Kirchengebet: es ist nichts anderes als ein Kyrie, und von dem „Herr, erbarme dich“ müßten alle seine einzelnen Bitten eigentlich begleitet sein.

Allein, meine Freunde, es ist nicht möglich, daß wir in solchem Gebet all unsre Not vor Gott bringen, ohne daß uns durch das Licht, welches stets von Gottes Angesicht ausgeht, die Wurzel all dieser Not offenbar würde. Und die steckt tief drinnen im eigenen Herzen, es ist die innere Not, ist unsere Sünde, die Sünde jedes Einzelnen, — die Andern fühlen und tragen sie mit, die Sünde des Ganzen, — jeder Einzelne empfindet sie als die eigene, alles, alles, was an Unrecht vor Gott begangen, was an Gutem und Gottwohlgefälligem unterlassen worden ist. Damit wird das Kyrie zum Bußruf, zum Ruf um Vergebung, um Gnade und Barmherzigkeit. Und hier erst erlangt es seine gewaltigste Stärke, es wird zum Schrei: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“. Ja, das ist tiefste Not, die, an der unsere Seele leidet, daß sie Gott fremd geworden ist durch eigene Schuld und so den Frieden verloren hat. Wir können ohne Gott nicht leben, und doch schieben wir ihn weit von uns ab durch unsere Gleichgültigkeit, doch stoßen wir ihn von uns durch unser sündiges Denken, Reden und Tun. O Gemeinde, du mußt diese tiefste Not kennen, und kennst du sie, so muß das Kyrie aus tiefster Seele sich dir entringen, so muß die Bitte um Erbarmen und Gnade dir recht von Herzen kommen, denn du weißt es wohl: wird diese Not gestillt, so läßt sich jede andere, äußere, tragen und überwinden.

Das aber, meine Freunde, sind Stimmungen, die jede Konfession, ja jede Religion kennt. Jede will ja Leid und Not lindern, und nur von Gott kann sie Hilfe erwarten, zu ihm also schickt sie das Kyrie hinauf: „Herr, erbarme dich unser“, so beten alle frommen Herzen.

II. Aus demselben Munde aber, der das Kyrie gerufen hat, soll auch das Gloria kommen. So will es der Erlöser in unserm Texte: „Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte und gäbe Gott die Ehre als dieser Fremdling?“ spricht er zu dem Einen, der Gott gepriesen und seinem Retter gedankt hatte. So solls und muß es auch bei uns sein, sonst fehlt unsrer Frömmigkeit ein notwendiges Stück. Oder hatten wir vielleicht nicht, oder doch nicht alle, Veranlassung zu solchem Danke wie die dort Geretteten? Ich glaube fest, daß noch niemals ein Kyrie aus der Tiefe des Herzens gerufen worden ist, ohne daß Gott seine Antwort hätte hören lassen. Wenn er nicht hört, so liegts an unserm Rufen. Nicht daß er allemal die Not beseitigte, die uns gerade drückt — und doch wie

Digitized by Google

oft geschieht auch das! Nach einigen Tagen oder Wochen schaust du dich um, und siehe, was deine Schultern damals so hart drückte, ist von dir genommen. Auf alle Fälle aber fließt Licht, Klarheit, Trost und Kraft von oben dem zu, der sein Kyrie ernstlich betet, und das ist doch schon Hülfe, Rettung, vor allem und unter allen Umständen aus der inneren, der Seelennot. Der „Trost des Evangeliums" läßt sich hören, das selige Bewußtsein der Sündenvergebung dürfen wir schmecken, Gott „bricht die Wolke", er zeigt sich wieder, seine Nähe wird fühlbar, sein Dasein Gewißheit: „Dein Glaube hat dir geholfen". Wahrhaftig, das ist ein Gloria schon wert.

Aber das Zahlenverhältnis im Texte, neun zu eins, zeigt, daß viele, viele das Gloria unterlassen. Sind sie nur erst wieder knapp über der Not draußen, so ist ja Gott wieder überflüssig, wie schnöde und niedrig! Gibt es wohl ein häßlicheres Laster als die Undankbarkeit, schon den Menschen gegenüber, wieviel mehr gegen Gott? Woher mags mir kommen, daß dennoch so Viele ihm anheimfallen? Ich kann mirs nur aus Stolz erklären, freilich einem sehr unberechtigten und törichten Stolz. Man will Niemandem etwas schuldig sein, auch Gott nicht — als ob dies Nichtwollen an der Tatsache etwas ändern könnte, daß wir ihm eben dennoch Alles schuldig sind! Man will ganz auf der eigenen Kraft stehen — als ob nicht eben erst das Kyrie den traurigen Zusammenbruch dieser eigenen Kraft dargetan hätte! Es ist nichts als Selbsttäuschung, wenn wir unsere Rettung der eigenen Klugheit oder Kraft, Vorsicht oder Tapferkeit zuschreiben. Wie töricht und lächerlich, wenn ein Mann, den man eben aus dem Wasser gezogen hat, sich brüsten wollte, wie häßlich, wenn er seinem Retter nicht einmal die Hand drückte, wie schön dagegen, wenn er Gott die Ehre gibt! Dieses „Ehre sei Gott in der Höhe" steht über der Wiege des Christentums, ein Zeichen, daß ein Christ nicht sein kann, wer nicht sein Gloria singt, wer nicht in allem Gott die Ehre gibt, dem Gott, der wie er uns das Höchste, seinen Sohn, gegeben hat, so mit ihm uns alles schenken will.

Zu ihm also, dem großen, allbarmherzigen Gott, der die Liebe ist, erheben wir uns mit unserem Gloria. Das ist ein großes Ding. Damit kann man nicht so schnell fertig werden: „wir loben dich — wir beten dich an — wir preisen dich — wir sagen dir Dank" so tönt es, schier unerschöpflich, in unserem Gloria. Und ganz mit Recht. Vor Gottes Angesicht müssen wir doch erwägen, wer er ist, muß es uns zum Bewußtsein kommen, wer wir sind. „Du allein bist heilig" — wir sind unheilig befleckt. Und doch genießen wir deine Barmherzigkeit, dennoch nimmst du dich unser an, wendest dich nicht von uns ab! O wie viel größer ist doch Gott als unser Herz! Was ist selbstverständlicher, als daß wir uns von dem Unreinen zurückziehen, dem Trotzigen den Rücken kehren, den Undankbaren nicht mehr ansehen? Daß Gott von all dem das Gegenteil tut, wahrhaftig, das versteht sich nicht von selbst, das ist des Preises und Dankes wert, darüber verlohnt es sich, mehr als ein paar Worte zu machen. Wer seinen Gott kennt und sich kennt, dem ist das große Gloria nicht zu lang, aus echter, wirklicher Frömmigkeit ist es geboren.

Und mehr noch! Wer ist er? „Du allein bist der Herr". Und wir? wir sind die Knechte, die ohne allen Zweifel und ohne Dank davon zu haben, zur Erfüllung seines Willens verpflichtet sind. Aber er behandelt uns als Söhne, als Kinder. Ja, wenn wir auch diese unsere göttliche Würde freiwillig von uns geworfen und in den Staub getreten haben, auch als verlorene Söhne finden

Digitized by Google

wie noch Aufnahme an seinem Vaterherzen — Wee ist er? Du allein bist der Höchste, der „himmlische König", der „allmächtige Vater" Und wir? Nur eines Nichtes seiner unzählbaren Welten wandeln wir schwache Geschöpfe hreze Zeit Ein Luftzug kann uns umwerfen, eine Unvorsichtigkeit uns den Tod bringen, das Aussetzen eines Muskels, das Herabfallen eines Zweiges unser Leben enden. Der Prophet hat ein schönes Bild am Rande eines Eimers hängt ein Tropfen, du schüttelst ihn ab wo ist er? vergeblich suchst du ihn (Jes 40, 15) Und dieser Tropfen darf das Antlitz des Ewigen wiederspiegeln Diesen Geschöpfen gibt sich der Große, Allmächtige zu fühlen und zu finden zu besitzen, ihnen senkt er einen Funken seines unsterblichen Lebens in die Seele, gibt er einen Zug zu ihm selbst ins Herz der ihm keine Ruhe läßt bis er ihn findet; diesem Geschöpf gibt er eine Antwort auf sein Rufen ein Gefühl seiner Nähe Großes, nie genug anzubetendes Geheimnis! Was wir nicht erkennen können, dürfen wir fühlen daß ein Gott ist, der unser gedenkt. Wie begreifen nicht das Geheimnis seines Wesens aber wir dürfen uns freuen seiner herrlichen Offenbarung als Schöpfer und allmächtiger Vater aus dem Buche des Himmels und der Erde, als Erlöser aus dem Antlitz seines Sohnes wie er eingetreten ist in unsre Geschichte als heilgende Geisteskraft aus seinem Wirken an der Gemeinde und an unsern Herzen Wahrlich da ist nicht zu fragen, ob wir danken sollen, da ist nur zu jubeln daß wir ihn die Ehre geben dürfen, und eines nie kann den Jubel dieses Gloria unterbrechen eben dies Gefühl unserer Schwäche uns dem heraus, nullen in Gloria, noch einmal das Kyrie sich vernehmen läßt „erbarme dich unser", „nimm nie an unser Gebet"

So stehts zwischen uns und unserm Gott kein Frommte kommt aus ohne das Kyrie und das Gloria Und heute am Schlusse eines Abendmahlgehes, können wir unser gar nicht entraten so viel empfangen erreicht gekommen oder doch nicht verdorben ist, soviel Gloria in excelsis Deo! So viel verspielt worden ist in der Vergangenheit und soviel noch anstehn, uns deucht und Socaen macht von der Zukunft, soviel Kyrie eleison! Wee weiß, ob wir uns wiedersehen, und wenn wie es dann mit uns steht, ihm sei Alles befohlen Herr erbarme dich! ihm sei für Alles gedankt Ehre sei Gott in der Höhe Amen

Die Rabenaasstrophe und einige andere Seeschlangen

von **Wilhelm Nelle.**

Es war im Jahre 1840, da wissenschaftlich der Litterat Friedrich Wilhelm Wolff, namentlich mit dem Zeichen f, in den „Schlesischen Provinzialblättern" in Breslau, Band 112 S 559—562, eine — wahrscheinlich von ihm selbst gedichtete — Strophe, die zwei volle Menschenalter lang für die Verwendung mustergültig allen Gesangbücher und unseres evangelischen Kirchenliedes am meisgerissenden unglücklichen Einfluß werden sollte. Der Sozialist Friedrich Engels, Wolffs Freund und Biograph, sagt von dieser Strophe „Wie ein Lauffeuer ging das Lied durch ganz Deutschland, das schallende Gelächter die Gottlosen, die Entsetzung die „Stillen im Lande" hervorrufend." Die Strophe lautet in den „Schlesischen Provinzialblättern"

Ich bin ein rechtes Rabenaas
ein wahrer Sündenknüppel,
du stirbst Sünder ist dich fragt,
so wie die Aas die Zwölfte!

Herr Jesu nimm mich Hund beim Ohr,
wirf mir den Gnadenknochen vor
und schmeiß mich Sündenlümmel
in deinen Gnadenhimmel

Digitized by Google

Vorher hatte jemand in den „Provinzialblättern“ den alten Gesangbüchern das Wort geredet. Darauf entgegnete Wolff, wie gesagt ohne seinen Namen zu nennen, unter Anführung geschmackloser Reime aus alten Gesangbüchern zu Gunsten einer Gesangbuchsreform, wie man sie seit 60–70 Jahren tatsächlich erlebt hatte, d. h. im Sinne des platten Nationalismus. In einer Anmerkung sagt er dann: „Man spricht davon, daß eine Sammlung der alten sich durch Kraft- und Saftausdrücke in einem gewissen Genre auszeichnenden Lieder von einem frommen Privatvereine beschlossen sein soll. Es ist nur aus einem alten Gesangbuche eine Probe von einem der Aufnahme gewürdigten Liede zugekommen. Wir teilen sie den Freunden kräftiger und kerniger Poesie hier mit.“ Dann folgt die „Rabenaasstrophe“.

Wer war Friedrich Wilhelm Wolff? Das erfahren wir aus dem Lebenslaufe, den Friedrich Engels von ihm in der „Sozialdemokratischen Bibliothek“, Band I, Heft VI, Hottingen-Zürich 1886, entworfen hat. Geboren am 21. Juni 1809 zu Tarnau in der Gegend von Frankenstein in Schlesien als Sohn eines erbuntertänigen Bauern, besuchte Wolff das Gymnasium in Schweidnitz und studierte dann klassische Philologie in Breslau. Gegen Ende seiner Studienzeit wurde er 1834 als Mitglied der Burschenschaft verhaftet. Fünf Jahre schleppte man ihn in Untersuchung von Gefängnis zu Gefängnis. Endlich verurteilt, kam er nach Silberberg auf die Festung. Hier traf er unter anderen Leidensgenossen Fritz Reuter. Wenige Monate vor seinem Tode ist ihm dessen „Ut mine Festungstid“ in die Hände gefallen. Auf seinen Dank dafür schrieb Reuter ihm am 12. Januar 1864 einen langen und herzlichen Brief mit den merkwürdigen Worten: „Da sitze ich nun schon an die dreißig Jahre ... und warte auf eine tüchtige Revolution, in der sich der Volkswille einmal energisch dokumentieren soll, aber was hilfte? Wenn doch das preußische Volk wenigstens zur Steuerverweigerung griffe, es ist das einzige Mittel, den Bismarck & Komp loszuwerden und den alten König lotzuärgern.“ Man sieht, das ist der Nachklang der bitteren Stimmung jener Zeit der Festungshaft. War sie bei Fritz Reuter später um noch ein vorüberhuschender Schatten, bei Wolff war und blieb sie der Inhalt seines Lebens. Er war 1837 um seiner schlechten Gesundheit willen aus der Haft entlassen. Ohne Examen, politisch verdächtig, konnte er lange die Erlaubnis, nur Privatstunden geben zu dürfen, von der Regierung nicht erlangen. Endlich erhielt er sie. Viel Not machte er der Zensur durch seine Aufsätze. Engels schreibt: „Nichts machte ihm mehr Spaß, als die Zensur zu prellen ... So war er es, der die frommen Gemüter aufs äußerste skandalisierte, indem er in einem alten Kirchengesangbuch, das noch in einigen Orten in Gebrauch war, das folgende „Kernlied“ des bußfertigen Sünders entdeckte und in den „Schlesischen Provinzialblättern“ zur Öffentlichkeit brachte: Ich bin ein rechtes Rabenaas ...“ Am 18. November 1843 schrieb Wolff in der Breslauer Zeitung einen Aufsatz, in dem er in den lebhaftesten Farben das Elend derer schilderte, die in den Kasematten der Stadt untergebracht waren. Diese Kasematten waren damals dort das Asyl für Obdachlose beim Wohnungswechsel. Das ungeheure Aufsehen dieser Veröffentlichung führte sogleich zur Begründung eines „Vereins zur Erziehung der Kinder halfloser Proletarier“, dessen Vorstande auch Wolff angehörte. Damals erhielt Wolff infolge seines Aufsatzes den Beinamen „der Kasematten-Wolff“. Auch über das Elend der Weber wollte er schreiben. Die Zensur aber unterdrückte den Schriftsatz. Im Jahre 1844 mußte er wegen seiner Preßtätigkeit flüchten. Erst in den Märztagen 1848 kehrte er zurück. Er wurde in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. In den Jahren 1848/49 leitete er mit Marx und Engels die „Neue Rheinische Zeitung“ in Köln. Dann ging er, wie Freiligrath, nach England, war seit 1853 in Manchester als Privatlehrer tätig und starb daselbst am 9. Mai 1864.

Legt man sich die Frage vor, wie Wolff an die Rabenaasstrophe gekommen ist, so bleibt fast kein anderer Ausweg als der, daß Wolff selbst sie gedichtet hat. Denn daß er sie, wie er sagt, aus einem alten Gesangbuche entnommen habe, ist unmöglich. Es darf als geschichtlich feststehend angesehen werden, daß die Strophe in keinem Gesangbuche je gestanden hat. Aber auch aus ihrem Inhalte ergibt sich das mit Notwendigkeit. Es kommt hinzu, daß auf eine im selben Jahrgange 1840 der „Schlesischen Provinzialblätter“ von

„Einigen Freunden kerniger und körniger Kirchenpoesie“ ausgesprochene Bitte, das alte Gesangbuch nach Titel, Druckort und Erscheinungsjahr anzugeben. Wolff, wiewohl er sich im Jahrgange 1841 noch einmal zur Gesangbuchssache geäußert, sich über „das alte Gesangbuch“ in Schweigen gehüllt hat. Daß Wolff jenen Aufsatz mit dem frühesten Vorkommen der Rabenausstrophe in den „Schlesischen Provinzialblättern“ verfaßt hat, ist durch Engels bezeugt. Derselbe Engels aber hat auf eine von Archivrat Dr. Jacobs in Wernigerode im Jahre 1894 an ihn gerichtete Anfrage ausgesprochen, Wolff habe sich in Brüssel ihm gegenüber dahin geäußert, „er habe die Strophe in einem alten Gesangbuche entdeckt und in die Schlesischen Provinzialblätter eingeschmuggelt“. Mit Recht hat Dr. Jacobs darauf aufmerksam gemacht, daß diese Mitteilung einen Widerspruch enthalte: finde sich der Strophe in einem alten Gesangbuch, so sei ihre Veröffentlichung in den oft genannten Blättern kein Schmuggel gewesen. Wolff hat also die Zensur glauben machen, sie stehe in einem alten Gesangbuche und so ihre Veröffentlichung ermöglicht. Zur Beurteilung der Verfasserschaft Wolffs ist ferner von Belang, daß Engels ihn als Schalk schildert, dem nichts mehr Spaß machte, als die Zensur zu prellen, sein Gesinnungsgenosse Karl Vogt aber ihm auf der Frankfurter Nationalversammlung den Vorwurf macht, daß er an alles, was nur Reines gedacht werden kann, Kot und Schmutz heranwerfe. Ohne die Möglichkeit auszuschließen, daß Wolff die Strophe von jemand anders, der sie verfaßt, überkommen hat, ist es doch als durchschwarzscheinlich anzusehen, daß er selbst sie gedichtet hat.

Was hat der Strophe die ungeheure Verbreitung verschafft? In der Tat gehört sie seit ihrem ersten Hervortreten bis heute zu den bekanntesten Versen in deutscher Zunge und bis auf den heutigen Tag behaupten unzählige Gebildete und Ungebildete, sie stehe in einem alten Gesangbuche. Es wirken mehrere Faktoren zusammen, daß das widerlich-fratzenhafte Machwerk so fest dem Gedächtnisse sich eingeprägt hat. Denken wir zunächst an die Zeit ihrer Entstehung. Die Heine-Börne und mit ihnen der Geist des „Jungen Deutschland“ gaben den Ton in der Litteratur an. „Kot und Schmutz an alles Reine heranwerfen“ war Mode. Dazu kam auf religiösem, kirchlichen Gebiete, daß der alte vulgäre Rationalismus sich in seinem Besitze bedroht fühlte. In der Poesie ebenso wie in der Theologie, durch die Romantik wie durch die Wissenschaft, durch Novalis wie durch Schleiermacher war ihm der Vernichtungskrieg erklärt. Kein Wunder, daß er da sich aufbäumte und der Wiedererweckung des Alten sich entgegensetzte. Er fühlte sich gerichtet, zum Tode verurteilt. Aber in seinen hippokratischen Zügen grinst uns etwas von dem entgegen, was in der Rabenausstrophe seinen Ausdruck gefunden hat, bitterer Hohn auf das Bekenntnis der Väter.

Es kann uns also nicht überraschen, daß die Strophe zur Zeit ihrer Entstehung „wie ein Lauffeuer durch ganz Deutschland ging“. Aber wie kommt es, daß sie bis heute sich so tief eingeprägt hat? Das läßt sich allein daraus, daß der rationalismus vulgaris heute noch weite Gebiete beherrscht, nicht zur Genüge erklären. Man muß vielmehr sagen, daß der Inhalt der Strophe dieser Verbreitung gerade da, wo die reformatorische Lehre fest eingeprägt wird, den größten Vorschub leistet. Die Strophe ist in ihren beiden Hälften eine Karikatur der beiden Angelpunkte biblischer, evangelischer Lehre: Sünde und Gnade. Alle evangelische Predigt, alle katechetische Unterweisung, die Übung der Seelsorge, die Feier der Sakramente, alles dreht sich um die beiden Angelpunkte Sünde und Gnade, Buße und Glaube, Vergebung der Sünden und Seligkeit. Das ist die Theologie Luthers, der Reformation, des Apostels Paulus, der heiligen Schrift überhaupt. Und das Befremdliche, das dem natürlichen Menschen Widerstrebende in dieser Lehre hat der Verfasser der Strophe in grinsender Fratzenhaftigkeit dargestellt. Alle evangelischen Christen nun sind diese Lehre von Jugend auf gelehrt worden, allen ist dies Schema geläufig. Vielen ist es nur eine Denkoperation, eine Vorstellung geblieben, von der ihr Herz, ihre Religiosität himmelweit entfernt blieb. Aber je geläufiger ihnen der Grundgedanke der evangelischen Lehre durch die gesamte christliche Unterweisung und Verkündigung war, desto leichter und desto fester mußte sich ihnen die Karikatur einprägen, wie sie in der Wolffschen Strophe gegeben ist. Man hat mit vollem Rechte darauf hingewiesen, daß diese Strophe nicht ein Stück aus einem

Digitized by Google

Liede, sondern für sich ein Ganzes sei daß keiner Ergänzung bedürfe, zu streng genommen, eine solche nicht verträge. Der ganze Heilsweg ist darin verdeutlicht indem die Lehre der Schrift von Sünde und Gnade in der gröbsten, natürlichsten Übereinteilung hingestellt ist. In Sünde tot, ein Leichnam, reif für den Fraß der Raben, in Sünden grob wie ein Aussätziger, speißt der Mensch seine Sünden in sich; sie vergiften ihn wie der Rostfraßfleck die Zwiebel. Unwiderstehlich aber wirft die Gnade Christi sie hinaus den Mund dem Ohr, die Erbärmlichkeit des Sünders überträgt sich unwillkürlich auch auf seine Anschauung von der Gnade: er ist mit einem Knochen zufrieden und im Handumdrehen ist er am Ziele im Himmel. Die wohrhafte Einkleidung der Gedanken zumeist unerklärbarer Gedanken (Seite 3 und 4 sollen verbleicht der Raisonnabigkeit manchen mystischen Wendung in der geistlichen Dichtung klarlegen) macht das gledene Reimpaar dem gledenen Sinn nur um so leichter verdaulich. Es gehört Überwindung dazu, sich so wie wir es unternehmen, mit dem edlen Rückwerk zu befassen. Aber der Versuch unserer Darlegung wird zeigen, daß eine solche schwierige Arbeit noch heute notwendig ist.

Wie ihr Inhalt so verdient auch ihre Form der Verbreitung der Strophe aufs beste. Vorschnd Wolff hat ein Versmaß gewählt, das kaum von einem anderen an Volkstümlichkeit übertroffen wird. Es ist ein Jrrtum, anzunehmen, es finde sich zuerst bei Johann Rist, in dessen Liede „Ermuntre dich mein schwacher Geist". Nein es war schon in der Reformationszeit eins der volkstümlichsten. Im Jahre 1538 findet es sich häufig verwendet, weshalb also vielleicht viel früher. Von der Schöpfung Melodie zu dem eben genannten Rist'schen Liede sind acht evangelische Kirchenmelodien desselben Maßes zumteil weit verbreitet gewesen, davon gehören sieben dem 16. Jahrhundert an. Wir kennen die mächtige Wirkung dieses Versmaßes aus Bruges Lenore. Und wie etwa sieben Jahren dichtet „Ernst Heiter" seine blauere angebauchten wölzelnden Zeitgedichte in der Tagespresse zumeist in diesem Versmaße. Es gibt seinen Ergüssen einen gewissen altertümelnden Bänkelsängerton einen Anstrich von Feierlichkeit zugleich und naiver Wichtigtuerei. So hat auch Wolff hier für seine Zwecke einen glücklichen Griff getan.

Endlich aber würde die Wolffsche Strophe nicht einen solchen Eindruck gemacht haben, wenn nicht in der Tat ein Kirchenliede sich Stellen und Strophen gefunden hätten, die geschmackles nach Form und Inhalt, oft zu lange in einzelnen Gemeindegesangbüchern konserviert worden sind. Es ist gewiß daß diese unglücklichen Wendungen und Schilderungen soweit sie in den Gemeindegesangbüchern aufgenommen sind jenen der Mondsüchtigen der Beiderlgemeindergäste aus der Zeit ihrer Unreife z. B. sind den evangelischen Gemeinden nur dargeboten") nur einen geringen Teil ausmachen gegenüber dem vielen tief Schaulichen und poetisch Vollendeten das diese Bücher enthalten. Es ist gewiß, daß jene Wendungen im Zusammenhange des ganzen Liedes lange nicht so abstoßend wirken wie wenn sie herausgerissen und hervorgezerrt werden. Es ist gewiß daß es den Dichtern gerade mit jenen Wendungen und Schilderungen ein heiliger Ernst gewesen ist, die grellen Farben verdanken dem Schmerze über die eigene Sünde und der Sorge um das Seelenheil der anderen ihren Ursprung. Aber es ist auch gewiß, daß aus den Tagen der Orthodoxie namentlich in Liedern von Rist und z. B. in S. v. Birkens Liede „Blinder Mensch in weg die Decke" jedenfalls aus den Tagen des Pietismus fell J. Scheffler nicht wenige Lieder und Strophen in den Gesangbüchern sich zumteil durch die Zeiten des Rationalismus zu vereinzelt als auf den heutigen Tag erhalten haben die der Gemeinde und sonderlich der Jugend Ärgernis geben und die Spottlust wecken. (Schluß folgt.)

Der Friedhof und seine Pflege

von Pfarrer **Ch. Schnauffer** in Pleningen

Wer in Rom auf der Appischen Straße dahinzieht, der sieht am Wege eine Menge Grabdenkmäler, unter denen Bürger und Bürgerinnen der ewigen Stadt ihre Ruhe gefunden

Digitized by Google

haben, noch ehe im fernen Osten Der gekommen war, der es verkündigen konnte: Ich bin die Auferstehung und das Leben! Wie unerwähnt und abstoßend ist für uns der Gedanke, die Toten an der staubigen Landstraße zu beerdigen! Wie deutlich zeigt sich die erneuernde Macht des christlichen Glaubens auch darin, wie die ersten Christen pflegten, ihre Toten zu begraben! Wie sie im Leben durch den Glauben und brüderliche Liebe verbunden waren, so wollten sie auch im Tode bei einander ruhen. Daher errichteten die Gemeinden von Anfang an ihren Verstorbenen gemeinschaftliche „Schlafstätten". Dazu wählten sie gern einen Platz in unmittelbarer Nähe eines Märtyrer-Grabes, um auch im Tode in der Gesellschaft eines Mitkämpfers zu sein, der wie Paulus den Lauf vollendet und Glauben gehalten hatte — sei es nun, daß die Grabstätten über der Erde oder in gewölbartigen Gängen (Katakomben) angelegt waren. Bald entstanden über den Märtyrer-Gräbern Kirchen oder in den Katakomben, in der Nähe dieser Stätten, Kapellen, um welche sich die Gräber der übrigen Christen scharten, sodaß ein „Kirchhof" vorhanden war. Während früher die Grabstätten sich außerhalb der Städte befanden, kamen sie trotz abrigkeitlichen Verbots bald herein, sodaß die Gemeinde der Lebenden und der Toten bei einander war. So blieb es bis ins 14. Jahrhundert. Von da an wurden die Friedhöfe namentlich in größeren Gemeinwesen, wieder hinausverlegt, jedoch erhoben sich meist Kapellen in ihrer Mitte, so daß sie den Namen „Kirchhof" nicht verloren. Gegenwärtig haben wir die gesetzliche Bestimmung, daß die Friedhöfe außerhalb des Bereichs der menschlichen Wohnungen liegen müssen, so daß die allermeisten jenen Namen nicht mehr verdienen. Die Bezeichnung „Gottesacker" oder noch neuer „Friedhof" ist allgemein gebräuchlich geworden. Die Benennung der Ruhestatt der Toten mit dem Namen „Schlafstätte" und die Vorstellung von den Gräbern als Ruhekämmerlein hat biblischen Grund. Es äußert sich darin die christliche Hoffnung, daß der Tod nur ein Übergang ins Leben ist, und daß auch auf dieses Entschlafen ein schöneres Erwachen folgen werde. In dieser Anschauung hat auch Luther gelebt. In der Vorrede zu seinen Begräbnis-Gesängen (1542) sagt er: „Es ist auch billig und recht, daß man die Begräbnisse ehrlich halte und vollbringe zu Lob und Ehre dem fröhlichen Artikel unseres Glaubens, nämlich von der Auferstehung der Toten, und zu Trotz dem schrecklichen Feinde, dem Tode, der uns so schändlich dahinreißt ohne Unterlaß mit allerlei scheußlicher Gestalt und Weise. Also haben wir wie lesen die heiligen Patriarchen Abraham, Isaak, Jakob, Joseph u. s. w. ihr Begräbnis herrlich gehalten und mit großem Fleiß befohlen. Hernach haben die Könige Judas groß Gepränge getrieben über den Leichen mit köstlichem Räucherwerk, allerlei guter, edler Gewürze, alles darum, den stinkenden, schändlichen Tod zu dämpfen und der Auferstehung der Toten zu preisen und zu bekennen, damit die Schwachgläubigen und Traurigen zu trösten. Dahin auch gehört, was die Christen bisher und noch tun an den Leichen und Gräbern, daß man sie herrlich trägt, schmückt, besingt und mit Grabzeichen ziert. Es ist alles zu tun um diesen Artikel von der Auferstehung, daß er fest in uns gegründet werde, denn er ist unser endlicher, seliger, ewiger Trost und Freude wider den Tod, Hölle, Teufel und alle Traurigkeit."

Ähnlich spricht sich z. B. die große Württembergische Kirchenordnung (1553) aus: „Es bringet zwar denen, so in unserem Herrn Jesu Christo aus diesem zeitlichen Leben verschieden sein, unser Dienst auf Erden kein Nutz. Denn dieweil Christus sagt: Ich bin die Urständ und das Leben u. s. w., so seynd wir genugsam versichert, daß welcher in dem Glauben und Vertrauen auf diesen einigen Herrn und Heiland von dieser Welt abscheidet, der habe allbereit ohn all unser Wünschen, Begierd, Fürbitt, Lauf und Zutun die Ruh des ewigen Lebens, und werde mit Freuden besitzen die Herrlichkeit des Himmelreichs am jüngsten Tage durch unsern Herrn Jesum Christum, und auch leiblich, der Leib vergehe gleich in der Erden, im Wasser, in Luft oder Feuer, wie er will, von den Toten auferstehen. Nichts desto weniger sollen wir unsere Verschiedene und Abgestorbene ehrlich und gebührlich zur Erden mit solchen Diensten, so uns, die wir noch im Leben seyn, zu Nutz erschießen mögen, bestätigen, damit wir die Lieb, so wir gegen ihnen im Leben gehabt, vor männiglich beweisen, auch unsern Glauben, den wir in Christum haben, zur Urständ von den Toten, hiemit bekennen und die Hoffnung, die wir zu des Verschiedenen Heil und Seligkeit tragen,

bezeugen. Hierauf soll sich männiglich vor allen denen abergläubischen und heidnischen Diensten, so nicht uns selbst, sondern allein den Abgestorbenen für nützlich erdacht seyn, hüten."

Auf dieser Anschauung, der zufolge die Erweisung der „letzten Ehre" ein Liebesdienst, der Schmuck von Sarg und Grab nichts als die Bezeugung der Kraft des Auferstehungsglaubens ist, ruht auch die religiös vertiefte Auffassung vom Friedhof. Vor allem sieht man, daß unsre Väter den Zusammenhang der lebenden und der entschlafenen Gemeinde nicht verleugnet wissen wollten. Gerade der Umstand aber, daß heute der Friedhof sich durchgängig nicht mehr um die Kirche her ausbreitet, noch den Kirchgänger, geschweige jeden Dorf- und Stadtbewohner, an die Verstorbenen und an seine eigene Vergänglichkeit erinnert, macht es uns Christen der Gegenwart zur doppelten Pflicht, auch durch die Pflege des Friedhofs und der Gräber mit dafür zu sorgen, daß die lebendigen Beziehungen zwischen uns und unsern Toten nicht aufhören. Der Christ entzieht sich ja freilich dem Gedanken nicht: Von Erde bist du genommen, zur Erde sollst du werden. Allein es entspricht um dem Bedürfnis seines Gemüts, der Liebe und Pietät gegen das vergängliche Gefäß der unsterblichen Seelen teurer Angehöriger, wenn sich liebende Sorgfalt dem Gottesacker und den Ruhestätten zuwendet. Der erredende Einfluß solcher liebenden Pflege der Grabstätten darf nicht übersehen werden. Was für einen Begriff von unsrer Liebespflicht Heimgegangenen gegenüber bekommt das heranwachsende Geschlecht, wenn es, wie auf dem Lande meist noch der Fall, auf einem verwahrlosten Gottesacker seine Gesänge erschallen lassen muß! Wie wenig wird es selbst späterhin zu tun Willens sein, wenn dort nichts als unordentliche Hügel zu schauen sind, deren sich nur die Natur freundlich annimmt — nach Paul Gerhardts Wort: „Das Erdreich becket seinen Staub mit einem grünen Kleide." Der Zustand eines Friedhofs ist wirklich ein Zeugnis für das Kapital von Liebe, das in einer Gemeinde vorhanden ist, oder für den Mangel an religiösem und natürlichem Zartgefühl, unter dem eine Gemeinde leidet. Die Ehrfurcht vor den Grabstätten war und ist auch den Heiden eigen. Die Religion der Chinesen ist in der Hauptsache Verehrung der Toten. Und im alten Rom vernehmen wir das Wort: „Es ist eine Schmach, ein Grab zu schänden."[1]

So haben denn auch die ersten Christen sorgsam über den Gräbern der Ihrigen gewacht. Und als sie diese in den Verfolgungszeiten über der Erde nicht mehr sicher wußten, da haben sie sich mit ihren Toten unter die Erde geflüchtet. Diese pietätvolle Behandlung der Gräber hat zwar nicht immer vorgehalten. Davon zeugen die Bestimmungen, die zum Schutz der Kirchhöfe getroffen werden mußten. So wurde unter Kaiser Rudolf I[2]) verfügt: Die Kirchhöfe oder Gottesäcker sollen versperrt und verschlossen sein, damit nicht etwa von Schweinen, Hunden oder andern Tieren die Totengebeine gefressen werden. In verschiedenen Kirchenordnungen[3]) finden wir Vorschriften zum Schutz der „Ruhestatt und Schlafhäuser der Heiligen Gottes." Deshalb ist Viehhüten, Abladen von Torf, Korn oder Heu, das Ausschanken von Getränken oder Krämhalten, das Bleichen und Waschen auf denselben verboten. Wenn es doch geschieht, soll der Küster Vieh, Wagen, Pferde, Leinwand u. s. w. nicht wieder herausgeben. Daneben sollen die Eigentümer nach Gelegenheit gestraft werden. Die Friedhöfe sollen vielmehr als Schlafhäuser und Auferstehungsorte rein und zierlich gehalten werden. Aus diesem Grunde sollen sie nach der Brandenburgischen Kirchenordnung von 1573 allenthalben mit Mauern, Planken oder andern Zäunen, auch Schranken und Türen allenthalben also vermacht werden, daß keine Schweine, Kühe oder andere Vieh drauf kommen können. Es soll auch in Städten nicht gestattet werden, daß darüber gefahren oder Mist noch anderer Unflat wie bisher geschehen, dahin geschüttet werden. Und wo Kirchhöfe unbezäunt und baufällig sich befinden, sollen die Nachbarn dieselben verwahren bei Strafe. — Wie deutlich spiegelt sich in diesen Bestimmungen der Kampf eines edleren Gefühls mit der menschlichen Rohheit!

[1]) Sepulcri violati actio infamiam irrogat. (Ulpian., Dig. XLVII, 12, 1.) [2]) Konzil von Köln, Cap. II. [3]) Z. B. Prinz 1561, Brandenburg. Visitations- und Konsistorialordnung 1573, KO. von Hoya 1573 (Richter II, 220, 367, 356).

Wenn auch die meisten dieser verpönten Dinge heute nicht vorzukommen pflegen, so haben wir doch, wenigstens bei uns in Württemberg, keinen idealen Zustand, und es ist nötig, daß sowohl die Gemeinden wie auch deren Glieder allen Fleiß anwenden, ihren Friedhof in einer würdigen Gestalt anzulegen und zu erhalten.

Was zunächst den Ort und die Lage des Kirchhofs anbelangt, so werden wir uns mit der Verlegung der Friedhöfe aus dem Bereich der Städte und Dörfer aus gesundheitlichen Rücksichten wie aus Gefühlsgründen nur einverstanden erklären können. Auch Luther war derselben Ansicht. In seinem Büchlein „Ob man vor dem Sterben fliehen möge“ (1527) sagt er: „Das laß ich die Doktores der Arzney erkennen und alle, die des besser erfahren sind, ob gefährlich sei, daß man mitten in Städten Kirchhöfe hat. Denn ich weiß und verstehe mich nichts darauf, ob aus den Gräbern Dunst oder Dampf gehe, der die Luft verrücke. Wo dem aber so wäre, so hat man aus abgesagten Warnungen Ursachen genug, daß man den Kirchhof außer der Stadt habe. Denn wie wir gehört haben, sind wir allesamt schuldig, dem Gift zu wehren, soweit man vermag, weil Gott uns befohlen hat, unsers Leibes also zu pflegen, daß wir sein schonen und warten, so er uns nicht Not zuschickt, und wiederum auch denselbigen getrost wagen und aufsetzen, wo es der Not fordert, auf daß wir damit beides zu leben und zu sterben seinem Willen bereit seien.“

Allein es bleibt ja immer noch viel Spielraum, auch in der Wahl des Platzes. Abgesehen von der Rücksicht auf die Bodenbeschaffenheit ist hierbei vor allem darauf zu achten, daß der Friedhof dem Lärm des Tages einigermaßen entrückt sei. Sehr schön sagt auch in dieser Hinsicht Luther [1]: „Darum mein Rat auch wäre, das Begräbnis hinaus vor die Stadt zu machen. Und zwar, als wir hier in Wittenberg einen Kirchhof haben, sollte uns nicht allein der Not, sondern auch Andacht und Ehrbarkeit dazu treiben, ein gemeinsames Begräbnis außen vor der Stadt zu machen. Denn ein Begräbnis sollte ja billig ein feiner, stiller Ort sein, der abgesondert wäre von allen Orten, darauf man mit Andacht gehen und stehen könnte, den Tod, das jüngste Gericht und Auferstehung zu betrachten und beten, also daß derselbige Ort gleich eine ehrliche, ja fast eine heilige Stätte wäre, daß einer mit Furcht und allen Ehren drauf könnte wandeln, weil ohne Zweifel etliche Heilige da liegen, und daselbst umher an den Wänden könnte man solche andächtige Bilder und Gemälde malen lassen. Aber unser Kirchhof, was ist er? Vier oder fünf Gassen und zwei oder drei Märkte ist er, daß nicht gemeinerer und unstillerer Ort in der ganzen Stadt ist, denn eben der Kirchhof, da man täglich ja Tag und Nacht über läuft, beide Menschen und Vieh, und ein jeglicher aus seinem Hause eine Tür und Gasse darauf hat, und allerlei darauf geschieht, vielleicht auch solche Stücke, die nicht zu sagen sind. Dadurch wird denn die Andacht und Ehre gegen die Begräbnisse ganz und gar zu nichte und hält jedermann nicht mehr davon, denn als wenn jemand über einen Schindleich liefe, daß der Türke nicht so unehrlich konnte den Ort halten, als wir ihn halten, und sollten doch daselbst eitel Andacht schöpfen, den Tod und die Auferstehung bedenken und der Heiligen, so da liegen, schonen. Aber wie kann man solches tun auf einem gemeinen Ort, da jedermann muß überlaufen und wo jedermanns Tür aufsteht? Daß wenn ja Ehre soll ein Begräbnis gesucht sein, ich so mehr in der Elbe oder im Walde liegen wollte. Aber wenn das Begräbnis draußen auf einem abgesonderten stillen Ort läge, da niemand durch noch drauf liefe, so wäre es gar geistlich, ehrlich und heilig anzusehen und könnte auch zugerichtet werden, daß er zur Andacht reizte, die so drauf gehen wollten. Das wäre mein Rat, wers tun will, der tue es, wers besser weiß, der fahre immer fort, ich bin niemandes Herr.“

Solchen Worten nachzukommen, dazu gehört vor allem, daß eine Umfriedigung da ist, d. h. eine wohl aufgeführte, nicht zu niedrige Mauer, so daß der Kirchhof den Eindruck von etwas in sich selbst Geschlossenem macht. Auch die Türe, die in den Kirchhof führt, sollte der soliden Ummauerung entsprechen. Sie wird am besten aus Eisen hergestellt.

Ist es in einem Hause ungeschickt und unschön, wenn es in Folge von Engräumigkeit überall an Platz gebricht, so steht es einem öffentlichen Begräbnisplatz vollends nicht an,

[1] a. a. O.

wenn sich die Gräber nicht einmal in geordneter Weise ausdehnen können, oder wenn man genötigt ist, um an eine Grabstätte zu gelangen, über andere Grabhügel hinwegzuschreiten. Daher darf der Kirchhof nicht zu klein angelegt werden. Man rechnet bei Neuanlagen auf 35 Einwohner einen Sterbefall als durchschnittlichen Flächenraum eines Grabes 35 □, so daß bei zehnjährigem Termine eine Gemeinde von 3500 Seelen einen Kirchhof mit 35 000 □ haben sollte. Für die Einteilung sehr wichtig sind die anzulegenden Wege. Gesetzlich wird der aus verlangt ein Längs- und ein Kreuzweg. Hier darf nicht gespart werden. Das drängt sich jedermann bei größeren Beerdigungen auf, wenn das Volk in ganz unwürdiger Weise buchstäblich über Stock und Stein drängt. Wo aber Wege angelegt sind, müssen sie auch rein gehalten werden, damit sie als Wege erkennbar sind, und daß der Friedhof, soweit seine Pflege von der öffentlichen Gemeinde abhängt, den Eindruck eines Gartens macht. Die gesetzliche Bestimmung, die Denkmäler ehemaliger Gräber an die Mauer zu stellen, ist gewiß nicht so zu verstehen, daß sie dort zerfallen sollen. Sie werden besser an einem hierzu besonders bestimmten Platz zusammengestellt und aufbewahrt. Sehr freundlich ist es, wenn der Friedhof mit Bäumen ausgepflanzt ist. In einem Synodal-Vortrag des † Prälaten v. Merz in Stuttgart[1]) der für unser Land von Bedeutung gewesen ist, wird sinnig Nadelholz empfohlen um seiner stets gleich bleibenden grünen Gewandung willen. Die Bäume werden an der Mauer, namentlich in den Ecken und auf den Wegen gepflanzt. Oft bildet auch eine Linde einen prächtigen Kirchhofschmuck. Ganz widerwärtig ist es aber, wenn auf den Kirchhof tragbare Bäume aufpflanzt werden, wie überhaupt dieser Ort kein Nutzland sein darf. Es ist selbstverständlich, daß der Totengräber das auf dem Friedhof wachsende Gras für sich verwendet, aber als ganz unstatthafter Mißbrauch ist es zu bezeichnen, wenn da und dort Nutzpflanzen auf den Friedhöfen gebaut werden, oder wenn der erst der Benutzung wartende freie Raum etwa zu einem Kleeacker umgearbeitet wird. Schon das natürliche Schicklichkeitsgefühl sollte davon abhalten, wie es z. B. altgriechische Dichter zum Ausdruck bringen[2]). Wo dieses Schicklichkeitsgefühl fehlt, sollte die Behörde mit entsprechenden Weisungen nachhelfen.

Wenden wir uns den Gräbern zu, so ist die schon der Raumverteilung halber notwendige Absonderung der Gräber von Erwachsenen und Kindern allgemein durchgeführt. Hübsch ist die Sitte, sie alle die Richtung von Westen nach Osten nehmen zu lassen. Es sollte Jedermann freistehen, Familiengräber anzulegen, damit die im Leben Verbundenen auch im Tode nicht getrennt werden — eine auf dem Lande freilich selten gepflegte Sitte. Besonders wichtig ist die Behandlung der einzelnen Gräber durch die Hinterbliebenen. Ein Kirchhof mit meist unbepflanzten Gräbern erweckt den Verdacht der Gleichgültigkeit gegen die Toten. Hier und da spielt, namentlich in kleineren Gemeinden, der Eigennutz der Totengräber, denen der Grasertrag durch allgemeine Anpflanzung der Gräber geschmälert wird und die deswegen die Schlüssel zum Kirchhof nicht gern oder nicht ohne Entgelt zur Verfügung stellen, eine üble Rolle. Tun in solchem Fall die Gemeindebehörden ihre Schuldigkeit, schon bei der Wahl des Friedhofdieners, als eines Mannes, dessen religiöser Sinn ihn

[1]) Christliches Kunstblatt 1883, S. 17 ff. [2]) So Herakleides (Anthol. Palat. VII, 281):

Laß ab, laß ab die Hände (frevler) Ackersmann,
Durchfurche nicht die Asche, die im Grabe ruht.
Die Scholle selbst ist tränenfeucht, aus Tränen sprießt
Die nimmer eine kornbeschwerte Ähr' empor.

Vgl. dazu VII, 175 (von Antiphilos) in Fr. Jacobs' Übersetzung:

Also fehlet dem Ackernden wohl schon jegliches Erdreich,
Da jetzt pflügend der Stier Gräber der Toten beteilt!
Unter Gebein und Asche der Pflug, was mag du die Ernte
Frommen, die kärgliche Frucht, die du den Gräbern entführst?
Auch dein harret der Tod. Dann pflügt wohl Einer auch dich um,
Und du zahlest im Grab eigenen Frevels Beginn.

Ein verwandter Gedanke desselben Dichters ebenda VII, 176.

Dagegen führt Cicero de legibus II, 63 auf Kekrops den athenischen Brauch zurück, das Grab gleich nach der Bestattung mit Korn zu besäen: ut sinus et gremium quasi matris mortuo tribueretur, solum autem frugibus expiatum ut uiuis redderetur. Das hängt wohl mit der Armut Attikas an brauchbarem Ackerland zusammen.

vor der Abstumpfung feines Gefühls bewahrt die sich so leicht mit dieser Arbeit verbindet. Es wird sorglich immer Gemeindeglieder geben, die sich um den Verfall der Gräber der Ihrigen nicht bekümmern. Der gelegentlichen Behandlung dieser Liebespflicht in Schule und Kirche (Katechismustag!) namentlich auch im Konfirmanden-Unterricht wird gewiß gute Früchte tragen. Man lasse die Konfirmanden alle Jahre auf dem Friedhof einen Baum pflanzen oder auch eine Ziersträuch darüber stiften! Natürlich hängt der Freudigkeit zur Bepflanzung der Gräber mit ihre Beschaffenheit des Friedhofs selbst aufs engste zusammen, denn wenn keine Wege vorhanden und die Einzelgräber gewöhnlich sind, unerfreulich zu gehen oder wenn die Namen so wieder ist, daß Kinder darüber in den Kirchhof einstrigen können, um die blühenden Pflanzen zu beschädigen, so ist es am Ende niemand zu verübeln, wenn ihm der Lust vergeht etwas zur Verschönerung des Grabplätzen zu tun.

Vor der allzugroßen Ausschmückung der Gräber sei man mehr in größeren Städten Veranlassung zu warnen. Hier macht sich der Unterschied von Reich und Arm oft in verletzender in empörender Weise geltend. Auf dem Lande muß man mehr dazu ermuntern, daß nicht zu wenig und Alles in schicklicher Weise geschehe. Das Grab darf vor allem nicht in der Form belassen werden die ihm das natürliche Schwergewicht bei Erde gibt. Es ist vielmehr notwendig, daß ihm eine würdige Gestalt und dann durch eine Stein-, oder, wenn das zu teuer ist durch eine Rasenumfassung dieser Form auch Halt gegeben werde. Sind die nötigen Vorarbeiten getan, so kostet es keine Mühe, das Grab mit Blumen zu schmücken. Mit Recht empfiehlt Mez Immergrün oder Epheu als sinnigen Schmuck. Wer mehr will mag eine Trauerweide pflanzen. Dagegen wehre man die überhand nehmenden Perlenkranz- und Metallblumen-Industrie, diesen Pflanzsurrogaten des Ungeschmacks und der Afterkunst! Wem es möglich ist der schmücke das Grab mit einem Denkmal aus Holz oder Stein. Wollen wir auch bei dieser Bezeichnung unserm Christenglauben Ausdruck verleihen, so melden wir was mit der christlichen Hoffnung in Widerspruch steht so namentlich das, was eine heidnische Hoffnungslosigkeit verrät. Mez geht mit der Geschmacklosigkeit und Gedankenlosigkeit der der Anbringung von Gedenkmalern scharf ins Gericht. Er meint: „Was die wildeste Einbildungskraft in den Götzentempeln Hindustans nicht vermocht das hat die verwirrteste Phantasie auf christlichen Friedhöfen geleistet. Was für seltsame „Denkmäler der Liebe und Verehrung" gehen noch fort und fort auch aus besseren Händen hervor! Die abgebrochenen Säulen oder Obelisken, die massigen Ägyptischen Pyramiden die plumpen Felsblöcke, die gemeißelten Hügel, die Sonnen und Sterne, die in Brand gesetzten Herzen die aufgebundene Maskut verstorbener Kinderlieblingshunden und das bald überaltes, bald Übersein- aber immer des edleren, liefern christlichen Stunkbaer Frau das sich vor den großen Friedhöfen auch auf die kleinen verbreitet." Am Christen gebrannt angekehrte Fackeln das altheidnische Sinnbild vom Erlöschen des Lebens? Oder Urnen die doch nur bei der Verbrennung der Leichen Sinn haben? Die Sinnbilder der ersten Christen waren ein kleiner Palmzweig oder ein Kranz die Taube mit dem Ölzweig (Symbol ihre Heilung), das Lamm der Weinstock der Hahn (Sinnbild der Wachsamkeit), der Reich des Heils, der nach frischem Wasser schmachtende hirsch die brennende Lampe oder der Leuchter, der Anker der gute Hirte das A und O mit dem Kreuz, dem Siegeszeichen des Glaubens.

Und nun die Inschriften! Ergreifend in ihrer Schlichtheit sind wiederum die der ersten Christen. Es seien einige davon angeführt: Ps 116 18, 116, 7, 23, 4, 1 Kor 15, 55 — oder „Ehre sei Gott" und „In Frieden".[1])

In größeren Gemeinden werden gern Grabkapellen errichtet. Diese sind nicht nur ein Schutz gegen die Unbilden der Witterung und ein Raum zu ungestörter Abhaltung des Gottesdienstes, sondern durch ihr bloßes Dasein ein Zeugnis dafür, daß Kirche und Friedhof in naher Beziehung zu einander stehen. Wo die Mittel es erlauben, ist die Anbringung eines Kruzifixes oder die Anrichtung eines einfachen Kranzes an dem Kreuzungspunkt der Wege sehr zu empfehlen.

---

[1]) Vgl. Hundert Grabinschriften, herausg. von der Berliner Stadtmission.

Ein verwahrloster Kirchhof ist nicht blos ein Beweis dafür, daß es im Gemütsleben einer Gemeinde nicht richtig steht, sondern zugleich auch ein fortwährender, stiller Verderber der edleren Gefühle des Menschenherzens und eine Verletzung der religiösen Sinnesweise. Ein wohlgepflegter Kirchhof dagegen ist eine der lebenden Gemeinde liebe und den Angehörigen der Entschlafenen teure Stätte, zugleich der Ausdruck des weltüberwindenden Glaubens an dem Orte der Verwesung. Tun wir an unserem Teil allen Fleiß, daß auch diese Seite unseres christlichen Gemeindelebens in Ordnung komme, wo sie nicht in Ordnung ist, und wo die pietätvolle Behandlung der Gräber sich eingebürgert hat, daß sie nicht abnehme, damit wir uns eine stille, traulichе Stätte des Friedens vorstellen dürfen, wenn wir singen:

Dem Leib ein Räumlein gönn bei meiner Brüder Grab,
Auf daß er seine Ruh an ihrer Seite hab.

Die Veröffentlichungen der Neuen Bach-Gesellschaft nach ihrer textlichen Seite

von **Friedrich Spitta**.

Die im Januar 1900 gegründete Neue Bach-Gesellschaft hat sich die wichtige Aufgabe gestellt, den Schatz, welcher in der damals zum Abschluß gebrachten Ausgabe von Bachs Werken ans Licht gefördert worden ist, nun auch den weitesten Kreisen des Volkes zu vermitteln (vgl. M. Schr. V, S. 145). Daß das bisher nicht immer in der glücklichsten Weise geschehen ist, hat den Lesern dieser Zeitschrift die Kritik gezeigt, die im vorigen Jahrgange S. 306 K. Gerulich an dem ersten deutschen Bachfeste geübt hat, und in der tote das harte Urteil lasen: „Bei dem Berliner Bachfest ist nichts geleistet worden, was einen Schritt vorwärts bedeutet hätte in dem Streben, diejenigen Werke Bachs, die für den Gottesdienst geschrieben sind (und das sind bei weitem die meisten), nun auch wieder in dem Rahmen eines Gottesdienstes zu Gehör zu bringen oder wenigstens in einer Form, die nichts Peinliches und Störendes an sich hat." Auch auf dem 17. deutsch-evang. Kirchengesangstage zu Hamm (vgl. M. Schr. S. 213) an dem entschiedener als an allen vorhergegangenen Tagungen mit dem Dogma von der allein kirchlichen a capella Musik gebrochen und Bach als Zielpunkt der kirchenmusikalischen Bestrebungen bekannt worden ist, hat es nicht an Klagen darüber gefehlt, daß die Neue Bachgesellschaft bei den Veröffentlichungen ihre eigentliche Aufgabe noch nicht recht erfaßt habe. Von weiteren Klagen berichtet M. Schr. VII, S. 281.

Unter diesen Umständen könnte es wenig angebracht erscheinen, wenn ich die Stimmen der Klagenden um eine neue vermehre, und zwar um so weniger, als ich die Ehre habe, zu dem Ausschuß der Neuen Bachgesellschaft zu gehören, dem es doch vor anderen angelegen sein sollte, dieses zweifellos sehr wichtige Unternehmen nach jeder Seite hin zu fördern. Aber eben dieses bezwecken auch meine Zeilen, die keinem zu Lieb und keinem zu Leide geschrieben sind und gern erreichen möchten, daß in Zukunft gewisse Fehlgriffe vermieden würden, welche dem erstrebenswerten Ziele, Bach unserm Volke und unserer Kirche ganz zu schenken, nur Hinderungen bereiten müssen. —

In vier Heften liegen die Veröffentlichungen der beiden ersten Jahrgänge der Neuen Bachgesellschaft vor, davon dient eines, die Bearbeitung von Bachs Orgelbüchlein für Klavier zu 4 Händen, ausschließlich dem Hause. Die drei anderen dagegen bieten Gesangmusik: 5 Kirchenkantaten und in doppelter Bearbeitung für 1 und 4 Stimmen die geistlichen Lieder und Arien aus Schemellis Gesangbuch und dem Notenbuch der Anna Magdalena Bach. Die musikalische Seite dieser Bearbeitungen berühre ich hier nicht. Neben der Musik steht der Text, und hier habe ich den Eindruck, daß man sich im Direktorium der Neuen Bachgesellschaft noch nicht klar gemacht hat, was dabei für neue Aufgaben erfüllt werden müssen.

Bei der kritischen Gesamtausgabe der Werke Bachs gab es für den Text wie für die Noten selbstverständlich nur eine Forderung, nämlich diplomatische Treue. Jetzt aber handelt es sich um Bearbeitungen zum praktischen Gebrauch, und da tritt sofort die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit auf, den überlieferten Text zu ändern. Dafür sind folgende Fälle zu unterscheiden: 1) Der Bach'sche Text ist fehlerhaft, es liegen Schreib- bezw. Druckfehler vor oder auch Flüchtigkeiten und Ungenauigkeiten des Komponisten. Diese anzumerken hat für die wissenschaftliche nicht aber für die praktische Ausgabe Sinn. 2) Der Bach'sche Text zeigt Korrekturen des Originaltextes. Diese müssen beibehalten werden, wenn sie der Komponist absichtlich vorgenommen, bezw. befolgt und ihnen entsprechend seine Musik gestaltet hat; sie können beibehalten oder beseitigt werden, wenn eine Beziehung zur Musik nicht vorliegt, und wenn der Text, bezw. die betreffende Lesart an sich von untergeordneter Bedeutung ist; sie müssen beseitigt werden, wenn sie, ohne durch die Bach'sche Musik bedingt zu sein, Verstöße gegen Wert und Sinn des Originaltextes enthalten, zumal wenn dieser bekannt und beliebt ist. 3) Der Bach'sche Text ist für unsere Zeit unbrauchbar geworden, weil er uns unverständlich, mißverständlich oder anstößig ist. Hier muß, da die neue praktische Ausgabe nicht für Bachs, sondern für unsere Zeitgenossen bestimmt ist, vorsichtig geändert werden mit dem dazu unbedingt nötigen sprachlichen ästhetischen und religiösen Taktgefühl. Dabei wird man sich unter Umständen auch vor energischen Eingriffen in den überlieferten Text nicht scheuen, sofern man sich den Zweck der Veröffentlichung gegenwärtig hält und in diesem allein den leitenden Grundsatz für die Behandlung des Textes erkennt.

Am wenigsten tritt eine Nichtberücksichtigung dieser Grundsätze bei den fünf Kirchenkantaten auf. Doch auch hier fehlt es nicht an Versehen, die eine Text-Kommission schwerlich würde haben passieren lassen. — Nur ein Druckfehler wird es sein, wenn es S. 27 heißt „der Himmel ist nur [statt: nun] meine", und umgekehrt die richtige Korrektur eines gedankenlosen Versehens, wenn S. 82 statt „Gold und Ophir ist zu schlecht" gesetzt ist „Gold aus Ophir". Dagegen hätte man auf S. 92 die nicht minder fehlerhafte Wiedergabe der 10. Strophe aus P. Gerhardts „Ich hab in Gottes Herz und Sinn" wo so mehr nach dem Original des Dichters korrigieren müssen, als dieses der Gemeinde bekannt und jede teuer ist und als die Bach'schen Änderungen den Sinn geradezu entstellen.

„wie du wohl weißt, daß meinem Geist
dadurch sein Weg (! statt: Nutz) entstehe
und deine Ehe je mehr und mehr
sich in mir (!! statt: ihr) selbst erhöhe."

Anders steht es bei der Verwendung des Liedes „Nun komm, der Heiden Heiland" in der ersten Kantate. Es ist dies bekanntlich eine Übersetzung des lateinischen Hymnus Veni redemptor gentium durch Luther, und zwar eine solche, die ihm nicht sonderlich gelungen ist. Vermute ich recht, so ist auch deshalb dieses Lied in keines der neueren Gesangbücher aufgenommen worden; es fehlt selbst in den 150 Eisenacher Kernliedern. Die erste Strophe zumal ist ohne Einsicht in das lateinische Urbild kaum verständlich:

„Nun komm, der Heiden Heiland	Veni redemptor gentium,
der Jungfrauen Kind erkannt,	ostende partum virginis,
daß sich wunder alle Welt	Miretur omne saeculum,
Gott solch Geburt ihm bestellt."	talis decet partus deum.

Wenn irgendwo, so hätte hier die Pflicht bestanden, die Lutherschen Worte verständlich zu machen, woran niemand Anstoß genommen hätte, da das Lied in den Gemeinden unbekannt ist. Statt dessen wird der Bach'sche Text einfach wieder abgedruckt und zwar mit dem unrichtigen „daß sich wundert" statt „wunder" oder in unsere Sprache „wunder" und mit dem für unsere Leute ebenso mißverständlichen „ihm" statt „sich" in der vierten Zeile. Wer viele wird es wohl geben, die den derartigen Anfangschor der Adventskantate nach diesem Texte mit Verstand singen und hören werden? — Etwas anders steht es mit der Osterkantate „Christ lag in Todesbanden". Hier hätte zunächst eine Revision nach dem Luther'schen Original nicht geschadet, die Abweichungen bei Bach sind nicht beabsichtigt. Andererseits

aber hätte die Schlußstrophe „Wir essen und leben wohl im rechten Osterfladen“ unbedingt geändert werden müssen. Wie oft habe ich nun schon erlebt, daß Musikdirektoren mich baten, ich möge ihnen doch diese Zeile ändern, so könne man sie nicht singen und aufs Programm setzen lassen. Ganz mit Recht, denn selbst wo wie bei uns im Elsaß das Wort „Fladen“ noch im Gebrauch ist, hat es einen keineswegs edlen Klang, von anderen Gegenden kann man noch nicht einmal das sagen. Die Herren Archaisten werden natürlich solche Bedenken für zimperlich halten, aber nicht auf sie, sondern auf das Volk kommt es an. Und in der Beziehung ist es doch bemerkenswert, daß von den neueren Gesangbüchern, welche dieses Lutherlied haben, die eine Hälfte die 7. Strophe überhaupt streicht (sc. 150 Kernlieder, Bayern, Königr. Sachsen, Großherz. Sachsen, Coburg-Gotha, Meiningen, Rheinland und Westfalen, Frankfurt, Wiesbaden, Straßb. Augsb. Konfession, Ost- und West-Preußen), die andere den „Osterfladen“ beseitigt (so Brandenburg, Pommern, Posen, Prov. Sachsen, Altenburg, Rudolstadt, Hannover, Hessen-Kassel, Rußland). Ein Blick in die Gesangbücher dieser zweiten Gruppe würde auch gezeigt haben, daß die Korrektur „zum süßen Brot geladen“ sich nahezu allgemeiner Anerkennung erfreut, nur das lutherische Gesangbuch für Rußland hat hier viel weniger zutreffende Änderung: „Das Mahl wie halten alle wohl, wozu uns Gott geladen.“ Die Anfrage bei einem Hymnologen würde gehindert haben, daß nun gleich das erste Heft von Kirchenkantaten mit einem solchen Anstoß hinausgeht, an dem schließlich mehr hängt, als man sich meistens klar macht. Nur gut, daß die den Liederstrophen und dem Schriftwort hinzugefügten Dichtungen durchweg unanstößig, wenn auch oft flach und phrasenhaft sind, so brauchte da die Hand des Herausgebers nicht wesentlich zu ändern, wie es doch gar nicht zu umgehen wäre bei Stellen, wie der berühmten aus der Matthäus-Passion: „Er ist bereit den Kelch des Todes Bitterkeit zu trinken, in welchen Sünden dieser Welt gegossen sind und häßlich stinken, weil es dem lieben Gott gefällt.“ Wie viel wäre hier zu tun, um uns aus der Lage zu bringen, daß wir uns der Bach'schen Musik wegen der elendesten Reimereien gefallen lassen! Ein solcher Zustand befördert unwillkürlich die rein musikalische Schätzung und Verwertung der Bach'schen Werke, während sie doch den ganzen Menschen in Anspruch nehmen und ihn auch nach der religiösen Seite voll befriedigen sollten. Das dürfte die Neue Bach-Gesellschaft nicht außer Acht lassen.

Bei den „Liedern und Arien“ war die Aufgabe, einen guten Text herzustellen, in jeder Beziehung schwieriger als bei den Kirchenkantaten. Leider läßt sich nicht leugnen, daß die textliche Seite der beiden Ausgaben auch sehr viel schlechter geraten ist. Und das fällt um so schwerer ins Gewicht, als man in der von Joh. Zahn veranstalteten „24 Geistliche Lieder für eine Singstimme komponiert von Joh. Seb. Bach“ (Gütersloh, Bertelsmann) gerade für die uns hier interessierende Seite der Arbeit bereits ein Vorbild besaß, das leider von den beiden neuen Ausgaben nach keiner Seite hin erreicht worden ist. Es zeigt sich das schon in der Anordnung der Texte. In der kritischen Bach-Ausgabe hat der Bearbeiter des 39. Bandes (Fr. Wüllner) die Stücke alphabetisch geordnet. Im Schemellischen Gesangbuche stehen sie natürlich nicht so, sondern je in den durch die Kirchenjahrzeiten wie durch die verschiedenen Gebiete des christlichen Glaubens und Lebens bestimmten Rubriken. Mag sein, daß die alphabetische Reihenfolge für die große Bach-Ausgabe gewisse Vorteile hat, für den praktischen Gebrauch ist sie geradezu hinderlich. Um die Lieder nach ihren Anfängen schnell aufzufinden, hätte ein Register genügt, das auf Einer Seite Platz gefunden. Was hat man nun aber getan, um dem Benutzer des Buches schnell eine Übersicht zu geben über den verschiedenen Charakter der Lieder und ihn darüber zu orientieren, bei welcher Gelegenheit die Lieder zu verwenden seien? Nichts! Ich setze den Fall, es handele sich um die Verwendung eines Liedes zu Weihnachten. Aus den Liederanfängen, die ganz überflüssiger Weise noch über jedes Stück gesetzt sind, kann man nur bei Nr. 33, etwa auch bei Nr. 40 schließen, daß es sich um Weihnachten handelt, nicht aber bei Nr. 29, 39, 58, und wer sagt, daß nicht auch noch in Nr. 59—76 Weihnachtslieder zu finden seien. Es bleibt also nichts übrig, als alle 25 durchzulesen. Heißt das, diese Lieder zum praktischen Gebrauch herausgeben? Ursprünglich waren sie für den praktischen Gebrauch erschienen, und wenn man im Schemellischen Gesangbuch die Rubrik aufschlug „Von der Geburt Jesu Christi“, so hatte man in einer

Minute jene 8 Lieder bei einander, nach denen man jetzt eine Stunde suchen kann. Zahn bietet die Lieder zuerst in der Reihenfolge des Kirchenjahres und dann in sachgemäßer Ordnung, anderdem aber gibt er ihnen auch entsprechende Überschriften wie An der Krippe zu Bethlehem, Gethsemane, Auf Ostern, Am Pfingsten, Gottverlassenen, Todessehnsucht u. dergl. Weshalb hat man sich daran kein Vorbild genommen?

Dieselbe Frage muß man aufwerfen wenn man ins Auge faßt welche Auswahl aus der Textfülle des Schemellischen Gesangbuches in unseren Ausgaben vorliegt. Während Zahn bis zu 4 Strophen den Sängern zur Auswahl stellt, geht W(üllner) nur bis zu 3, Ussomann) nicht über 2. Letzteres ist unter allen Umständen zu wenig zumal bei Liedern von kleinem Versbau, die eine um so häufigere Wiederholung wünschenswert machen, je schöner sie sind. Auch die Auswahl der Strophen ist bei W und N nicht immer glücklich. Dem herrlichen Liede „Komm, süßer Tod" hat Z in seinem Empfinden die Strophen 1. 2 u. beigegeben, in deren Schlüssen die schöne Steigerung herauskommt: „Drück mir die Augen zu," „Ich schließ die Augen zu" „Mein' Augen sind schon zu", und zu entsprechender Akzentuierung der Strophen Anlaß gibt. W und N haben nur die erste und letzte Strophe gewählt, und letzterer hat sich noch der Korrektur erkühnt. „Mein Augen schließt ich zu". Wie viel von der Poesie dieses unvergleichlichen Stückes ist damit zu Falle gekommen! — Bei dem stimmungsverwandten Liede „Liebster Herr Jesu" wo bleibt da so lange" bleiben W und N nur zwei Strophen während Z. 5 hat — wie mir scheint das Mindestmaß bei einer so herrlichen Komposition. Immerhin hat W mit Z. die schönste der 7 Strophen der ersten hinzugefügt „Allbereit schmücke dich gläubige Seele", während N. die recht minderwertige zweite wählt was der er dann mit Recht die „verdrießlichen Thränen" beseitigt und sie zu „bitteren" gemacht hat. — Von dem Optzschen Abendlied „Auf auf, die rechte Zeit ist hier", von dem N. die beiden ersten Strophen ausgewählt hat, bietet W noch eine dritte, die aus Str. 7 und 4 zusammengesetzt ist. Dabei ist aber außer Acht gelassen daß das Lied eine Versifikation der alttestamentlichen Epistel ist, die Sirach, Kirch 15, 11—14. ist, sodaß durch diese Umdichtung nicht blos die Optzsche Gedankenfolge sondern auch die der Gemeinde sehr wohlbekannte des Paulus in Verwirrung gekommen ist. An derartiger Zusammenschweißung verschiedener Strophenteile zu einem Ganzen von zuweilen sehr seltsamen haben es auch sonst W wie N nicht fehlen lassen. Diese in allen Fällen unnötige Rücksichtslosigkeit den Originalen gegenüber mag man bei unbedeutenderen und mittelmäßigeren Liedern wie Nr. 22, 41, 87, 89 noch passieren lassen, aber unentschuldigt ist es, wenn man sich derartiges bei einem so schönen und der Gemeinde teueren Liede wie P. Gerhardts „Gib dich zufrieden und sei stille" erlaubt, wie N zweimal Str. 6 und 5 einmal Str. 5 und 2 ganz mutwillig kombiniert und die schöne Einheit der denselben Strophen zerreißt. Dabei hält N es nicht einmal für nötig, den offenbaren Druckfehler des Schemelli sehen Gesangbuches in Str. 2 „Kreuz und Not" nach dem Original „Kreuz, Angst und Not" zu verbessern, sondern ändert ohne weiteres nach eigenem Belieben „Unglück und Not." Nicht anders macht es es mit Str. 4 aus S. Dachs „O wie selig seid ihr doch ihr Frommen", wo in der letzten Zeile: „ist der frommen Seelen Freud und Wonne" im Schemellischen Druck das „Seelen" ausgefallen ist und N einfach konjiziert „ist allein der Frommen Freud und Wonne". In denselben Stücke macht W ein noch gröberes Versehen. Dem 6 strophigen Dachschen Liede sind bei Schemelli zum Zwecke des Wechselgesanges 6 Strophen gegenübergestellt welche die Antwort der seligen Geister enthalten, und letztere schließen sich dann in 2 Schlußstrophen noch mit den leidenden Menschen zu einem Lobgesang zusammen. W hat nun von dem so tief melancholischen Dachschen Liede zwei Strophen unterdrückt (die zweite ebenfalls mit eigenmächtiger Korrektur eines Druckfehlers der Schemelli), und daran schließt er dann die achte der neun J. Boomgartens nachgedichteten Strophen eine Aufforderung an Menschen und Engel, Gott zu loben die nun zu dem Vorhergehenden paßt wie die Faust aufs Auge. (Das Lied ist S. 342 abgedruckt.)

Aber ich bin bereits in die Besprechung des Textes selbst eingetreten und dabei hat sich schon herausgestellt, daß die beiden Herausgeber der „Lieder und Arien" trotz der gleichen Textunterlage zu ganz verschiedenen Rezensionen gekommen sind, und zwar sind die

Nr. 14.

Differenzen zwischen W und N nicht zu mannigfaltig, vereinzelten Stellen zu finden, sondern zeigen sich bei der Mehrzahl der 75 Gesänge. Man sieht hieraus am besten, daß offenbar kein Mensch in den Direktion der Neuen Bachgesellschaft daran gedacht hat, daß es sich bei der Herstellung des Textes auch um Aufgaben handle die nicht von selbst gelöst werden. Wieder W noch N haben in der Behandlung des Textes den Takt und das Geschick gezeigt die in der Ausgabe von Z durchweg vorhanden sind. Daneben ist W auch an meisten den hier zu machenden Aussprüchen gerecht geworden, während die Redet von N von einem jedem der sich die Mühe gibt die Texte zu vergleichen den schärfsten Tadel erfahren wird.

Dieses Urteil muß ich leider durch einige Tatsachen begründen. Dabei will ich ganz absehen von solchem, was vielleicht als Druckfehler zu beurteilen ist. Bei W habe ich mir folgendes notiert.[1]) Nr 4 Ste 1 Z 3 Schuß statt Schaß, Nr 5 Ste 1 Z 7 ach ſt. auch; Nr 6 Ste 2 Z 4 Fest ſt Schaß, Nr 21 Ste 1 Z 5 im ſt rin, Nr 26 Ste 1 Z 3 ſie ſt. ſich. Nr 39 Ste 3 Z 2 entnennt ſt verneunt, Nr 64 Ste 2 Z 9 trägest ſt trägel, Nr 69 Ste 1 Z 5 dir ſt dir, Nr 95 Ste 2 Z 4 wolleſt. Bei N folgende: Nr 4. 21 75 wie bei W Aufgedem Nr 13 Ste 2 Z 8 Feenden ſt Feleden, Nr 16 Ste 1 Z 3 innern ſt ehren, Nr 39 Ste 2 Z 4 em ſt. sein. Ich bemerke ausdrücklich, daß dieses Verzeichnis nicht im entferntesten Anspruch auf Vollständigkeit macht.

Um mit dem Äußerlichsten zu beginnen, so fehlt bei der Behandlung archaistischer Eigentümlichkeiten in der Schreibe jedes Prinzip und jede Konsequenz. Man schreibt „an deinen Krippen" (Nr 53), „meinee Seelen" (Nr 36) koexistent aber „Hollen" in „Hölle" (Nr 31 N) „arm der Sünden" Nr 89 in „arm den Sünden" N behält „meine schwache Saiten" (Nr 2) „ihre erleuchete Stunden" (Nr 18) bei, das W modernisiert. In Nr 19 Ste 2 Z 6 liest W mit dem Original „durch welches nun ſo wohl geſchieht". N korrigiert „er führt mich hin zum wahren Licht", läßt aber in Nr 3 Ste 1 Z 2 ruhig das „geſchicht" stehen. Derselbe eitelt Nr 42 „nunmehr" durch „ja nun" und Nr 20 „nunmehro" durch „zuletzt noch", aber in Nr 82 macht er aus „ist nunmehr aufgenommen" nur „ist nunmehr demaufgenommen" W. liest Nr 10 Ste 1 Z 1 ſleucht hingegen Nr 34 Ste 2 Z 7 „gieß" statt „geuß" — Nicht anders steht es, wo das Prinzip des Silbenzählens den Rhythmus geschädigt hat. „Alles, was lebt weit und breit" (Nr 59 Ste 2 Z 3) ändert N in „Alles Alles weit und breit". W in „was da lebet weit und breit", dagegen füllt es keinem ein „lebendiger Wind" in Nr 7 Ste 1 Z 3 in „Du lebendger Wend" zu ändern.

Aus der Unzahl mehr oder weniger unnötiger Änderungen des Textes kann ich nur einige hervorheben die dessenthalb zur Begründung des oben abgegebenen Urteils genügen werden. Im Rest ſchen Weihnachtslied „Ermuntre dich mein schwache Geist" Nr 16 Ste 1 Z 5 liest N „den Heiland den der Himmel preist", W „das Jesuskind das Vater heißt" während das Original lautet „ein kleines Kind das Vater heißt". Wäre eine Kommission für einheitliche Schreibung der Textformen vorhanden gewesen, so würde diese

[1]) Auch W 5 Arien in Bd 39 der Bach-Ausgabe läßt, was den Text betrifft, die sattige philologische Sorgfalt vermissen. Mit sind folgende Versehen aufgefallen: Nr 14 Z 2 nicht statt so, 16 5 warum, ſt darum, 29, 2 Herbes ſt liebſtes, 32, 6 zum ſt in, 40, 3 hohen ſt herbern, 60, 4 umfangen ſt gefangen, 62, 5 aus ſt aus. Bei der Variante in Nr 40 kann es fraglich sein, ob es sich nur um ein Schreibversehen oder um eine bewußte Korrektur handelt. Es „herbe Lüfte (= leere Lüfte" sind unserm Sprachgebrauch ein sehr unpoetischer Ausdruck ist, „hohe Lüfte" ist allerdings erst recht sinnlos. Da nun Wüllner in dem Kommentar des 39. Bandes der Bach-Ausgabe S. LVI—LXIII und im Texte S. 256 294 immer „hohen" schreibt so sangte ich mich, ob W's Lesart nicht doch vielleicht auf einen alten Textzeugen zurückgehe. Allein nach genauer Vergleichung stellt sich heraus, daß bei Schemelli auf S 133 unter den Noten und im Texte „herben" im Register „herben" steht, in Pdll. Em Bachs Ausgabe des altmundigen Choralgesanges seines Vaters (Leipzig 1784) steht unter Nr 161 „herben", in Vopelius neuem Leipziger Gesangbuch (1682) steht auf S 68 f unermal „herben" im Register „hohlen", derselbe Irrtum hat Joh Cruger's Praxis pietatis, und in Johann Franck's Geistliche Lieder. Auch der Ausgabe letzter Hand unverändert herausgegeben von J. K. Pasig liest man auf S 9 „hohlen" — Auch in diesem Punkte zeigt sich Joh Zahn (Die Melodien II Nr 5003) als bee zuverlässiger. Wie ee, so auch 3 B Koch III, 385 IV, 140 Rochee I Nr 193 u a.

wohl den Anstoß durch deutlicheres Hervorheben von Jesaja 9, 5 beseitigt haben, also „ein Kind, das Ewig-Vater heißt". Während W im übrigen die Strophe ungeschoren läßt, macht N aus der schönen Wendung „dadurch die Welt mit Treuen als seine Braut zu freien" die Banalität „Er will durch sein Erscheinen uns ganz mit Gott vereinen." Von gleichem Geschmack zeugt es, wenn N das Richter'sche „Es glänzet der Christen inwendiger Leben, obgleich sie von außen die Sonne verbrannt" ändert in ..... obgleich sie entbehren den irdischen Tand", von den weiteren Verdollhornungen des berühmten Originals nicht zu reden, und wenn Joh. Eusebius Schmidt in Nr. 21 Str. 2 die Korrektur erfährt: „Nichts ist, was mir noch Angst und Sorge macht, da Jesus sprach: Er ist vollbracht", statt: „Darum wenn auch gleich alles bricht und kracht, sag ich getrost: Es ist vollbracht." Die kleineren Änderungen, welche beide an P. Gerhardts „Gib dich zufrieden" vorgenommen haben, sind ebenso unnötig als unschön, W. Str. 1 „in ihm ist (statt: ruht) aller Freuden Fülle", N. Nr. 24 Str. 2 „magst du Gott getrost nur (statt: gar kühnlich) sagen", „hat auch den Tod in seinen Händen" (statt: „ja auch den Tod hat er in Händen"). Beide Herausgeber ertragen es nicht, wenn es in dem Pfingstlied von Val. Löscher in Anspielung an Römer 6, 23 heißt: „und wer die Erstlinge von seiner Gnade träget", und ändern deshalb: „wer Gottes Gnade fromm in seinem Herzen heget". In Nr. 51 Str. 1 macht N. aus „alle Bäche Belial," da ihm vermutlich Psalm 18, 5 nicht bekannt war, „alle Pein des Belial". Das Passionslied der Elisabeth von Senitz „O du Liebe meiner Liebe" haben W. und N. wiederholt verändert, anstatt daß sie die Schemelli'sche Rezension nach dem Originale hätten verbessern sollen. Die Schlußzeilen der 1. Strophe aus Rists „O Ewigkeit, du Donnerwort", liest man bei W. und N. statt „Mein ganz erschrockner Herze bebt, daß mir die Zung am Gaumen klebt" in der harmlosen Fassung: ..... „wenn mir dies Wort im Sinne schwebt", natürlich ist auch in Str. 2, wohl aus Unkenntnis von Apok. 19, 20, der „heiße Pfuhl der Schmerzen" in „unerhörte Schmerzen" umgeändert. Ebenso scheint N., oder auch Z., nicht beachtet zu haben, daß Nr. 57 Str. 1 Z. 3—8 auf Psalm 17, 15 zurückweist, und lesen deshalb statt „Wann werd ich satt und froh mit Lachen, o Herr, nach deinem Bild erwachen", „frei und froh" (Z.) bezw. „selig und" (N.). Gegen gewisse Worte und Vorstellungen scheint N. wie W. eine physische Abneigung zu haben; z. B. gegen „Reben", das N. in Nr. 54 Str. 1, beide in Nr. 34 Str. 1 beseitigen und dabei Korrekturen vornehmen, die der Eigenart ihres Geschmackes entsprechen. W.: „dein im Tod und auch im Leben," N.: „auch nicht vor dem Tode beben." Oder gegen „wert". Aus dem „werten Licht" Nr. 55 macht N. „das helle Licht", aus dem „werten Geist" machen beide den „heiligen Geist": ein recht deutliches Zeichen dafür, wie wenig sie in den evangelischen Kirchenliedern zu Hause sein müssen, sonst wäre ihnen doch wohl Luthers Bitte an den heiligen Geist: „Du wertes Licht, gib uns deinen Schein" oder aus „Allein zu dir, Herr Jesu Christ" die Wendung der 4. Strophe: „Und Gott dem werten heiligen Geist" eingefallen.

Doch genug und übergenug von diesen Dingen, mit denen ich unsre Leser noch einige Seiten weiter quälen könnte. Die besondere der N. hervortretende Neigung, die Originale zu ändern, würde man viel weniger scharf beurteilen können, wenn nicht derselbe Herausgeber an anderen Stellen, wo im Einzelnen und im Ganzen Änderungen notwendig oder doch erwünscht gewesen wären, versagt hätte. Beispielsweise liest gerade N. in Nr. 62 „Mein Gott ist tot", während nicht bloß W., sondern auch Z. haben: „Mein Freund ist tot". Das für uns in einem Passionsliede schwer erträgliche „Jesulein" (anders steht es bei Weihnachtsliedern, wo es sich um das Kind handelt, vgl. Nr. 55) hat N. in Nr. 6 beibehalten, W. hat es beseitigt. Auch in Nr. 12, 66 u. s. w. hätten gewisse schwülstige Wendungen getilgt werden dürfen, die hier auch W. gelassen hat, während er sonst gelegentlich gute Änderungen vornimmt, wie in Nr. 27, 38, 54. Weiter hierauf einzugehen hat an diesem Orte keinen Sinn. Sollte von den fraglichen Bänden eine neue Auflage nötig werden, so müßte jedenfalls die Arbeit an den Texten von neuem gemacht werden. Vorläufig kann man nur wünschen, daß über die Veröffentlichungen der folgenden Jahre ein Mann der kirchlichen Praxis und zugleich der wissenschaftlichen Liturgik und Hymnologie wache, von den Musikern kann man füglich nicht verlangen, daß sie auch in diesen Sätteln

gerecht sein sollte. An Stelle des seines Befindens wegen zurückgetretenen hochverdienten Gründers der Neuen Bach-Gesellschaft, Professor Dr. Kretzschmar ist als Vorsitzender des Direktoriums Herr Geh. Kirchenrat, Professor D. Rietschel von Leipzig gewonnen worden. Wir haben zu ihm das Vertrauen, daß er dafür Sorge tragen wird, daß die kirchlich-praktische Seite des wichtigen Unternehmens besser als bisher zu ihrem Rechte komme.

Der Abendmahlskelch

von Superintendent **Richard Bürkner** in Gößnitz (Rhön)

Professor Drews, in seiner trefflichen evangelischen Kirchenkunde, stellt für das Königreich Sachsen die unerfreuliche Tatsache statistisch fest, daß die Teilnahme am heiligen Abendmahl seit lange schon in stetem Rückgang begriffen ist. In anderen deutschen Landeskirchen hat man genau dieselbe betrübende Beobachtung gemacht, wenn man auch dort die Abnahme der Abendmahls-Beteiligung noch nicht so ziffernmäßig klar zum Ausdruck gebracht hat, wie das der Gießener Professor für Sachsen tat. Es ist es jedenfalls aber allen Zweifel erhaben, daß in der Mehrheit der deutsch-evangelischen Bevölkerung die Teilnahme an der Abendmahlsfeier unaufhaltsam sinkt. Auf alle die verschiedenartigen Ursachen, die dieser auffallenden Erscheinung zu Grunde liegen oder liegen müssen, will ich hier nicht eingehen. Nur eine will ich nennen. Es ist der Abendmahlskelch. Das Kreuz ja freilich wie bitterste Ironie, wenn der Kelch der durch die Großtat der Reformation unter heißen Kämpfern der Gemeinde zurückerobert worden ist, gerade daran schuld sein soll, daß der Gemeinde die Freude am Genuß des Abendmahls im Schwinden begriffen ist, aber wenn wir ehrlich und nüchtern der Wirklichkeit ins Auge sehen, ohne uns durch unsere innersten Herzenswünsche oder durch erbauliche Redensarten die Klarheit des Urteils umnebeln zu lassen, so werden wir wohl oder übel gezwungen sein zuzugeben, daß, der Kelch ist an dieser Minderung der Abendmahlsgemeinschaft erheblich mit Schuld. Und zwar in zunehmendem Maße mit der Verfeinerung der Lebenssitten, und zunächst noch weit stärker in der Stadt als auf dem Lande.

Im Dorfe nimmt gemeinhin kein Mensch Anstand, mit fremden Leuten aus einem Becher zu trinken, da geht noch immer in froher Gesellschaft das Glas im Kreise herum, und jeder setzt es unbedenklich an seine Lippen. In der Stadtbevölkerung ist solcher Brauch aber im Laufe des letzten Jahrhunderts allmählich ganz abgekommen, das verfeinerte Gefühl ekelt sich geradezu davor, mit wildfremden Menschen zusammen denselben Kelch leeren zu sollen. Und diese verstärkte Feinfühligkeit für das Unappetitliche steigert unaufhaltsam vorwärts. Sie dringt schon auf das flache Land. Kenne ich doch Dorfpfarrer, der unbedenklich eingestehen, wie sie durch eine Wendung oder — wenn es ihnen möglich ist — durch einen Wechsel des Kelches Sorge zu tragen wissen der Pfarrfrau, wenn sie an die Reihe kommt ein Stückchen noch unberührten Reichtums an der Lippen zu setzen. Das mag nicht hübsch sein, aber wer will denn die städtisch erzogene Frau Pfarrer darüber schmähen, wenn man auch in ihr der erzogene Ekel vor dem gemeinsamen Genuß aus einem Trank gesetzt so groß ist, daß sie sich schaudert, ihren Mund dort aufsetzen zu sollen, wo eben ihr Vordermann mit dem ungewaschenen Gesicht und dem duftigen Schmutzbart getrunken hat? Da ist es leicht aber trostlos, zur Überwindung des Ekels zu mahnen, in solchen Dingen ist ein überaus schweres Auflommen gegen Empfindungen, die uns gleichsam mit der Muttermilch eingesogen hat. Und eine Mutter soll doch schließlich das Liebesmahl des Herrn nicht sein.

Und wenn man nun auch über diese Verzärtelung des modernen Menschen donnern und wettern wollte, diesem gegenwärtigen verfeinerten Empfinden ist ein gewaltiger Bundesgenosse in der neuzeitlichen Gesundheitslehre erwachsen. So lange die Kinder unseres Geschlechts in der Ansteckungsangst und der Bazillenfurcht groß gezogen werden, wie das jetzt geschieht und vermutlich weiter geschehen wird, so lange werden wir die von der modernen Hygiene verklärten Söhne und Töchter unserer Zeit nicht mehr dazu bringen, daß sie sonder

Scheu und mit ungemischter Freude die Lippen an den Becherrand setzen werden, den schon so und so viele Leute berührt haben, die allerlei Krankheiten in sich tragen mögen, oder denen man gar den Ausschlag im Antlitz absieht. Da hilft auch alles oft wiederholte Auswischen des Kelches nichts dagegen, höchstens eine vollkommene Spülung des Gefäßes könnte die bangen Gemüter einigermaßen beruhigen. Aber wer will und wird denn als Pfarrer gern am Altare immer mit Wasser und Tuch hantieren wollen, und tut er der Kirchendiener, würde dieser Waschgeschäft wahrlich auch nicht zur Erhöhung der Andacht beitragen.

Falls — was als sicher anzunehmen ist — die Scheu vor dem gemeinsamen Genuß aus einem Kelche weiter zunehmen wird, dürfte schließlich kein anderer Ausweg übrig bleiben als die Rückkehr zur katholischen Sitte, nicht der Kelchentziehung, oder der Kelchgestaltung, d. h. wir werden nicht mehr große Gemeindebecher, sondern nach Art der Meßkelche kleine Einzelkelche herstellen lassen müssen, von denen jeder Abendmahlsgast einen für sich allein oder etwa höchstens noch zur die Seinigen in die Hand bekommt. Schon wird bei der Abendmahlsfeier der Brüdergemeine das Brot dermalig verteilt, daß jeder Gast am Tische der Herrn sein Stück erhält und alle genießen sodann auf die auffordernden Worte des die Feier leitenden Bruders hin zu gleicher Zeit ihren Bissen. Das wirkt sehr feierlich. Ganz ebenso ließ sich nun der Genuß des Weines gestalten, daß jeder Feiernde sein kleines silbernes Becherchen gefüllt in die Hand bekäme und daß dann alle im gleichen Augenblick auf die Aufforderung des Geistlichen das Trinkgefäß zum Munde führten. Das könnten kleine Becher sein, versilbert und innen vergoldet, nach den vorhandenen Mitteln auch etwas verziert und ausgeschmückt, aber die völlig schlichte und schmucklose Einfachheit der Ausstattung würde auch kein Schaden sein.

Man sagt mir, das seien Zukunftsträume. Gewiß sind es das. In amerikanischen Kirchen haben die Familien bereits eigene Becher. Die schwierige und ernste Frage will auch an dieser Stelle noch gründlich erwogen werden. Vgl. Allg. Ev. Luth. KZ 34 (1901) Sp. 732 ff. Aber ich meine, man muß solchen Dingen klar ins Auge sehen und sich bei Zeiten auf den Wandel ihrer Gestaltung einrichten, wenn man einen bestimmenden Wechsel des Zeitgeschmacks wahrnimmt. Es ist eine leidige Gewohnheit unserer Kirchen, daß sie sich jede Veränderung der kirchlichen Sitte immer erst durch die eingetretenen Gefahren oder irgend einen äußeren gebieterischen Zwang abtrotzen lassen, was denn nie ohne Minderung des Ansehens und der eigenen Würde geschieht. Der kluge Mann baut vor.

Freilich, für jetzt und für die allernächste Zukunft brauchen wir noch den altgewohnten Abendmahlskelch, und wir haben deshalb darauf zu achten, daß der würdig und zweckmäßig zugleich gestaltet sei. Und zwar vor allem wir Lutheraner. Denn ein Trinkgefäß, das, wie es bei den Reformierten die verständige Sitte ist, dem Genießenden zu jenem Gebrauche in die Hand gegeben wird, bedarf nicht einer so ausgeklügelten Form wie der Becher, den der Pfarrer nach mittelalterlichem Brauche von erhöhter Altarstufe aus den Gemeindegliedern an die Lippen setzt. Aber leider sind diese Kelche oft nicht ausgeklügelt genug, sondern sehr gedankenlos dargestellt. „Schöne" Abendmahlskelche mit anmutiger Form und reicher Ausschmückung gibt es genug, aber wirklich brauchbare sind viel seltener, als man denkt.

Was ist der Kelch? Ein Trinkgefäß, das vom Geistlichen in der Hand gehalten wird und auf dem Altartisch fest aufstehen soll. Demnach hat der Kelch drei Teile: die Trinkschale, den Handgriff und den Fuß. Für den Handgriff sagen wir gewohnheitsmäßig Knauf. Die lateinischen Bezeichnungen dieser Teile in der hergebrachten Kirchensprache tun dabei nichts zur Sache. Wir bilden und brauchen keine mittelalterlichen Kelche, sondern deutsche der Gegenwart.

Nun hat die kirchliche Kleinkunst in allen Stilperioden mit den jeweiligen Formen des Zeitgeschmacks bei wechselndem Glück und Geschick diese drei Kelchteile ausgebildet. Den Anfangsformen und Zwischengliedern abgesehen, unterscheiden wir vornehmlich Kelche der romanischen, der gotischen und der Renaissance-Zeit. Bei den romanischen Kelchen überwog die runde Linie. Die Trinkschale war fast halbkugelförmig gebildet, der Knauf wie eine etwas abgeplattete Kugel geformt, der Fuß in kreisrunder Linie geschwungen. Die Gotik ersetzte die halbkugelige Form der Trinkschale durch die eiförmige, später durch die

kegelförmige, bei der vom leise geschweiften Boden des Gefäßes aus die Wandung in grader Linie schräg nach außen aufwärts steigt. Der Knauf erhielt Einkerbungen und später aus dem flachrunden Kern herausragend sechs runde oder übereckgestellte viereckige Zapfen. Der Fuß zerlegte sich aus dem Kreisrund in die Form der sechsblättrigen Rose. Die Renaissancezeit behandelte den Kelch freier, ließ den Fuß weit aufschweifen, formte den Knauf schwächer und schlanker und bevorzugte bei der Trinkschale die geschweifte Tulpen- oder Pokalform.

Zweifellos ist von diesen geschichtlichen Formen die Renaissancegestalt die unbrauchbarste. Ich bitte dazu einen Blick auf die beigefügte Abbildung zu werfen, auf der die fünf Abendmahlskelche meiner hiesigen Kirche wiedergegeben sind. Da steht in der Mitte der Renaissancekelch, in Barockformen 1729 geschaffen, recht stattlich mit silbernen aufgelegten Ornamenten und allerlei Flachbildzierrat, aber sehr unpraktisch. Der Fuß ist unnötig weit ausladend, so daß er sich mit seinem Rand in die Talarärmel des Geistlichen einzwängt. Der Knauf ist viel zu schlank und füllt die hohle Männerhand, in der er doch wie bei einem Kugelgelenke liegen mußte, längst nicht aus. Die Trinkschale ist viel zu hoch und zu eng, es ist für den spendenden Pfarrer unmöglich zu sehen, wie weit sie geleert ist, und man muß deshalb stets gewärtig sein, aus ehr zu viel oder zu wenig Wein in den

Mund des Trinkenden zu schütten. Als besondere zweckmäßig gilt heute die gotische Form, wie im Bilde der zweite, vierte und fünfte Kelch zeigt, aus dem fünfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert stammend. Ich kann mich auch hier nicht recht für die gotische Form begeistern, so wohlgefällig sie auch dem Auge ist. Zunächst ist der Fuß in Rosengestalt (Kelch 2 und 4) nicht so zweckmäßig, wie man meinen sollte. Ich weiß das selbst, seit sich nur einmal der Ärmelrand meines Talars in einen der Einschnitte so fest einklemmte, daß ich in der freien Bewegung des Kelches behindert war. Seitdem glaube ich doch unbedingt der kreisrunden Form des Kelchfußes den Vorzug geben zu müssen. Der hochgotische Knauf mit seinen Zapfen — wie ihn der vierte Kelch auf der Abbildung zeigt — ist vollends höchst unpraktisch, denn diese eckigen Gebilde bohren sich mit ihren scharfen Kanten sehr störend in das Fleisch der spendenden Hand und können bei längerem Gebrauche der Kelches geradezu schmerzhaft wirken. Es ist darum stark darauf zu dringen, daß stets die flachgedruckte Kugel für den Knauf gewählt werde, der nur so wirklich fest und behaglich in der hohlen Hand der spendenden Geistlichen ruht und dabei jeder leisen Bewegung des Handgelenks unbedingt folgt. Die kegelförmige Bildung der Trinkschale (Kelch 2, 4, 5) ist zweifellos sehr zweckmäßig, und so würde dieser gotischen Form unbedingt der Vorzug zu geben sein, obwohl in unseren Katalogen über Kirchenausstattung zumeist noch die tulpenartige Pokalform der Renaissance vertreten ist. Ich persönlich habe seit langer Zeit für die gotische Kegelform eine Lanze eingelegt, die ich hier in meiner jetzigen Gemeinde den an erster Stelle abgebildeten Kelch vorfand. Er ist silber-vergoldet

wie die anderen dabei sehr sorgfältig ausgeführt und für das Auge durchaus wohlgefällig. Zweifellos ist er sehr alt; aber mir fehlt jeder Anhaltspunkt darüber, wann er gebildet sein mag. Ich bin nicht Einzelforscher genug in diesen Dingen, um hierüber eine sichere Mutmaßung hegen zu können, würde aber dankbar sein, wenn einer der kundigeren Leser mir Aufschluß geben wollte, ob ähnliche Formen sich auch sonstwie vorfinden, und in welcher Zeit etwa sie gebildet wurden. Jedenfalls weiß ich das Eine, daß, seitdem ich diesen Kelch gebrauche, mir keine andere Form mehr recht gefallen mag. Gewiß, der Knauf ist nicht völlig ideal, aber er liegt doch fest und sicher in der Hand. Aber geradezu vollendet ist die Trinkschale mit ihrer flachgebogenen Wandung gebildet. Der Geistliche kann die ganze Schale bis zum Grunde übersehen und sie mit spielender Sicherheit bis auf den letzten Tropfen in den Mund der Kommunikanten gießen, ohne irgendwie Gefahr zu laufen, den Wein zu verschütten oder ihn wider Willen trotz der Senkung der Hand im Kelche zu behalten. Ich glaube daher, mit aller Bestimmtheit nimmerhin für diese halbflache Trinkschale eintreten zu müssen, und empfehle sie dringend zur Nachbildung. Die ganze gedrungene Gestalt des Kelches ist dabei durchaus lobenswert, die Ständer pflegen zumeist zu lang oder zu hoch gestaltet zu werden und nehmen so zuviel Aufmerksamkeit in Anspruch. Der ganze hochgezogene Ständer ist aber dann ganz überflüssig, wenn der Fuß nur eine feste Stellung gewährt und zwischen ihm und dem Becher gerade so viel Raum ist, daß eine Männerhand ungestört den Knauf umschließen kann.

In solcher Weise bilde man die Abendmahlskelche für die lutherische Sakramentsfeier, und man wird dadurch nicht nur ein „schönes", sondern vor allem ein würdig-zweckmäßiges Gerät erhalten. Dabei ist es natürlich völlig gleichgültig, aus welcher vergangenen Stilepoche man die Zierformen wählen will, mit denen man etwa den Kelch noch ausschmücken möchte. Ob das romanische Kreisformen oder gotische Zierbildungen oder Ornamente aus der Renaissancezeit, dem Barock, dem Rokoko, dem Empire, der Sezession oder des Jugendstils sind, ist ganz unerheblich; man kann mit allen diesen Stilformen etwas Schönes, Kirchlich-würdiges, Praktisch-brauchbares gestalten. Die Hauptsache ist auch hier bei nur immer die, daß man sich klar wird, zu welchen Zwecken ein solches Gerät gebraucht wird, und wie darum seine einzelnen Teile zu bilden sind, daß sie diesem Zwecke möglichst vollkommen entsprechen.

Kritiken und praktische Winke für Bußtag, Totenfest und Advent

von **Friedrich Spitta.**

Bezüglich des Bußtages, der jetzt in Preußen und auch in anderen Landeskirchen mit dem Totenfeste, bezw. dem Ende des Kirchenjahres nahe zusammenfällt, habe ich im vorigen Jahrgang einige Bemerkungen gemacht (S. 396), auf die ich jetzt zurückweise. Dazu wolle man sich Köstlins Betrachtungen über die Litanei zu nutze machen (S. 224 bis 230, 252 bis 256). Auf S. 253 findet man geradezu eine Bearbeitung der Litanei für den Bußtag. Im übrigen entspricht es dem Charakter eines solchen Tages, daß der Chorgesang etwas zurücktrete (vgl. Notenbeilage). Besonders ist auch darauf zu achten, daß man hier den unbegleiteten Gemeindegesang verwende, dessen schmuckloser Ernst die Grundstimmung der Bußfeier mächtig zu heben im Stande ist. Wo man das nicht glaubt wagen zu dürfen, mache man es wie in Hannover, wo der Hauptgottesdienst nicht mit dem Gesang, sondern mit dem knieend verrichteten Bußgebet beginnt, das mit dem Anschlagen der Betglocke begleitet wird und nach welchem dann erst die Orgel mit leisen Registern einsetzt.

Das Totenfest wird durchweg sehr reich mit Musik ausgestattet. An größeren Werken, die sich in den mir vorliegenden Programmen finden, nenne ich an erster Stelle von Schütz die nach lange nicht genug gewürdigten „Musikalischen Exequien", die in Klavierauszug und Stimmen bei Hug & Co. erschienen. Chor und Solisten eine relativ leichte und sehr dankbare Aufgabe bieten und vor allem beim Eintritt des Chores der Verklärten im letzten Satze von unbeschreiblicher Wirkung sind (vgl. M. Sche. III, 301–306, IV, 25 f.; V, S. 31 f.), von Bach die Trauerode und aus den vielen hier zu verwenden-

den Kantaten vor allem den Actus tragicus „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit“, von Liszt die Seligpreisungen aus dem „Christus“, von Brahms den Begräbnisgesang „Nun laßt uns den Leib begraben“ und das deutsche Requiem, von A. Becker das Kirchenoratorium „Selig aus Gnade“, von Herzogenberg die Totenfeier op. 80 und den dritten Teil der Erntefeier. — Die an erster Stelle genannte Komposition zeigt in wiefern gerade am Totenfest die Form des Wechselgesanges in dem Wesen dieser Feier begründet ist. Der um die Toten trauernden und die Gemeinschaft mit ihnen festhaltenden Gemeinde antwortet auf die Stimmen ihrer Klage und Sehnsucht das Wort der göttlichen Verheißung und das Zeugnis vom ewigen Leben aus dem Munde der Vollendeten. In einem der mir vorliegenden Programme, in dem auch die von der M. Schr. herausgegebenen Chöre (vgl. die 4. Seite der Anzeigen-Beilage der vorigen Nummer) nach der Anweisung M. Schr. I, 247 f. verwandt worden sind, findet sich das Stück eines solchen Wechselgesanges, der aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts stammt, und wohl einer Wiederbelebung wert ist. Er schließt sich an das Lied an, das mehr als die allgemeinen Festgesänge von Sterben, Auferstehung und ewigem Leben dem Charakter unsres Festes als einer Gedächtnisfeier für die Verstorbenen entspricht, das S. Dach'sche „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen“. Zu den 6 Strophen des Originals hat der Prediger Jakob Baumgarten 6 Antworten der Seligen, vom Chor zu singen, gedichtet und dann noch in zwei Schlußstrophen die Trauernden und die Vollendeten zu gemeinsamem Gesang zusammentreten lassen. Da wohl einem großen Teile unsrer Leser der Text nicht zur Hand sein wird, so teile ich ihn hier mit.

Gemeinde	Chor
1.	1.
O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen,	Ja, höchst selig sind wir, liebe Brüder,
die ihr durch den Tod zu Gott gekommen.	unser Mund ist voller Freudenlieder.
Ihr seid entgangen	Das, was wir schauen,
aller Not, die uns noch hält gefangen.	wird Gott euch gar bald auch anvertrauen.
2.	2.
Muß man doch hier wie im Kerker leben,	O ihr Lieben, seid doch ja zufrieden,
da nur Sorge, Furcht und Schrecken schweben,	wünscht nicht Freude, weil ihr seid hienieden.
was wir hie kennen,	Laßt euren Willen
ist nur Müh und Herzeleid zu nennen.	sich nur sanft von Gottes Gnade stillen.
3.	3.
Ihr hingegen ruht in eurer Kammer,	Aber gleich wohl mußten wir auch kämpfen,
sicher und befreit von allem Jammer,	da in uns war Sünd und Tod zu dämpfen.
kein Kreuz und Leiden	Was euch jetzt quälet,
ist euch hinderlich in euren Freuden.	daran hat es uns auch nicht gefehlet.
4.	4.
Christus wischet ab euch alle Tränen	Duldet stille fort der euren Tränen,
habt das schon, wonach wir uns erst sehnen,	bleibt getreu, euch himmelan zu sehnen,
euch wird gesungen,	all euer Leiden
was in keines Ohr allhie gedrungen.	ist der Same für zukünftige Freuden.
5.	5.
Ach, wer wollte denn nicht gerne sterben	Freilich ist hier gut bei Christo leben,
und den Himmel für die Welt ereiden?	doch könnt ihr euch in Geduld ergeben,
Wer wollt die bleiben	all euer Streiten
sich den Jammer länger lassen treiben?	lohnet Christus hier mit Herrlichkeiten.
6.	6.
Komm, o Christe, komm uns auszuspannen	Ach, ihr teuren Seelen, eure Kronen,
lös uns auf und führ uns bald von dannen!	eure Palmen, eure güldnen Tronen
Bei dir, o Sonne,	sind schon bereitet,
ist der frommen Seelen Freud und Wonne.	schafft nur, daß ihr recht zum Siege streitet.

Gemeinde und Chor

7.

Nun so wollen wir zusammen loben
Gottes Lamm, das uns zu Gott erhoben.
Ein ewges Leben
ist in Christo uns gewiß gegeben.

8.

Lobt, ihr Menschen, lobt, ihr Himmelschöre,
gebt dem höchsten Gott allein die Ehre.
Die Ewigkeiten
werden unsres Gottes Lob ausbreiten.

Im Baumgarten'schen Texte habe ich hier und da ein paar Härten beseitigt. — Es bedarf nicht weitläuftiger Ausführungen, wie dieser Wechselgesang zu voller Wirkung gebracht werden kann. Die für den Chor bestimmten Strophen können in einfachem vier-

stimmigen Sätze gesungen werden, aber auch der Abwechslung wegen und dem Charakter der Strophen entsprechend von einzelnen Stimmen mit guter Orgelbegleitung. Wird schon diese einfachste Art der Ausführung bei der Gemeinde einen tiefen Eindruck hinterlassen so könnte das noch gesteigert werden. Joh. Crügers herrliche Melodie zu unserm Liede (vgl. deren wundervolle Bearbeitung durch M. Reger in der Antenbeilage) sollte einen Komponisten wohl locken können, den Kontrast zwischen der unteren und oberen Gemeinde in kunstvoller und tieferer Weise herauszuarbeiten, ebenmäßig auch die Wirkung zu benutzen, welche dadurch erreicht würde, daß die Gemeinde zur Orgelbegleitung sänge. Der Chor der Sängerknaben aber vom Seitenschiffe zum Schlusse. Wie dürfen unsere Künstler sich diese dankbare Aufgabe nicht entgehen zu lassen doppelt deshalb, da an wenigen Tagen die Gemeinde so empfänglich ist wie am Totensonntage den mannigfaltigen Dingen sich zuzuwenden, deren Interpretin die Tonkunst ist. — Das kleinere Kompositionen die häufiger in den Programmen begegnen, nenne ich: Gretl, Christus ist der Auferstehung und das Leben, Engel, Die mit Tränen säen, M. Franck, Wenn ich in Todesnöten bin, In den Armen dein, A. Becker. Mache mich selig, o Jesu, Bruch: Es ist ein Kriegsmann, der kriegt Lob (die schönen Worte von A. Hackenbergk), P. Cornelius, Lieder, Herzeqrdering, Einzelne Gesänge zum Totensonntag: A. Mendelssohn, Liturgische Gesänge für das Totenfest, und besonders M. Bach. Ich weiß daß unser Silcher lebt. In reserendem Sinne verbreitet sich der von der M. Sche (I 59) eingeführte musikalische Text dieser schönen Motette, daneben ist es allerdings auffallend daß man ihn dort nicht gebraucht, wo man es sie selbstverständlich halten sollte. So findet ich auf einem Programm die liturgischen Gesänge von A. Mendelssohn, und ebenda auf demselben Notenblatte die Motette mit dem verwirrenden Texte steht, liest man auf dem Programm die so wenigen tröstlichen Worte „und werde danach mit dieser meiner Haut umgeben werden u. s. w." So schön nun auch diese Motette in musikalischer Beziehung ist und deshalb die weite Verbreitung mit Recht verdient so muß man sich doch darüber wundern daß die anderen für das Totenfest so geeigneten Motetten desselben Meisters und die auch bedeutenderen seines Bruders Joh. Chr. Bach auf seinen der nur vorliegenden Programme vorkommen. Und doch leise sich mit ihnen eine musikalische Feier des Totenfestes gestalten in der die ganze Skala der Stimmungen dieses Tages zum Ausdruck käme, etwa in dieser Reihenfolge. J. M. Bach Unser Leben ist ein Schatten, Nun hab ich überwunden; J. Chr. Bach Herr nun lässest du deinen Diener, Der Gerechte; J. M. Bach Lieve wenn ich nur dich habe, Ich weiß daß mein Erlöser lebt, J. Chr. Bach Lieber Herr Gott, wecke uns auf, Freilich wir alten sollen uns ein Vorbild mit einer neuen Ausgabe dieser herrlichen Motetten die schenken. Bei Name (Neue Motetten von J. Chr. Bach und J. M. Bach Leipzig, Hofmeister) stehen nicht alle, und am allem fehlt es an Chorstimmen. — Daß es leicht ist den ganzen musikalischen Bedarf für eine liturgische Totenfeier den Werken J. S. Bachs zu entnehmen zeigen schöne Programme aus Eisleben (O. Richter) und Straßburg (Reformierte Kirche). Besonders reichen und sicht auszuführenden Material bieten die auf S. 334 f. besprochenen Lieder und Arien In der Jahrgabe Ausgabe sind besonders Nr. 15 19 20 21 23 24, die man bei Wüllner im wirksammen Satze hat, zu nennen. — Bezüglich der liturgischen Gestaltung einer Totenfeier Andacht verweise ich für dieses Mal auf meine Ausführungen M. Sche I, 247, VI, 396. — Nur noch zwei Bemerkungen wolle man mir nicht verübeln, die einem und demselben Bedenken entspringen. Von denjenigen, die der Einführung einer Feier des Totenfestes entgegentreten, hört man oft äußern die Gefahr zu einer bloßen sentimentalen Träumerei und einem gewissen ästhetischen Duft liege vor der Tür. Zu leiden gibt das recht verstandene Ebenstratum keinen Anlaß, das sich auch heute noch das apostolische Wort zeigt sein läßt „daß sie nicht traurig seid wie die anderen, die keine Hoffnung haben". Deshalb sollte man aber auch vermeiden die Feierstunde mit leeren Trauerreden zu verderben. Tritt dazu auf dem ersten Blicke noch eine Reihe mit derselben schwerhenden strahlender Poesie so ist sie die deterstende reformierte (!!) Gemeinde zu der Weg zur Seelenmesse geöffnet. Andererseits ist die Harfe ein gerade an diesem Tage mit Vorsicht zu gebrauchender Instrument. Fe Elsies Angelus und Consolation I Illustrierts Meditation religieuse und dazu der sehr ergreifende aber überweiche „Mache mich selig, o Jesu" von A. Becker geben einer Andachtsmusik zwar eben erwünschte Verstärkung des evangelischen Gleichgewichtes, darf kaum dadurch wieder hergestellt wird, wenn die Gemeinde das Ganze durch ein ganz dürftere Verse der Gesangbuches ermuntert. Hier ist ja gewiß der Dichter Sache der Stimmung, und zwar der angenehmlichen Stimmung, und ich kann auch selbst keineswegs davon sein sprechen, daß ich nicht gelegentlich die rechte Lust überschreiten hätte. Um so nahegelegener darf ich diesen Punkt unsern Lesern zur ernsten Erwägung überweisen.

Über die Adventszeit würde ich gern eingehender sprechen, wenn genügender Raum vorhanden wäre. So muß ich mich denn damit begnügen unter Verweisung auf das, was ich M. Sche I 285 II 182 VI 397 über Advent gesagt habe, ein paar Wünsche über mehr oder weniger liturgisch angestaltete Adventsfeiern zu sagen. Dieselben finden in den Wintermonaten in unsern Gemeinden an einem Abend der Wochentage Bibelstunden

oder auch wohl Mitteilungen aus der Kirchengeschichte statt. Anstatt dessen rasch bis kurz vor Weihnachten fortzusetzen, lasse man an ihrer Stelle die Passionszeit entsprechend Adventsfeiern treten. Es trat vor wie in der 4 Auflage erm „Adventsbüchlein dreingegeben von den Pastoren im Ländchen Winow" (Kaltenow, Max Bodmann 1900). Wes Geistes Kind es ist, erkennt man aus dem pastorlichen Motto auf dem Umschlage „Dem lieben Gott zur Ehre den lieben Pastoren zur Freude, den lieben Seelen zur Erbauung". Aber das Schreiben zeigt doch wie man mit den einfachsten Mitteln ganz manniafaltige Gebilde gewebe bringen kann. In den drei Adventsandachten, die es bietet, sind die Gedanken, welche die allirchlichen Evangelien der drei ersten Adventssonntage aussprechen, zum Mittelpunkt der drei entsprechenden lutherischen Andachten gemacht, der erste behandelt „die Weissagung von der ersten Ankunft Christi auf Erden", der zweite „die Weissagungen von der zweiten Ankunft Christi auf Erden", die dritte „Johannes der Täufer, der Vorläufer des Herrn". Bibelverlesungen wechseln mit meistens glücklich gewählten dazu passenden Gesangsabschnitten. Jedes Mal leitet das Ganze das Lied „Wer soll sich dich empfangen" mit dreireimiger Strophenanzahl (1 2 — 3 7 10 — 14 18) ein, dann folgt Schlußlied und Kollekte. Den Schluß macht eine Ansprache Predigers, Segen Schlußgebet, letzterer würde besser hinter der Ansprache stehn. Im übrigen bot man von allen drei Feiern einen wenig befriedigenden Eindruck, am meisten noch von der letzten, deren Vorbereitungen die Geschichte des Taufens bis zum Auftreten Jesu gaben. Das Ganze ist zwar Art Oratorium mit den einzelnsten Motiven hergestellt. Von hier aus gesehen konnte man aus Lrl 1 (und etwa noch 3, (—17) das biblische Material für alle drei Adventsandachten nehmen. Gerade die schöne und reiche lukanische Vorgeschichte sollte in der Adventszeit viel mehr zur Verwendung kommen. Andrerseits der Matthäischen Art scheinen die Feiern ferner dogmatischen Charakters. Am natürlichsten nimmt sich dabei die zweite aus, wo bei der dritten Feier von den letzten Dingen von der Nacht den am Schlusse des Kirchenjahres gehandelt ist wieder zur Entfaltung kommt. Aber auch die erste ist vorzüglich gemacht, wenn ein Hause mittestamentlicher Stellen nach folgenden Gesichtspunkten vorgeführt wird: Da Herr Christus 1) ein Mensch, 2) ein Israelit, 3) aus dem Stamme Juda, 4) aus dem Geschlechte Isais 5) Nachkomme Davids 6) in Bethlehem geboren 7) nun einer Jungfrau geboren 8) Gottes Sohn. 9) ein Prophet, Hohepriester und König 10) ein Herr und Heiland über alles. Wenn man sich denkt, wie dabei mit dem Alten Testamente umgesprungen wird wie schematisch und leblos das Ganze wird, Verse Andachten stellen sich Ansichten die vollkommen nur zur Adventspredigt erfüllen kann, nicht aber eine am Letztentag sich unschuldigende Ansprache. Eine solche Predigt wird sich aber naturgemäß von den festen eines komplizierten liturgischen Bewerks besonders wollen. Daneben würden denn wohl nur liturgische Andachten bestehen können in denen sich Lieder des Chores und der Gemeinde um wenige leuchtende Schriftstellen gruppierten, die natürlich das rinr Mal der messianische Hoffnung in Anschluß an den Gedanken vom dauernden Königtum des unbere Mal mit Bezug auf die Weissagung vom Knechte Gottes zum Ausdruck brächten. Das Ganz war das Andere teils in der Gedenkgeschichte Jesu bestände, sowie in den Adventss- und Weihnachtsgesängen. Auch Bilder aus der Zeit der Erwartung sollten in der Adventszeit vom Prediger der Gemeinde dargeboten werden, der bei dieser Gelegenheit auch wohl ein Blick in der außerkanonische jüdische Literatur gestattet werden könnte. Die salomonischen Psalmen (besonders 17), das unsern Vorführen brauchbar in der Gemeinde sein aber verschollene 4. Esrabuch die Baruchbücher, das Henoch mit dem Bilde des Menschensohnes könnten zum Ausgangspunkt gelegentlicher Adventsbetrachtungen gemacht werden.

Kleine Mitteilungen.

Eine originelle Inschrift, für alle Gegenstücken beherzigenswert, findet sich nach dem „Bunzlauer Kirchenblatt" in der Orgel einer alten Kirche in Schlesien. In dem Dorfe Kirchbirke, nicht sehr weit von Glogau, steht diese Kirche, die durch ihre Größe auffällt. Aus Anfang des 18. Jahrhunderts, als Schlesien noch österreichisch war, anstatt sie immer größer und größer gebaut werden, denn es war lange Zeit im Fürstentum Liegnitz die einzige Stätte wo das Evangelium frei ausgeübt werden durfte. So stiegen deshalb eine immer größer werdende Menge von Gläubigen. Auf der Orgel dieser Kirche findet sich folgende Gebrauchsanweisung:

„Du spielst hier nicht für dich, du spielst für die Gemeine
Dein Spiel erhebt ihr Herz, sind einfach ernst und reine!
Stets muß der Orgelton zum Liedesinhalt passen,
denn lies das Lied erst durch am feinen Geist zu fassen.
Daß den Gesang dein Spiel nicht in Verwirrung bringet
so halte manchmal ein und höre, wie man singet!" —

Für kirchliche Kunst ist in der Rheinprovinz in der letzten Zeit ein lebhaftes Interesse wach geworden. Vor Haupt und Seitenerneuerungsbauten sollten sachkundige Gutachten, die ein historisches Alter noch nicht abgeschlossen haben, gehört werden. Neben diesen neu dem Gegenstand Köhler in Bonn zeitweilen Ruinen haben an mehreren Orten unter sachkundiger Leitung Instandsetzungsarbeiten stattgefunden. Zwei Ausführungen in der Heddesdorfer Kirche zeigten die diesjährigen Provinzialsubventionen, was in den Ruinen Köhlers gesteuert wird und die Synode beschloß die Bewilligung von insgesamt 8000 Mk. aus dem Gesamtdispositionsfonds für die entschiedenen Ruine der nächsten 3 Jahre. Dem rheinischen Kirchenbauunternehmen zeigte sie ihre Wertschätzung durch Erhöhung des Zuschusses von 600 auf 900 Mark aus dem gleichen Fonds. — Für Pflege des Denkmalbestandes für die kirchliche Baukunst wies der Konsistorialrat Prof. Clemen in Düsseldorf erläuternde Kurse, die bisher in Saarbrücken, Kreuznach und Düsseldorf stattgefunden und sich eines so großen Interesses erfreut haben, daß die Synode die erforderlichen Mittel weiter bewilligt. Den praktischen Werte wird die Entwicklung eines kirchlichen Bauamtes sich erweisen. Man weiß wie mancher Gemeinden wenig sie kirchliche Gebäude und besonders Kirchen erreichen wollen, zuweilen im Dunkeln lassen und durch Ausschreiben von Konkurrenzen durch Aufstellenlassen von später wieder verworfenen Plänen sich in denkende Unkosten stürzen. Diese Verhältnisse werden schon eine längere Zeit eine Zentralbauinstelle zur Baupläne entstehen lassen. Die Gustav Adolf-Verein Rheinlands richtete eine solche ein, aber sie wurde nicht benutzt, sodaß es seine zu sammelten Pläne dem Kunstinstitut übergab. Dieses wollte gerne die Gemeinden beraten hat aber keine technischen Kräfte zur Verfügung. Nun sind kürzlich in Badenschwingh mit einem Architekten in Verbindung getreten, der ohne von der Behörde aber der evangelischen Stunde unterstützt zu sein, nun so vielen Gemeinden mit Anspannen und Anstrengen angegangen wird, daß er eine ganze Anzahl von Gebäuden reichlich beschäftigt. Die ebenfalls Synode beschloß eine Kommission, die erwägen soll, ob und wie am thunlich auf Beibehalt eine kirchliches Bauamt möglich sei und dann mit Architekten in Verbindung zu treten, das Ergebnis dem Konsistorium mitzuteilen und mit dem Synodalvorstand sich zu vereinigen zur Einrichtung des Bauamtes. Letzteres soll eine Sammlung von Plänen und Kostenanschlagen anlegen und den Gemeinden mit Ratschlägen dienen. Dieser Beschluß mit dem sich die Bewilligung der notwendigen Mittel für 3 Jahre verband, ist vermutlich gewesen recht vorsichtig, besonders im Blick auf etwa entstehende Einseitigkeit, wenn die Sache eine einzelnen Architekten in die Hand gegeben werde.

Am 2. September wurde auf dem Friedhof zu Wiesbaden das von A. Hildebrand geschaffene und herrlich gelungene Denkmal für Herzog Georg eingeweiht. Der Weiherede von Prof. Spitta in Straßburg folgte der Schlußchoral der „Trauerfeier". Am Fuße des Denkmals stehen die Worte „Bei die ist die lebendige Quelle und in deinem Lichte sehen wir das Licht."

Bücherschau.

C. Gradmann, Geschichte der Christlichen Kunst bis zum Colmer Verlagsverein. 616 S. gr. 8° mit 320 Abb. Colmar, Stuttg. 1902. 10 Mk. geb. 12 Mk.

Diese Kunstgeschichte ist ein Werk, das jedem Kunstbücherei von Fach die höchste Ehre machen würde. Es wird dargestellt die Kunst der Katakomben des konstantinischen Zeitalters der orientalischen Kirchen und der barbarischen Ausgängen, der karolingischen, ottonische romanische und gotische bis Ende des 14. Jahrh. bis hierher von Gradmann dann von einem Ungenannten noch ausführlich die Kunst des 15. und 16. Jahrh. und ganz knapperisch die neuere Kunst bis zur Gegenwart. Gradmann, die durch Krankheit an der Vollendung gehindert wurde trägt mit etwas trockenen, aber überaus gediegenen Gelehrsamkeit alle Überall tritt das Streben eines Mannes zu Tage der mit den neusten Forschungen der Forschung auf dem weiten Gebiete genaue Fühlung dabei selbst genug gesehen gedicht und kritisch verarbeitet hat, nur sich die volle Freiheit und Objektivität zu wahren. Die Anordnung ist durchaus klar und bei Raum. Nach einer Übersicht der Grundzüge werden bei jeder Periode die hauptdenkmäler dann die Bildwerke und das Kunstgewerbe behandelt. Man hat einen ungemein gehaltvollen und lehrreichen Überblick über den Werdegang der kirchlichen Kunst bis in jene letzten Verzweigungen. An entscheidenden Punkten wird auch recht eingehend auf besonders wichtige Beispiele eingegangen, und kunstkritische Fragen sind verhandelt erörtert. In Summa gediegene und solide Arbeit. Wesentlich anders ist der Ton des Fortlebens, mutter unterhaltenden anschaulicher doch erhalten wir nun fast ausschließlich Künstlergeschichte in die hergebrachten Überlieferung statt wie sie der ästhetische Orientierung wohl dem doch die Verbreitung zum Verkehr peinlich berührt. Die neueste Zeit ist sehr zum Schaden protestantischer Kunst nur skizziert auf dem letzten Wagen herrscht über haupt ein ziemlich unverständlicher Dezisionismus. Diese Partie muß grade für Voll

Gedichte viel eingehender behandelt werden, wenn das Verständnis für die Aufgabe der evangelischen Kirche auf diesem Gebiet geweckt werden soll. Daß aber eine solche Aufgabe vor uns liegt, nämlich gerade die welche der altchristlichen Kunst angehentet das Mittelalter aber umgangen hat ist gar nicht bezweifelt. Wer indeß blos Belehrung über die ältere Kunst sucht, wird ein besseres und billigeres Hilfsmittel jetzt nicht finden. Der Ausstattung ist vorzüglich, und der Bilderschmuck, zumal für die ersten Parteien, sehr reichlich und gut ausgewählt. Bezzner

(Seemann) Kunstgeschichte in Bildern Abt II. Das Mittelalter von G. Dehio 100 Taf. Fol. Lpzg. E. A. Seemann 1902. Mk. 36.50.

Mit dieser letzten und schönsten Lieferung ist das große populäre Bilderwerk vollständig geworden. 3 Tafeln sind der altchristlichen, 6 der byzantinischen, 26 der romanischen, der Rest der gotischen Kunst gewidmet. Neben altbekannten treten uns doch sehr viele weniger gewöhnliche Meisterwerke in ganz vorzüglicher Auswahl und Wiedergabe entgegen. Besonders die Plastik des 13. Jahrh. ist ihrer Bedeutung entsprechend auf das Würdigste illustriert. Für die Architektur sind überwiegend kurzer Vorlagen gewählt, was im Interesse der Anschaulichkeit das höchste Lob verdient, namentlich werden die Kenner dieser Technik die meisterhaften Federzeichnungen von Lambert und Stahl anzuerkennen. Das Werk eignet sich sehr gut als Grundlage für Vorträge über Kunstgeschichte in kleineren Kreisen. Wer weiter den Anstoßerhalten eines von Stoff für künstlerische Unterhaltung von Jünglings- oder Männervereinen in Verlegenheit ist, wird hierin ein edles und gehaltvolles Bildungsmittel finden. Bezzner

Meisenbach, Riffarth & Co., 12 Ansichtskarten nach Gruppen aus der Schmedererschen Reliefsammlung. München Mk 1.20.

Es sind feine Heliogravuren mit dem lebhaften neapolitanischen Volksszenen der Schmedererschen Sammlung im Nationalmuseum zu München wie sie geschmackvoll schon in dem von mir angezeigten Werke G. Hagers „Die Weihnachtskrippen" wiedergegeben waren. Wer also unbedingt „Prittarten mit Ansicht" verschicken muß und die landschaftlichen Serien hinter sich hat versuche es damit. In Verdacht der Fadheit wird er damit nicht kommen. Auf einigen derselben ist auch etwas Platz zum Schreiben gelassen. Bezzner

Theresie Köstlin, Der Wahrheitssucher. Ein Weihnachtsspiel in drei Abteilungen. Darmstadt, Wolff 1902. — 56 S.

Mit glücklichem Griff hat die durch allerlei feinsinnige Lyrik bekannt gewordene Enkelin Karl Gerocks ein Sammelbild aus der gegenwärtigen evangelischen Bewegung in Österreich zu einem Weihnachtsspiel benutzt. Das Aufmerksamkeit verdient und sicherlich vielfach willkommen geheißen wird. Ein Ideal geschlossener mit dem Glauben der alten Kirche zerfallener Arzt machte „um der Wahrheit willen" der Christfestbräuche Kirchenbaum und Sang aus seinem Hause verbannt wissen. Da wird er durch die Glaubenszeugnisse seines sterbenden Mannes aus dem Dalk zum Verständnis der Realitäten gerissen, daß er die Weihnachtsfreude seiner Frau und den frommen Überzeugen seiner Kinder verborgen liegen. Den auf seinen Wunsch auf die Seite geschafften Baum holt er in Abwesenheit der Seinen selbst hervor, und in das „Stille Nacht" der Singenden stimmt er zuletzt mit ein. Das an Personal und szenischen Apparat nur bescheidene Aufspiele erhebende Stück wird in Vereinen, bei Familienabenden der Gemeinde, des Evang. Bundes usw zugleich mit weihnachtlicher Stimmung evangelisches Bewußtsein wecken. J. Smend

Konrad Lange, Das Wesen der Kunst. Grundzüge einer realistischen Ästhetik. Zwei Bände. Berlin, G. Grote, 1901. Geh. 15 Mark.

Das Buch bietet zunächst rein äußerlich betrachtet einen großen ästhetischen Genuß, denn sein Einband, sein Vorsatzpapier (besonders von Paukok stammend), sein Druck und sein Papier ist jedes Lobes wert. Aber auch sein Inhalt ist entsprechend. Der aus der Kunstexegese hoch verdiente Tübinger Professor bietet ein volles fast durchdachtes System der Kunstlehre das sich der heute üblichen Kunstdeutung und Kunstbetrachtung trefflich anschließt und in nüchterner und klarer Weise — nicht ohne Wiederholungen und Widersprüche — nachweist, daß das Wesen und die Wirkung jeder Kunst in einer künstlerischen Illusion besteht, d. h. in einer Vorspiegelung von etwas Wirklichem, Bewegtem, Lebendigem, über deren Natur als eines ästhetischen Spiels der Geniessende nicht im Zweifel sei. Da es die Mittel, mit denen sie erreicht wird, vor Augen habe. Seine bewußte Selbsttäuschung nennt sie Lange oder wenn man wolle, eine durchaus naive Verwechslung. Ich bin dem Studium des Buches nicht über alle Zweifel hinweggekommen, fühle mich aber bei meinem Mangel an systematischer Veranlagung außer Stande, etwas zu bieten, was weniger widerspruchsvoll sein würde. Wer sich für die Systematisierung des reich bewegten künstlerischen Lebens interessiert und den Drang hat, alles das fließende Widerspruchsvolle künstlerischer Leistungen und Produktionen in ein wohlgegliedertes Schema zu fassen, dem sei das Buch warm empfohlen. Es wird das Beste sein, was von solchen Kunstlehren heute zu finden ist, denn es entstammt unbedingt dem Empfinden und doch zugleich auch klarer, wohlteurender Besonnenheit.
Rich. Bürkner

Christian Schmitt, Die Weihnachtsboten. Ein szenischer Prolog zur Feier des Christfestes. 16 S. Straßburg, L. Beust. Mk. —,40.

Der durch seine sprachreinen, formschönen und gemütswarmen Gedichte bekannte Elsässer Chr. Schmitt bietet in diesen liebenswürdigen Versen eine stimmungsvolle Einleitung für die mancherlei Christbescheerungen in Saal und Schule. Man wird beim Gebrauch seine Herzensfreude daran haben. Auch Vereinen nichtkirchlichen Charakters können sie warm empfohlen werden, sie werden ihre Feiern auf eine oft vermißte Höhe heben, ohne ihnen fremdartige Kultusbestandteile beizumischen. Unter dem Titel Noël d'Alsace hat das Schmitt'sche Gedicht bereits durch E. Halter eine, allerdings von Germanismen nicht freie, Übersetzung ins Französische gefunden. Seltsamerweise ist dabei der Name des wegen seiner deutschen Gesinnung nicht überall beliebten Dichters nicht genannt worden. Wenn dadurch der Verbreitung des Gedichtes gedient wird, soll es mich freuen. Fr. Spitta.

Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte. Sechste Auflage. Zweiter Teil. Das Mittelalter, neubearbeitet von Dr. J. Neuwirth. Mit 529 Abbildungen im Text und sechs Farbendrucken. Leipzig, E. A. Seemann, 1902. 414 Seiten. Geb. 6 Mk. — Vierter Teil. Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Mit 418 Abbildungen im Text und 14 Farbendrucken. Ebenda. 403 Seiten. Geb. 6 Mk.

Meiner lobenden Besprechung des ersten (1901, Seite 359) und dritten (1902, Seite 142) Teiles dieses altberühmten Werkes kann ich jetzt bei Vollendung der 6. Auflage nur hinzufügen, daß auch der 2. und 4. Teil durchaus auf der Höhe gegenwärtiger Kunstforschung stehen, sich durch geschmackvolle Darstellung und reichen Bilderschmuck auszeichnen und allen denen lebhaft empfohlen werden können, die rasch und behaglich an der Hand eines kundigen und besonnenen Führers in das weite Gebiet der Kunstgeschichte eingeführt werden wollen. Auch im neuen Gewande behält das Buch des unvergeßlichen Anton Springer seinen hohen Wert. Rich. Bürkner.

Briefkasten.

Die in der vorigen Nummer S. 311 erwähnte und empfohlene Dichtung von Cim. Klein „Es werde Licht" trägt die Angabe: Schertlinhaus, Buttenbach bei Augsburg. — Im Selbstverlage des Verfassers. Preis 90 Pfg. — Das eben dort erwähnte „Frau Cotta-Spiel" von Albrecht Thoma ist bei J. J. Reiff in Karlsruhe erschienen, desgleichen von demselben Verfasser ein Gustav-Adolf-Spiel, ein Melanchthon-Spiel und ein Volksschauspiel „Die Salzburger".

Das S. 311 namhaft gemachte Lied von Michael Weiße, das für Feiern der Reformation und ihrer Werke sehr geeignet ist, wird demnächst in der M. Schr. erscheinen, vielleicht in der ersten Nummer des neuen Jahrgangs. Sollte man wünschen, schon bald in dessen Besitz zu kommen, so könnte der Notendruck jetzt schon angeführt werden.

Anfrage. Ich beabsichtige, in diesem Winter die deutsche Messe für 4stimmigen Chor von H. Schütz (Kyrie, Gloria, Credo, Einsetzungsworte, Psalm 111) die sich in der Gesamtausgabe seiner Werke Bd. XII, S. 117—146 findet, zur Aufführung zu bringen und werde mir dafür Chorstimmen herstellen lassen. Gern bin ich bereit, bei dieser Gelegenheit mehr Exemplare abziehen zu lassen, als ich bedarf, und sie den Reflektanten zum Selbstkostenpreis zu schicken. Nur bitte ich, daß diejenigen, welche die Stimmen zu besitzen wünschen, mir deren Anzahl sofort, spätestens bis Ende November, anzeigen.

Prof. Dr. Spitta, Straßburg i. E., Schwarzwaldstr. 4.

Die älteste unserer Kunstanstalten für Kirchen-Ausstattungen, die rühmlichst bekannte Firma **F. W. Julius Aßmann** in **Lüdenscheid** und **Berlin**, welcher Ihre Majestät der Kaiserin und Königin 1898 den Titel eines Königlichen Hoflieferanten verliehen hat, jüngst wiederum einen neuen prächtig ausgestatteten Katalog herausgegeben, welcher sich auf alle Erzeugnisse der Innenausstattung eines evangelischen Gotteshauses ausdehnt. F. W. Jul. Aßmann, dessen feines Kunstverständnis und sachgemäßes Urteil in allen Fragen der künstlerischen, kirchlich-würdigen und korrekten Ausstattung evangelischer Gotteshäuser in der „Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst" jüngst äußerst lobende Erwähnung und Anerkennung fand, erfreut sich wegen der Gediegenheit und Preiswürdigkeit seiner in eigenen Werkstätten hergestellten Erzeugnisse der hohen Protektion des Kabinetts Ihrer Majestät der Kaiserin und mehrerer Fürstlicher Hofhaltungen, von 22 Herren General-Superintendenten, 7 Königlichen Konsistorien und mehrerer Tausend Kirchengemeinden sowie der Herren Pastor v. Bodelschwingh, Excellenz Freiherr von Levetzow, Graf Zieten-Schwerin u. a. m.

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten.

Bussfied

von W. Chr. Dessler (1692).

Melodie vermuthlich von Benedikt Schultheiß († 1693).

Für 4stimmigen Chor ringer von O. Schröder (Torgau)

Langsam.

Sopr. Gott, sei mir gnä - dig, straf mich nicht! Drin

Alt. Gott, sei mir gnä - dig, straf mich nicht! Drin

Tenor. Gott, sei mir gnä - dig, straf mich nicht! Drin

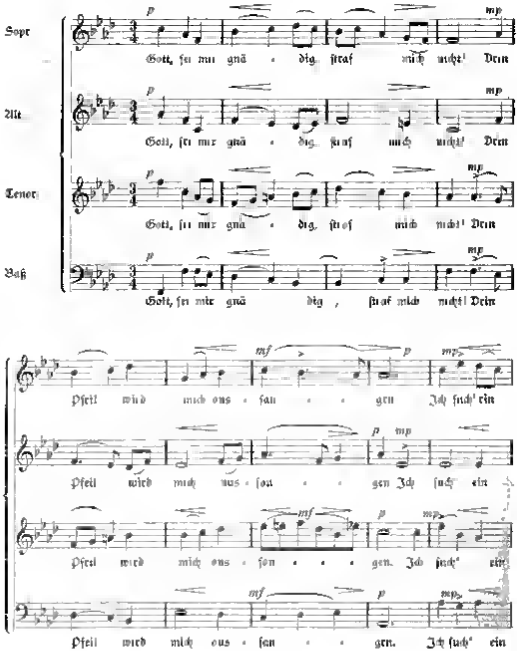
Baß. Gott, sei mir gnä - dig, straf mich nicht! Drin

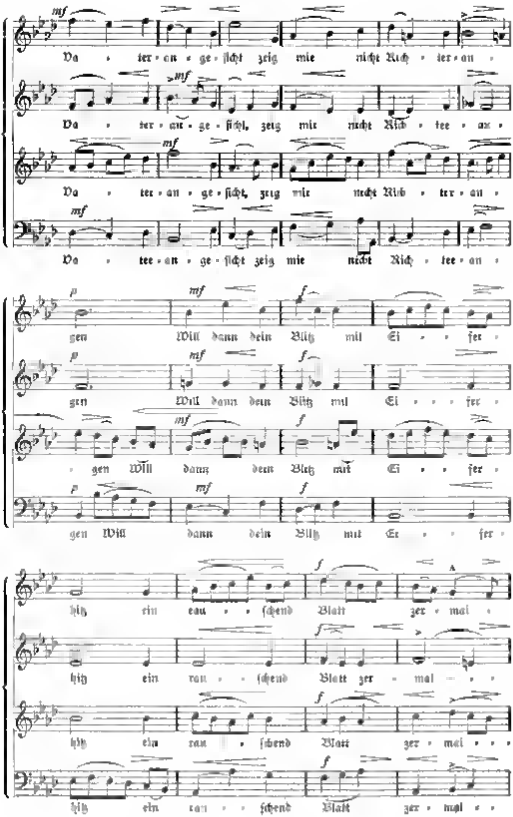
Pfeil wird mich aus - san - - gen Ich such' ein

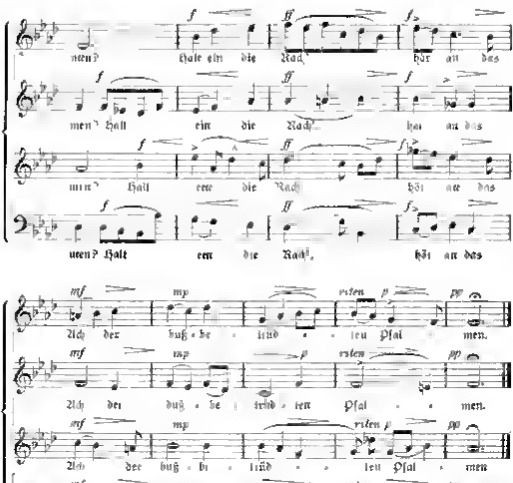
Pfeil wird mich aus - san - - gen Ich such' ein

Pfeil wird mich aus - san - - - gen. Ich such' ein

Pfeil wird mich aus - san - - gen. Ich such' ein




Va ter an ge ſicht zeig mir nicht Rich ter an
Va ter an ge ſicht, zeig mir nicht Rich ter an
Va ter an ge ſicht zeig mir nicht Rich ter an
Va ter an ge ſicht zeig mir nicht Rich ter an
gen Will dann dein Blitz mit Ei fer
gen Will dann dein Blitz mit Ei fer
gen Will dann dein Blitz mit Ei fer
gen Will dann dein Blitz mit Ei fer
hitz ein ran ſchend Blatt zer mal
hitz ein ran ſchend Blatt zer mal
hitz ein ran ſchend Blatt zer mal
hitz ein ran ſchend Blatt zer mal



2 Gott sei mir gnädig! Wir ist leid, daß ich dich hab betrübt, dich meiner Seelen süße Frend und Labe, die mich liebt! Nimm wieder an mich, der nicht kann ohn Huld und Gnade leben, sprich mir mit freundlich zu: Die Sünd ist dir vergeben!

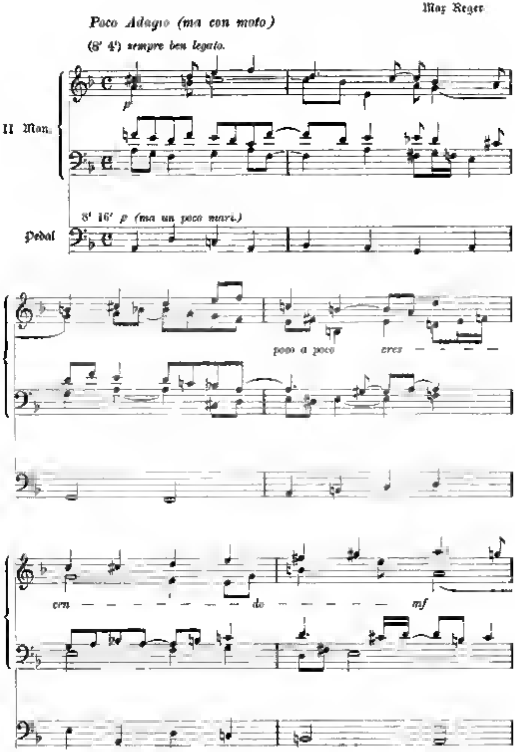
3. Gott sei mir gnädig, wie du mir in deinem Wort verheißen! Mach auf, mach auf die Gnadenthür, ich will mit Ernst pressen die Vaterherz, du mich aufs neu gewinnen deinen Armen. Halt mir dein Wort ich geh nicht fort du mußt bei mir erhalten!

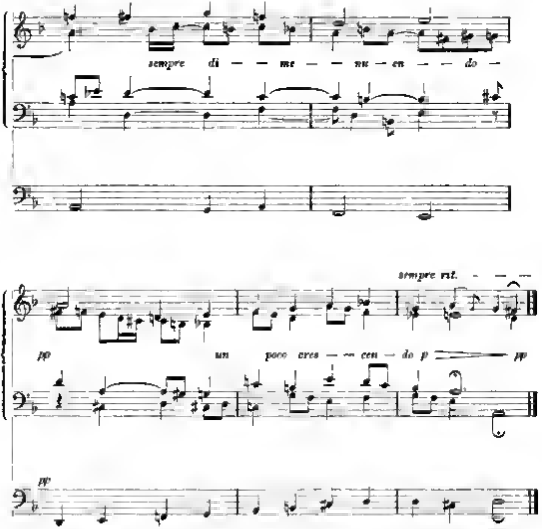
Zur Adventsgabe | Herr Oberhirt Schädler in Tarasp redigirt von Adventdiskanus Hartmann Abendzeit eine Abschrift von 25 Melodien mit hinzugefügtem Bass zu Liedern des bekannten Dichters Wolfgang Christoph Deyler (1660–1722). Darunter auch „Wie wohl ist mir o Freund der Seelen“ und „Mein Jesu dem die Seraphinen“. Die Lieder entstammen der Schrift „Geistgeheiligter Christmonatlich regierende Seelen-Lust“. Mit Lieder in Noten ausgezogen unsern Alten und sämtlichen Kupfern gezeret vorgestellet von W. C. D.“ Die ersten 11 dieser Arien sind (nach Fehr) nur der Christ. B. S. verlehen und zweifellos alle aus Benedikt Schmidtung. Organisten in Amerbach † 1 März 1693. Entgegen der Meinung v. Winterfelds hat Fehr auch die 14 übrigen nicht mit der Chiffre versehen sie weiterhin. Das einzelne dieser Melodien weichlichen dem Chorgesang der evang. Kirche wieder zugänglich gemacht werden scheint der Mühe wert zu sein. Schädler hat damit den Anfang gemacht. In der Abschrift enthalten die Lieder sämtlich nur eine Textstrophe. Wir fügen hier zwei weitere hinzu die wir in der „Andächtigen Herzens-Musik“ (mit der Vorrede von Marperger) Leipzig 1728 S. 436 f. als 5. und 8. Strophe finden.

Vorspiel für Orgel:

„O wie selig!“

Max Reger





Dieses Duettino zu der von Joh. Crüger (vgl. S. 47) zu S. Dach's Lied „O wie selig seid ihr doch, ihr Frommen" komponierten Melodie ist für die Feier des Totenfestes oder zur Begräbnisgottesdienste bestimmt. Vgl. auch die Bemerkungen auf S. 342f.

— Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig —

F. L. Godecharle

Tria sunt.

Feierliche Motette für die Verstorbenen für 2 Tenöre und Bass mit Orgel oder Violoncell und Bass. Herausgegeben von A. Wotquenne (Brüssel)
Partitur 2 Mk., Chorstimmen je 15 Pf.

7. Jahrgang. Nr. 12. Dezember 1902.

Monatschrift
für
Gottesdienst und kirchliche Kunst

herausgegeben von
Dr. Friedrich Spitta und **Dr. Julius Smend**
Professoren der evangel. Theologie an der Universität Straßburg.
Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen.

Preis jährl. 4 M. Einzel-Nr. 50 Pf. Zusammen mit dem „Correspondenzblatt des evang. Kirchengesangvereins für Deutschland“ jährlich 7 M. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen u. Postanstalten des In- u. Auslandes (Postzeitungs-Preisliste Nr. 5079, Ausgabe mit „Correspondenzblatt“ Nachtrag Nr. 5079a.)

Inhalt: Smend, Schlußwort. — Smend, Wolframs Reform der Kirchenmusik. — Spitta, Zum Streit um das Regulativ. — Nitti, Die Rahmenstrophe und andere Verschlingen (Schluß). — Bürkner, Die Kunstgeschichte. — Fiebig, Richtigstellung von Straßburger Namen. — Spitta, Kürzen und praktische Winke. — Kleine Mitteilungen. Bücherschau. — Briefkasten. — Inhaltsverzeichnis des 7. Jahrgangs. — Notenbeilagen.

Zum Schluss des siebenten Jahrgangs.

Die Monatschrift vollendet mit diesem Heft ihre erste Jahrwoche. Ihre Leiter blicken auf Arbeit und Erfolg dieses Zeitraums ohne Überhebung zurück, doch auch ohne falsche Bescheidenheit. Was sie unterstützt durch ausgezeichnete Mitarbeiter, ermutigt durch eine verständnisvolle Leserschaft, zu bieten hatten, darüber geben die Inhaltsverzeichnisse genügende Auskunft. Wir verweisen heute ins Besondere auf dasjenige des jetzt ablaufenden Jahrgangs am Ende dieser Nummer.

Die Redaktion ist bestrebt gewesen, das vom Gelehrte zu Gunsten der Laien in Schranken zu halten, wiewohl die Eigentümlichkeit der Fachzeitschrift sich nicht verleugnen durfte, ebenso aber das bloß Unterhaltende zu meiden, wiewohl auch dem Bedürfnis des gebildeten Gemeindegliedes als solchen Genüge geschehen mußte. Zugleich waren wir darauf aus, in jedem Hefte womöglich alle Zweige der kirchlichen Kunst zu berücksichtigen, natürlich entsprechend dem verschiedenen Maße ihrer Bedeutung für unsern Gottesdienst. Um den positiven Aufbau des letztern war es uns allem zu tun, doch war dabei der Kampf nicht zu umgehen, und gerade der 7. Jahrgang zeigt von der ersten bis zur letzten Nummer daß ein scharfes Wort der Abwehr uns öfter unumgänglich schien. Wir vertrauen, daß man uns das Zeugnis ruhiger Sachlichkeit nicht versagen werde.

Die Monatschrift hat sich in den Kreisen, auf die sie berechnet war, und darüber hinaus fest eingebürgert. Es wird uns von manchen Seiten versichert, daß man sie aus der liturgischen Bewegung der Gegenwart nicht mehr hinwegdenken vermöge. Der Umstand, daß wir gelegentlich von Solchen hören, die trotz lebendiger einschlägiger Interessen und trotz der Unsicht und Ruhigkeit unserer Herren Verleger von ihr nicht wissen, mag uns und den Gesinnungsgenossen ein Sporn sein, auch weiterhin eine solche Entwickelung der Monatschrift zu sichern, die weder Reklame noch Protektion nötig macht.

Dankbar zurück und voll Zuversicht in die Zukunft blickend, beschließen wir unsere Sache Gott und den Freunden. Die Schriftleitung geht für das neue Jahr auf Prof. Spitta (Schwarzwaldstr. 4) über.

Sm.

Wolfrums Reform der evangelischen Kirchenmusik

von Julius Smend.

Der Karlsruher Vortrag von Professor Philipp Wolfrum in Heidelberg, „Evangelische Kirchenmusik und unsere nächsten Ziele und Aufgaben" liegt nunmehr im Auszuge gedruckt vor*). Die Bedenken, die an diesem Orte Dr Frommel geäußert hat (S 302 ff.) erschienen darnach nicht nur wohlberechtigt, sondern einer gewissen Ergänzung bedürftig mit der wir nicht länger zurückhalten möchten, um so weniger, da das Protokoll der Sitzung des Predigervereins in so schätzerne Einwendungen verzeichnet. Zwar werde ich mich auf einige Punkte in Wolfrums Ausführungen beschränken, aber ich darf annehmen, daß sie dem Redner besonders wichtig gewesen sind und daß sie uns in ihrem innern Zusammenhange von seiner Stellung zu Gottesdienst und kirchlicher Kunst ein treues Bild geben.

Wer sich berufen glaubt, auf irgend einem Felde den Zeitgenossen neue Wege zu weisen, weiß stets die bis dahin betretenen als steil Holzwege behandeln. Das geht dann gewöhnlich nicht ohne einige Ungerechtigkeit ab. So ist es auch hier. Wolfrum fiebt auf die Bestrebungen der Kirchengesangvereine und die mancherlei neueren Bemühungen um Hebung des Orgelspiels nur unverhohlenem Mitleid herab. Bei den Kirchengesangvereinen wie beim Orgelspiel „kann von wahrhaftiger Kunst nur in seltenen Ausnahmefällen gesprochen werden, vielmehr beherrscht dies Gebiet zumeist der genügsame und selbstgefällige Dilettantismus. . . . Was bei der Dirigenten „Fremdigkeit", die dann natürlich um so selbstherrlicher sich gerirt, je weniger sie versteht und je mehr sie honoriert wird für die Sache herauskommt, dürfte für jeden Einsichtsvollen auf der Hand liegen. — Man beachte, daß Wolfrums Kritik sich nicht auf Baden beschränkt!

Ich habe nicht den Auftrag, die von diesen Sätzen betroffene gute Sache zu verteidigen, weiß auch wohl, daß der Kritiker sich frei seine Behauptungen auf diese und jene Ausstände und berufen können. Aber in dieser Allgemeinheit ausgesprochen bedeutet Wolfrums Urteil eine hochsahende und unbillige Herabsetzung. Wie weit seine Kenntnis der Verhältnisse reicht, kann ich nicht feststellen, die Vertreter des badischen Kirchenchores zu denen er selber gehört, haben in den letzten Jahren die Gelegenheit zur Betätigung und zum Austausch mit den verschiedenen Landes- und Provinzialvereinen nicht gerade reichlich ausgenutzt. Um so zurückhaltender sollte die Kritik sein, wenn sie Eindruck machen will.

Ein wärmeres Interesse scheint Wolfrum noch seiner bayerischen Heimat zuzuwenden in deren Geist er mit Bravour das alte allmählich etwas komisch berührende Lied vom Vandalismus der Rationalisten singt. Mit seiner fränkischen Heckenkunst hängt sein Eifer für die Wiedererweckung der Alleinordnung zusammen. Worin wir ihm, „Wo der Litnea selbst nicht unsinnig ist, eine Ordnung zu entwerfen, die dem Geiste der Kunst gemäß ist und das ist nur dem eine leichte Aufgabe, dessen Urteil durch keinerlei Sachkenntnis in Dingen der Geschichte der Kultusreform getrübt ist) so überlasse es sich auch einmal der Führung der kirchlichen Kunst, die von Anfang an mitbauen half an dem bewundernswürdigen

*) Bericht über die Thätigkeit des Wissenschaftlichen Predigervereins der ev. Geistlichkeit Badens im Jahre 1902. Karlsruhe, Gutsch 1902. S. 3 ff.

Werke der Kultusfeier, nicht bloß bei den christlichen, sondern bei allen Völkern." „Früher hatte die Kunst ihren selbstverständlichen Platz beim Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus Dei der Messe, einer gottesdienstlichen Ordnung, die Luther acceptierte, und die bis heute allen theoretischen Raisonnements trotzt (zur Freude des Musikers, der zu allen Zeiten von diesen Themen zu den erhabensten Schöpfungen inspiriert ward). Daneben kommen in Betracht der Introitus und das Graduale."

Wir wollen den Wert dieser Belehrung nicht in Zweifel ziehen, wiewohl sie uns schon in berufenerem Munde begegnet ist. Erstaunlich ist nur die Zuversicht, mit der solche Zumutungen auf dem Boden der badischen Kirche laut werden. Da sich dem Protokoll zufolge gegen sie keine Stimme erhoben hat, darf man ja wohl für unsre Nachbarn einer baldigen völligen Umwälzung der liturgischen Verhältnisse entgegen sehen. Oder haben die Kenner und Zeugen der neueren badischen Kirchengeschichte Wolfrums Worte nur für den Ausdruck laienhafter Schwärmerei gehalten? Wie hätten derartige Vorschläge inmitten einer württembergischen oder elsässischen Pfarrkonferenz hören mögen. Wie würde sich das evangelische Bewußtsein geregt haben! Und einige „Sachkenntnis in Dingen der Geschichte der Kultusfeier" darf ja wohl auch hier vorausgesetzt werden.

Leider ist zu befürchten, daß unsre Freunde in Bayern an ihrem Landsmann auch keine reine Freude haben. Denn so sehr er dem Ordo Romanus geneigt ist, so wenig ist er in ihrem Sinne Purist. „Wünschenswert ist die Wiederannäherung der kirchlichen Kunst an die zeitgemäße „große" Kunst überhaupt (R. Wagner) wie kirchliche Reformbestrebungen aus diesem Kreise (F. Liszt)". Hier ist nun gewiß anzuerkennen, daß Wolfrum der kirchlichen Tonkunst die Fühlung mit der allgemeinen Kunstentwickelung erhalten sehen will, zumal da er den beschriebenen Weg zwar „zielbewußt" aber „zunächst mit weiser Beschränkung" verfolgen möchte. Allein der bloße Hinweis auf Wagner und Liszt legt die Vermutung nahe, daß es ihm nicht sowohl um die Freigabe der Kirchenkunst zu tun ist, als vielmehr um die Einführung von Meistern, die der evangelischen Gemeinde als solcher vollkommen fremd gegenüber gestanden sind, und die daher zum Dienst in deren Heiligtum einfach den Befähigungsnachweis schuldig bleiben. Liegt denn das Herz evangelisch kirchlicher Frömmigkeit für jeden großen Geist aufgeschlossen da, der geschwind eine protestantische Melodie oder ein Motiv aus dem altkirchlichen Graduale in seine Partitur aufnimmt? Oder bietet das innerste Leben einer gläubigen Gemeinde eine so bequeme Zielscheibe dar, daß jeder einigermaßen geübte Schütze hier mühelos ins Schwarze trifft? In keinem Falle wird darüber der Fachmusiker von sich aus das entscheidende Urteil zu fällen haben.

Daß diese für uns selbstverständliche Wahrheit von Wolfrum anerkannt werde, ist bedauerlicher Weise kaum anzunehmen. Das zeigt uns u. a. sein Bestreben, unsre Kirchenchöre durch bezahlte Sänger zu ersetzen. „Von den freiwilligen Kirchenchören haben wir nicht zu erwarten, daß sie allein der hohen arbeitreichen Aufgabe gerecht werden. Wo geschulte Schülerchöre nicht zur Verfügung stehen, müßte für einen Grundstock etwa eines Doppelquartetts, das vokal geschult ist und zu honorieren wäre, gesorgt werden. An dieses könnten sich Freiwillige anschließen. Aber nicht umgekehrt, wenn, wie wir es in Städten nicht selten treffen, an musikalisch gänzlich unerzogene und unerfahrene Leute angeknüpft wird, bessere musikalische Elemente bleiben da weg, denn sie kommen nicht auf ihre Rechnung."

Man hat ja in Städten häufiger, etwa bei der Hochzeit oder dem Begräbnis von Opernmitgliedern, Gelegenheit, Berufsmusiker in den „Dienst der Kirche" treten zu sehen und zwar mit tadellosen Leistungen. Vermutlich hat auch Wolfrum dabei schon ein Grauen gespürt. Schweigen wir davon, schweigen wir auch vom Berliner Domchor, der doch seiner Zeit hervorragend gut gesungen hat, und dessen Anziehungskraft auf die kunstverständigen Besucher der Residenz außer Zweifel stand, von dem ich aber noch niemals hörte, daß er eine wahrhaft gottesdienstliche Mission erfüllt habe. Uns hat ein Berliner Geistlicher, nicht vom Dom, nach Anhörung einfacher Chorgesänge von Freiwilligen geklagt: „Wir haben leider nur bezahlte Quartettisten!" Was aber unter traurigen Gemeindeverhältnissen einen bloßen letzten Notbehelf darstellt, das soll nach Wolfrums Wünsche die einzig begehrenswerte Grundlage für die Pflege der kirchlichen Tonkunst werden — um der ästhetisch vielleicht befriedigenderen Produktion willen! Glaubt denn Wolfrum wirklich, damit unsern Gemeinden zu dienen und das fromme Bedürfnis zu befriedigen? Meint er, unsre Gottesdienste würden dadurch gesegneter werden, daß darin „bessere musikalische Elemente auf ihre Rechnung kommen"? Ist das aber ausgeschlossen, so nehme ers uns nicht übel, wenn wir sagen: Fort mit jeder Kunstübung, der dieser Beruf nicht das Ein und Alles ist! Zum Kuckuck mit der ganzen Ästhetik, wenn sie nicht der schlichten Frömmigkeit des kleinen Mannes dient! Gesegnet jeder noch so mangelhaft ausgebildete Bauernchor, dem es eine Herzenssache ist, Gott und seinem Werke zu dienen, so gut oder schlecht ers nun vermag! Gesegnet unsre Kirchengesangvereine, wenn sie bei aller Unzulänglichkeit der Mittel sich dessen bewußt bleiben: „Was nicht aus dem Glauben kommt, das ist Sünde!" **)

Man hat in Karlsruhe Wolfrums Vorschlägen den Mangel der Kirche an zureichenden Geldmitteln entgegen gehalten. Nun, manche evangelische Gemeinde verfügt über entsprechende Stiftungsgelder. Aber von was für Leuten stammen diese Summen wohl, und in welcher Absicht wurden sie dargereicht? Durchgängig gewiß nicht in der Meinung, eine neue Blüte der Kunst heraufzuführen, sondern der Predigt des Evangeliums zu dienen und fromme Herzen zu Gott zu erheben. Es wird auch in Zukunft so sein. Der sicherlich auch von uns begehrte Aufschwung kirchlicher Kunst kann nicht dadurch herbeigeführt werden, daß man, was auf einem andern Boden gewachsen ist, nachträglich auf den Acker der Gemeinde verpflanzt. Man pflege lebendiges Christentum in allen Schichten des Volks, und aus jener Seele heraus wird erstehen, was unserm Christenvolke nutzt und frommt, auch neue evangelische kirchliche Kunst!

Dies führt mich schließlich noch zu einer Abwehr mehr persönlicher Art. Wolfrum mahnt ausdrücklich zu einem Wiederaufbau des evangelischen Gottesdienstes nach Maßgabe der alten Meßordnung und sagt: „Hier gilt es, wohlgemeinte, von erfahrener, liturgisch geschulter Seite gebotene Vorschläge wohlwollend und mit Opfermut aufzunehmen und lieber einige Jahre durch Proben zu unterstützen, als sofort mit engen protestantischen Theorien ihnen den Garaus zu machen, wie es z. B. bei Liliencrons Chorordnung geschah."

So hoch hatte wohl Niemand die in der Monatsschrift (laufender Jahrgang, S. 2 ff. 41 ff.) und anderswo gegebene Kritik des genannten Werkes eingeschätzt

**) Bedauerlicher Weise tritt auch H. Kretzschmar (Grenzboten 1902, S. 194 f.; Musikalische Zeitfragen, S. 110) für besoldete Kirchenchöre ein, und zwar unter Behauptungen über die kirchenmusikalische Gegenwart, die mancherlei Widerspruch finden dürften.

daß ihm damit „der Garaus gemacht“ werde. Sollte sich jedoch diese überkühne Annahme bewahrheiten, so würden wir gern den Vorwurf „enger protestantischer Theorien“ in den Kauf nehmen. Es war uns, wie man an Ort und Stelle sehen kann, um nichts Anderes als um die Frage zu tun, ob der Plan endgültiger Einschnürung unsres Gottesdienstes in überlebte Formen lebendige religiöse und evangelische Interessen bekunde oder einseitig ästhetische Beweggründe. Ebendiese Frage erheben wir jetzt auch Wolfrums Vortrage gegenüber. Es muß unsrer Kirche viel daran gelegen sein, mit den Vertretern der Tonkunst als berufenen Förderern ihres gottesdienstlichen Lebens in enger, vertrauensvoller Verbindung zu bleiben. Aber wir glauben uns mit allen Meistern evangelischer Kirchenmusik in alter wie in neuer Zeit vollkommen eins, wenn wir da, wo die Kunst sich vermißt, von sich aus der Gemeinde neue Bahnen weisen zu wollen, auch tüchtigen Talenten kurz und nachdrücklich abwinken.

Zur Diskussion über das Magnifikat

von **Friedrich Spitta**

In den Theologischen Abhandlungen, welche die Straßburger Fakultät ihrem Senior H. Holtzmann zum siebenzigsten Geburtstage dargebracht hat,[1]) habe ich in Gegensatz zu den Ausführungen von Volter, Jacobé (Loisy), Conrady, Harnack u. a. nachzuweisen gesucht, daß die Lesart, welche Luk. 1, 46 Elisabeth und nicht Maria als Sängerin des Magnifikat bezeichnet, keinen Anspruch auf Berücksichtigung habe. Während Harnack mir persönlich mitteilt, ich habe ihn nicht überzeugt, und er gedenke die Frage noch einmal zu behandeln, so hat unser hochverehrter H. A. Köstlin vom Gebiete der Liturgik aus Harnack sekundiert.[2]) Ich muß auch diesen Versuch, das Magnifikat der Elisabeth zuzuweisen, als mißlungen betrachten und erlaube mir, das sofort mit ein paar Zeilen auszuführen. Vielleicht bietet sich später die Gelegenheit, auf die Sache in breiterer Darstellung zurückzukommen.

Köstlin faßt zunächst den Kultus der abendländischen Kirche ins Auge, in deren Gebiet allein die Lesart „Elisabeth“ statt „Maria“ sich findet. Hier hat das Magnifikat seine Stellung in der Vesper zwischen dem Hymnus und den Peters. Köstlin gibt zu, daß für die katholische Auffassung gerade an dieser Stelle das Magnifikat als Psalm der Maria gelte, meint aber, daß vielleicht eine ältere Bedeutung dieses Liedes hier nachklinge, „wonach es Anrufung der höchsten Fürbitterin, Lobpreis der Maria als Gottesmutter wäre.“ Aber ganz abgesehen von der Unsicherheit der Anzeichen für eine solche ältere Bedeutung, wie ist es dann möglich, daß dieses an Gott sich richtende Gebet, daß er die Niedrigkeit seiner Magd angesehen, an eben diese gerichtet sei? Gehörte das Magnifikat der Elisabeth an, so würde sie ja in diesem Liede nicht die Maria begrüßen, wie Köstlin annimmt — das tat sie vielmehr in den vorhergehenden Worten Luk. 1, 42—45 —, sondern Gott preisen, der die Schmach der Kinderlosigkeit von ihr genommen (vgl. Luk. 1, 25).

Nun meint aber Köstlin aus der Liturgie der griechischen Kirche nachweisen zu können, daß tatsächlich das Magnifikat früher die Bedeutung eines an die Maria sich richtenden Psalmes gehabt habe. Das wäre sehr auffallend, da gerade in der griechischen Kirche sonst die Ansicht von Elisabeth als der Sängerin des Magnifikat nirgends auftaucht. Das Magnifikat findet sich in dem Morgengottesdienste. Dort ruft der Diakon, nachdem er das Bild der Maria beräuchert, „Hochpreisen lasset uns mit Loblieder die Gottesgebärerin und Mutter des Lichtes.“ Darauf stimmt der Chor das Magnifikat an, und zwar so, daß er nach jedem Verse singt: „Die du geehrter bist als die Cherubim und unvergleichlich

---

[1]) Tübingen, Mohr 1902, S. 61—94: Das Magnifikat ein Psalm der Maria und nicht der Elisabeth.

[2]) Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft 1902, S. 142—145.

herrlicher als die Seraphim, die du unversehrt Gott das Wort geboren hast, in Wahrheit Gottesgebärerin, dich preisen wir hoch."[3]) Daraus schließt Köstlin: „Hier ist das Magnifikat sichtlich an Maria gerichtet." Richtiger aber urteilt doch wohl Maltzew[4]): „(Es) spricht der Diakon vor ihrem Bilde an der Ikonostasis: Hochpreisen lasset uns mit Lobliedern die Gottesgebärerin und Mutter des Lichtes. Der Chor aber antwortet mit dem schönen Lobgesange, durch welchen sie ... Gott für die ihr zu Teil gewordene Gnade Dank sagt." Oder bedeutet solche Zitation des Magnifikat nicht eine Ehrung seiner Sängerin? Der Schluß Köstlins wird aber noch deutlicher als unzulässig erkannt, wenn man den „Lichtgesang auf das Fest Mariä Geburt" beachtet.[5]) Auf die Worte: „Von der unfruchtbaren Anna ist heut eine Blume entsprossen, die Gottesgebärerin, welche allen Enden der Welt göttlichen Wohlgeruch verleiht und alle Geschöpfe mit Freude erfüllt. Wir preisen dieselbe mit Recht in Gesängen als aller Erdgeborenen Höchste", folgen Verse aus den Psalmen 148—150, jedesmal mit dem Abschluß: „Dir gebühret Lobgesang, o Gott." — Wenn Köstlin schließlich meint, in den Worten des Iren. und Origenes über das Magnifikat klinge noch leise die Erinnerung mit, daß es sich bei diesem Liede ursprünglich um die Anrufung der Gottesmutter gehandelt, so habe ich den Eindruck, daß mit dem Verlassen des gut bezeugten Textes von Luk. 1, 46 geistreicher Phantasie der Weg gebahnt ist, vor der man sich doch nirgends so zu hüten hat als auf dem Gebiete der Liturgik.

Die Rabenaasstrophe und einige andere Seeschlangen

von **Wilhelm Nelle**

(Schluß)

Wie wir im vorigen Heft ausgeführt haben, wird uns eine Wanderung durch die Geschichte der Rabenaasstrophe beschäftigen. Man muß ja leider von einer Geschichte dieser Strophe reden, einer Geschichte, die viel des Beschämenden bietet. Möchte auch diese Darstellung dazu dienen, dem traurigen Leben, das diese Strophe, ein Gespenst und doch wieder keins, geführt hat, endgültig ein Ende zu machen!

Der erste Theologe, der sich dazu hergegeben hat, den Wolff'schen Darlegungen folgend die Strophe den Kirchengesangbüchern und der Kirchenliederdichtung Schuld zu geben, ist der Bremer Pastor K. F. W. Paniel, bekannt durch seinen Streit mit F. W. Krummacher. Er tut das in der Schrift „Die verschiedenen theologischen Richtungen in der protestantischen Kirche unserer Zeit", Bremen 1841. — Im Jahre 1842 findet sie sich dann als Kirchenliedprobe im Sächsischen Volkskalender des Jugendschriftstellers Gustav Nieritz abgedruckt. Da heißt es, die Evangelische Kirchenzeitung (von Hengstenberg) habe sie neulich aus einem Hessen-Darmstädtischen Gesangbuche mitgeteilt, woran natürlich kein wahres Wort ist. — In der 1842 bei Hallberger in Stuttgart erschienenen Zeitschrift „Der Wanderer", II. Band, findet sich die Strophe S. 157 als „neues pietistisches Kirchenlied" mitgeteilt.

Das Jahr 1845 sollte ihr zu einer neuen Verbreitung verhelfen. Da erschien „der Spottvogel unter den Gesangbüchern", um mit Albert Fischer zu reden, die „Neueste Liederkrone" der „Orthodoxen Christianer". „Leipzig, Expedition der Liederkrone. 1845. (Druck von C. H. Hoßfeld)." Der anonyme Verfasser gibt nach einer höhnenden Vorrede über die „Gesangbuchsnot" eine Sammlung von 143 Liedern oder viel mehr zumeist Liedteilen. Denn er hat aus den von ihm benutzten Kirchenliedern meist nur die Strophen herausgehoben, die tatsächlich oder nach seiner Meinung Anstöße, Ungereimtheiten oder Geschmacklosigkeiten enthalten. Er schöpft da zumeist aus den Liedern des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Brüdergemeindepoesie und sonstiges des 18. Jahrhunderts ist ihm so gut wie unbekannt geblieben. Drei Stücke aber bietet er, für die kein Gesangbuch

---

3) Die Nachtwache oder Abend- und Morgengottesdienst in der orthodox-katholischen Kirche des Morgenlandes von A. Maltzew, S. 285.
4) A. a. O. S. XXXVII. — 5) A. a. O. S. 271 ff.

Digitized by Google

als Quelle denkbar ist. Nr. 17 ist eine zotige Reimerei über die Namengebung Johannes des Täufers, Nr. 43b eine Strophe im Stile der Rabenaasstrophe nach der Melodie „Wie schön leuchtet der Morgenstern“. Nr. 55 ist die Rabenaasstrophe. Nr. 17 und Nr. 55 tragen die Unterschrift Alb. Sombacher. Nr. 55 steht — dies ausdrücklich festzustellen ist nicht überflüssig! — auf Seite 16, als letzte Strophe der zweiten Spalte (die Seiten sind zweispaltig) also unten rechts in der Ecke.

Wer dieser Dr. Orthodoxus Christianus und wer dieser Alb. Sombacher sei, darüber hat Archivrat Dr. Jacobs in Wernigerode eingehende Nachforschungen angestellt. Sie sind aber ergebnislos geblieben. Zwar wird in Zucholds Bibliotheca theologica 1838—62 S. 224 hinter Orthodoxus Christianus der Name J. H. Jungmann in Klammern beigefügt, aber ohne weitere Aufschlüsse. Was Dr. Jacobs über den Schauspieler J. H. Jungmann in Leipzig und dessen Familie ermittelt hat, ermöglicht nicht, zwischen diesem und dem Orthodoxus Christianus eine Beziehung zu finden.

Kein Wunder, daß diese „Neueste Liederkrone“ hin und her Aufsehen machte. Unter dem 22. August 1845 bringt „Der Gesellschafter“, eine in Berlin erscheinende Zeitschrift, Band 29, S. 804, eine Nachricht davon. Im selben Jahre gab Friedrich Steinmanns „Literarische Monatschrift II. Jahrg. IV. Bd., Coesfeld 1845“ (das Blatt erschien 1844 bis 1846) S. 92 einige Proben daraus. Nr. 8: Ach, ich bin ein Stank der Sünden (Str. 3 aus Rists „Jesu, der du meine Seele“). Nr. 43b: O Herr, wir sind vor dir ein Aas (aus keinem Gesangbuche). Nr. 52: Herr, ich will gar gerne bleiben (Paul Gerhardt). Nr. 55: Ich bin ein rechtes Rabenaas. Nr. 125: Die täglich hier gesoffen (aus Johann Rists Höllenliede „Kommt her, ihr Menschenkinder“).

„Der Gesellschafter“ ist im Jahre 1846 nochmals auf die Strophe zurückgekommen. Lic. G. Hoffmann in Breslau hat ermittelt, daß da unterm 4. Juli die Rabenaasstrophe als eine sprüchwörtlich herumlaufende bezeichnet wird. Das ist sie damals gewesen und in gewissen Kreisen bis heute geblieben. Der Artikel des „Gesellschafters“ vom Jahre 1846 wurde wieder abgedruckt im Jahre 1867 im zweiten Jahrgange des „Hausschatzes“, Redaktion, Druck und Verlag von Karl Flemming in Glogau. Das Merkwürdigste an diesem Aufsatze ist, daß er die Strophe ernsthaft nimmt und ausführt, die darin ausgesprochene „alte Hände Demut“, diese kräftige Selbstverleugnung des selbstsüchtigen Ich, sei eine reiche Quelle großer christlicher Taten z. B. der Reformation. Treffend sagt G. Hoffmann hierzu: „Das sola gratia der Reformation redet doch eine andere Sprache. Aber immerhin verdient das Bestreben, ein sachlich gerechtes Urteil zu fällen, unsere Anerkennung. Doch bedürfen wir für die Rabenaasstrophe, die tatsächlich in keinem Gesangbuche zu finden ist, diese wohlwollende Beurteilung nicht“.

Daß Coeven in seinem bekannten „Pfaffenspiegel“ 1869 die Strophe mit der Behauptung anführt, sie sei „wörtlich einem noch nicht sehr alten Breslauer Gesangbuche entnommen“, erwähnen wir nur bei Vollständigkeit halber.

Mit dem Lutherjahre 1883 traten die „Blätter für Hymnologie“ ins Leben. In ihnen wurde (im 3. Jahrg. 1885, S. 48) auch die Frage nach der Rabenaasstrophe aufgeworfen. Es geschah von D. Linke aus Anlaß einer Erwähnung der Strophe im Lahrer Hinkenden Boten vom Jahre 1883. Während D. Fischer sie sogleich (S. 63 f.) mit sicherem Takte richtig kennzeichnete, verbiß D. Linke sich darauf, sie in den sechziger Jahren in einem Buche, das nach seiner Beschreibung nur etwa einer der berüchtigten Anhänge des Brüdergesangbuches von 1735 gewesen sein konnte, mit eigenen Augen gelesen zu haben. Er ließ sich auch durch die betreffenden Ausführungen Fischers und des Archivars der Brüderunität A. Gliesch nicht von seinen Behauptungen abbringen. Bemerkenswert ist, daß er sich erinnerte, die Strophe unten rechts in einer Ecke gelesen zu haben. Unten rechts in der Ecke steht sie auf S. 11 der „Neuesten Liederkrone“ von 1846!

Während Linke sich im Wesentlichen auf Behauptungen beschränkte, tat im Jahre 1885 Albert Fischer in Gemeinschaft mit Archivrat Dr. Jacobs in Wernigerode die Arbeit, eine große Zahl von Gesangbüchern durchzugehen, in denen etwa die Strophe denkbar wäre. Das Ergebniß war dasselbe, welches sie vorhergesehen hatten: die Strophe fand sich

niegends! In derselben Zeit schrieb Karl Gödeke an Dr. Jacobs folgende geradezu typischen Worte: Prof. M. Heyne, der jetzt in der Fortsetzung des Grimm'schen Wörterbuches den Buchstaben R bearbeitet, ist in den letzten Wochen scherzweise viel nach dem berüchtigten Rabenaas gefragt worden. Jeder der Bekannten wußte ein Gesangbuch zu nennen, in welchem der Vers oder das Lied enthalten sein sollte. Ich habe jedes der genannten Gesangbücher darauf durchgesehen, aber natürlich niegends etwas der Art gefunden. Heyne, bei dem die Exzerpte für das Grimm'sche Wörterbuch zusammenfließen, hat keines, auf dem das fragliche Lied genannt wäre, das jedermann des in die unteren Stände hinunter kennt, wenn auch mit Varianten (Jud für Rost). Es wird ein Spottvers gegen Pietismus und Herrnhut sein ..." In Wirklichkeit ist es ein Spottvers vielmehr gegen die Orthodoxie.

Im Jahrgang 1886 der Blätter für Hymnologie berichtete D. Dannell über seine früher gemachten Auszüge aus der „Neuesten Liederkrone", ohne doch das Buch selbst nachweisen zu können. Es gelang Dr. Jacobs, das Buch aufzutreiben und für die Wenigerode Gesangbuchsammlung zu erwerben. Von diesem Buche hat dann Albert Fischer eine klassische Beschreibung gegeben in der Siona 1892: „Ein Spottvogel unter den Gesangbüchern". Dies Buch war nun vorläufig die älteste bekannte Quelle der Strophe.

Im selben Jahre 1892 schrieb Felix Dahn eine Schrift wider den Zedlitzschen Schulgesetzentwurf und warf darin die Frage auf: „Ob Hödel wohl auch das schöne Kirchenlied kannte. Ich bin ein rechtes Rabenaas?" (Der Entwurf eines Gesetzes über die Volksschule, Breslau 1892, S. 39.) Nach dem Fundort befragt, verwies Dahn auf den Musenalmanach von Schmidt-Cabanis.

Die älteste Quelle der Strophe entdeckt und auf die Wahrscheinlichkeit der Abfassung durch F. W. Wolff zuerst hingewiesen zu haben ist das Verdienst des Professors Dr. J. Müller in Zehlendorf bei Berlin. Seine Untersuchungen stehen in der Kreuzzeitung vom 13. Februar 1894 mit der Unterschrift „Dr. J. M." Hier ist sowohl der Aufsatz aus den Schlesischen Provinzialblättern von 1840, als auch die Lebensbeschreibung Wolffs von Friedrich Engels urkundenmäßig verwertet. Voraussichtlich wird man über Müllers Feststellungen nicht hinauskommen. Hat Fischer die Strophe sachlich am treffendsten beurteilt, so hat Müller ihr geschichtlich ihren Platz ein und für alle Mal angewiesen.

Freilich fehlt noch viel, daß dies allgemein anerkannt würde. Denn nach wie vor wird frischweg behauptet, die Strophe komme in einem Gesangbuche vor. Der neuesten Verhandlungen über die Strophe verdanken wir den Aufstellungen von römischer und von sozialdemokratischer Seite, daß die Strophe evangelisch kirchliches Liebergut sei.

Im Jahre 1887 hat der ultramontane Knie in seinen „Geistesblitzen" I, S. 287 f. die Strophe „bis auf besseren Nachweis" Luther zugeschrieben: „Darin ist doch der lutherische Rechtfertigungslehre recht korrekt ausgesprochen." Kuratus Fink behauptete in der „Schles. Volkszeitung" vom 4. Januar 1898, das „salbungsvolle Verslein" sei im Zeitalter der Reformation „mit Herz und Mund" gesungen worden. Propst Treblen und lic. Georg Hoffmann gingen den Kuratus an den Ermels der Wahrheit an, natürlich vergeblich. Diesen Verhandlungen verdanken wir zwei treffliche Aufsätze Georg Hoffmanns in dem „Korrespondenzblatt des Vereins für die Geschichte der ev. Kirche Schlesiens", Band VI, Heft 1. 2., Liegnitz 1898. 1899: „Die Rabenaasstrophe" und „Nachlese zur Rabenaasstrophe". Beide sind auch als Sonderdruck erschienen. In ihnen wird das gesamte Material eingehend mitgeteilt und beleuchtet. Übrigens hat Hoffmann, unabhängig von Dr. Müller, aufgrund eines Hinweises in Knies „Geistesblitzen" in den „Schles. Provinzialblättern" von 1840 die älteste Quelle der Strophe gefunden und auf Wolff als den wahrscheinlichen Dichter hingewiesen.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß der bekannte katholische Hymnologe Dr. Wilhelm Bäumker im „Litterarischen Handweiser", Münster 1899, S. 64 f., gegen die Verdächtigung Luthers, er könne eine solche Strophe gedichtet haben, entschieden Verwahrung eingelegt hat.

Wie nicht anders zu erwarten, hat sich auch die sozialdemokratische Presse

wiederholt mit der Strophe beschäftigt. Unter anderem hat das der „Vorwärts“ in Berlin am 16. Mai 1901 — wie treten damit in die Geschichte der Rabenaasstrophe im 20. Jahrhundert ein! — Er gab eine Kritik eines eben erschienenen Hymnologieaufsatzes der „Germania“ und schrieb dann „Da gefällt uns der bekannte Gesangbuchsseer weit besser. Ich bin [illegible]“ Das veranlaßte die Mumm und Pastor Ernst Böhm vom Generalsekretariat der freien kirchlich-sozialen Konferenz in Berlin, endlich auszusprechen was im Kreise evangelischer Hymnologen schon oft verwogen worden war, nämlich einen Preis (von 100 Mk.) auszusetzen für den der die Strophe oder eine ähnliche mit dem Worte Rabenaas in einem evangelischen Gesangbuche nachweist. Das Preisausschreiben geschah am 19. Juni 1901. Viele Zeitungen brachten es. Schon unterm 9. Juli 1901, also nachdem noch nicht drei Wochen vergangen waren, verschickte die Mumm an etwa 300 Einsender die Mitteilung, daß bis jetzt etwa 100 Einsendungen erfolgt und darum 47 verschiedene Gesangbücher namhaft gemacht seien in denen die Strophe stehen solle oder eine ähnliche. Niemand aber habe sie nachgewiesen, die Übersendung sei deshalb daß sie in keinem Gesangbuche stehe. Inzwischen dauerten die Einsendungen fort. Im August 1902 brachte die Mumm die Sache zu einem Abschlusse, indem er in den Zeitungen eine Mitteilung veröffentlichte „Zum letzten Male die Rabenaasstrophe“, die den Sachverhalt darlegt und mit den Worten schließt: Es dürfte hiernach feststehen sein daß derjenige der weiterhin die „Rabenaasstrophe“ als ein Kirchenlied anführt ohne dies deutlich zu bemerken, sich einer Verleumdung der ev. Kirchenliederdichtung schuldig macht. Kaum war diese Veröffentlichung ergangen, so liefen neue Zuschriften ein, die sich anschickten die Strophe nachzuweisen! Der „Vorwärts“ hat also recht, wenn er auf sie das Berliner Wort anwendet „Auch dazu zu kriegen!“ Neben dem Generalsekretariat der sozialen Konferenz haben sich ungefähr mehrere andere Sammelpunkte gebildet, wo immer noch zahlreiche Zuschriften einlaufen. In der Schriftleitung der Vossischen und der der Deutschen Zeitung.

Uns liegen die an die Mumm ergangenen Einsendungen vor, und wir können nicht umhin aus ihnen und den sonst im Laufe der Zeit persönlich gemachten Erfahrungen mit der Rabenaasstrophe einige Schlüsse zu ziehen, die zum Teil hymnologisch allemahe aber psychologisch von Interesse sind.

Die meisten Einsender wollen die Strophe mit eigenen Augen in einem Kirchengesangbuche gelesen und darum ausnahmslig gelernt haben. Sie geben zumteil das Formal und die Stücke des Buches genau an. Am häufigsten werden genannt Porst, Bollhagen und das Altmärkisch-Perzanzische Gesangbuch von 1734, das sich noch heute in der Altmark und der Neigniz ausgenommen die Synode Tangermünde im Gebrauche befindet. Mehrere wollen das Lied sogar im Gottesdienste gesungen haben. Bei dem alten Arnal in Berlin behauptet man, es aus dem Porst als Einzugslied gesungen zu haben. Unter den Zuschriften finden sich zwei eingehende von Setzern, von einander ganz und unabhängig behaupten beide der Strophe so zu Druck gesetzt zu haben. Ein alter Mann bedauert das Gesangbuch nicht mehr zu besitzen, er will aber mit seinem seelischen Ohr deschwören, daß er die Strophe darin gelesen hat.

Viele wiederum haben es nur vorlesen hören, oder die Eltern oder Tanten haben es unter Bezeichnung eines alten Gesangbuches als Quelle mit hergesagt, oder der Lehrer der Seminarlehrer hat es im Unterricht als alte Kirchenliedprobe mitgeteilt. In den franckeschen Stiftungen sei es von 1830 bis 1840 der Renbern gelehrt worden. Ein Unteroffizier ließ es seine Soldaten zur Strafe nachsprechen, wenn sie auf dem Kasernenhofe etwas versehen hatten. Eine Auskunft lautet nalig: Es ist von Luther und steht in Luthers Schriften. Andere verweisen auf katholische Gesangbücher. Unter den Gesangbüchern werden viele ganz allgemein bezeichnet. Uns alte Dresdener, das alte Hamburger, welches von den vorlen ist da gewiß? In der Aufzählung ist so ziemlich jedes Gebiet von Hamburg bis Basel, von Königsberg bis zu den „singenden und klingenden Bergen“ des rheinischen Herzogtums Berg vertreten.

Man nennt auch wohl neben der Rabenaasstrophe allerlei andere, die in den Gesangbuchern stehen sollen, zumeist die unglaublichsten und unsinnigsten dazu. Wiederholt wird nen-

ſchwel, es ſteige, wie eine Zuſchrift aus Schwaben ſagt, in dem Geſangbuche ſtie „Kraft-Grenz-Schutz-Lobenſtein“ zugleich mit der bekannten Bulle um Regen und Sonnenſchein für dieſes Land.

Nicht ſelten aber werden ſtatt der Rabenaasſtrophe ſolche angeführt, die tatſächlich in Geſangbüchern wie der Altmärkiſch-Pyrgnitziſchen eine iſt, ſtehen, und der Schluß lautet dann etwa: Wenn ſolche Sachen in dem Geſangbuche ſtehen (die Nummern und Strophen werden angegeben und abgeſchrieben, oder auch die Blätter aus dem Buche ſelbſt eingefaltet) ſo kann und wird auch die Rabenaasſtrophe in einem Geſangbuche ſich finden. Es ſind faſt immer derſelben Strophen die hier erwähnt werden, nämlich aus Riſts Hölleliede „Komm her, ihr Menſchenkinder“ die Strophen 4 o. 10. 11. 15. 16, aus Sim. Birkens Bußliede „Blinder Menſch du weg die Decke“ mehrere Strophen, dann P. Gerhardts Lied „Herr ich will gar gerne bleiben wie ich bin, dein armer Hund“. Auch wird wohl auf das Lied aus Martin Grünwaldts Beichtbuch „Der unſſreuige Sünder“ (6 Anfänge 1738) hingewieſen, deſſen erſte Strophe lautet:

Da lieg ich beſnliches Holten Aas Da lieg ich ekſend heller Hund
in meinem Sünden-Kothe an Leib und Seele krank und wund
daran ich vor den Augen ekel, und kann nichts mehr als heulen
als wie an Zucker-Berlin.

Dieſe Strophe mag als Kennzeichnung jener Poeſie genügen. Bei Riſtinen finden ſich noch weitere Anſtandlungen. Aber dieſe Strophe bei zunächſt gewiſſe Anklänge an die Rabenaasſtrophe nur daß auch hier wieder eine wie geſchmacklos immer ſich gebende wahre Unſſrerſtandigkeit herrſcht, während in der Wolfſchen Strophe die Verdammung von Buße und Gnade uns angenehm berührt. Übrigens iſt das Gemmwaldſche Lied nicht in Gemeindegeſangbücher aufgenommen.

Daß die eben genannten Strophen abgeſehen von der nicht in die Geſangbücher aufgenommenen Grünwaldſchen ſo weit und breit bekannt und daß ſie ohne Zweifel in erſter Linie das unveränderte Feſtbeſtehen des Altmärkiſch-Pyrgnitziſchen und des Pomſchen Geſangbuches die Veranlaſſung. Dies Feſtbeſtehen wird denn auch von mehreren Seiten ernſtlich beklagt.

Merkwürdig und erfreulich iſt, daß in den Zuſendungen von den Extremgegnern der Hahnſiedpoeſie des Pietismus nur wenig, und von denen der Preſſe der Brüdergemeinde ſo gut wie nichts angeführt wird. Auch iſt bemerkenswert, daß das Lied „Schwicke dich o liebe Seele“, deſſen Verfaſſer doch weit verbreitet iſt wie heute nur genannt wird. Die Poeſie des Pietismus und der Brüdergemeinde in ihren Erſcheinungen iſt der Gemeinde nicht ſo bekannt geworden. An dem Aberglaubensſtrebe aber hat man offenbar keinen Anſtoß genommen. Die heilige Handlung hat gewiß ſich die ſtarken Anklänge des Liedes ins Fleiſchliche umzudeuten.

Gar nicht ſelten ſind die Stimmen die ſagen die Strophe ſei kein Spezimen. Ja, eine laßt ſich dahin vernehmen, unſerer Zeit tue die derbe Sprache der alten Zeit wie die Strophe ſie biete eher mehr als die weichlich-ſüßlich-kraftloſe moderne. Wunderliche Verkennung der Rabenaasſtrophe!

In kaum einem der Briefe wird es unterlaſſen die Strophe ſorgfältig ſchriftlich niederzulegen. Manchmal wird ſie in zwei Strophen zu vier Zeilen geteilt. Auch wird oft erzählt, wie man ſie gemeinſchaftlich auswendig gelernt habe. Die Briefe ſind ein Beweis, wie leicht und feſt Gemeinheit und Spott im Gedächtniſſe haften. An dieſer Stelle ſeien auch die mancherlei Lesarten erwähnt die ſich beſonders in Zeile 4 finden. „Er wie der Reſt die Fürſtdel“ heißt es bei Wolff. Da dieſe Notſtandsteil der Zuſatz angezweifelt wird oder nicht allgemein bekannt iſt, heißt es ſtatt Reſt Krumm Nun oder Jud. Die zweite Zeile ſchließt nicht ſelten mit dem Worte Sündenſimmel. Dann lautet die vierte etwa „als wie der Aas den Rhamuel“ (Wetterau) oder „als wie das Vieh der Schimmel“ (in Heſſen im „Magdeburgiſchen Geſangbuche“ ſtehen).

Wie iſt es nun denkbar daß ſich nicht bloß Leute die ſich ans kirchliche und chriſtliche Dinge nun ganz oberflächlich gewöhnt haben oder der Bildung ermangeln ſondern Perſonen

in gestre Zahl (das ergibt sich z. B. aus Hoffmanns Mitteilungen) und sonnen und zu bildete Laien behaupten die Strophe stehe in einem Gesangbuche ja, sie hätten sie selbst gelesen? Gleich mir wird der geneigte Leser vielleicht auch solch persönlichen Erfahrungen mit der Strophe gemacht haben. Ich erwähnte deren nur zum Zweck des Ulken und Dunkels daß ich mir das Gespenst auf die Andromastrophe gebracht, sondern mich nur darauf beziehen habe, wenn es von anderer Seite dagegen wurde. Ein angesehener Gutsbesitzer führte in einem Kreise von Amtsbrüdern die Strophe vom Rabenaas und die schamlose von Johannes Büchsenbrand an zum Beweis dafür, was für Dinge in den katholischen Gesangbüchern ständen. Ich war in der Lage auf die „Neueste Liederkrone“ von 1845 als Quelle hinweisen zu können auf Grund der frühesten Mitteilungen in der Sions vom Jahre 1892. Ich wünschte die Gesichten nicht zu übergehen. Ein übrigtrinken römischen Prinzen dem evangelischen Geistlicher gewanden sei, habe ihm dutzendmal diese und andere Strophen aus katholischen Gesangbüchern mitgeteilt, an dessen Sachlande und Glaubwürdigkeit sei nicht zu zweifeln u. s. w. Im vorigen Jahre verschrecke ich ein durch seine christlich Gesinnung bekannten Geistlichen, der in der schon hingeschrieben und höchlichen Ehrenamter bekleidet, er habe vor etwa zehn Jahren den Vers in einer Woche in einem alten Gesangbuche während einer Leichenfeier mit eigenen Augen gelesen. Es wollte nachdenkt kaum Zweifel gelten lassen. Daß diese und all die unzähligen anderen Zeugnisse auf Irrtum, auf Täuschung beruhen ist gewiß. Aber wie ist es möglich, daß eine so große Zahl von nüchternen Menschen zuverlässigen allem Spotten abgeneigten Menschen — auf die also die Strophe einen unso tieferen Eindruck machen mußte, — sich so täuschten? Man wird mit Recht sagen, sie haben in der Tat ihre Anzahl Strophen in alten Gesangbüchern finden können, die wenn auch tief ernst gemeint, doch höchst geschmacklos und anstoßig sind wenigstens für Christen unserer Tage. Sie haben dann allmählich in ihrer Erinnerung diese Strophen die Rabenaasstrophe hinzugefügt oder durch mit einer von jenen vertauscht. Aber das erscheint auch zur Erklärung nicht aus. Denn es ist ohne Zweifel daß ein Teil der Leser solcher Gesangbuchstrophen die Rabenaasstrophe auswendig konnte, und wer sie auswendig kann, der müßte sich des Unterschiedes zwischen jenen und dieser bewußt sein. Wie müssen vielmehr auf ein psychologisches Moment hier hinweisen. Es ist merkwürdig, wie die Phantasie dem Gedächtnisse Streiche spielt, namentlich auf dem Wege wiederholten Erzählens, wie sich da die Dinge umgestalten, vergrößern, verzerren verwandeln. Dazu gibt es Leute die das Seltsame, Wunderliche erlebt haben wollen, wirklich zu haben meinen. Kommt es nicht auch in ländlichen Kreisen vor, daß da man den anderen in Aufklärung zu übertrieben sucht, nicht auch in christlichen Schriften, daß da die Grenze zwischen Legende und Tatsache fast verwischt wird? Es ist unbegreiflich zu bedauern, wie durch Jahrzehnte den christlichen Schriftstellern unserer Zeit eine und dieselbe Geschichte mit den unglaublichsten Abweichungen und Entstellungen immer wieder als Tatsache aufgetischt wird. Wo es so an Fleiß und Eifer fehlt, da wird der Boden dreifach für Legenden wie die von der Rabenaasstrophe. Und so diesen wie leider kaum hoffen daß die neuesten Verhandlungen über diese Strophe in der Presse den Wahn sie stehe in einem Gesangbuche endgültig zerstreuen werden.

Endlich aber dürfte hier wohl auch die Frage aufgeworfen werden, ob es nicht an der Zeit sei Gesangbücher wie das Altmärkische Preßgesangbuch oder den alten Porst von Auswüchsen zu reinigen, die zu Zeit ihrer Entstehung nicht als solche empfunden wurden, heut und längst aber Anstoß gaben. Die Signaturgeschichte dieser an sich trefflichen Bücher ist offenbar. Sie haben in vielen Gemeinden auch in den Zeiten des Rationalismus Licht und Wärme lebendiger Frömmigkeit durchgewirkt. Kein Wunder, daß solche Gemeinden aus Dankbarkeit und Pietät sich von ihnen nicht trennen mögen. Aber dann sollte man doch auf eine klugestaltung Bedacht nehmen. Daß in diesen Büchern in mancherlei geschmacklosem zu anstoßigen Strophen noch stehen sind, ist kürzlich von emgehende Darlegung in der „Deutschen Zeitung“ über den Porst wieder weiten Kreisen gezeigt (24. August 1902).

— —

Die Rabenaasstrophe ist nicht die einzige Stilblüte, die in der populären Kirchenliedkunde spukt. Die anderen aber haben meist ein kürzes und wenig bemerktes Dasein

geführt. Keine erreicht jene an Fähigkeit des Alters. Da aber hie und da immer wieder die eine oder andere auftaucht, so wollen wir hier die bekanntesten noch namhaft machen.

Das früheste scheint jene zu sein, die Danneil (Bl. f. Hymnologie 1886, S. 106 f.) im Brockhaus'schen Konversationslexikon der Jahre 1824 gefunden hat. Das Lexikon will sie aus dem Osnabrücker Gesangbuche entnommen haben. Sie lautet:

Herodes ist ein Teufelsmann,
So ist der Mensch träg und faul,
Er steht saur und hängt das Maul,
Ja, wälze dich im Elendekot,
Ichneumon alsdann spritzt dem Tod,
dem Krokodil, in Rachen
und heiß dich durch die Todesnot
die Sünden tot zu machen.

Was für Reminiszenzen an Kirchenlieder und Zaubersprüche mögen hier zusammengewirrt sein? Gewiß ist, daß diese acht Zeilen so in keinem Gesangbuche stehen.

Viel bekannter als diese Reime ist der Spott auf die Kleinstaaterei, den der geneigte Leser oft gehört haben wird:

O Herr, gieb Regen und Sonnenschein
für Reuß Greiz Schleiz und Lobenstein.
Und wolln die andern auch was han,
so mögen sie die es selber fan (sagen).

Welcher ist die älteste Quelle? Ohne Zweifel kein Reuß Greiz Schleiz Lobensteinsches Gesang- oder Gebetbuch.

In seinem Demokritos („Dymokritos"), der 1832—1835 erschienen ist, gibt Karl Julius Weber (Ausgabe von 1832, Bd. 7, Kap. 11, S. 190) eine Strophe von Joh. Christ. Fried. Haug, dem Verfasser der „200 Hyperbeln auf Herrn Wahle große Nase", wieder. Sie heißt:

Mein Beten will kein Bielein patten
die Sünden beißen mich wie Ratten
auch hat der höllische Beetzebull
gebaut in meine Herzschatull
O Salome Jäger, hetze unten
mich Sündenson mit Gnadenhunden,
zeuch mir dein Gnadenwammer an
so bin ich köstlich angethan.

Diese alberne, widerliche Stück versucht man dem Schwäbischen Reformator Brenz zuzuschreiben. Haug hat seinem Freunde Weber selbst gestanden, daß er es verfaßt habe, um Kirchenlieder zu parodieren. Verbreitet hat es sich nicht. Aber der Verfasser der Rabenaasstrophe wird es aus dem Demokritos gekannt haben. Vier Zeilen davon stehen in dem Buche „Kirchenglaube und Erfahrung" Stuttgart 1834. Die Rabenaasstrophe findet sich im Demokritos nicht. Wohl aber hat Weber (aber wer sonst?) eine Strophe der bekannten Liebes von Melchior Franck „Ach wie nichtig, ach wie flüchtig" dort parodiert und ihr die Gestalt gegeben:

Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig
ist des Menschen Wissen!
Plato, der so kunstermessen
wie ein Gockelhahn gesessen
hat schon längst auch ausgefressen.

Die Blätter für Hymnologie führen (1894, S. 1251) aus Otto von Roquettes Selbstbiographie folgendes an. Bei Hinrichtungen war es vorgeschrieben, ein Kirchenlied zu singen, dessen eine Stelle lautet:

Selige Canaillen
die ihr noch am Galgen
Gottes Gnade spürt.

Hat Otto von Roquette das wirklich geglaubt?

Haben wir selber Spottverse der Ungläubigen auf die Dichtung der Orthodoxie und der Pietismus angeführt, so mögen einige auf den Rationalismus den Schluß bilden. Als man die Gesangbuchsreform des 19. Jahrhunderts begann, war es nicht schwer, die lächerlichsten Sachen aus rationalistischen Gesangbüchern zusammenzutragen. Man hat es gern und oft und mit Recht getan. Der alte Goliath mußte auf allerlei Weise bekämpft werden. Auch die Reformation des 16. Jahrhunderts brachte viele solche Lieder hervor, die Ph. Wackernagel unter der Überschrift „Erwachen, Zürnen, Spotten" zusammenstellt. Es war erklärlich, daß man dem Rationalismus eine Anzahl Reimereien übertreibend nachdichtete. Aber war es wohlgetan, hartnäckig zu behaupten, sie stünden in rationalistischen Gesang-

dächern? In Cromes Vortrage „Das Kirchenlied“, Schwerin 1899 S. 19 heißt es: Einen Gesangvers möchte man für eine Parodie halten, wenn er nicht tatsächlich in einem Gesangbuche zu finden wäre:

Die allgemeinen Dinge,
die ich, o Gott, dir singe,
behagen mir nicht mehr
Drum mach für das Spezielle
mir Herz und Augen helle,
mein Wissen, Herr, damit vermehr.

Du sollst den Baum nicht schänden
mit frevelhaften Händen,
denn das zeugt böses Herz,
du sollst die Pocken impfen
ein Kunstwerk nicht beschimpfen
und lindern selbst des Wurmes Schmerz.

Das sind zwei Strophen nicht eine. Und darauf, sie in einem Gesangbuche nachzuweisen, könnte man ebenso sicher einen Preis von 100 M. setzen, wie es bei der Rabenaasstrophe geschehen ist.

Wie oft hat man behauptet, in einem rationalistischen Gesangbuche stehe:

Wir glauben all an Einen Gott,
Christ, Jude, Turk und Hottentott.

Es findet sich aber ebenso wenig darin, wie eine Spottreimerei auf das Lichtfreundtum, von der uns Otto Funcke berichtet. Er schreibt in seinen „Ungeschminkten Wahrheiten“ 1902, S. 37 f.: „Unter alten Papieren fand ich einen Vers, der vor etwa 60 Jahren entweder in der Gemeinde der Lichtfreunde entstanden oder auch zum Spott auf diese Gemeinde gedichtet ist.“ Letzteres ist ohne Zweifel das Richtige.

„Er heißt:

Wir bilden einen neuen Klub
mit Uhlich, Wislicenus, Rupp
Der Heide, Jude, Türke ist
gebornes Mitglied, wie der Christ
Der Kaffer und der Hottentott
verehren alle Einen Gott.

Der Glaube kommt nicht in Betracht,
die Liebe ists, die alles macht
Die Menschenfresser nur allein
die sollen ausgeschlossen sein,
weil wahre Liebe da nicht ist
wo einer noch den andern frißt.“

Wie oft sind mir die letzten vier Zeilen als aus einem rationalistischen Gesangbuche stammend zitiert worden! Sie sind aber gewiß ein Spottgedicht auf das Lichtfreundtum, ein vielleicht ziemlich gleichzeitiges Gegenstück zur Rabenaasstrophe.

Am häufigsten wird von derartigen Stücken wohl jenes angeführt, das die Augenlider verherrlicht. In einem rationalistischen Liede, so heißt es, wird der Bau des menschlichen Körpers Glied für Glied besungen. Nach den Augen kommen auch die Augenlider an die Reihe. An ihnen wird bewundert, daß sie sich von selbst, ohne Zutun der Hände, öffnen und schließen:

O wie würd es elend lassen
wenn man sie mit Händen fassen
und nach oben ziehen müßte
Das bedenke, lieber Christe!

Das hat nicht nur nie in einem Gesangbuche, sondern auch gewiß nie in einer sonstigen aufklärerischen Schrift gestanden. Es ist wiederum ein vielleicht gleichzeitiges Seitenstück zur Rabenaasstrophe.

Genug dieser Proben. Wenn ihre Kennzeichnung dazu beigetragen hat, daß hinfort nicht mehr alle Liedanekdoten, die die Orthodoxie, den Pietismus und den Rationalismus verhöhnen, unbesehen als Bericht von Tatsachen angesehen werden, dann sind diese Zeilen nicht umsonst geschrieben.

Die Kunstgeschichte

von Superintendent **Rich. Bürkner** in Ostheim (Rhön)

Ich bitte bei dieser Überschrift das Geschlechtswort die zu betonen. Es soll von der Kunstgeschichte schlechthin die Rede sein, wie sie die Gegenwart bedarf. Und gemeint ist damit das große Werk von Cornelius Gurlitt (Geschichte der Kunst in zwei Bän-

den *). Dabei bin ich mir wohl des Schwergewichts dieses Urteils bewußt. Denn nachdenklich sehen mich vom Bücherbrette neben mir alle die stattlichen Bände an, die in den letzten Jahren als Kunstgeschichten erschienen, von mir angezeigt und gelobt worden sind. Da reiht sich Buch an Buch, und ihre Verfasser haben klangvolle Namen: Frantz, Knacksing, Kuhn, Lübke, Rosenberg, Springer; dazu das große fünfbändige Werk über deutsche Kunstgeschichte aus dem Groteschen Verlage und eine lange, lange Reihe kunsthistorischer Einzelschriften. Gewiß, ich habe sie alle gelobt und lobe sie noch. Es sind alles tüchtige Leistungen kenntnisreicher und geschmackvoller Männer, die die Summe des zeitgeschichtlichen Kunstwissens anregend darzustellen und von festen ästhetischen Gesichtspunkten aus zu beurteilen wissen, und dabei von seiten ihrer opferbereiten Verlagsbuchhandlungen durch einen reichen Bilderschmuck unterstützt werden, der einen geradezu unermeßlichen Anschauungsstoff in die entlegensten Fernen zu tragen im Stande ist. Schwache Leistungen sind gar nicht dabei, wenigstens in den oben genannten Gesamtdarstellungen nicht, auch keine, die zu grundsätzlichem Widerspruche verlockte, wenn man auch dem einen Verfasser die Vorliebe für die italienische Renaissance, einem andern die katholische Herkunft mit der Freude an der kirchlich-mittelalterlichen Kunst, und einem Dritten den starken Glauben an die ewige Gültigkeit des antiken Schönheitsideals anmerken kann. Tendenziöse Geschichts- und Kunstfärberei ist nirgends dabei, der Hochstand ästhetischer Beurteilung und wissenschaftlicher Auffassung ist bei allen diesen Werken sehr ansehnlich und lobenswert. Aber sie alle schildern doch die Kunstgeschichte als eine Aneinanderreihung von Vorgängen und Schöpfungen, die so zu sagen neben der übrigen Weltgeschichte, der politischen, sozialen, kulturellen, religiösen fremd oder doch gleichgültig nebenher geht als eine Welt für sich. Und wenn hier und da eines dieser Kunstgelehrten versucht, die Verbindungsfäden, die zwischen dem Gesamtleben eines Zeitalters und dessen künstlerischer Ausdrucksweise hin- und herlaufen, aufzuzeigen, so geschieht das doch nebensächlich und andeutungsweise. Mich hat — wie ich schon öfters ausgesprochen habe — dieses völlige Absehen von der jeweiligen zeitgeschichtlichen Umwelt schon lange verdrossen, und für das religiös-kirchliche Gebiet habe ich neuerdings in meiner jetzt erscheinenden Geschichte der kirchlichen Kunst versucht, dieses künstlerische Gestalten und Ausschmücken der gottesdienstlichen Räume nicht nur ästhetisch zu beurteilen, sondern aus dem ganzen kirchlich-religiösen Leben der einzelnen Geschichtsabschnitte zu erklären, die kirchliche Kunst mithin eben als kirchliche Kunst darzustellen. Das ist doch aber nur ein Abschnitt aus der gesamten Kunstgeschichte. Cornelius Gurlitt greift mit der vollen Befähigung eines weitsichtigen, hochgebildeten und wissensreichen Mannes höher und bietet den Verlauf der ganzen kunstgeschichtlichen Entwicklung im eng verbundenen Zusammenhang mit dem religiösen, philosophischen, volkswirtschaftlichen und politischen Werdegang der Kulturvölker, um deutlich zu machen, daß die künstlerischen Bestrebungen eben doch auch nur aus der jeweiligen Lebensstufe einer Zeit und eines Volks zu erklären und mit ihr untrennbar vereinigt sind. Er sagt, die Kunst sei doch nur zu verstehen als Ausdruck einer schaffenden Seele, und eine solche steht nicht allein in der Welt, sondern bildet einen Teil des Volkes, der Zeit, des allgemeinen Lebensstandes der Geister. Neben der Geschichte der Form müsse auch, wolle man das Wesen der Kunst möglichst tief erfassen, der innerste Grund zum Wandel der Form gesucht werden.

Dieses Hereinziehen von mancherlei außerhalb der engeren Kunstgeschichte liegenden Betrachtungen ist natürlich auch der Darstellung der kirchlichen Kunst zu Gute gekommen. Hier werden die einzelnen religiösen Zeitströmungen mit großem Geschick und erstaunlicher theologischer Reife des Urteils bis zu ihrer Wurzel zurück und bis zu ihrer künstlerischen Betätigung vorwärts verfolgt, und nicht nur werden die großen hochberühmten Schöpfungen der kirchlichen Kunst betrachtet, sondern auch die bescheidenen Klosteranlagen und die schlichten Dorfkirchen in ihrer baulichen Gestaltung und künstlerischen Ausschmückung eingehender und fruchtbarer Betrachtung gewürdigt. Sobaß auch gerade die Theologen, sofern sie sich von dem Umfang des Werkes nicht abschrecken lassen, das Buch mit größtem Gewinn lesen werden,

*) Vgl. die Besprechung des nämlichen Werkes durch Bergner unter „Bücherschau“.

Digitized by Google

Lernen sie doch daraus, wie eben zur vollen Kenntnis der Religions-, Dogmen- und Kirchengeschichte auch ein Verständnis für die Kunstgeschichte der christlichen Gemeinschaft untrennbar gehört.

Zwei Vorwürfe sind schon von mancherlei Seiten dem köstlichen Buche gemacht worden. Der eine, er leide an einer Übermenge von Stofffülle und werde darum unübersichtlich und systemlos. Ich glaube, hierauf im Sinne Guelitts selbst zu antworten, wenn ich ihn dazu so sprechen lasse: „Gerade systemlos wollte ich sein. Mit einer ewigen Rubrizierung, Systematisierung und Gruppierung der einzelnen kunstgeschichtlichen Erscheinungen und Vorgänge verwandelt ihr diesen quellenden Lebensstrom in ein verwickeltes Netz langweilig gradliniger und träge schleichender Kanalwässer. Ist Kunst Leben, so muß sie auch lebendig dargestellt werden ohne das gewohnte Schema und System. Und damit hat der Mann recht, mit der doppelten Einschränkung, einmal, daß es für den Leser, der nicht so aus dem Vollen zu schöpfen versteht, wie Cornelius Guelitt selbst, tatsächlich schwierig bleibt, ihm auf allen seinen Gedankengängen zu folgen und dabei den einen mächtig strömenden Fluß, der durch das Ganze zieht, im Auge zu behalten. Es gehören eben schon ansehnliche kunstgeschichtliche Vorkenntnisse dazu, um das Buch wirklich verstehen und genießen zu können. Und sodann alle Untertitel und Marginalien machen ein Register nicht entbehrlich, das dem umfangreichen Werke unbedingt hätte mit auf den Weg gegeben werden müssen.

Der zweite Vorwurf richtet sich gegen eine ganze Reihe von Mutmaßungen und gewagten Annahmen, für die dem, der nicht der Verfasser selbst ist, die Beweismittel zu fehlen oder die doch voller Lücken zu sein scheinen. Daraufhin erklärt Cornelius Guelitt, er habe keine objektive Wahrheit bieten wollen, weil es die ja in solchen geschichtlich-wissenschaftlichen Fragen überhaupt nicht gebe. Er habe vielmehr sich persönlich seine eigene Überzeugung, seine selbst errungene Stellung zu den großen Fragen des Lebens bieten und durch sein Buch zeigen wollen, wie ihm das ganze Leben der Völker und ihrer schaffenden Söhne in der Kunst erscheine. Und wir werden durch diese offene und kluge Bekenntnis unsere Vorwürfe entkräftet sehen. Nach meinem Dafürhalten ist es wenigstens ein außerordentlich großer Vorzug des Buches, daß es ein durchaus persönliches Werk ist und auf jeder Seite nicht nur den kunstgeschichtlichen Stoff selbst, sondern auch das geistige Wesen dessen, der ihn darstellt, klar und deutlich in die Erscheinung treten läßt. Natürlich wird es unsereinem da an Einzelwidersprüchen nicht fehlen, ich habe mir eine ganze Reihe von Fragezeichen, namentlich zu gewissen theologischen Erörterungen, vermerkt. Aber durch solchen Widerspruch und die sich daran schließende Erörterung wird der Wert des Buches nicht vermindert, sondern erhöht. So liegt es vor uns als eine geistvolle, subjektiv-einheitliche Zusammenfassung der gewaltigen Stofffülle und eine unerschöpfliche Fundgrube von Anregungen. Nachfolgende Kunsthistoriker aber werden ihre Bücher nicht mehr anders schreiben dürfen, als so, daß sie ihren Stoff von derselben weitschauenden und weitumfassenden Höhe aus darstellen, wie das Cornelius Guelitt als Erster getan, der eben darum die Kunstgeschichte der Gegenwart geschrieben hat.

Zur Richtigstellung von Straßburger Namen

von **Johannes Ficker.**

Eine Reihe von Persönlichkeiten, die in der Straßburger Geschichte eine mehr oder weniger ansehnliche Bedeutung gehabt haben, sind in der Folgezeit mit unrichtiger Namensgebung bedacht worden. Hier sei nur auf Einigen aufmerksam gemacht. Auf mehr oder minder Orthographisches will ich nicht weiter eingehen, so z. B. daß es richtiger ist, in Deutschen Wimpfeling statt Wimpheling zu schreiben, stateinisch schrieb sich der berühmte Humanist selber mit ph, daß sich der Musiker und Dichter Geeyter nicht Greitter schrieb und daß die Namensform Bucer auch für die deutsche Schreibung weitaus die gebräuchlichere ist, nur ist noch keine eigenhändige Unterschrift unseres Straßburger Reformators in anderer Schreibweise begegnet, nur auf den Titeln einiger Druckschriften

regelmäßig oder nur in frühester Zeit, später durch die Form mit e ganz überwogen, habe ich „Butzer" gefunden. Bei der Unsicherheit der Namensformen im XVI. Jahrh. darf auf diese Verschiedenheiten nicht zu viel Gewicht gelegt werden. Auch von den Irrtümern in der Registrierung der für die allgemeine wie persönliche Geschichte Straßburgs besonders wichtigen Briefbände mit der Korrespondenz Bucers und Huberts im Thomasarchiv zu Straßburg (jetzt im Stadtarchiv aufbewahrt), seien nur, weil es vielleicht zur die Benutzung der Sammlung dienlich ist, zwei Beispiele erwähnt: der Ulmer Prediger Frecht ist mit einer Anzahl seiner Briefe als „Hecht" unter den Buchstaben H gekommen und daß man bis jetzt von den in Straßburg erhaltenen drei Briefen des unsern Straßburgern eng verbundenen Konstanzer Freundes Johannes Zwick Nichts gewußt hat, erklärt sich sicher daraus, daß die Schriftstücke von späterer Hand mit „Zinck" überschrieben worden sind.

Auf einige in allgemeineren Gebrauch übergegangene wirkliche Unrichtigkeiten sei an dieser Stelle — einem Wunsche von Herrn Professor Spitta folgend — der Finger gelegt. Es ist freilich nicht ganz so unrichtig, wie wenn man Meister Erwin, dem Schöpfer des Schönsten am Straßburger Münster „von Steinbach" zulegt, unsern großen Stattmeister „von Sturmeck" zu nennen, während es allerdings ganz irrig ist, ihm zu Ehren in Straßburg einen Staben bloß „Sturmeckstaden" zu nennen[1]. „Sturm von Sturmeck" nannte sich ein Teil der Familie. „Von Sturmeck" aber war für Jakob Sturm eine ihm ungebräuchliche Benennung. Meister Matthis Zell, der Anfänger der Straßburger Reformation, muß es sich noch heute ab und zu gefallen lassen, wie es mir neulich erst wieder in einer gelehrten Schrift, noch dazu von einem Philologen begegnete, Matthias genannt zu werden, während er doch Matthäus hieß. Der große Kaufmann, einer der bedeutendsten, welche die Stadt je gehabt, der Vielen hilfreiche, der auch politisch eine Rolle gespielt hat, z. B. an der Seite Jakob Sturms 1629 zwischen den evangelischen und katholischen Schweizern mit vermittelte, hieß nicht David Johann, sondern David Joham. Ebenso muß dem berühmten Straßburger Arzte und Professor, dem Mann der Nichte von Ambrosius Blaurer, Dr. Andernach, wie er nach seinem Geburtsort gewöhnlich genannt wurde, statt der auf Mißverstand des lateinischen Guinterius beruhenden Namensform Gunther, die richtige Winther wieder zuerkannt werden[2].

Noch übler ist es dem Straßburger Generalvikar und Freiburger Professor ergangen, der über die Feier der ersten evangelischen Messe durch Theobald Schwartz (Niger) an den Rat und drei Tage danach an den Bischof berichtet hat. Beide für die Straßburger Reformationsgeschichte besonders wichtigen Schriftstücke sind erhalten, von ersterem das Original mit der eigenhändigen Unterschrift des bischöflichen Generalvikars. Mit Ausnahme von Jung in seinen durch große Sorgfalt ausgezeichneten Beiträgen zur Geschichte der Reformation haben Alle, die mit jener Meßfeier sich beschäftigt haben, die großzügige Unterschrift gelesen: Johannes Wernher, Doctor vicarius. Auch der für unsere Straßburger Reformationsgeschichte viel zu früh von uns gegangene Dr. Friedrich Hubert in seinen „Liturgischen Ordnungen" Straßburgs, doch hat er wenigstens, darauf aufmerksam gemacht, das Richtige nachgetragen. Einen Generalvikar des Namens Wernher oder Werner hat es nie in Straßburg gegeben, wie die Akten des ehemaligen bischöflichen, jetzt Bezirksarchivs in Straßburg ausweisen. Er heißt vielmehr, wie er sich auch unterschreibt: Johannes Odernheim.

Auch zwei Männer, die sich um das Straßburger Kirchenlied erheblich verdient gemacht haben, verdienen hier besondere Erwähnung. Ich weiß nicht, worauf sich die Schreibung „Huber" für den treuen Helfer Bucers gründet, der selbst Lieder gedichtet und das Bucer'sche Gesangbuch neu herausgegeben hat, Konrad Hubert. Möglich, daß sich in irgend einem Straßburger Gesangbuche die Form Huber findet und daß hierdurch Jung und Rittelmeyer beeinflußt worden sind. Aber auf die Orthographie der Dichternamen in Gesangbüchern ist nicht viel zu geben, wie ja auch Rittelmeyer selbst z. B. die Verkehrung des Namens von Greyter in Greiter rügt. In den mir vorliegenden Straßburger Gesangbüchern des XVI. Jahrhunderts finde ich übrigens die richtige Schreibung, und gesehen habe ich auch in den vielen Akten

[1] Vgl. auch Winckelmann, Die Straßennamen der Straßburger Neustadt, 1903.
[2] Vgl. Brenays in Zeitschr. für die Gesch. des Oberrheins N. F. Bd. 16, 28.

der Reformationszeit, die seine Sammlungen, seine Korrespondenz aufbewahren, nur Namensformen mit t am Ende, ob er sich Hudprecht oder Hudert, Humbert nennt. Nach der Sitte der Zeit, die dabei oft das merkwürdigste Spiel trieb (der bedeutende Straßburger Diplomat Ulrich Geiger gräzisiert sich Chelius, chelyr, die Schildkröte, nennt die daraus gefertigte Lyra als Saiteninstrument für den „Geiger" passend), hat er seinen Namen antikisieren müssen, lateinisch, griechisch, am Besten alles Beides, und hat etwa wie Melanchthon seinen väterlichen Namen Schwarzert als Schwarzerd etymologisierte, den Namen als „Hundart" aufgefaßt[1]) daher die Übertragungen Pulbarba, Ornipagon, die ihrerseits wieder die Schreibung Hubert, nicht Huber bestätigen. Huber wäre ja ganz anders übersetzt worden. Konrad Hubert braucht übrigens diese Übersetzungen seines Namens nicht sehr häufig, meistens, in späteren Jahren ausschließlich benutzt er auch im Lateinischen seinen deutschen Namen mit angehängter Endung, aber stets Hubertus.

Und ebenso bei dem Dichter Symphorian Pollio, dem originellen Straßburger Prediger. Zwar hat von den Neueren schon Adolf Baum („Magistrat und Reformation in Str.") die rechte Schreibweise seines deutschen Namens wieder zu Ehren gebracht statt der in seinen noch erhaltenen eigenhändigen Briefen irrtümlich gelesenen Unterschrift Altbießer. Aber in der Litteratur der Hymnologie steht fast durchweg noch diese falsche Form. Er hieß Altbießer, Altbüßer, Altbüeßer (büßen = bessern) war früher Bezeichnung für Schuhflicker. Daher erklärt sich auch die Latinisierung Pollio, d. i. Pellio, Lederarbeiter.

Für Weiteres über die Biographien der hier Genannten verweise ich auf die Biographieen in J. Fickers und Winckelmanns Handschriftenproben der XVI. Jahrh. nach Straßburger Originalen 1902–1905, wo man sich an den Faksimiles der Namen von der Richtigkeit der vorstehenden Ausführungen überzeugen kann und wo auch u. a. ein Stück der Berichte über die erste Straßburger evangelische Messe mit der Unterschrift von Johannes Obernheim in Faksimile zu finden ist.

Kritiken und praktische Winke für Weihnachten und die Jahreswende

von **Friedrich Spitta**

In einem sinnigen Gedichte von Renata Pfannschmidt-Beutner, das H. Pfannschmidt auf vierfache Art für gemischten, Männer-, Kinder- bezw. Frauenchor und zwei Solostimmen komponiert hat und das hierdurch für unsere Kinderbescherungen und Vereinsweihnachtsfeste als ein stimmungsvolles und leicht auszuführendes Stück bestens empfohlen sei („Weihnachten" op. 11, Verlag von Georg Plotbow, Berlin W., Potsdamerstr. 113, jede Ausgabe 30 Pf., in Partieen von 10 Stück an je 20 Pf.) heißt es:

Noch nimmer ist verklungen — „Es ist ein Ros entsprungen"
des Liedes fromme Macht — in stiller, heiliger Nacht.

In der Tat gibt er kaum ein Lied, das die Empfindungen der deutschen Weihnachten so intensiv und mit so wenigen Tönen zum Ausdruck brächte. Es sollte nie bei unsern Feiern fehlen, sei es nun in dem schlichten Gewande des Satzes von M. Prätorius oder in der zauberischen Bearbeitung in Herzogenberg's Weihnachtsoratorium, wo von Zeile zu Zeile der Streichinstrumente ihre zarten Ranken schlingen. Und so ist es nur zu loben, daß man dem Pfälzischen Kirchengesangverein auf die freie Rückseite einer für ihn gedruckten Komposition den Prätorius'schen Satz hingesetzt hat, damit er in alle Hände komme, aber freilich mit dem Text „Es ist ein Reis entsprungen". Und wie in der Pfalz so im Rheinland, in Niedersachsen (vgl. E. Baues, Weihnachtsfeier, Lebende Bilder in Verbindung mit Wort, Vers und Lied, Vegesack, Rohr, M. 1, auch meine Bemerkung zu den Stimmen der Musica sacra auf S. 375) und in anderen Teilen unseres guten Vaterlandes, das sich auch sonst wohl bei schulmeisterlicher Behandlung seiner Poesieen ganz wohl fühlt. Für den, der sehen will, habe ich in meinem Aufsatz „Es ist ein Ros entsprungen" M.-Schr. V, 10—20 den Nachweis geführt, daß die Lesart „Reis" unhaltbar ist. Zugleich aber habe ich dort bemerkt, daß aller Wahrscheinlichkeit nach nur der beiden Strophen („Es ist ein Ros" und „Das Röslein, das ich meine") ursprünglich seien, alle anderen aber frühere oder spätere Nachdichtungen. Man sollte sich deshalb bei jenen begnügen, die auch allein

[1]) So unterschreibt er einen Brief an Blaurer (Vadiana 41, 19): Conradus Pulbarba alias Hunbart.

die ursprüngliche poetische Gesamtverstellung festhalten. Von den Strophen die mir sonst noch in den Programmen begegnet sind, ist die erträglichste „Das Blumlein so kleine“. Ganz verwerflich ist die welche ich in der kürzenden Bearbeitung von Paul Stöbe gefunden habe „Texte zu den Kindermusiken welche im Okt., Nov. Dez 1902 in den en Stadtkirchen zu Hirten ausgeführt werden“ S 12

Wir danken dir aus Herzen	Wollst uns behülflich sein,
o Jesu liebster Freund	damit wir dir begehren
für deine Todesschmerzen,	ein Wohnung hübsch und fein
da dus so gut gemeint	

Das ist natürlich zur ersten Hälfte Str 8 aus „O Haupt voll Blut und Wunden“, wozu die zweite zuletzt wie der Faust aufs Auge passt. Offenbar älteren Ursprungs ist die Form

Wir bitten dich von Herzen	Wollst uns behülflich sein
Gott Vater aller Gnad	daß wir dihn mögen machen
durch deines Kindleins Schmerzen	ein Wohnung düpsch und fein
der es empfunden hat	

Aber sinnlich wieder diese auch jene Strophe stimmt wie angegeben wird, aus dem Köln. Gesangbuch von 1599 Drei heißt es nämlich

Wir bitten dich von Herzen	uns diesem Jammertal
du edle Königin	du wollest uns beleiten
durch deines Sohnes Schmerzen,	bis in der Engel Saal
warm wir sollen dahin	

Daß diese Form für den evangelischen Gebrauch unmöglich ist versteht sich von selbst. Um so zweifelloser ist es, daß sie älter als die beiden anderen ist. Aber alle drei daben nichts zu tun mit dem unvergleichlichen zweistrophigen Original, das nicht einfältsvoller wird wenn man seine holde Melodie dreimal anstimmt — Das ethnischen Liedern was bei katholischen Kirche hat sich kaum bei uns einbürgern wollen trotz ihrer schönen Melodieen, die im Texte liegenden Gründe verhindern seiner besonderen Hervorhebung. So wird Herzogenberge festliche Bearbeitung von „Es wollt gut Jager jagen“ (12 Deutsche geistliche Volkslieder op 28 heft 1 Leipzig Kieter Biedermann) schwerlich für den Konzert- oder gesteigen Gebrauch zurechtgestellt werden müssen wie die baldeleze marianische Weise „Es flog ein Täubchen weiße“, die Brodsus so meisterhaft harmonisiert hat (Deutscher Volksliede heft 1 Leipzig Kieter Biedermann) Wenn diese z. B in Hanau, das sich doch seiner erichen und gewählten Programme auszeichnet, gebraucht wird so kommt das nur geschehen bei sehr ungenügender Auswahl und wiederholter Anderung des Originaltextes Unter solchen Umständen steht man lieber dem gottesdienstlichen Gebrauche ab. — Um noch einmal zu „Es ist ein Ros“ zurückzukehren so findet sich in den Programmen von liturgischen Weihnachtsfesten oft eine sehr unlogische Verwendung des Liedes. Bei der sehr häufig vorkommenden Teilung in Weissagung und Erfüllung pflegt man jenes Lied welsch im ersten Teile zu verwenden etwa nach der Vorlesung aus Jes. 11. Dabei ist denn nur die Überlegung worksam gewesen daß es sich in Bibel und Lied um dasselbe Bild handelt, aber dort ist nun der Zukunft die Rede hier von der Erfüllung in der Gegenwart. Mutkin wird doch wohl das Lied an die Stelle gehören, wo das Evangelium von der Geburt Jesu verlesen ist, also hinter Lukas 2, 7. Leider habe ich das in meinem Weihnachtsspiele zugl Drei frohliche Festspiele Strasburg Heitz) versehlt Bei einer etwaigen dritten Auflage beabsichtige ich es zu ändern. Jetzt schon wollen die meine Dichtung beurteilen die augenblickliche Umstellung vornehmen. An richtiger Stelle steht das Lied in Herzogenbergs Weihnachtsoratorium wo der Komponist bereits während der vorangehenden Worte des Evangelisten durch die Saiteninstrumente jene die Klänge der Melodie andeutet eine der ergreifendsten Stellen seiner Komposition!

Nach ein anderes ebenso häufig vorkommendes Verfehlen in der Postierung der Lieder findet sich bei der oben erwähnten Zweiteilung der liturgischen Andacht Man wolle doch in Stimmung deshalb daß es ein Unterschied ist ob man eine hinreißende Darstellung der Verheißung des Kommenden Messias hören in der Adventszeit oder am Weihnachtsfeste Dort steht die Gemeinde ganz in der Stimmung der Vorbereitung hier aber wird die Weissagung dargestellt von denen welche in der Erfüllung stehen und durch den Kontrast jener mit dem Weihnachtsereignisse den Glanz des Festes nur um so intensiver leuchten lassen Daraus ergibt sich daß in einer Weihnachtsandacht die Verheißung nur eine Episode bilden kann Die Gemeinde wird geradezu gestoßen wenn sie selbst voll Weihnachtsstimmung die erleuchtete Kirche betritt und nun nicht etwa anstimmen „Dies ist der Tag den Gott gemacht“ sondern wie ich es oft auf dem Programme finde „Wie soll ich dich empfangen“ oder „Macht hoch die Tür“ oder „Lobet Gott seine Güte“ Also zunächst eine weihnachtliche Einleitung, dann eine Überleitung zu liturgisch-musikalischen Darstellung von Weissagung und Erfüllung Zu solchem Übergange eignet sich am besten ein schlichtes Wort der Begrüßung und des Gebetes durch den Pfarrer, der feierer populärer Form einer solchen Feier, ihr Kundschaftsakter möchte ich sagen legt es nahe, daß auch der Pfarrer jedes offiziellen Wesens sich enthalte Es macht einen unbeschreiblich steifen wenig unmittelbaren

Eindruck, wenn, wie so oft, nach den frischen Eingangsliedern des Chores und der Gemeinde der Pfarrer das erste Stück der Liturgie des Hauptgottesdienstes abkündelt „Im Namen des Vaters“ u. s. w. introitus. Gloria patri [Kyrie Gloria] Sabbatio Rulleite. Unsere ganze Unfreiheit und Unbeholfenheit in weltgleichen Dingen zeigt sich hier in nahezu komischer Weise.

Bei solcher wunderlosen recht sachmännisch markenden Unzeitheit kann man oft wahrnehmen, daß die Wahl der Lieder, bei der das literarische Stilgefühl sich nicht immer lebendig zeigt. Der allem ist es nur äußerlich, daß man diese Feiern so oft schließt mit Strophen aus Tersteegens „Nun dich sei ganz mein Herz und Leben“ („Ich bete an die Macht der Liebe“). Nicht als ob dies Lied — zumal in seiner weihnachtlichen Gestalt (vgl. W. Nelle, G. Tersteegens Geistliche Lieder S. 167. 327) — nicht sehr schätzte. Allein es ist es kein Weihnachtslied, es kann zu jeder Zeit gesungen werden. Weshalb soll es den nur zu Weihnachten zu singenden Liedern, deren wir mehr haben als wir durchschnittlich gedenken können, den Platz wegnehmen? 2) seine Melodie (Bayreuth), ist ebenfalls durch den Gebrauch in der Kirche und beim Tafelgesang eine solche geworden die alles andere eher als für Weihnachten charakteristisch ist. Anderes paßt viel weniger ausgesprochen slavischer Charakter am wenigsten in den Zusammenhang eines Festes, in dem sich mehr als in irgend einem anderen germanische Eigenart Ausdruck gegeben — Überhaupt ist man vielen Orten der Gefahr erlegen, die disparatesten Elemente zu einem bunten Potpourri zusammen zu bringen. Man erzeugt das naive Volkstümliche wie sie sich z. B. auf dem Gebiete der Weihnachtskrippen zeigt sogl. den Artikel von Wagner M.-Gladbach VII. 238, aber unerträglich ist es bei Programmen, bei denen unser historisches Gewissen Pate gestanden hat und kein Stück ohne die nötige diskursive Rede und erläuternde Lesung gelassen ist. Auch dies wurden die verschiedensten Mittel in durcheinander, auch Prosa und Poesie Lateinisch und modernstes Deutsch. Bibelwort und Personendichtung — oft so preßen daß man sich nie des Kopf schüttelt und fragt: Sind wir noch in der Kirche? Der Gefahr für alles dieses liegt dem Weihnachtsfest näher als sonst. Wie wollen gewiß seine volkstümliche Eigenart nicht ertauschen mit Feiern von endlosen liturgischen Korrektheit. Aber gerade die Gefahr in diese zu geraten, liegt um so näher je weniger man sich nach der anderen Seite hin Flügel anlege. Ich möchte keine Namen von Orten und Autoren nennen aber wo man sich getrosten darf, hören, meine Bemerkung sei sachlich hinzunehmen, nur sie gemeint ist.

Daß man an vielen Orten gerade zu Dezember Feste will ist nicht unausgesprochen lassen. Ich könnte viele Namen nennen dergnüge mich aber dieses Mal mit einem mir geographisch nahe liegenden. Mülhausen i. E. Es ist eine wohre Freude zu sehen wie man dort alles in Bewegung zu setzen weiß und dabei doch einen einheitlichen Eindruck erzielt. Es singt die ganze Gemeinde der Kirchensitze die Gebäuden dem Kindergottesdienst und die Kinder diese selbst in Wechsel von Knaben und Mädchen oder gar von 4 Gruppen in den allen Quempas (vgl. Gesangbuch für Elsaß-Lothringen Nr. 362). Und wie singend sind die Strophen verteilt, so wenn in dem Liede „Ich steh an deiner Krippe hier, o Jesulein [warum denn: „O Jesu du“, wie es soll überall in den Programmen heißt?] mein Lehrer“ die beiden mittleren vorgeschlossenen Strophen „O daß doch so ein kleiner Stein“ und „Nehmt weg das Stroh“ auf die Mädchen und Knaben verteilt werden. Übergang kann man gerade aus den Programmen viel für die Frage nach dem Wechselgesang lernen. Wie man „O du fröhliche“ verteilen kann und soll ist bekannt — gewiß nicht so, wie es auch wohl vorkommt. Mädchen: O du fröhliche, Knaben: O du selige, beide: Gnadenbringende Weihnachtszeit, Mädchen: Welt ging verloren, Knaben: Christ ist geboren, Beide: Freut euch, Christenkinder! Und endlich „Fröhlich soll meine Herze springen“. Dagegen wird z. B. „Vom Himmel hoch“ sehr sinnig so verteilt: 1) Engelne Kinderquartett (Engel) Str. 1—3, 2) Alle Kinder Str. 6 des singt uns alle persönlich zum, 3) Gemischter Chor die Hirten Str. 8. 13, 4) die Gemeinde Str. 15 f. Oder Tersteegens „Jauchzet ihr Himmel“ Str. 1 alle, Str. 3 Frauen Str. 4 Männer Str. 5 Kinder Str. 7 alle. Reizend ging es auch werden wenn man den Scheidt'schen Satz in Schöbelein's Musica sacra Nr. 17 von „Lobt Gott ihr Christen allzugleich“ mit den von Coen stammt (Das Weihnachtsliederbuch des Zwickauer Rektors C. Fremde bing. E. Geibler Leipzig Breitkopf & Härtel), so setzen daß jedes Mal zwei Zeilen vom Kinderchor und die Wiederholung dann vom gemischten Chor gesungen wird. Man sehe sich nur einmal die Weihnachtslieder an über Verwendung zum Wechselgesang an, und man wird erstaunen darüber wie reiches Material sie darbieten zu einer lebendig gestalteten liturgischen Feier.

Für die Wahl der Chöre und Orchesterstücken zu geben fehlt es dieses Mal an Raum. Glücklicherweise haben wir gute Chorsammlungen die nicht ohne Kritik gebrauchbaren reichen Stoff darbieten. Von größeren Werken sind zu den bei uns eingangsgenannten Notizen besonders hauptsächlich Wahrnuns Weihnachtsoratorium und vor allem hervorgehoben zu Weihnachtsoratorium genannt werden, von denen man die letztere gelegentlich etwas gewaltsam gedrängt in rein liturgischer Andacht aufgefaßt hat was bei ersteren wohl nie versucht werden wird. Ich muß es mir jetzt versagen aus diesen sehr interessanten Aufgaben weitere Mitteilung zu machen. Von kleineren Werken hat man mit besonderer Wärme eine

Digitized by Google

Weihnachtskantate von H. Löw genannt, demselben auf dessen Weihnachtslieder M. Sche. Vl 28 aufmerksam gemacht worden ist und dessen Schwester, Frau J. Wunderle, jetzt in der Reihe derer eingetreten ist, die Weihnachtsspiele für die Kinder verfaßt haben. „Zwei Festspiele für die Kinderweihnacht aus der Gemeinde Straßburg. Dornhöfli, deine Tafel Abel Burthardts, des Dichters der Kinderlieder und Kinder des Meisters A. Löw, der ebenfalls den Geheimnis der Christnacht besungen. Dieses Thema singt sich nie aus, ein Geschlecht überliefert es dem andern.

Um schließlich noch einen Fang zu erwähnen, der seines Kommentars bedarf. Die Kirchenzeitel einer deutschen Gemeinde in der ganzen Schweiz enthält u. a. folgende Notiz: „Kirchenchor. Gebet Sie, um Frau Illasfidelektue [illegible] — —“
(Schluß folgt in Nr. 1 des nächsten Jahrgangs, der noch vor Weihnachten ausgegeben wird.)

Kleine Mitteilungen.

Über das 25jährige Jubiläum des Württembergischen Evangelischen Kirchengesangvereins, das vom 18.—20. Oktober in Stuttgart gefeiert wurde, sollte ein umfänglicher Bericht erstattet werden. Raummangels wegen müssen wir uns mit wenige Mitteilungen beschranken. Den Verabend verschönte der Verein für klassische Kirchenmusik mit einer glanzvollen Aufführung des „Paulus“. An den Hauptsitzungen wurden ebenfalls in der Stiftskirche klassische Festgottesdienste gehalten an den Abenden Volksversammlungen in der riesengroßen Liederhalle hier auch eine Hauptversammlung am letzten Morgen. In den Chören wirkten etwa 350 Sänger aus der Residenz und 350 aus dem Lande mit, jene am Sonntag diese am Montag in vorzüglicher Gesamtaktion unter Leitung Prof. H. Lang-Stuttgart, Oberlehrer Hegele-Marbach. Es wurde mit lauter einheimischen Kräften geschafft, Predigte und Leitungen Dirigenten und Organisten, Dichter und Tonmeister gaben den Gästen von der Eigenart der Württembergischen Kirche lebendigen Eindruck. Die Gottesdienstordnungen waren zum Kösslin und von Pfarrer Pfleiderer. Die Beteiligung aus Stadt und Land war überwältigend, stellenweise lebensgefährlich. Königshaus, Staats- und Kirchenregierung begegnen aufs wärmste ihrer Sympathie. Wir befinden uns auf hiesigem Boden. Ist doch vom Württembergs Hauptstadt der Anstoß zur Bildung des großen deutschen Kirchengesangvereins ausgegangen. Als Vorleserer des letzteren drückte Prof. Sarrod dem seitherigen Landesverein einen herzlichen Dank dar für den Mann, der heute an der Spitze des gesamten Organismus steht, und der zugleich erster Begründer seines heimischen Vereins, leider auf dem Feste fehlen mußte. H. A. Kösslin, für die charaktervolle Bewahrung der guten Schwabenart in 20 Jahren vorbildlicher Arbeit, für die Treue der Württembergergue gegenüber der großen vaterländischen Vereinigung. Der heutige Vorsitzende Stadtpfarrer Paul Schm.-Gemünd wies daraus hin, wie einst, als Kösslin in Stuttgart seine neuen dahahrechenden Gedanken entwickelte, — Hegele war von Anfang an sein Adjutant — zuerst junge Theologen neu auswärts bernahe zufällig unter den Führern saßen, der eine jetzt Leiter des niedersächsischen Chorverbandes (Rostock) der andere das Haupt der westfälischen Vereine und Mitglied des Zentralausschusses (Melle) Adel und Pezold widerten in den großen Versammlungen die mit in mer neuen Begrenzungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht umgebenen Mittelpunkte. Für die Leiter der Monatschrift war es eine außerordentliche Freude, zu Ehrenmitgliedern des württembergischen Landesvereins ernannt zu werden. Heil und Segen dem Lande und seinen Chören! An dem gesunden Wachstum des schwäbischen Vereins hängt ein gutes Stück von der Zukunft des Kirchengesanges in Deutschland. Sm.

Die sterne Ausgabe des elsässischen Gesangbuches geht ihrer Vollendung entgegen und wird gewiß im Dezember zur Ausgabe kommen. Man darf getrost sagen, daß sie mit der ersten Geschichte der Gesangbücher epochemachend sein wird. Die Christliche Welt Nr. 44 hat bereits unter Mitarbeit von 6 Autoren auf das Werk hingewiesen. Der Berliner Graphische Anzeiger „Presse Buch Papier“ berichtet in Nr. 45 S. 308 von einem Vortrag, den in der Berliner Typographischen Gesellschaft am 14. Okt. Herr Prof. Böhm gehalten über das Thema „Buchschmuck für unsere Gesangbücher“. Auch hier wurde auf das neue elsässische Gesangbuch hingewiesen als das erste Anzeichen einer Besserung und Rückkehr zu dem Reichtum und der Schönheit der Gesangbücher im Reformationszeitalter. Professor Dr. J. Fickr in Straßburg, der uns außerdem Mäße und die vorliegende Besprechung die künstlerische Ausgestaltung der sternen Ausgabe des elsässischen Gesangbuches geleitet hat, wird darüber in der ersten Nummer des neuen Jahrganges der III. Sche berichten und daher das ganze Illustrationsmaterial vorlegen. Sp

Die anhaltische Landessynode für Innere Mission beschloß am 28. September in Dessau die Neubegründung des „Kirchengesangvereins für Anhalt“. Am 10. Oktober wurde dieser ins Werk gesetzt und Superintendent Fischer-

Vereinsvorsitzenden gewählt. 18 Kirchengesangvereine und 16 Schülerchöre, dazu einige dreißig Privatpersonen, insgesamt 1430 aktive Mitglieder, erklärten seitdem ihren Beitritt zum Kirchengesangverein für Deutschland, weiterer Zuzug aus dem Laienstand ist zu erwarten. Es ist besonders erfreulich, daß sich die Innere Mission, wenn der innerkirchlichen Bedeutung des Kirchengesanges für die Pflege des christlichen Lebens durchdringen der Wiedererweckung ehemaliger Landesvereine annimmt. Sm

Eine Stimme aus Hamburg. „Wie sind was kirchl. Gesang angeht, übel dran. Es besteht überhaupt kein geistlicher Chor in Hamburg, der im Dienste der Kirche steht. Bei unsern Gottesdiensten werden bezahlte Knabenchöre die zwar entfernt jede qui sind aber noch meinen und ich glaube, nicht nur meinem, Gefühl für die Erbauung der Gemeinde nicht das bedeuten, was sie sollten und was gemischte Chöre bedeuten könnten. Wenigstens steht die Gemeinde unserer Hauptkirche auf dem Standpunkt, sie das Singen bei man sie den bezahlten Chor und ich brauche nicht mitzusingen.' Ferner haben wir an Wochentagen Motetten von Knabenchören die aber, soviel ich sehe, nicht im Dienst der Kirche stehen, sondern Kunst sie Kunst bleiben. Eigentlich kirchliche Leute gehen da nicht hin weil sie gar keine Zeit haben. Diese Motetten müßten Abendmusiken mit den Gottesdiensten in Verbindung sein. Statt dessen sind sie Mittags in den paar Hauptkirchen des großen Stadt. Da unser gottesdienstliches Leben überhaupt nicht hoch steht, so könnten Kirchengesangvereine von großer Bedeutung werden. Es müßte nur einmal ein Anfang gemacht werden. Es gibt ja sonst genug gemischte Chöre hier, aber keinen, der kirchliche Musik betreibt. Sie verlangen Gelöpper und kommen nach insofern sie viele nicht in Betracht."

Wer den durch meine Anfrage in Nr. 1 der Monatsschrift dete Weihrauch in en Kirchen veranlaßten Bemerkungen in Nr. 5 und 9 gefolgt ist wird zu der Überzeugung gekommen sein, daß die vorliegende Angelegenheit nicht a limine abzuweisen ist, sondern eine eingehende Prüfung verdient. Es hat zwar nicht an Versuchen gefehlt die von mir mitgeteilte Stelle aus dem Ausschreiben Visitationspotofrik von 1628 anders zu erklären. In Nr. 9 ist ein solcher Versuch gemacht, welchem bereits ordner Pastor Günther Langenberg mit schriftlich eine eben dahin gehende Erklärung des Passus mitgeteilt hatte. Immerhin ist auf der anderen Seite die Anzahl von Orten, an denen noch im 19. Jahrhundert Weihrauch in den Kirchen tatsächlich gebraucht wurde, so groß, daß es schwer fallen wird, meine Deutung auf Weihrauch als nicht wahrscheinlich oder gar als unmöglich zu bezeichnen. Für Thüringen ist die Sitte auf dezugt. Wie ich gelegentlich erfahre hat auch Geh. Kirchenrat D. Stade in Giessen in seiner Heimat Ansteht „den Rauch umhergetragen". Und was Mardarg anlangt, so wird es genügen noch zwei Zeugnisse anzuführen. Pfarrer Delp in Kaubach schreibt mir „Gestern wurde wie in Mardorg aus erster Quelle erfahrt, was ich schon wußte und Ihnen längst mitteilen wollte, daß in Mu in der Elisabethkirche und der 2 kath. Kirche in jedem Gottesdienst geräuchert wird und zwar während des Eingangsliedes — seit alter Zeit." Anderes Pfarrer Schick in Burggemünden „In M wurde bis in die neueste Zeit in beiden kath. Kirchen geräuchert. Jetzt ist es allerdings abgeschafft, es muß dies um 1890 herum geschehen sein. Es ist erinnerlich, daß verschiedene Personen zum Opfer gefallen, denn ich weiß aus meiner Jugendzeit, daß viele ordentlich auswusels zuzieherde Leidensche wegen des „katholischen" Brauches die kath. Kirche mieden und sich zur reformierten hielten." Ich glaube daß diese Tatsache als Anhalt für weitere Studien genügen. Um ihnen noch Weiteres beizufügen, bemerke ich, daß in den kürzlich von mir aufgefundenen, fast 3 Jahrzehnten für verlorene gebliebenen Kirchenrechnungen des Jahres 1580 bis 1584 folgende Posten verzeichnet sind: 1583 „3½ alb von 1 K (Krumpf) Wachs dies in die Kirchen" 1584 „10 Pfg sind Wachsbilder in die Kirchen M. Abanien gehen so in Christnachtlegen verbraucht worden." Vielleicht geben diese Notizen zum Studium von Kirchenrechnungen in dieser Sache Anlaß. Diehl-Hufschoen

Bücherschau.

Einzelstimmen zur Musica sacra. Heft 1 und 2: Advent, Weihnachten, Neujahr Epiphanias. 10 S. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. — Mk —.12

Diese Stimmenausgabe kann unserm Chören nur aufs wärmste empfohlen werden. Sie enthält 15 Lieder für Advent und Weihnachten, 1 für Neujahr, 2 für Epiphanias alle der Blütezeit der kirchlichen Dichtkunst entstammend, alle unbedingt zu empfehlen. Ein paar Aussetzungen seien nicht verschwiegen. Wozu der lateinische Text bei Nr. 1, den schwerlich irgend jemand an der Stelle des deutschen setzen wird, zumal da dann auch der Melodie der Noten geändert werden muß? Daß die beiden Quadratsätze der Partitur Quem pastores laudaverc und Nunc angelorum gloria — der berühmte „Quempas" — gestalten sind, erscheint bei dem lateinischen Texte wegen im nie setze leid. Wie leicht hätte die über beiden

Digitized by Google

Liedern angedeutete deutsche Übersetzung verwendet werden können! Daß man endlich trotz M.-Schr. V, 10—20 in einer vom Verlag der M.-Schr. herausgegebenen Sammlung stets „Es ist ein Reis (!) entsprungen", „Das Reislein, das ich meine" ist für den Unterzeichneten recht deprimierend. Da ich mir soll jenem meinem Ansatze überall nur unbedeutende Festnahme für die Lesart „Ros" und „Röslein" gestatten habe, so bitte ich diese mir den Klammern zu befreien und die andere durchzuführen.*)

Fr Spitta

Arnold Krug. op. 89. Jesus Christus Hymne von Theodor Seidhay für gemischten Chor mit Begleitung des Orchesters oder des Pianoforte. Quedlinburg. C. F. Vieweg. Kl.-A. Mk 4, Chorst. Mk 0.80

Der etwas überschwänglichen Dichtung hat der vortrefflich bekannte Tonsetzer ein recht anmutendes musikalisches Gewand gegeben. Die Grundstimmung ersp die mehrfach wiederkehrende hübsche Hauptmelodie ist weich und deschaulich, doch stellt es nicht zu stischerem Aufschwung. Hervorgehoben sei z B die schöne Steigerung „Wenn ich deiner gedenke", dagegen dieste der Musik die den „Ungründlichen" in Rätselworten Geheimen" begleitet, wohl etwas geheimnisvoller sein. Auch der dem Allegro Moderato „den jubelnd ich preise" schwimmt mit die Erfindung zu konventionell. Was bedeuten im ersten Verse der schmeichelnden Akkorde der Musik zu den Worten „sanftig meine Seele die zu"? Besser passen sie zu den Worten des 5. Verses. Für die Ausführung bietet die Musik keine große Schwierigkeit, wenn der Chor für die stellenweise geforderte Teilung der Stimmen stark genug besetzt ist.

A. Mendelssohn.

von Broecker, Magdalena: Kunstgeschichte im Grundriß. Für Lehrende und Lernende zu Studium und Genuß. 5. neu bearbeitete Auflage. 10—13. Tausend, herausgegeben von Richard Bürkner. 256 S. gr. 8° mit 113 Abbildungen im Text. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1912. Einzelpreis 4.80 M., in Geschenkband 4 M.

v. Uhde: Die Jünger von Emmaus.

Das Buch ist seit seinen ersten Erscheinen viel besprochen und hat meines Wissens nur Lob erfahren. Auch in der M.-S. wurde seiner Zeit (2. Jhrg. Nr. 9) die dritte Auflage von einem Berufenen, Dr. H. Werthauer eingehend gewürdigt. Jetzt den Einführung bei 4. Auflage, brauchte man das „10—15. Tausend" nur einfach zu unterstreichen. Das sagt alles und ist die eindeutigste Empfehlung. Diesen ungewöhnlichen Erfolg verdankt das Buch seinen Eigenart: es ist zugleich ein echtes Lehrbuch und weit mehr als das. Ein echtes „Schul- Lehr- und Lesebuch", herausgewachsen aus einem langjährigen Kunstgeschichtsunterrichte in der Mädchenschule. Der Stoff, seinen Hauptzügen nach übersichtlich geordnet und streng gegliedert, seine Verbindung, sein verzweigendes Durcheinander von Bedingungen, Namen und Daten. Die typischen Erscheinungen werden bereits gehoben und in klare chronologisch-stilistischen Fügen zum Lesestoff. Aber der Faden der geschichtlichen Entwicklung wird nirgends zerrissen, sondern überall wenigstens angedeutet.

*) Falls die dieser veröffentlichten 3 Hefte der Einzelstimmen genügende Verbreitung finden und Nachfrage nach den in ihnen nicht enthaltenen Gesängen vorhanden ist, sollen noch weitere Hefte folgen, welche u. a. die lateinischen Kompositionen und der größeren Chorsätze zum Konzertgebrauch enthalten werden. Der Verlag.

denkt und die Einzelerscheinung, bei der wir verweilen wollen, vor unseren Augen aus dem geschichtlichen Werdange hervor und wird uns ihren Teil genau verständlich. Es fehlt nicht an der organischanschaulichen Abbildung, an der man die Anstrengungen Hugo von Zings prüfen kann, natürlich nur so weit dieselben zu müssen. So wenn wir z. B. von Fritz von Uhde's Christus lesen: „Er ist ein stiller, tragender Mann, der leise kommt, leise geht, das unerlorene Erbarmen, — aber ein Arbeiter, wie ein Fremdling über die Erde wandelt, der kaum den Tatkräftigen, fernbenden Mann, das südliche junge Geschlecht verstehen kann" — und dabei die beiden Reproduktionen Uhde'scher Bilder, das Abendmahl und (wie schenken) die Jünger zu Emmaus beziehen. Und dabei überall diese bewundernswürdige Kunst der methodischen Entwickelung. Fürwahr, die Entschlossene ist eine Meisterin im Unterrichten gewesen, und der strengste Schulmethodiker muß an dem Buche seine helle Freude haben. An seiner Hand lernt sichs leicht und gründlich. Dabei ist das Buch kein Schulbuch in gewöhnlichem Sinne, pedantisch trocken langweilig. Es herrscht ein warmer Ton persönlicher Begeisterung. Die Verfasserin lebt in ihrem Stoffe, beherrscht ihn und ist begeistert für ihn und diese Begeisterung überträgt sich auf den Leser. Indem man spielend lernt, gewinnt man Freude an dem Gegenstande und selbständiges Urteil. Das „Syndrom" wird tatsächlich zum „Genuß". Richard Buchner, der Verfasser des „Gemeinlebens des deutschevangelischen Kirchenbaues", den Lesern der M.-S. wohlbekannt, hat im Geiste der Verfasserin die Darstellung die auf die Erscheinungen der neuesten Zeit (Magnussen-Kramndo de Dinci-Klinger-Berlitzen) fortgeführt. So zeitig zur Weihnachten auf dem Plane zu erscheinen war Ehrenpflicht des Buches, es hat sich in den gefüllten Reihen bereits als Gesellschaft eingebürgert. Möchten auch in solchen festlichen Kreisen nun irgend jemand, ob denn für ein bestimmtes Buch wohl genügend Interesse vorhanden sei kann man andeforgt nach diesem Buche greifen, es erzwingt sich das wärmste dankbarste Interesse, auch wo gar keins vorhanden ist.

Karl Oberdieck.

Georg Henschel. op. 59. Requiem für Chöre, Solostimmen und Orchester. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. A. Mk. 6.

Das mir im Klavierauszuge vorliegende Werk hat mich angenehm überrascht, denn ich hätte nach den bisher mir bekannt gewordenen musikalischen Erzeugnissen Henschels nicht erwartet, daß er den hohen Anforderungen, die die Komposition einer Totenmesse stellt in solchem Maße werde gewachsen sein, wie er nun bewiesen hat. Eine unrichtige Besprechung des dem Andenken der Gattin des Tonsetzers gewidmeten Werkes ist in der Musikschrift nicht am Platze, da es sie für den evangelischen Gottesdienst weder bestimmt noch geeignet ist. Guten Konzertsängern aber sei sie besonders zu Interessen. Dies wird Abgesehen stimmungsvolle und regressende Arbeit warm empfohlen, zumal die Singstimmen sehr wirksam behandelt und ohne allzugroße Schwierigkeiten darzubieten. Die formale Gliederung eines jeden der 5 Sätze ist klar und leicht faßlich, wellsame Kontraste werden der Gefahr der Einförmigkeit die Melodik fällt ins Ohr ohne banal zu sein. Rhythmik und Harmonik sind gewählt und oft interessant. Dem im Ganzen wie wie scheint zu oberflächlichen Einfluß der Verdi'schen Totenmesse weist der Tonsetzer im Einzelnen ein erachtenswertes Maß von Selbständigkeit entgegen zu setzen.

A. Meudelssohn.

Cornelius Gurlitt, Geschichte der Kunst in zwei Bänden. Stuttgart, Arnold Bergsträßer. 1902. Mk. 36.

Der äußere Eindruck ist dadurch fremdartig, daß die schönen, langen Endwidelungsreihen fehlen, die uns die ältere Kunstgeschichte darbot. Gurlitt hat scheinbar ein weltabgelegtes System in kleine Fetzen gerissen und dann systemlos aber doch sanglos in Mosaikmanieren zusammengestellt. Man denke sich alle die Kunstgeschichte in 181 selbständigen Abschnitten und diese werden in 2413 kleineren Rubriken vorgelegen, wobei drei Verfasser mit Ortsangaben über den Erdball führt von Stockholm nach dem heiligen Lande von Assyrien nach der Nordsee von Teotama zu den Mongolen. Von den heigebrachten Epochen, von der gemeinschaftlichen Entwicklung der Künste in langgezogener Bau- oder Bildwerksgeschichte ist keine Rede mehr. In jedem der 181 Abschnitte wiederholt das verschiedenartige Stimmungsmaterial, Äußerungen des Kunstlebens bis zu den letzten Regungen unbedeutender Menschen, die zur bäuerlichen Weisheit oder sozialen Parteilagen einzelne liebevoll gezeichnete Charakterbilder und lange Reden von Künstlernamen. Systemlos ist dies Verfahren keineswegs. Es ist ein Anfang der Kunstgeschichte in Querschnitten. Die Methode hat ihr gutes Recht und bietet die großen Vorteile. Denn wenn wir Jemand die Entstehung der Baukunst über Jahrhunderte hin dasselbe daneben die der Malerei oder des Emails oder des Kupferstichs stellt, so habe ich eine Geschichte der einzelnen Künste aber keine Kunstgeschichte. Die Frage ist doch: Wie hat sich der Künstlerid in dieser bestimmten Zeit unter dem Drucke einer gewissen Weltanschauung unter der Förderung oder Hemmung großer Gesinnungen, sozialer, politischer und religiöser Bewegungen in der Breite entfaltet? Wie weit und wie lange reicht beispielsweise die Saxonidenkunst oder die Einsinnsphäre der Bettelorden oder der Jesuiten? Solche Fragen gestellt zu haben wird noch Gurlitts Verdienst bleiben, wenn sein Buch vergessen ist. Man

kann sich auch erklären, wie er dazu kam. Sein erstes glanzvoll bebautes Studienfeld ist das Barock. Da lernte er die Macht durchgehender Fassaden schätzen, die Vereinheit des Geschmacks und der Manier, den internationalen Zug der Kunst der durch wandernde Italiener, Niederländer und Franzosen wie Hildebrandt über Europa getragen wurde. Ganz niemandes Eigenem nahen diese ja das Mittelalter in den durchschlagenden ästhetischen Instinkten des Klassizismus der Kreuzzüge u. s. w. und die Neuzeit ebenso in den Sprengsitten des sachlichen oder sammelnden Realismus. Wenn Gurlitt also Gemeinsamkeit macht und das Kunstleben eines Zeitalters einer Gedankenordnung in ganzer Breite die Wirkung eines führenden Geistes zu sein in das Aeußerste vertieft so verteilt er gewiß eine höhere Stufe der Kunstwissenschaft, als sie bisher betrieben wurde.

Daß Gurlitt schon überall die richtigen Stellen gefunden, ja nur innerhalb seiner Neugliederung Alles an den rechten Platz gestellt habe, kann man nicht behaupten. Es finden sich da seltsame Entgleisungen — die Cisterne unter Nordrussland Badehäuschen, Wandbau und Meisen unter Suddemschland eingereiht, das kann an einem besser zu unterscheidenden Gurlitt appellieren muß. Sehr zahlreich sind die Beispiele wo ein Denkmal oder ein Kunstlee einmal in diese dann noch einmal in eine ganz andersartig charakterisierte Andert gerissen ist. So ungemeine Entwicklungsreihen wie die hyksanes Flachdeckbasilika, die permutiae Gotik der Cisterzienser, den ehemischen Uebergangsstil, die sächsische Bildnerschule findet man zerspittert und die Trümmer gelegentlich in ganz fremdartigen Zusammenhang eingebaut. Überall gewinnt man den Eindruck daß der Gedanke die Idee der Zeitstimmung die Kunst hervorgezaubert und mit plötzlichem Wechseln beherrscht habe. Die künstlerische Form der Stil, das stille Ausreifen des bildnerischen Könnens von den Kindmeinen bis zur Meisterschaft hat sie Gurlitt das geringste Interesse. Darum tauscht man der Gegenständlichkeit zuliebe zusammen der wenig wandelnde Sinn und Blick für das Künstliche. Darin wie im 13. Jahrhundert eine monumentale Baukunst höchster Vollendung gehabt haben, wird man nach Gurlitt kaum gemahnt. Daß die Gotik ihre Bandeil einmal ganz rein und groß verkörperte im Kölner Dom begreifen wir es als Versuch als das Wahrzeichen der Gemeinsamkeit Deutschlands nicht das von Frankreich empfangehalte Rom. Eine „Geschichte der Kunst" in diesem minuetsellen Rahmen wird doch immer die Aufgabe haben die Hauptpunkte die künstlichen Epochen und ihre Meisterwerke gelungen zu würdigen für Gurlitt hat das Kleine Fremdes edenso viel Wert wenn es nur charakteristisch irgendwie aufschlußreich der Zeit und Stimmung entsprechend ist. Deshalb schildert er auch Epochen an denen andere mit Bedauern oder Stillschweigen vorübergegangen sind, das Barock und Rokoko mit unstandhaben Beete. Überhaupt je näher er der Neuzeit kommt desto wärmer anschaulicher und farbiger wird sein Vortrag. Sein Herz geht erst der Reinbrandt und Hischer zu Gelach auf. In all dem ist er ganz Germane mit allen Vorzügen und Fehlern. Bei manchen Widersprüchen im Einzelnen muß man doch zugeben: So wie eben in Gurlitts Kopf die Sache sich darstellt hat sich die Entwicklung vollzogen. In Deutschland wenigstens, überall das Barock und Dazugen auf den Inhalt, die Sache den geistigen Gehalt, nie zu kleine formale Schonheit kein klassisches Maß und Ideal. Und überall auch das Deutschländs, die Freude und Achtung vor dem Fremden. — bei all der fleißigen Verstellung doch eine beteiligende Nachahmungssucht. So geht es ja durch alle Jahrhunderte hindurch.

Den beiden starken Bänden sind nur 30 allerdings sehr schöne Tafeln beigegeben. Wer nicht ein großes Bilderwerk zur Hand hat oder sonst erhebliche Anschauung mitbringt wird auch aus diesem Grunde mit dem Buche nicht fertig werden. Der Wert desselben liegt in der Reform der Kunstwissenschaft überhaupt und man darf recht sehr hoffen, daß die Kunst die vorläufig noch fest an die allenseligmachende Stilkritik eingeschworen ist man Gurlitt zu lernen nicht ganz verschmäht.

Beegner

Handbuch der Architektur. Zweiter Teil: Die Baustile. Historische und technische Entwicklung. 4. Band: Die romanische und die gotische Baukunst. 3. Heft: Der Kirchenbau von Max Hasak. Mit 293 Abbildungen und 19 Tafeln. Stuttgart, Bergsträßer, 1902. 18 Mark.

Wie das ganze große Werk ist auch dieser Einzelteil wesentlich für Architekten bestimmt und von einem Baumeister verfaßt. Das schließt nicht aus daß es auch sur Theologen lesbar sei. Im Gegenteil: die reiche Stoffmilie ist in der Darstellung so klar und anschaulich bewältigt daß es auch sur jeden Pfarrer ein Genuß sein muß das Buch zu studieren namentlich dann wenn er in die Lage kommen sollte in seiner Gemeinde einen Kirchenbau mit leiten zu müssen. Er wird dadurch einen vollen Überblick über das künstlerische und technische Wesen romanischer und gotischer Pfeilerkirchen, Klosterkirchen und Dorfkirchen sowie ihrer einzelnen Teile erhalten wie sie seiner Zeit kunstvoll und tief durchdacht entstanden sind. Und die so gewonnene geschichtliche Kenntnis wird ihn eine unsinnige machen auch die gegenwärtige Kirchenbaukunst zu verstehen.

Richard Bliekner

ogle

A. J. Polak, Über Ton-Rhythmik und Stimmenführung. Neue Beiträge zur Lehre vom Musikalischen Hören. Leipzig, Breitkopf & Härtel 1902. 8°. 265 S.

Ein Buch, welches mit alten Anschauungen bricht und neu aufbauen will, wird immer auf Gegner stoßen, die, zu bequem, sich um die neue Lehre zu bemühen, dieselbe als eine feindliche Macht bekämpfen oder völlig ignorieren. Vorliegendem Werk wird nun so eher dies Schicksal zu teil werden, als es keineswegs leicht geschrieben ist und vor allem nicht von einem jeden verstanden werden kann, da es eine ganze Summe mathematischer und physikalischer Kenntnisse voraussetzt. Wer sich aber ernstlich mit dem Buche beschäftigt hat, wird selbst, wenn er die Begründung des Verfassers ablehnt, für den Aufwand von Zeit durch eine Fülle geistvoller Bemerkungen und anregender Betrachtungen reichlich entschädigt.

Verfasser fühlt die mangelhafte Begründung der Harmonielehre und versucht, Tonleiter und Akkord-Beziehungen durch Zahl und Zeichnung verständlich zu machen. Er strebt vor allem eine einfachere Terminologie an. Die Ausdrücke „vermindert“ und „übermäßig“ werden beseitigt, eine übermäßige Quinte c gis z. B. als unharmonische kleine Sexte erklärt, ein Klang e g b als Tritonus-Dreiklang bezeichnet, Akkorde des f g h und h d f as als große und kleine Doppelterzenakkorde eingeführt. Akkorde sind bei ihm positiv oder negativ harmonisch positiv, wenn sie uns einen einheitlichen Klang oder der Verschmelzung zweier Klänge bestehen, deren Primen durch kleine Terzen oder Tritonen getrennt sind, negativ in jedem anderen Falle.

Bemerkenswert sind seine Ausführungen über die Akkord-Verbindungen, besonders interessant seine Konstruktionen von Akkorden, die er durch geometrische, arithmetische und harmonische Teilung der Oktave gewinnt. Erwähnen will ich schließlich noch, daß er gegen die dualistische Theorie auftritt und sich auch gegen die wendet, welche eine Melodie ohne harmonische Unterlage für möglich halten. Nach seiner Meinung sind alle gehörten Klänge mit Ausnahme derjenigen der Trommel zu abertonreich, um harmonielos gehört zu werden.

J. Wolf.

Julius Röntgen, Altniederländische Volkslieder nach Adrianus Valerius (1626), für eine Singstimme mit Klavierbegleitung. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 32 S.

Diese 14 von Karl Budde meisterlich übersetzten, mit instruktivem Vorwort und reichen Erläuterungen versehenen Lieder haben zwar für Gottesdienst und kirchliche Kunst keine Bedeutung. Nur fünf der Nummern sind ausgesprochene Glaubenslieder, und auch sie zeigen deutlich in Geist und Wort ihre holländische, antispanische Herkunft und Bestimmung. Allerdings geht Nr. 11, ein Spottlied auf den gefangenen spanischen Admiral von Bossu, nach der Melodie „Es ist das Heil uns kommen her“, und Nr. 14 ist das freilich auch in Kirchen schon viel gesungene „Wir treten zum Beten“. Allein die Sammlung ist für das evangelische deutsche Haus bestimmt und hat ihm in Jahresfrist sicherlich viel Erhebung gebracht. Röntgen, der dieselben Stücke inzwischen auch für Frauenchor gesetzt herausgab, gebührt für die prächtige, mannhafte musikalische Bearbeitung nicht minderer Dank als dem verdienten Übersetzer. Ein wertvolles Christgeschenk!

J. Smend.

Wir machen unsere Leser im Blick auf das nahe Fest gern auf den Katalog „Der Buchwart“ aufmerksam, den die Verlagshandlung von Eugen Salzer in Heilbronn in Verbindung mit den besten deutschen Firmen hat erscheinen lassen. Dieser umfangreiche illustrierte Katalog unterrichtet schnell über die wichtigeren Erscheinungen auf allen Gebieten der Theologie und Kirche, der Innern Mission, des deutschen Romans, der Kunst, Philosophie und Volkswirtschaft. Berufene Beurteiler geben über jedes Werk Auskunft. Man erhält den „Buchwart“ auf Verlangen gratis in jeder besseren Buchhandlung. Sm.

Briefkasten. Herrn Lehrer O. Grieb, Baiersbronn. In Nr. 1 des neuen Jahrgangs wird das S. 511 mitgeteilte Lied von M. Weiße in vierstimmigem Satze geboten werden.

In dem Aufsatz von Bürkner, Der Abendmahlskelch — im vorigen Heft S. 559 — ist eine Fußnote versehentlich in den Text geraten. Man wolle im 2. Absatz die Sätze „In amerikanischen Kirchen usw. ...“ bis „Sp. 732 ff.“ als Anmerkung der Redaktion betrachten. Sm.

In dem Raabenaus-Aufsatz (voriges Heft) lies S. 325, Z. 5, Band 2 (nicht 1(2)), S. 326, Z. 1 dar; S. 326, Z. 20 vor.

Die Teilnehmer am Hammer Kirchengesangsfest, die sich in Bethel an der dargebotenen Musik erfreuten, laden wir ein, ein Weihnachtsschreiben an Vater Bodelschwingh zu senden.

Der Kasseler Denkschrift des deutschen K.-G.-Vereins (Referat von Smend über den Wechselgesang) ist für 60 Pfg., die Denkschrift von Hamm (Referat von Otto Richter über Volkskirchenkonzerte und liturg. Andachten) zum selben Preise von Breitkopf & Härtel in Leipzig zu beziehen. 100 Ex. à 50, 200 à 40, mehr als 200 à 35 Pfg. Sm.

1. Adventgebet.

Abschreiben sowie Ausschreiben von Stimmen ist gesetzlich verboten

Innig — G. Schreck

S. *mf* Ach ma - che du mich Ar -

A. *mf* Ach ma - che du mich Ar - -

T. *espr* Ach ma - che du mich Ar -

B. *mf* Ach ma - che du mich Ar - men ach mach' mich

men ach mache du mich Ar - men zu die -

men ach mache du mich Ar - men zu die - ser

men zu die - ser heil - gen

Armen zu die - - - ser

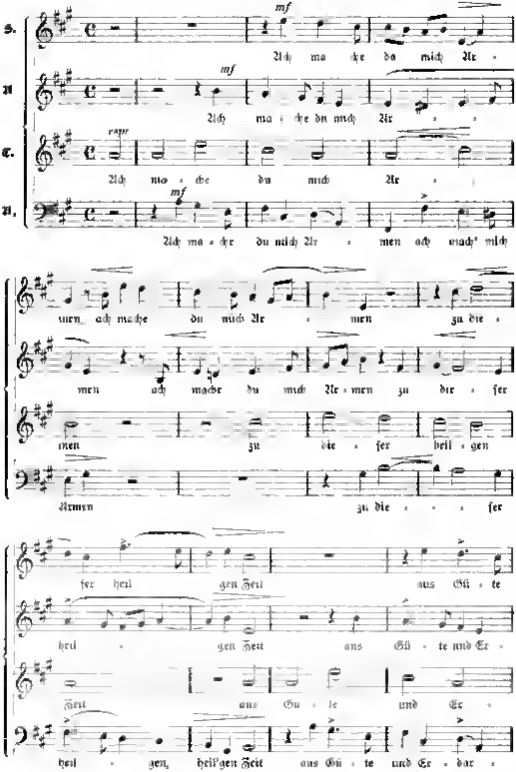
ser heil gen Zeit aus Gü - te

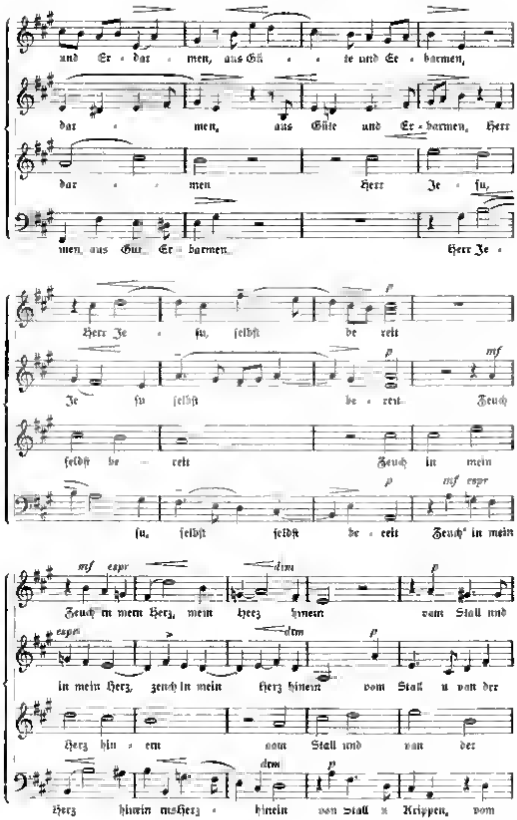
heil - gen Zeit aus Gü - te und Er -

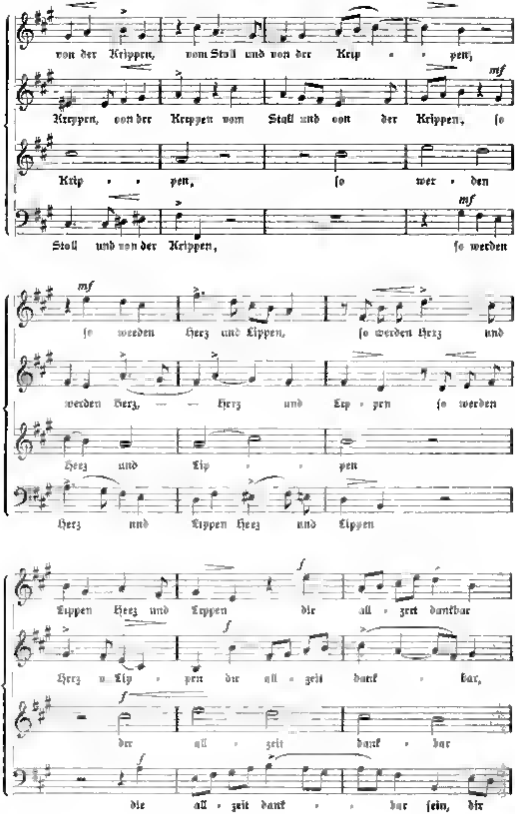
Zeit aus Gü - te und Er -

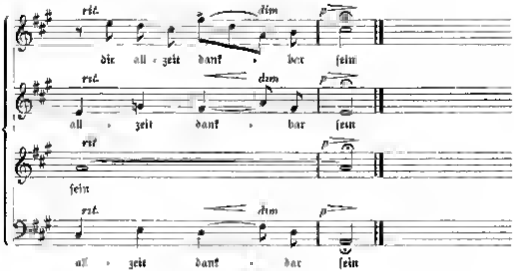
heil - gen, heil'gen Zeit aus Gü - te und Er - dar -

Digitized by Google




und Er - bar - men, aus Gü - te und Er - barmen,
bar - men, aus Güte und Er - barmen, Herr
bar - men Herr Je - su,
men, aus Gü- Er - barmen Herr Je -
p
Herr Je - su, ſelbſt be - reit
p mf
Je - ſu ſelbſt be - reit Zeuch
ſelbſt be - reit Zeuch in mein
p mf espr
ſu, ſelbſt ſelbſt be - reit Zeuch' in mein
mf espr dim p
Zeuch in mein Herz, mein Herz hinein vom Stall und
espr dim p
in mein Herz, zeuch in mein Herz hinein vom Stall u von der
Herz hin - ein vom Stall und von der
dim p
Herz hinein mein Herz - hinein von Stall z Krippen, vom

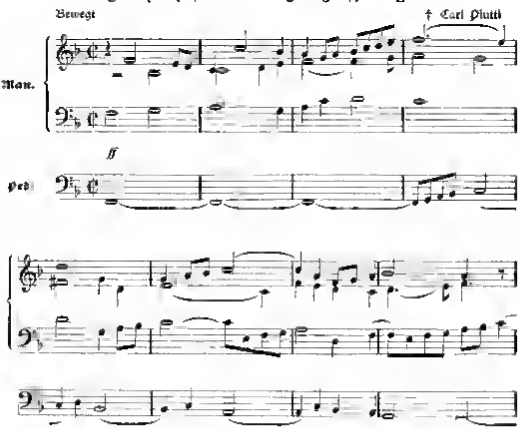

von der Krippen, vom Stall und von der Krip - pen,
mf
Krippen, von der Krippen vom Stall und von der Krippen, so
Krip - pen, so wer - den
mf
Stall und von der Krippen, so werden
mf
so werden Herz und Lippen, so werden Herz und
werden Herz, — Herz und Lip - pen so werden
Herz und Lip - pen
Herz und Lippen Herz und Lippen
f
Lippen Herz und Lippen die all - zeit dankbar
f
Herz und Lip - pen die all - zeit dank - bar,
f
der all - zeit dank - bar
die all - zeit dank - bar sein, dir



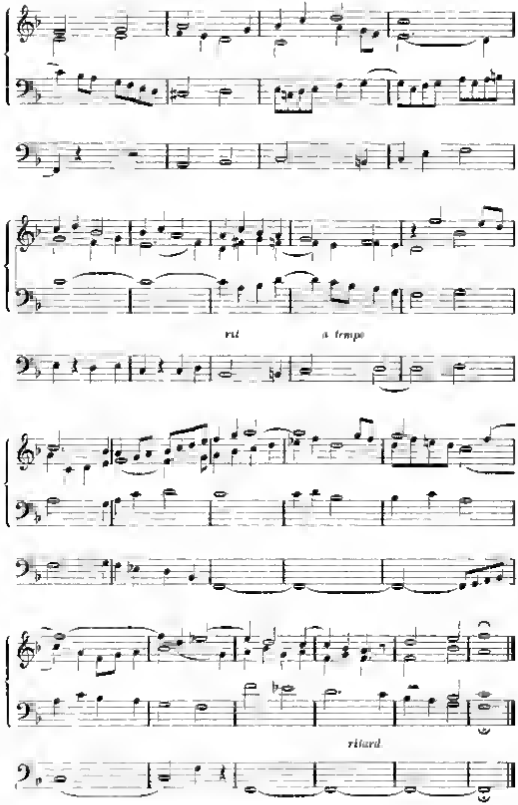
Valentin Thilo in Königsberg 1602–62.

2. Orgelvorspiel.

Fröhlich soll mein Herze springen



Digitized by Google


rit
a tempo
ritard

Inhaltsverzeichnis zum siebenten Jahrgang (Nr. 1—12).

Größere Aufsätze.

Geschichte des Gottesdienstes Diehl, Weihrauch in evang. Kirchen 11 — Gündner, Zum Gedächtnis von Karl Gerhardt 118 — Meister, Die Eisenburger Kantorei und Martin Agricola 122 — Jülicher, Ältestes Zeugnis für kirchl. Gebrauch von Glocken 151 — Müller, Entstehung und Entwicklung der deutschen Kirchenlieder 152 — Neue Generalkirchenvisitation in Württemberg 1621 225 — Jülicher, Stäbe, Zur Glockenfrage 236 — Propst, Fahnengebete aus dem 16. Jahrhundert 252. — Diehl, Reichenbach durch Luther 284 — Spitta, Zur Geschichte der Pflege des Kirchenliedes im Hause der Reformation 292 — Spitta, Zur Diskussion über das Magnificat 353. — Fricke, Zur Richtigstellung von Strasburger Notizen 360. —

Gottesdienstliches Leben der Gegenwart Smend, Lüneburgs Chorordnung. 2. — Sell, Gemeinsames Sprechen im Gottesdienst 7 — Smend, Abendwort und Kirchenlied in Lüneburgs Chorordnung 41. — Braunmann, Generalakten Gebet im Gottesdienst 48 — Hunnius, Lösung unsittlicher Bräuchen in den russischen Osterprozessionen 92 119 277 — Spitta, Poetische Winke für Predigt und Predigtgottesdienst 135. — Derselbe, desgl. für Weihnachten und die Jahreswende — Köstlin, Evangelisierung alter Kirchenlieder 119 224 252 — Spitta, Predigtaufsatze und Predigtgottesdienst 135. — Nelle, Konfirmationsfeier im Kindergottesdienst in Hannover 179 — Rieger, Gottesdienst und Predigt sollen von einander decken werden 185 — Oberdieck, Die neue hannoversche Agende 188 — Smend, Das hannover. Fest 211 — Spitta, Singen und Beten im Gottesdienst 217 — Spitta, Die Einsetzungsformel für den Predigtgeist 243. — Smend, J. S. Bach in Leipzig 273 — Smend, Auch einmal Gottesdienst und Predigt 294 — Uhlhorn, Die Kritik der hannoverschen Agende durch Pastor Oberdieck 297 — Spitta, Kritiken und praktische Winke für Ernte- und Reformationsfest 310. — Spitta, Desgl. für Bußtag, Totenfest und Advent 341 — Derselbe desgl. für Weihnachten und die Jahreswende 369. — Bassermann, Ernte und Gloria 319 — Schnapper, Der Feiertag und seine Pflege 326 — Smend, Zum Schluß des siebenten Jahrgangs 353 — Smend, Wolframs Reform der engl. Kirchenmusik 354 —

Hymnologie Mosers Trostgebet 1. — Spitta, Der Dichter des Liedes „Ach Gott, wie manches“ 12. 50. 82. — Smend, Joh. Crügers Bild 42. — Smend, Warum ich einmal soll singen 73. — Gisevius und P. Hagen 132. — Nelle, Der evangelische Kirchengesang in Westfalen 175. — Spitta, Reuters Übersetzung vom Zwinglilied 198. — Hofmann, Das elf letzte Gesangbuch in amerikanischer Bekenntnis 234. — Nelle, Die Kadenzmaestrophe und andere Strophenformen 333. — Spitta, Die Offenbarungen der Neuen Bachgesellschaft nach ihrer textlichen Seite 352. —

Musik Hänlein, Neuerung im Orgelbau 28. — Lösch, Der erste schweizerische Kirchengesangsbuch 29. — Wendels, Jodute Klagbaedis Judith 62. — Gillhoff, Carl Loewe und Luthers Liebe zur Musik 78. — Allmer, Der Anschluß der Organisten an der Abendmessung 204. — Wolf, Eine neue englische Musikgeschichte 238. — Geyer, J. G. Herzog 267. — Frommel, Wolframs Ideale und Angaben der Liebe Musik in der Gegenwart 302. —

Baukunst und bildende Kunst. Bürckner, Brennende Kapellen 19. — Boegner, Weihnachtslilien 24. — Raasch, Theorie und Praxis 46. — Kühnert, Paulskirche in Krefeld 62. — Budde, W. Steinhausen 102. — Fees, St. Johann in Borpel 128. — Lappe, Johann-Kirche in Bielefeld 162. — Smend, Steinhausens Bibelfenster 180. — Braune, Bildsteine wie eines Chorgestühl? Zum 211. — Smend, Abschied. Darstellungen der Taufe Jesu 234. — Bürckner, Paramente 247. — Hasselmeyer, Deutsche Gesellschaft für christl. Kunst 305. — Bürckner, Der Abendmahlskelch 338. — Bürckner, Die Kunstgeschichte 365. —

Kleinere Mitteilungen.

Allgemeines und Gottesdienst Uhlhorn † 14. — Weihrauch in evang. Kirchen 64 168. 281 374. — Anregt der Bendergemeinde 63. — Karl Gerhardt 65. — Gemeinsames Sprechen im Gottesdienst 110. — Ostern Kirchen in Bayern 140. — Gesprächte Gestellung der Liturgie 141. — Akademische Predigten 167. — Musik und Kunst in Lüneburg. Gebrauch 167. — Spanische Kulturerrungenschaften 208. — Ausstellung des Kirchenbaues 209. — Kirchenbuch für Elsaß-Lothringen 238. — Tägliche Gottesdienste 239. — Fahnenspeische 281. — Besprung des Kometen Campana 284. — Adelsteil der reformierten Gemeinde Gemarke Barmen 312. — Fenster der Auferstehungskirche in Kaiserswerth 313. —

Hymnologie R. J. Pd. Spitta in Linne 65. — Wie es deutsche-amerikanisches Gesangbuch 110. — Paul Gerhardt-Denkmal 238. — Hymnen Lied 239. — Das elf letzte Gesangbuch in Amerika 284. — Reformationslied von M. Weiße 347. — Melodien zum B. Schultheiß zu Liedereien von W. Clr. Dessler 350. — Kleine Aussage des elf. Gesangbuchs 372. —

Musik Rheinische Kirchengesangvereein. 31 — Orgelbaus in Nagold 31 — Liturgisch-musikalisches aus Baden 32 — Otto Richter 44 — Wilsmans Mysterium 65 — Gedächtnisfeier für F. Lüpel 63 — Kirchengesang in Berlefeld 63 — Reger, für zwei Choralvorspielen 71 — Nationalhymnen in der Kirche 147 — Deutscher Kirchengesangsbund in Hamm 141 — Voyrsches Harfenszeugwissil 166. — Musikpflege in Bremen 167 — Herzogenberg-Denkmal 162 — Kirchlicher Tolt der Organisten 238 — Jubelmal von Peters. 239 — Pimiet † 239 — Kampf um Bach in Posen Bach-Thesen von Grenlich 261 — Neue Bachgesellschaft 281 — Organisten-Note in der Rheinprovinz 283 — Greils 16 stimm Messe 284. — Herzog-Jubiläum 291 — Erster deutscher Feuerwehrtag sie Gesangslehrer 312 — Orgelkäufe für die Provinz Sachsen 312 — Pflege Bachscher Musik in Paris 313 — Jubiläum des Vereins für geistliche Musik in Berlin 315 — Jubiläst für Organisten 342 — Organistenkurse in der Rheinprovinz 342 — Horstimmen zu der deutschen Messe von H. Schütz 347 — Kirchengesangvereein für Andalt 372 — Denkschriften des Deutschen Kirchenchor Vereins. 377 — Württembergisches Kirchengesangvereins-Jubiläum 372 — Zustände in Hamburg. 375. —

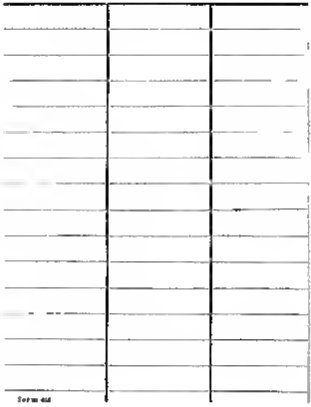
Baukunst und bildende Kunst Barfüßerkirche in Melsheim 31 — Pauluskirche in Basel 144 — St. Johann in Dorpat 239 — Bewahrung der Pauluskirche in Krefeld 282 — Kirchliches Bauamt für die Rheinprovinz 343 — Herzogenberg-Denkmal 343 —

Bücherschau Pimiet 200 Choralvorspiele 32 — Riemann Geschichte der Musik 32 — Wolf 180 Präludien 33 — Hasse Atemstimmiges Choralbuch 33 — Meyer, Große Missenschule 33 — Philippi, Kunst im 13 u. 14. Jahrh. 66 — Gesangbuch für Schwarzburg-Rudolstadt 66 — Berühmte Kunststätten (Nürnberg und Prag) 67 — Zanger, Choralbuch 67 — Herzog, Vorspiele 67 — Rink, Choralvorspiele 47 — Wiy-Odenlin Der evang. Gottesdienst 111 — Das Kontinent zu Kontinente 111 — Mummer, Gradesstriche, Dormeier, Erlgatha 112 — Beispl Bilder aus der altchristl Kunst 112 — Schmid Kunststeinunterscheidung. 142 — Reger der evang Kirchenchor 142 — Koock hosianna 142 — Springer, Handbuch der Kunstgeschichte 142 — Spitta Musik und Kunstpflege auf dem Lande 168 — Rink Choralbuch 168. — Lewolter Pater unser 169 — Thöstitter Neue Hymnen 169 — Ahmann, Kirchenmusikus und bildende Kunst 169 — G. Mayr, Chrisius als Arzt 210 — Rosenberg Kunstgeschichte 239 — Richter Liturgisches Hilfsbuch 240 — Grh. Orientreise 262. — Reger Psalmsonatengmorgen. 262 — Thümmel, Verzagung der liebl Bestattungsfeier 284. — Hahn Kunst des kirchl Dirigats 283 — A. Mendelssohn, Drei geistliche Concerte von Schütz 291 — Grashmann Geschichte der Christlichen Kunst 345 — (Seemann,) Kunstgeschichte in Bildern. 346 — Meisenbach Riffarth & Co, Aus der Schmedrerschen Krippensammlung 346 — Th. Kestlin der Wahrheitsfreche. 346 — R. Lange Das Wesen der Kunst 346 — Chr. Schmitz, Die Weihnachtsfeiern 347. — A. Springer, Handbuch der Kunstgeschichte 347. — Chm. Klein Es werde Licht 347 — A. Thoma, Frau Cornelspiel und andere 347. — C. Gurlitt, Geschichte der Kunst 373 — M. von Brösler, Kunstgeschichte im Grundriß 374. — Empfehlenswerte zur Musiken sacra 375 — A. Kenz Jesus Christus 374 — G. Herschel Requiem 375 — M. Hasal Der Kirchenbau 376 — Palat Trauerhymnil und Summsüdrung 376. — J. Renzen, Altniederländische Volkslieder 377 — Der Buchwart, Katalog von E. Salzer 377

Abbildungen Müllers Bildnis 14 — Baptisterium des Lateran 15 — Kirche in Schwarz Rheindorf 20. — Capella Palatina in Palermo 21 — Str. Chapelle in Paris 33 — Werinnobistkippen und Fabeldarstellungen 25. 26. 27 — Joh Cangers Bild 47 — Pauluskirche in Krefeld 52. 53. 54. 55 — Ein Blatt aus der Original-Partitur der Bach schen Matthäus-Passion 56. — Petruskirche in Gretitz 83 85. — Moller Linde 90 — Porträt von Wolf Steinhausen und Frau 105 — Kreuzgangsgruppe von Steinhausen 108 — Karl Gruneisens Bild 116 — Kirche zu St. Johann in Dorpat 129 130. 131 132 133 — Kirchen in Aarau 160. 161 — Johanniskirche in Berlefeld 163 165 — Große Kirche in Hamm 173 — Zwei Bibelleserchen von W. Steinhausen 187 — Zwei altchristl. Darstellungen der Taufe Jesu 213 — Drei Zeichnungen für Paramente 251 252 — J. G. Herzogs Bild 262 — Grabdenkal von Frisch 306. — Der hl. Wendelin von Schrieß 308. — Abendmahlsleiche. 340 — Ulrike. Die Jünger von Emmaus 374

Musikbeigaben Otto Richter, Motette: Der auf den Herrn hoffen 34 — Max Reger, Orgelvorspiel: Nun danket alle Gott 38 — Derselbe, 2 Vorspiele Morgenglanz der Ewigkeit 68 Mit Fried und Freud 69 — J. G. Herzog, Chor: Lerde dir durch tiefe Wunden 72. — R. Franzel Vorspiel: Jesu, meines Lebens Leben 124 — O. Richter, Chor: Herr, bleibe bei uns 143 — J. G. Herzog, Chore für Himmelfahrt 170 und Pfingsten 172 — E. Orchsler Psalm 68 für Gemeinde und Chor (Gekehrt er sich unser Gott) Beigabe zu Heft 9 — Fred. Seffe, Morgenlinger Chor: Wie der Hirsch schreit 240 — J. Wulfslägel, Lobe den Herrn, meine Seele (Sopranchor und Orgel) 263 — J. G. Herzog, Vorspiel: Herr, wie du willst 286 Festnachspiel 288. — C. Faißt, Chorsatz: Herr schicke was du willst 314 — G. Schreiber, Inspruch von Dessler 328 — M. Reger, Orgelvorspiel „O wie selig" 351 — G. Schreck, Chor: Adventsgedicht 378. — F. C. Piotti, Orgelvorspiel „Freudig sei mein Herze springen" 381

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be
taken from the Building